1830—1845.

Noch fünfzehn Jahre

aus dem

# Leben eines Todten.

Hinterlassene Papiere

eines

französisch-preußischen Offiziers.

Fortsetzung der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten“ in 3 Bänden. (1790—1830.)

Universitäts-Bibliothek

Tübingen,
Verlag der Ostander'schen Buchhandlung.
1845.

P. o. Jesu. 4979 4

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei G. Fr. Kunz in Zürich.

# I.

Stuttgarter Zustände (1830). — Geselliges Leben daselbst. — Der Buchhändler Sch. — Die Schauspielerin Peche. — Der gerügelte Storch. — Fanny E. — Zwei fürstliche Hochzeiten. — Die hübsche Conditorsfrau. — Henriette Sontag verschmäht in Stuttgart zu singen. — Die Verlagsunternehmungen in Stuttgart. — Meine Rückkehr nach Frankfurt a. M.

Das Alter, in welchem nach einem bekannten Sprichwort die Schwaben erst klug werden sollen, hatte ich zwar erreicht, ohne jedoch was man so gewöhnlich darunter versteht, nehmlich recht fürsichtig, berechnend, besonnen und mißtrauisch geworden zu sein. — In der Carriere, die ich nun einschlug, war dies freilich ein Unglück, wie ich nur zu bald zu meinem großen Nachtheil erfahren sollte. Dagegen war ich doch vernünftig genug, um einzusehen, daß es unpassend sein würde, wenn ich meinen bisher geführten, etwas leichtsinnig tollen Lebenswandel, so fortsetzen wollte. Alles hat im Leben seine Zeit, und was man bei der Jugend, wenn auch nicht gerade lobenswerth und schicklich, doch verzeihlich findet und entschuldigt, wird in gewissen Jahren lächerlich, ja wohl verächtlich, gleich dem Treiben einer alten Coquette. — Wir sind nicht alle Richelieu's, und selbst dieser unterlag oft der Wucht des Lächerlichen. Fangen einmal die grauen Haare zu sprossen an, so ist dies eine sehr sichtbare Warnung, manche Dinge, und namentlich das auf Eroberungen ausgehende Gourmachen, einzustellen, und wenigstens nach dem Schein von dem, was die Welt solid zu nennen beliebt, zu trachten. Ich that, was in meinen Kräften stand, dieses Prädikat zu erwerben, ohne jedoch die Rolle eines Scheinheiligen, das verächtlichste, was ich mir denken kann, zu spielen, und obgleich ich noch lange nicht alle Adamssünden unterlassen konnte, wenn sich die Gelegenheit, sie zu begehen, darbot, so suchte ich sie doch nicht mehr auf.

Der Aufenthalt in Stuttgart konnte mir auf die Dauer nicht

zusagen, das Leben und Treiben daselbst war gar zu jämmerlich-spießbürgerlich und einförmig für einen Menschen, der so wie ich, bisher sein Leben in einem wilden weltbürgerlichen Taumel zugebracht hatte.

All diese kleinen deutschen Residenzen, wie Kassel, Karlsruhe, Darmstadt, Hannover, Stuttgart und selbst Dresden und München, leiden an einer erstickenden Langeweile und Einförmigkeit, welche die ewigen Stadtklatschereien in ihrer ganzen Erbärmlichkeit erträglicher zu machen nicht im Stande sind. Sie bieten so wenig erholende und angenehme Unterhaltung und Veränderung, ein tödliches Einerlei grinzt aus allen Winkeln und Ecken. Zwar hatte der Unternehmungsgeist des Herrn von Cotta und mehrerer Buchhandlungen, manche Gelehrte von Ruf und Verdienst nach Stuttgart gezogen, aber eine angenehme Unterhaltung bei deutschen Gelehrten suchen, besonders wenn sie, wie dies fast immer mehr oder weniger der Fall ist, von irgend einem System der speculativen Philosophie angesteckt sind, heißt Wein im Wasser suchen, und auf diese Pedanten paßt vollkommen Göthe's:

Daran erkenn ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, ist euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das meint ihr gelte nicht.

Denn all diese Kantianer, Fichtianer, Hegelianer, Schellingianer ꝛc. ꝛc. haben eben so wenig einen richtigen Begriff von einer vernünftigen Lebensphilosophie, als ein Bauchpfaffe von wahrer Religion. Alle diese gelehrten Herrn schwören ein jeder, daß seine Meinung die allein wahre und richtige sei, begeifern und bespötteln sich gegenseitig, und blähen sich mit krähwinkliger Bravour, und in all diesem philosophischen Galimathias und Sudelbrei, den Kunz, Hans, Paul und Peter in ihrem Gehirn gebraut, ist meist auch nicht ein Fünkchen gesunder Vernunft zu entdecken. Doch giebt es Ausnahmen, und hieher gehörten in Stuttgart, Hauff, der liebenswürdige Dichter Gustav Schwab, C. Julius Weber, deren persönliche Bekanntschaft ich daselbst zu machen, das Glück hatte. Aber solche Männer sind weiße Raben in der deutschen Gelehrtenwelt.

Selbſt das ſonſt allenthalben ſo heitere lebensluſtige und joviale Völkchen der Schauſpieler und Offiziere iſt in dieſen Reſidenzen von der höfiſchen Steifigkeit und Langweiligkeit angeſteckt, und bewegt ſich nur ſchwerfällig, wie Leute, die ſich unbehaglich und nicht an ihrem Platz befinden. In Berlin und Wien iſt dies allerdings anders, in der erſten Stadt dominirt eine große geiſtige Gewandtheit, und in Oeſtreichs Hauptſtadt, wo immer ſich dreht der Spieß am Heerd, iſt eine hochſinnliche Luſtigkeit vorherrſchend.

Mehr aber noch, als in andern Städten, fehlte es in Stuttgart an Familiengeſelligkeit. Die Familien lebten ſehr abgeſchloſſen in ſich, und ſelbſt Verwandte kamen nur bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Veranlaſſungen zuſammen um — Kegelhopfen und Wurſt zu verzehren, Kaffee und Neckarwein zu trinken, und die Kinder in den Taufkutſchen in der Anlage ſpazieren fahren zu laſſen. Abendcirkel gab es keine, im Winter alle 14 Tage einen Muſeumsball, der aber mit dem Glockenſchlage zehen geſchloſſen werden mußte, angeblich um den Frauen und Mädchen ihren Teint zu erhalten. Die Männer brachten meiſt ihre Erholungsſtunden in den Weinſchenken oder Bierkneipen trinkend und kannegießernd zu. — Ohne das wirklich gutbeſetzte aber meiſt leere Theater, deſſen Opern und Orcheſter vom Kapellmeiſter Lindpaintner vorzüglich dirigirt wurden, hätte in den Winterabenden Jeder vor langer Weile ſterben müſſen, dem es ſo wie mir, unmöglich war, ſtundenlang in den Wein- oder Wirthshäuſern hinter den Schoppen zuzubringen und das albernſte Gewäſche anzuhören.

Anders war es dagegen im Sommer, wo die herrlichen Umgebungen Stuttgarts, die üppige Natur, die anmuthigſten Spaziergänge, die erfreulichſte Abwechslung und hinlängliche Zerſtreuung darboten. Ausflüge nach dem nahen Badeort Cannſtatt, nach der Solitude, Ludwigsburg, Eßlingen, Reutlingen, ſo wie Spaziergänge auf die Silberburg, nach Häslach, dem Geißburger Schlößchen u. ſ. w. in angenehmer Geſellſchaft, gewährten geiſtigen und ſinnlichen Genuß. Nur die ſonntäglichen Promenaden in den Anlagen des Schloßgartens athmeten den reſidenzlichen Poltergeiſt aller Stände, und dieſes Stuttgarter Longchamp bot nicht einmal den Genuß geſchmackvoller Toiletten oder reicher Equipagen. Ein durchfahrender Hofwagen war allemal ein Ereigniß. Man

stierte sich hier, sowie in Burks- und andern öffentlichen Gärten meist mit neidischen Blicken und glossirend einander an und trug oft eine mehr als burleske Toilette zur Schau; doch sah man auch recht hübsche und schelmische Schwabengesichtchen, deren schwarze feurige Augen allerliebst blitzten.

Von meinem Associe, Herrn Sch, hatte ich mich hauptsächlich seiner werthen Verwandtschaft wegen getrennt, die sich fortwährend in unsere Geschäftsangelegenheiten mischte, und stand seitdem auf einem zwar nicht feindlichen doch ziemlich gespannten Fuß mit ihm; verschiedene Ursachen waren die Veranlassung dazu. — Das Ei wollte klüger sein wie die Henne und Hr. Sch., der ein Unternehmen mit mir ausgeführt, welches so über alle Erwartung günstig ausgefallen war, und das mehrere bedeutende Buchhandlungen von sich gewiesen hatten, indem sie meinten, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach keinen sonderlichen Erfolg haben könne, indem schon so viele Gelehrte denselben Gegenstand ohne Glück bearbeitetet hätten, brüstete sich nun mit seinem einsichtsvollen Scharfblick, nahm ein wichtige Protektionsmiene, besonders gegen Schriftsteller an, und wurde so ein gefälliger Protektor für Leute, die es verstanden, sich seine Eitelkeit und Schwäche zu Nutz zu machen, was eben nicht schwer war. Nichts half es, daß ich ihm hierüber klaren Wein einschenkte; er ließ sich öfters hinreißen, unglückliche Spekulationen zu machen, wobei er gewaltig anlief. Da kam z. B. einmal ein gewisser Hr. v. J., ein pensionirter Offizier, ein ziemlich fideles Haus, der gerne die lustige Person machte. Dieser hing ihm ein Werk über württembergische Versteinerungen auf, wodurch, wie der Mann behauptete, nicht nur sehr viel Geld verdient, sondern Hr. Sch. auch in ganz Europa ein berühmter Mann werden müsse, denn — die Akademie von St. Petersburg und S. Majestät der König subscribirten sogleich darauf! — J. erhielt ein gutes Honorar für — das Coloriren der lithographirten Versteinerungen, und ein Geschenk vom König, dem er das Werk dedicirte, und Sch. wischte sich den Bart, und hat es schwerlich zum Ersatz der Kosten gebracht.

Sch. hatte auch das Projekt, eine eigene Druckerei zu errichten, ich hatte ihm die Sache als durchaus unvortheilhaft für ihn, dargestellt, indem ich ihm darthat, wie wenig dabei herauskäme, da man in Stuttgart so sehr billig drucke, es also nicht der Mühe werth sei, sich mit bedeutenden Kosten ein solche Last aufzubürden,

wobei ein Gewinn sehr problematisch, und die Schriften und Pressen einmal angeschafft, man sich gar leicht verleiten lasse, Makulatur zu drucken, um sie nur zu beschäftigen. Aber Herr Sch., dem der Kamm immer mehr stieg, wollte durchaus à la Cotta, Metzler ꝛc. auch Druckereibesitzer sein, und es kam, wie ich gesagt hatte. — Dabei spielte er fortwährend den Mäcen gelehrt sein wollender Leute und Autoren, sich einbildend, auf diese Weise selbst für ein Lumen mundi zu gelten, machte gerne Vorschüsse, verlor so manches schöne Sümmchen und — wurde ausgelacht! — Gegen seine Anverwandte, die nun alle vor ihm krochen, nahm er den Ton eines sie weit übersehenden Genies an, besonders weil sie ihm zu einer Verbindung mit mir so abgerathen hatten, fürchtend, daß er Geld dadurch verlieren, und sie dann weniger erben würden. (Sch. war kinderlos.) Nachdem sie aber den großen unerwarteten Gewinn, der aus eben dieser Verbindung entsprang, erfahren hatten, kamen sie sämmtlich als demüthige und bereuende Sünder angezogen, und machten nicht nur dem Herrn Bruder, Oheim und Vetter, der sie aber jetzt sehr en bas behandelte, sondern auch mir gewaltig den Hof. — Doch ließ er sich bereden, einen seiner Neffen, Fritz genannt, der in einer Tuchhandlung gelernt hatte, nach überstandener Lehrzeit ins Geschäft zu nehmen, meinend zwischen Bücher und Tücher sei kein anderer Unterschied, als ein B. und ein T., und wer die einen kenne, wisse auch mit den andern umzugehen.

Sch. hatte früher so sehr über meine Geldverschwendung geklagt, namentlich meine Ausgaben, für Pferde u. s. w. getadelt, nun aber sich selbst Pferde, eine Equipage angeschafft und sogar ein Gut unweit Stuttgart gekauft, denn er wollte auch Gutsbesitzer sein, und die Spitzen der Staketen an seinem Hofthor in der Stadt ließ er vergolden. Genug der gute Mann spielte vortrefflich die Rolle des baronisirten Bürgers und war der Spielball schlauer Schmarotzer.

Einige Unterbrechung in das sonst so langweilige Leben, brachte mir die Ankunft der Catalani, die ein Concert, und der Sch. eine Fete auf der schöngelegenen Silberburg gab, und eine Parthie nach Hohenheim mit ihr veranstaltete.

Eine andere mir nicht so angenehme Erscheinung, war Therese Peche, die kam, um Gastrollen in Stuttgart zu geben und bei der Hofbühne ein Engagement fand. — Ich suchte jedes Zu-

sammentreffen mit ihr möglichst zu vermeiden, obgleich sie sich jetzt von der lästigen Bürde ihrer liebenswürdigen Mama und ihres saubern Bruders befreit, und nur noch eine Art Gesellschaftsdame bei sich hatte. An Fräulein St., die an Talent und Figur doch die Pecht überragte, fand sie aber eine gefährliche Nebenbuhlerin, und so konnte sie, aller Anstrengungen zum Trotz, doch nur einen kleinen Theil des Publikums für sich gewinnen, obgleich der Schauspieler Seidelmann sie sehr in Schutz nahm. Ihre Fata's in Hamburg und Darmstadt wurden auch bekannt und von ihren Gegnern verbreitet und benutzt.

Besonders waren es ihre Aventuren in Darmstadt, wo sie bei dem alten, mehr als siebenzigjährigen Großherzog in außerordentlicher Gnade gestanden, aber die dortige Bühne mit einer höchst ungnädigen Entlassung hatte verlassen müssen, die viel Aufsehen machte. Hier war wieder die ehere Mama die Ur-Ursache gewesen. Diese hatte nemlich ihrer Tochter inspirirt, daß sie bei dem gnädigsten Herrn, der gar bald mit dem Tod abgehen könne, auf eine materielle Sicherstellung, so etwas wie fünfzig- oder hunderttausend Gulden, antragen müsse. Nach einer zärtlichen Stunde, brachte Therese dieses Anliegen bei Sr. Königl. Hoheit an, und platzte dabei, für eine Schauspielerin sehr naiv, mit den Worten heraus: „Denn die Mama hat gesagt, Sie könnten bald sterben und dann hätten wir das Nachsehen"! — Dies Gesuch, und besonders die Erinnerung an seinen nahen Tod, brachten den alten Herrn so auf, daß er die gar zu naive Künstlerin auf der Stelle aus seinen und dann auch aus dem Dienst der großherzoglichen Hofbühne entließ.

Einigemal ließ mich Therese durch dritte Personen wissen, daß sie mich zu sprechen und mir etwas wichtiges mitzutheilen habe, schrieb mir auch deßhalb; ich ließ ihr jedoch sagen, daß meine jetzigen Verhältnisse der Art seien, daß ich allen und jeden Umgang mit ihr meiden müsse. — Glücklicherweise blieb sie kein Jahr bei der Stuttgarter Bühne, wo sie trotz Seidelmanns Protektion, wenig Beschäftigung fand, und bald einen Urlaub, um Gastrollen in Wien zu geben, erhielt, wohin man ihr schrieb, daß es nicht der Mühe werth sei, zurückzukommen, indem nach Ablauf ihres einjährigen Engagements, dasselbe unter keiner Bedingung erneuert würde.

Der bekannte Romanenschreiber Ludwig Storch, lebte damals

auch in Stuttgart, wo er Kritiken über die dortigen Bühnendarstellungen schrieb, die ihm jedoch eine große Fatalität verursachten. Obgleich sie in einem sehr bescheidenen und gemäßigten Ton und nicht ohne Sachkenntniß geschrieben waren, so mißfielen sie dennoch den Schauspielern. Man weiß, wie empfindlich das Völkchen der Künstler im Dienst Thaliens und Melpomenens ist, das will immer gelobhudelt sein, und kann weder gutgemeinte Belehrungen noch den leisesten Tadel ertragen. — Besonders waren es die nicht verdienstlosen Schauspieler G. und M. — letzterer brüllte nur gar zu gern — die sich durch Storchs Recensionen gekränkt und wohl auch getroffen fühlten, und beschlossen, eine eclatante Satisfaction und exemplarische Rache an dem ohnehin körperlich schwächlichen Recensenten zu nehmen. Sie begaben sich deshalb eines Tags mit tüchtigen Prügeln versehen, in Storch's Wohnung, und bläuten den armen, um Hülfe schreienden Mann so gewaltig durch, daß derselbe längere Zeit darniederlag. Die Herrn G. und M. aber büßten den gewaltthätigen Ueberfall durch mehrmonatliches Gefängniß auf der berüchtigten Veste Hohenasperg, und mit dem Bedeuten, daß sie bei der geringsten Veranlassung zum Teufel gejagt würden.

Um G. that es mir leid; er war nicht nur ein verdienstvoller Künstler, sondern auch als Mensch achtbar; bei M. dagegen, der ihn zu der Heldenthat beredet hatte, war dies nicht sein erster Versuch. Er hatte schon eine ähnliche Scene mit dem Oberstallmeister v. M., in dem Zimmer der Sängerin P., die von den beiden Herrn öfters intime Besuche erhielt und deren Eifersucht anfachte, aufgeführt. Da M. von außerordentlicher Stärke war, so zog der Oberstallmeister den Kürzern, und wurde derb durchgeprügelt, war aber so klug, von dieser Fatalität nirgends etwas zu erwähnen, dennoch war die Geschichte schnell Hof-, Stadt- und landkundig, und gab Stoff zur Unterhaltung und zum Lachen.

Auf die Begebenheit mit Storch erschien eine Carrikatur, einen hochbeinigen Vogel Storch darstellend, der von einem grimmigen Bären (M.) und einem boshaften Affen (G.) geprügelt wurde.

Noch einer meiner früheren Amouretten, auch ein Frankfurter Kind, die Tochter des Weinhändler. M. daselbst, die

ſchöne Fanny kam mir auch in Stuttgart wieder zu Geſicht. Sie war jetzt eine hohe Dame geworden und an den niederländiſchen Geſchäftsträger daſelbſt, einen Herrn v. E. verheirathet. Der württembergiſche Hofadel ſah jedoch, eines Theils, ihrer Abkunft halber — ihre Mutter war früher eine Leibeigene von großer Schönheit geweſen, und hatte ſich wegen Mißhandlungen von Seiten ihres Mannes erhängt, und ihr Vater hatte banquerout gemacht — verächtlich auf ſie herab, andererſeits aber ihrer Schönheit wegen, mit neidiſchen Blicken auf ſie, und da ſie ſich auch nicht ganz in die Hofgebräuche und das Ceremoniel zu finden wußte, ſo gab dies zu manchen ſpöttiſchen Bemerkungen Anlaß. Indeſſen hatte ſie dennoch manche hochgeſtellte Anbeter, und allerlei Abentheuer. Ich ſelbſt war auf einer von mir veranſtalteten Rheinreiſe, als ſie kaum ſechzehn Jahre zählte, mit ihr bekannt geworden, vermied aber jetzt jede Berührung mit ihr, und dankte ihrem freundlichen Zunicken ziemlich kalt, wenn ich ihr in der Anlage begegnete.

Zwei hochfürſtliche Hochzeiten, die zu jener Zeit in einem nicht gar großen Zwiſchenraum in Stuttgart gefeiert wurden, brachten wenigſtens auf kurze Zeit etwas mehr Leben in die ſonſt ſo langweilige Reſidenz. Die erſte war die der ſchönen und ſehr liebenswürdigen Prinzeſſin Pauline, Tochter des bekannten Prinzen Paul von Württemberg, ſie wurde, wie das bei ſolchen Damen ſo häufig vorkommt, mit dem ſchon ziemlich hinfälligen regierenden Herzog von Naſſau vermählt, deſſen zweite Frau ſie ward, und zu dem ſie auch nicht die mindeſte Neigung verſpürte. — Die Vermählung fand mit großen Feierlichkeiten ſtatt. — Pauline zählte achtzehn Jahre, ſtand in der höchſten Blüthe, und war ein reizendes Geſchöpf.

Achtzehn Monate ſpäter verheirathete ſich die ſchon etwas verblühte Herzogin Eliſabeth mit dem Markgrafen Wilhelm von Baden. Auch dieſe Hochzeit veranlaßte große Feſte, einen Ball im Redoutenſaal u. ſ. w. Zu dieſen Bällen erhielt auch ich Einladungskarten von einem mir befreundeten Stadtrath, was übrigens keine große Auszeichnung war, da dergleichen auch an viele Handwerker vertheilt wurden. — Aber es war brav von den Königlichen Majeſtäten, daß ſie ſich bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſcheuten, mitten unter dem Volk zu tanzen, und ich ſah, wie die Königin manche un-

ſanfte Berührung von einem etwas derben Tänzer geduldig hinnahm.

Auf einer dieſer Redouten hatte ſich der König als colportirender Tyroler maskirt und trug als ſolcher ein Ladenkäſtchen an Riemen, in welchem ſich in Papier eingewickelte Bijouterien, als goldne Ringe, Ohrringe, Vorſtecknadeln, und dergleichen befanden, die das Anſehen ſeiner Bonbons hatten, die man in ſolchem Papier gewickelt, verkauft. Der galante Tyroler bot den Damen von dieſen Bonbons zum Geſchenk an, welche, Se. Majeſtät nicht erkennend, erſtaunten, ſtatt der Bonbons goldne Kleinodien zu finden, das Papier aufwickelnd; mehrere hatten auch das Papier ſammt dem Inhalt weggeworfen. Auch einer durch ihre Schönheit eben ſo ſehr wie durch ihren Verſtand in der Reſidenz bekannte Conditorsfrau, Namens C., bot der königliche Tyroler von ſeiner Waare an, welche dieſelbe jedoch mit den Worten: „O gang weg Tyroler, von dem Zeug han' i gnug in meiner Butik," ausſchlug. — Als ſie ſpäter inne wurde, was es mit dieſer Maske und ihren Bonbons für eine Bewandtniß hatte, wollte ſie ſich die Haare ausraufen, daß ſie ſo einfältig geweſen. „Wer konnt e denka, daß à König hinter'm Tyroler ſteckt," tröſtete ſie ſich endlich.

Eine andere große, aber auch nicht durch ihren Verſtand glänzende Schönheit, war eine Demoiſelle ... ..., Tochter eines Hofhandwerkers, der wegen Unterſchleif und Diebſtahl von deren Ertrag er in der Königſtraße, ein palaſtähnliches Haus erbaut hatte, längere Jahre im Zuchthaus geſeſſen. Dieſes hübſche Mädchen wohnte dem Ball in einem Schwarzwälder Coſtüme bei, das ihr allerliebſt ſtand, bei der größten Regelmäßigkeit der Züge, war aber ihr Geſicht ohne Ausdruck. „Greif zu Dirnel" hatte ihr der Tyroler geſagt, und nicht faul, nahm ſie eine ganze Handvoll von dieſen Bonbons. — Dieſes Mädchen ſtarb in der Blüthe ihrer Jahre und ihre Mutter kam auf den tollen Gedanken, ihre Leiche mehrere Tage lang prächtig geputzt und auf einem Armſtuhl ſitzend, in einem Zimmer ihres Hauſes auszuſtellen, und Jedermann den Zutritt zu derſelben zu geſtatten. — Der Zudrang, um die ſchöne, nicht entſtellte Todte zu ſehen, war außerordentlich, das Factum aber ein wahrer Schwabenſtreich.

Zu jener Zeit brach die Julirevolution in Paris aus, und

zwar wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Auch in Stuttgart und namentlich bei Hof, verurſachte ſie gewaltige Unruhe, und die würtembergiſchen Demagogen begannen ſich an Laden zu legen und Drohungen auszuſtoßen, während der hohe Adel und die Beamtenwelt zitterten. Glücklicherweiſe kam bald die Nachricht, daß nachdem man Carl und ſeinen Kreaturen den Laufpaß gegeben, der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, den Thron von Frankreich beſtiegen, wodurch die geängſtigten Gemüther wieder etwas beruhigt, und die raubſüchtigen der Demagogen, wieder etwas gedämpft wurden. Doch fand man für gut, während dem Ballfeſt, welches der Herzogin Eliſabeth zu Ehren gegeben wurde, Reiterei hinter dem Redoutenhaus aufzuſtellen, und alle mögliche Vorkehrungen zu treffen, etwaigen Störungen begegnen zu können. Vielleicht fürchtete man auch, daß das ſehr anſehnliche königliche Silber, von dem geſpeist wurde, zu einem revolutionären Raubhandſtreich anlocken möchte; indeſſen lief auſſerhalb dem Saal alles ruhig ab, nicht ſo im Innern deſſelben, wo die Mägen der zweiten Abtheilung der Gäſte, deren Einladungskarten zur zweiten, erſt gegen zwei Uhr ſervirten Tafel lauteten, beinahe die Veranlaſſung zu einem Sturm und gewaltſamen Einbruch des aus Brettern angebauten Speiſeſaals geworden wären. Da früher gar nichts gereicht wurde, und man ſich auch für Geld nichts verſchaffen konnte, ſo befanden ſich in der That viele der Gäſte der unglücklichen zweiten Abtheilung in einem ſo pitoyabeln Zuſtand, daß ſie vor Schwäche und Mattigkeit beinahe umfielen, und ihre Lage war um ſo verzweifelnder, als die erſte Abtheilung, die ſchon um Mitternacht eingelaſſen worden war, wie es ſchien, dem Tafeln gar kein Ende machen wollte. — Die zum Ceres- und Bachustempel führende Thüren wurden förmlich belagert, und an der Spitze der Belagerer hatte ſich der Schauſpieler M. mit ſeiner Frau geſtellt, deſſen herkuliſche Stärke ſchon allein hingereicht hätte, des Tempels Thüren einzuſtoßen. — Endlich öffneten ſich dieſelben, und die herausſtrömenden wurden von den hungrig harrenden nicht nur mit grimmigen Blicken, ſondern auch allerlei Epithetas, wie endloſe Freſſende empfangen. Aber als die letzten Geſättigten heraustraten, und man einzutreten hoffte, verboten dieß die königlichen Trabanten und Diener, und ſchloßen die Pforten auf's neue, und es dauerte abermals eine gute Stunde, bevor ſie ſich wieder aufthaten. Nun ſtürzte man aber mit ſolchem Gedränge

herein, daß M. am Eingang niederfiel, und das ganze wildhungrige Heer über seinen Leib an die wohlbesetzten Tafeln schritt, dessen Fluchen so wenig, wie dessen Bitten achtend. Uebrigens war Platz und zu Essen hinlänglich für Jedermann vorhanden.

Zu jener Zeit stand die gefeierte Sängerin, Henriette Sontag, im höchsten Glanzpunkt ihres Talents und ihrer Schönheit; der König wünschte, daß sie auch die Stuttgarter Hofbühne mit ihrem Gastspiel beglücken möge, was die Künstlerin jedoch einfür allemal ablehnte, und zwar aus folgendem Grund: — Vor mehreren Jahren, als sich die liebenswürdige Sängerin noch keines so großen Rufs zu erfreuen gehabt, hatte sie an die Stuttgarter Theater-Intendanz geschrieben und dieselben um Gastrollen gebeten, erhielt aber von dem Intendanten zur Antwort, daß man sich mit Anfängerinnen ohne Ruf nicht befassen könne. — Jetzt gab sie zur Antwort, »sie sei noch lange nicht Künstlerin genug, um es wagen zu dürfen, die königl. würtembergische Hofbühne zu betreten«. — Vergeblich blieben alle weitere Bemühungen, den Wunsch Sr. Majestät zu erfüllen, auch daß man ihre sehr unbedeutende Schwester in Stuttgart gastiren ließ, machte die sonst so gutmüthige Künstlerin nicht nachgiebiger. Dem König aber verschwieg man wohlweislich den wahren Grund ihres Ausbleibens. Die armen Fürsten sehen so selten die Dinge wie sie sind, sondern nur wie man sie ihnen sehen lassen will. Nur ein Friedrich der Große, ja wohl der Einzige, sah meist klar und mit eignen Augen. »Aber wenn alle Fürsten solche Friedrichs wären«, hatte mir einmal ein hochgestellter Staatsmann in Berlin gesagt, als ich ihm denselben als Muster eines Regenten angeführt, »dann möchte der Teufel Geheimerath oder Minister sein«.

Noch hatte ich in Stuttgart eine interessante Bekanntschaft an dem Abbé Mozin gemacht, ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter, und zuerst durch seine vortreffliche französische Grammatik, die den Meidinger'schen Unsinn und Schofel nach und nach so ziemlich verdrängte, bekannt gewordener Mann. Auch seine andern linguistischen Arbeiten sind höchst werthvoll, und sein großes französisches Wörterbuch das vollkommenste, was es der Art gibt. — Mozin hatte, wie soviel tausend andere, bald nach dem Ausbruch der französischen Revolution auswandern müssen, wollte er nicht unter dem Mordbeil des damals dominirenden Raubgesindels fallen. Er wurde nun Sprachlehrer, und erwarb sich durch rastlo-

sen Fleiß und durch seine Kenntnisse ein nicht unbedeutendes Einkommen. Da er aber ein sehr gutmüthiger Mensch war, der nicht leicht Jemand etwas abschlagen konnte, selbst wenn es ihn große Opfer kostete, so wurde er nur gar zu häufig mißbraucht, betrogen und geprellt. — Auch C..... benutzte diese Schwäche, und beutelte den guten Mann auf das unverschämteste aus. Ueberhaupt gehörte C.....s Treiben in Stuttgart nicht zu dem ehrenvollsten, er suchte sich allenthalben, wo er glaubte etwas erwischen zu können, anzudrängen, und war dabei unverschämt zudringlich. — Nach seinem Banquerout in Mannheim hatte er ein Institut der Handlungswissenschaften zu etabliren versucht, aber wenig oder keine Zöglinge gefunden, da Niemand seine Kinder das Banqueroutiren wollte lernen lassen.

Der große Erfolg, den mehrere litterarische Unternehmungen hatten, worunter besonders die 9 Kreuzer-Ausgabe der Walther-Scott'schen Werke, die bei Frankh erschien, und auch mein historisches Werk waren, machte, daß sich plötzlich viele Individuen dem Verlagshandel widmeten, und so manche neue Buchhandlungen, wie die des Carl Hoffmann, des Paul Reff ꝛc. entstanden, und auch schnell prosperirten. — Die Verleger fanden leicht Kapitalien, und ihre Unternehmungen wurden besonders durch die Liberalität der Gebrüder Benedikt, ein sehr achtungswerthes Bankierhaus, begünstigt und befördert. — Hiedurch kam viel Geld in Stuttgart und der Umgegend in Umlauf, da sehr viele Hände dadurch beschäftigt wurden. — Ein einziger Schullehrer gewann eine bedeutende Summe blos dadurch, daß er das Falzen von Druckbogen zu Brochüren übernahm, und durch seine Schulkinder machen ließ. Gelehrte und Ungelehrte befaßten sich mit Uebersetzungen von Werken aus der französischen und englischen Sprache, freilich waren diese oft sehr schülerhaft, namentlich waren die, welche Officiere um ein Spottgeld besorgten, meist unter aller Kritik. Ein General Th. ließ à 3 fl. per Bogen seine Töchter aus dem Englischen übersetzen, ein Oberst W., ein Lieutenant C., die thaten es noch billiger, aber es war auch darnach, oft besagte die Uebersetzung gerade das Gegentheil von dem, was in dem Original stand. Unter den Unternehmern waren auch manche, die verunglückten, so ein Lieutenant Sch., der die Tochter eines reichen Bankiers, ganz gegen den Willen ihrer Familie heirathete, sich nun zum Verlagshändler machte, und das

ansehnliche Vermögen seiner armen Frau in kurzer Zeit verdruckte. — Die Regierung sah solche Etablissements gerne, da sie große Kapitalien in das Land zogen und in Umlauf setzten; auch war die Censur äußerst liberal, fast so gut, wie völlige Preßfreiheit.

Ich ging indessen schon länger mit dem Gedanken um, Stuttgart zu verlassen, und nach meiner Vaterstadt zu übersiedeln. Der Tod meiner guten Mutter, die zu jener Zeit starb, wodurch mein alter Vater so ziemlich allein dastand, bestimmte mich zur schnellern Ausführung meines Vorsatzes, denn ich wünschte dem braven Mann in seinem Alter noch nützlich und eine Stütze zu sein. — Im Frühjahr 1831 sagte ich der schönen Residenz Lebewohl, und kehrte nach Frankfurt zurück.

## II.

Mein Etablissement in Frankfurt. — Der Senator und Bürgermeister Miltenberg. — Pfarrer Stein; die Pietisten. — Gut Berkersheim. — Der Schelm von Bergen. — Kirchweih-Begebenheiten. — Kindische Teufelsstreiche. — Eine Leiche auf einem Maskenball.

Kaum in Frankfurt angekommen, wo ich mir für den Sommer eine hübsche Gartenwohnung vor dem Eschenheimer Thor miethete, war ich auch schon wieder in Konflikt mit der jüngern Bürgermeisterei daselbst gekommen, wozu Folgendes die Veranlassung gab. Ich hatte nämlich den Plan, ein eigenes Verlagsbüreau zu etabliren, und in demselben verschiedene Werke, deren Herausgabe ich projektirte, erscheinen zu lassen. Hiezu bedurfte es der obrigkeitlichen Erlaubniß. Ein gewisser Miltenberg, ein sehr arrogantes und beschränktes Subjekt, war damals gerade einjährig wohlregierender jüngerer Bürgermeister, und einer von denen die sich meinem Bürgerwerden am meisten widersetzt hatten, weil ich ein zu gefährlicher Mensch sei. — Als ich demselben nun in einer Audienz mein Anliegen vorbrachte, erklärte er mir, daß da, soviel ihm bekannt, ich die Handlung nicht erlernt habe, man meinem Gesuch schwerlich willfahren werde.

Auf meine Bemerkung, daß die Werke, die ich herauszugeben beabsichtige, von mir selbst redigirt seien, und der Selbstverlag überall den Autoren gestattet sei, auch dazu das förmliche Erlernen einer Handlung, namentlich wie es in Frankfurt üblich, wo man Jahre lang mit Pulten abstauben, Läden und Thüre schließen, dem Copiren der trockensten Geschäftsbriefe, zubringe, durchaus nicht nöthig sei; erwiederte mir die schon in Eifer gerathende Magnificenz: — Das muß ich besser wisse Hr. Fröhlich, davor bin ich Burgermeister, und es müsse doch Bücher geführt werde, wie in jedem Geschäft.

Allerdings, Hr. Bürgermeister, dafür werde ich mir einen Buchhalter nehmen, und soviel verstehe ich schon, dem nachzusehen, daß sie richtig geführt werden.

Awer was wolle Sie dann eigentlich vor Bücher drucke losse, doch nix verfängliches?

Gott bewahre, nur ganz unſchuldige Werke.

Awer von was hannein ſe dann eigentlich?

Von verſchiedenen Dingen. Es ſind meiſtens wiſſenſchaftliche Werke.

So, doch nix Politiſches? — wie is dann der Titel? Jetzt wurde mir das Inquiriren zu langweilig, und ich antwortete:

Unter andern beabſichtige ich auch eine Fortſetzung des gehörnten Siegfrieds zu ſchreiben.

NB. Es war bekannt, daß dem Miltenberg von ſeiner Frau Liebſten recht artige Hörner, und zwar von ſehr unanſtändigen Liebhabern aufgeſetzt wurden, wogegen er ſich bei feilen Dirnen revangirte.

So ſo, no des mag ach à ſauber Buch wern. Wiſſe Se was, mer ſoll't eigentlich von all denn die Bücher ſchreibe à Caution verlange, dann thät gewiß net ſoviel bös Zeug gedruckt wern.

Möglich Hr. Burgermeiſter, allein es wäre auch ſo übel nicht, wenn man von unſern regierenden Herrn ebenfalls eine Kaution verlangte, bevor Sie ihr Amt antreten, dann würde vielleicht auch vernünftiger regiert werden.

Ich glab gar, Sie wolle reſonnire, deß wird hier uff dem Amt nit gelitte, verſtehe Sie mih.

Gott bewahre mich für ſolchen Gedanken, ich weiß zu gut, daß Raiſon nicht auf ein Frankfurter Amt gehört.

Deß ſoll ich mäne. — Wohl mer werd' Ihr Sach überlege, un Ihnen Beſcheid gewe.

Gut Hr. Burgermeiſter, nur erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß, wenn mir das Ueberlegen zu lange währt, und ich die Geduld verliere, ich die Werke in Offenbach oder Darmſtadt herausgeben werde.

Sie ſind verdammt korz angebunne, no mer were ſehe.

Ich empfahl mich nun gehorſamſt, und erhielt nach einigen Tagen die Genehmigung zur Errichtung des Comptoirs und zwar, wie ich ſpäter vernahm, beſonders aus dem Grund, „weil ich ſohſt allerlei Ofezeug über Frankfurt in Offebach könnt drucke losse, hier kennt mer awer der Cenſor alles ſtreiche, was dem Senat nit angenehm wär“.

Ich begann nun mit der Herausgabe einer Chronik der wich-

tigsten Tagesbegebenheiten, für die mir ein gewisser Senator Harnier als Censor zugetheilt wurde. Dieser Mann hatte zwar mehr wissenschaftliche Bildung als dieß in der Regel bei den Senatoren Frankfurts der Fall ist, wurde auch gewöhnlich zu dem Verkehr mit dem Bundestag und andern diplomatischen Angelegenheiten verwendet, aber von einer höhern Politik und was dahin einschlägt, hatte er nicht den mindesten Begriff, und höchst komisch waren oft seine Ansichten über Regierungskunst, politische Oekonomie und Verwaltung: der Frankfurter Schlendrian ging auch ihm über Alles. Indessen kam ich wenigstens leidlich mit ihm aus, was ich wohl mehr der Furcht, daß ich ihn blamiren könnte, als seinem guten Willen zuschreiben durfte.

Ob sich gleich anfänglich alles sehr gut und vortheilhaft für mich gestaltete, so hatte ich dennoch das Frankfurter Leben und den geselligen Umgang daselbst bald wieder herzlich satt und beschloß, mein Geschäft in Frankfurt lassend, mir einen Wohnort in dessen Nähe zu suchen, wo ich wenigstens ein ruhiges und gemüthliches Leben führen könne, ohne tagtäglich nach beendigter Arbeit auf die Verkehrtheiten, Jämmerlichkeiten und Abgeschmacktheiten einer vorurtheilsvollen Kaufmannswelt zu stoßen, deren non plus ultra und Ende aller Raisonnements immer nur auf die Verehrung des goldnen Kalbes hinauslief. Selbst die Religiosität dieser Batzenseelen, war entweder ein aus Furcht zusammengekneteter Aberglauben, oder Heuchelei, und ein großer Theil dieser Menschen, besonders Frauen, waren vom Pietismus angesteckt, und sahen in einem Sachsenhäuser Pfarrer, Namens Stein, ihren Messias, der als solcher sich eine der reichsten Mädchen in Frankfurt zur Frau zu verschaffen gewußt, und bei jeder Gratulation, die ihm deßhalb zu Theil ward, ausrief: »Ja bei Gott, es ist ein wahrer Engel, sie hat nur einen Fehler, den, daß sie sehr reich ist, und die böse Welt könnte glauben, daß ich auf das Geld gesehen; aber Gott sieht ja in mein Herz«. — Wenn aber Jemand den frommen Mann um eine Unterstützung oder materielle Hülfe ansprach, so war gewöhnlich die Antwort: Ich bin nur ein armer Pfarrer, das Vermögen meiner Frau ist mir ein Heiligthum, an das ich nicht rühren darf, aber mein eifrigstes Gebet für Sie soll gewiß nicht fehlen.«

Einmal führte ich diesen Herrn, was ich übrigens schon bei mehreren Theologen mit dem besten Erfolg gethan, gewaltig aufs

Eis. — Ich sagte ihm nämlich im Lauf eines Gespräches über die christliche Religion, Bibel u. s. w: «Nicht wahr Herr Pfarrer, in dem Stück sind Sie vollkommen mit mir einig, daß dasjenige allmächtige Wesen, welches die Welt und Alles, was sie enthält, bis auf das kleinste Stäubchen geschaffen, auch Alles, was daraus entstehen würde, bis auf die geringfügigste Thatsache, vorauszusehen im Stande ist, und vorausgesehen hat.

Allerdings Hr. F., wer daran im mindesten zweifeln könnte, würde an Gott und seiner Allmacht zweifeln, und sich schwer versündigen.

Gut, nun aber behaupteten Sie auch so eben, daß die Bibel Gotteswort und folglich eine heilige Schrift sei.

Allerdings ist sie das.

Nun bitte ich Sie, mir doch zu erklären, wie es möglich war, daß der allwissende Gott den Juden ihre Abgötterei mehr als zehnmal verzieh, in der Erwartung, daß sie nicht wieder in dieselbe Sünde verfallen, er, der doch voraussehen mußte, daß sie in Kurzem die nämliche Sünde wieder begehen würden!

Ja, antwortete mir der gute Pastor, mit dem frömmsten Schafsgesicht, das sind von denen Dingen, über die wir nicht grübeln dürfen, heilige Mysterien, die wir so wenig, wie die heilige Schrift einer Kritik unterwerfen dürfen, da der menschliche Verstand nicht so weit reicht.

Ich verbiß das Lachen und fuhr fort: Gut, die Religion muß demnach die Vernunft knebeln, und es steht ja geschrieben, selig sind die Einfältigen, denn sie werden ins Himmelreich kommen. Aber noch eins Herr Pastor, da Gott alles vorausgesehen, was da kommen wird und wie es kommen wird, so hat er auch vorausgesehen, daß dieser oder jener ein verruchter Bösewicht werden, abscheuliche Verbrechen und Gräuel verüben, und dafür mit dem Schwerdt oder Strang ꝛc. bestraft werden würde. Wie war es aber einem solchen Menschen möglich, einem Schicksal zu entgehen und es abzuändern, das von einem allwissenden Wesen von Ewigkeit vorausgesehen wurde. Könnten Sie mir wohl dieses erklären?

Nach einigem Nachdenken erwiederte mir Stein: Herr Fröhlich, Sie wollen mich da in Versuchung führen, mich einen treuen Diener Gottes, das ist nicht schön von Ihnen, aber ich werde mich so wenig, wie Christus versuchen lassen, und bleibe Ihnen die Antwort schuldig.

Gott bewahre mich vor ſo böſen Gedanken, Herr Paſtor, einen ſo frommen Diener der Religion, wie Sie, verſuchen zu wollen, ich glaubte im Gegentheil, daß ein ſo erleuchteter Mann, wie Sie, mir dieſes allerdings ſehr ſchwere und verfängliche Räthſel würde löſen können, aber beruhigen Sie ſich darüber, von den gelehrteſten und hochſtehenden Geiſtlichen aller chriſtlichen Konfeſſionen, die ich hierüber befragt, habe ich keine andere Antwort erhalten können, als die, welche Sie mir über den Gott der Bibel gaben, und hierin bin ich mit Ihnen einverſtanden, daß auch der größte menſchliche Verſtand viel zu erbärmlich und zu ſchwach iſt, um die Abſichten des allmächtigen und allwiſſenden Schöpfers und ſeiner Weisheit ergründen zu können, dieſe werden hienieden immer undurchdringliche Myſterien bleiben, die kein Sterblicher ſich anmaßen ſoll zu kritiſiren, aber Ihr Gott der Bibel iſt eine recht plumpe Satyre auf dieſen Schöpfer, denn er iſt ein kurzſichtiges, zorniges, rachſüchtiges, und alſo verächtliches Weſen, das einige Sudler geſchaffen.

Der fromme Paſtor war ſtarr und ſtumm, und brach am Ende in die Worte aus: Aber mein Gott, was glauben Sie denn?

Darüber laſſen Sie uns hinweggehen und erlauben Sie mir, Ihnen nur ſoviel zu ſagen, daß, was das Jenſeits oder die Unſterblichkeit der Seele anbelangt, ich mit der größten Ruhe und Geduld erwarte, ob was, und was da kommen wird, und eben ſo wenig dem Recht gebe, der da behauptet, mit dieſem Leben habe alles ein Ende, als dem, der mit apodiktiſcher Gewißheit ſeine Unſterblichkeit verſichert, denn weder der Eine noch der Andere weiß etwas davon, und alle ſpekulative Philoſophie über dieſen Gegenſtand iſt baarer Unſinn, und es bleibt uns nichts übrig als Reſignation.

Die Folge dieſer Unterredung war, daß mich Herr Pfarrer Stein, dem ich freilich nebenbei einige derbe Hiebe gegen den Unfug des Pietiſtenweſens ausgetheilt hatte, als einen der gottloſeſten Menſchen, den die Erde trage, in ganz Frankfurt verſchrie, und ſich ſomit alle Frommen beiderlei Geſchlechts vor mir wie vor dem böſen Feind bekreuzigten. — Ich aber, meiner alten Gewohnheit treu, lachte darüber, und ſchlug den Pietiſten, an deren Spitze ſogar ein frommer Senator ſtand, ein Schnippchen.

Ich ritt nun mehrere Tage in der Umgegend von Frankfurt herum, und beſuchte die nahe liegenden Ortſchaften, mir einen

künftigen Wohnplatz zu wählen. Berkersheim, Homburg und Offenbach waren die Orte, die am meisten Anziehungskraft für mich hatten, da sie mir durch die Erinnerungen an meine Kinder- und Jugendjahre in theurem Andenken waren.

Das so reizend gelegene kurhessische Dorf Berkersheim, mit seiner herrlichen Aussicht gegen den Taunus und in die ganze Umgegend, nur eine gute Stunde von Frankfurt, rechts von der Chaussee, die nach Homburg führt, und zehen Minuten von dem alten Flecken Bonames entfernt, war früher ein Eigenthum unserer Familie, und hier hatte ich im Sommer meine Kinderzeit in den angenehmsten Verhältnissen zugebracht, und manchen kindischen Teufelsstreich ausgeführt, und deßhalb sprach mich der Ort am meisten an. Leider aber waren sämmtliche Hofgebäude, bis auf das Haus des Pächters, abgetragen, und ebenso die dazu gehörenden Gärten zerstört, und in Aecker und Wiesen umgewandelt. Die Geschichte dieses Gutes und wie es an den alten Franz Fahrtrapp kam, ist nicht ohne Alles Interesse, und ich theile sie deßhalb mit wenig Worten mit. — Das Gut hatte lange Zeit der bekannten Familie der Schelm von Bergen gehört, die es auf folgende Weise erlangt hatte.

Als Kaiser Maximilian I. 1489 einen Reichstag zu Frankfurt hielt, bei welcher Gelegenheit auch eine moscowitische Gesandtschaft daselbst erschien, wurde ihm zu Ehren ein großer Mummenschanz gegeben, bei dem ein sehr schön gewachsener schlanker junger Mann in Rittertracht verlarvt erschien, der der Kaiserin so wohl gefiel, daß sie mehrmal mit demselben tanzte. — Die hohe Dame war nun äußerst neugierig zu erfahren, wer der treffliche Tänzer gewesen, der sie so behende im Reihentanz in seinen Armen gehalten und geschwungen. — Aber der schlanke Ritter verweigerte es auf das beharrlichste, sich irgend Jemand zu erkennen zu geben. Dieß trieb aber die Wißbegierde der Kaiserin noch höher, sie wollte durchaus wissen, wer der Mann sei, und ging ihren Gemahl deßhalb mit der Bitte an, dem Ritter zu befehlen, zu entdecken, wer er sei. — Der Kaiser, selbst neugierig gemacht, schlug um so weniger das Gesuch ab, ließ die Maske vor sich kommen, und befahl ihr, sich zu entlarven und zu nennen. Der Mann fiel nun vor Sr. Majestät auf die Knie und bat um Gnade. — Die soll Euch werden, aber jetzt sagt, wer Ihr seid?

Die Larve abnehmend, und ein schönes jugendliches Antlitz

zeigend, ſtammelte der Mann mit leiſer bebender Stimme: «Ich bin der Sohn des Scharfrichters von Bergen» *).

Ha Verwegener, donnerte Maximilian, dein verruchter Streich ſoll dir übel bekommen.

Aber Ihr habt ihm Gnade zugeſichert, flüſterte erröthend die neben ihm ſtehende Kaiſerin, und Gnade, Gnade ertönte es aus dem Munde vieler umſtehenden Schönen.

Die düſtere in Falten gezogene Stirne des Kaiſers entwölkte ſich allmählig, ſein Geſicht nahm zuletzt eine faſt heitere Miene an, und er ſprach endlich:

Da du Schelm die hohe Ehre gehabt, mit unſerer erlauchten Gemahlin zu tanzen, ſo wäre es freilich eine Entehrung mehr, wenn ich dich der wohlverdienten Strafe überlieferte, es bleibt mir alſo nichts übrig, um die Ehre meines Hauſes zu retten, als dich zum Edelmann und Ritter zu machen, wohlan, du wirſt fortan den Namen des Schelm von Bergen führen, und ich mache dich hiemit zum Freiherrn und ſchlage dich zum Ritter. Und das Feſt hatte nun zur Freude der Gäſte ſeinen ungeſtörten Fortgang, und manche Dame ſchmiegte ſich tanzend noch an den neugebackenen Freiherrn. — Damit aber derſelbe auch nicht ohne Güter ſei, ſchenkte ihm der Kaiſer Berkersheim, ſammt dem Zehnten von Seckbach. Beides kam nun durch folgende Veranlaſſung an meinen Urgroßvater Franz Fahrtrapp. — Auf dem Gut zu Berkersheim wohnten damals zwei nicht mehr in der Blüthe der Jahre ſtehende Fräulein Schelm von Bergen, Nachkömmlinge jenes Schelms, der dem Kaiſer den erzählten Streich geſpielt hatte. Die Familie war jetzt verarmt und verſchuldet. Die beiden Schweſtern, Beſitzerinnen des Gutes, hatten Geſangbücher und einige andere fromme Schriften bei dem Buchhändler gekauft, und nach und nach ſummirte ſich eine kleine Rechnung zuſammen, die ihnen ſchwer zu berichtigen wurde, dagegen luden ſie ihren Gläubiger öfter auf ihr ſchön gelegenes Gut, und beide Theile wurden näher miteinander bekannt, ſo daß Hr. Fahrtrapp den Damen öfters durch kleine Vorſchüſſe von baarem Geld aus der Noth half. Nach und nach ſtieg die Summe ſo bedeutend, daß, da an Rückzahlung nicht zu denken war, ſie ihm Berkersheim dafür verſchrieben, und ihm das Gut nebſt dem Seckbacher Zehnten förmlich

*) Ein großer Flecken, anderthalb Stunden von Frankfurt, und eine halbe Stunde von Berkersheim.

durch ein Teſtament vermachten. — Nach ihrem Tode nahm Fahrtrapp Beſitz davon, und ließ die alten verwitterten Gebäude niederreißen, und ein ſtattliches Wohnhaus, Scheunen, Ställe ꝛc. dafür aufbauen, nebſt einem Haus für einen Pächter. Alle dieſe Gebäulichkeiten wurden mit einer Mauer und von drei Seiten mit ſchön angelegten Gärten umgeben, ſo daß ſie zu einem reizenden Sommeraufenthalt wurden. Aus dem Blumengarten trat man in die Baum- und Obſtgärten, aus dieſen in den Küchengarten, und etwas tiefer nach der unweit vorbeifließenden Nidda zu und hinter den Scheunen waren mit Hecken eingefaßte große Raſenplätze, die den Kindern zu Tummelplätzen dienten. An der Vorderſeite des Gutes befand ſich eine ſchöne große, auch zum Bleichen dienende Wieſe, welche das Gut von dem Dorf trennte, und von der man eine reizende Ausſicht gegen den Taunus und in die Wetterau hatte. — Links von derſelben lag eine kleine reformirte Kirche, oder vielmehr Kapelle auf einer Erhöhung, bei welcher ſich der reformirte Friedhof befand, die lutheriſche Kirche befand ſich auf der andern Seite des Dorfs, und ſo hatte das Ganze einen höchſt ländlich romantiſchen Anſtrich. Der neue Gutsherr that, was in ſeinen Kräften ſtand, ſich bei den Einwohnern Berkersheim beliebt zu machen, und war beſonders darauf bedacht, das Kirchweihfeſt daſelbſt auf das feierlichſte und glänzendſte zu begehen. Zu dem Ende ließ er in der Mitte des großen Hofes einen hohen Kirchweihbaum mit Rauſchgold, Blumenkränzen ꝛc. geſchmückt, an dem Halstücher, Bänder und andere Geſchenke für die jungen Bauerdirnen beſtimmt, hingen und welche deren Burſchen kletternd herabholen mußten. Der ganze Kirchweihzug mit Muſikanten an der Spitze, kam nach beendigtem Gottesdienſt wohlgeordnet auf den Hof, wo alle auf das freigebigſte mit Braten, Wein, Kuchen u. ſ. w. bewirthet wurden, und dann wurde im großen Saal getanzt, und Bauern und Städter, denn der Gutsherr lud allemal eine große Zahl von ſeinen Frankfurter Freunden und Bekannten zu dieſem Feſt ein, ſprangen und hüpften bunt und wild durcheinander, wobei es denn wohl geſchah, wie dieß bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, daß ſich mancher Herr mit einer ſchmucken Bauerdirne davon ſtahl, und in die Gärten oder Heuböden verlor, wenn erſt die Sonne untergegangen war oder Luna leuchtete. Böſe Zungen behaupteten, daß mein Hr. Urgroßvater Fahrtrapp auch unter dieſen Herrn geweſen ſei, und manche hübſche

Dirne in dem nahen Vilbeler Gebüsch seiner Gnade versichert, und bei etwaigen Folgen derselben, das Mädchen freigebigst ausgestattet habe. Er muß überhaupt ein lustiger Zeisig gewesen sein, denn die alten Bauern im Dorf wußten gar manchen Schwank von ihm zu erzählen, der sich nicht gut wieder erzählen läßt.

Bei einem dieser Feste erinnere ich mich eines hochtragi-komischen Vorfalls, der noch lange im Andenken der Gäste blieb und zu allerlei Neckereien Veranlassung gab. Auf der einen Seite des Pächterhofs wurde jedes Jahr nach der Ernte ein ziemlich hoher runder Thurm von Stroh, gerade an dem Ufer eines großen Mistpfuhls, aufgeführt. Die jungen Damen aus der Stadt pflegten mit Leitern auf denselben zu klettern, und auf dieser Höhe Rahm, Milch und Kuchen unter Scherz und Tändeleien, zu verspeisen. Eines Jahres hatten die Baumeister diesen Thurm, gleich denen in Bologna, Pisa und Saragossa, aber ohne deren Solidität zu haben, in einer ziemlich schiefen Richtung aufgeführt. Als nun die muthwilligen Mädchen auf der Platte desselben angekommen, sich einander niederwarfen und balgten, fieng das Gebäude, das auf der einen Seite ein zu großes Uebergewicht erhielt, langsam zu rutschen an. Die Gesellschaft oben merkte es nicht sogleich und sang gemüthlich mit hellklingender Stimme das bekannte Lied: Das ganze Dorf versammelt sich, als sich plötzlich ein Schrei des Entsetzens vernehmen ließ, und der ganze Thurm ein-, und zwar in den an seinem Fuße sich befindlichen Pfuhl stürzte, und natürlich alle, die sich auf ihm befanden, mit in seinen Fall zog, ohne daß jedoch Jemand beschädigt wurde, dagegen wurden die schönen weißen Kleider der Damen, die gleich Enten und Gänsen zwischen dem schwimmenden Stroh in dem Pfuhl herumwatschelten, und das Ufer zu erreichen bemüht waren, braungelb gefärbt und alle waren bis auf die Haut durchnäßt. Unter dem Gelächter der übrigen Gäste kamen sie endlich an's Land. Sie beeilten sich in des Pächterswohnung, wo sie Mieder und Röcke von den vier Töchtern desselben anlegten, die den meisten recht schmuck standen, namentlich den beiden schönen Töchtern des Rentmeisters Schröder von Bergen, Caroline und Mariechen, von denen die erste mit meinem Oheim Fritz Weller versprochen war, aber leider als Braut starb, und die zweite später den Kaufmann Georg Brentano in Frankfurt heirathete, aber auch als noch junge Frau begraben wurde. — Das Fest war durch diese Begebenheit zwar auf eine

kurze Zeit unterbrochen worden, nahm aber dann um ſo heiterer ſeinen Fortgang und endigte fröhlich mit Tagesanbruch.

Von zwei andern Teufelsſtreichen war ich in aller Unſchuld bei dem erſten, und mit aller Schuld bei dem zweiten die Veranlaſſung. Das Gut war nach dem Tod des alten Fahrtrapp durch Heirath an meinen Großvater Weller übergegangen, deſſen Frau eine gewaltige Freundin von Gaſtereien war. Einſt hatte der Pächter Schwarztraub einen ungeheuren Hecht, ein wahrer Rieſe von einem Flußfiſch, in der Nidda gefangen, und brachte denſelben meiner Großmutter, die ihn ihm abkaufte, und hievon ſogleich Veranlaſſung nahm, ein großes Gaſtmahl zu veranſtalten, zu dem ſie alle Bekannte in der Umgebung von Bergen, Bilbel, Bonames, Homburg ꝛc., und ihre Frankfurter Freunde einlud. — Der Gäſte waren ſo viele, daß ſie im Saal unmöglich alle an der Tafel hätten placirt werden können, weßhalb Frau Weller die Anordnung traf, daß dieſelbe im großen Laubgang des Blumengartens gedeckt werden ſollte. Als nun der feſtliche Tag, ein Sonntag, herankam, wurden ſchon in aller Frühe die Tiſche in Garten gebracht, und mit allen kalten Schüſſeln, Beieſſen, Beilagen, Gelées, Paſteten ꝛc. ſervirt, auch die Weine, Gläſer, Blumenvaſen und das Deſſert aufgetragen. Unglücklicherweiſe fiel es mir, dem Teufelskind, ein Beinamen mit dem man mich bisweilen ſchon beehrte, ein, kurz vor der Mittagsſtunde eine Promenade in dieſen Garten zu machen, und dabei die Thüre, die in denſelben führte, offen ſtehen zu laſſen. Dieß führte ein Paar Jagdhunde meines Oheims, ſowie die beiden großen Kettenhunde des Pächters, Soliman und Selim geheißen, in Verſuchung, ebenfalls einen Spaziergang durch dieſen Garten zu machen. Gar bald hatten die ungebetenen vierbeinigen Gäſte den Ort ausfindig gemacht, wo ſich die einladenden Leckereien befanden, ſie fielen nun ohne alle Umſtände über dieſelben her, und der eine machte ſich an eine Trüffelpaſtete, der andere an einen ſchön belorbeerten wilden Schweinskopf, der dritte an eine Aalgelée u. ſ. w., ja auch Hühner hatten ſogar dieſen Weg gefunden, flogen auf den Tiſch und pickten ganz gemüthlich in den ſüßen Naſchereien. — Erſtarrt ſah ich eine Zeitlang dieſer gierigen Freſſerei zu, und lief endlich voller Angſt und Schrecken furchtſam davon, ich zählte damals noch nicht volle ſieben Jahre, aber klar war es mir doch, daß ich der Urheber dieſes Unheils war, und überließ die Tafel ihrem Schickſal.

Kurz darauf fiel es auch meiner guten Großmutter ein, noch einmal nachzusehen, ob nichts vergessen und alles gehörig geordnet sei. Sie begab sich deßhalb in den Garten, dessen Thüren sie zu ihrem großen Erstaunen weit aufstehend fand. Aber wer vermag ihren Schrecken zu schildern, als sie die gefräßigen Thiere mit so großem Wohlbehagen die besten Schüsseln verzehren, und die gräuliche Verwüstung, die sie an der prächtigen Tafel angerichtet hatten, sah. Viele Schüsseln und Teller lagen zerbrochen auf dem Boden herum, und der Inhalt war geleert; auf den ganz beschmutzten Tafeltüchern vom kostbarsten Damast lagen zerbrochene Weinflaschen, deren Flüssigkeit rothe Strömungen auf dem schneeweißen Linnen gebildet hatten. Sogar ein paar Katzen hatten sich eingefunden, um auch ihren Antheil an dem Festmahl zu haben. Die gute Frau, deren höchstes eine musterhaft servirte Tafel war, wurde bei dem Anblick des hier angerichteten schrecklichen Unheils im ersten Augenblick starr und sprachlos. Aber bald machte der Schrecken dem Zorn Platz, und das zuerst kreideweiße Gesicht glühte jetzt purpurroth. Sie stürzte auf die Tische los, das zwei- und vierbeinige Raubgesindel davon zu jagen, aber Selim und Soliman, die beiden Kettenhunde, kehrten sich an kein Drohen und Schelten, sondern fraßen knurrend und mit den Zähnen fletschend fort. Die alte Frau, ihre Kräfte nicht gehörig berechnend, riß die Stütze eines Rosenbäumchens aus der Erde, und schlug wacker auf das Hundepack zu. Selim, der gerade einen schön geschmückten Schinken verarbeitete, nahm das übel, und sprang mit einem Satz an meiner Großmutter hinauf, so daß die arme Frau rücklings niederfiel, und die infame Bestie noch nicht zufrieden, riß ihr ein ganzes Stück von ihrem stoffenen Kleid vom Leibe. Eben war er im Begriff, sie bei der Gurgel zu packen, als glücklicherweise Schwarztraub, der sich an dem Anblick der herrlich servirten Tafel ergötzen wollte, dazu kam. Aber auch er war anfänglich wie versteinert, behielt jedoch noch soviel Geistesgegenwart, seinen Bestien zuzurufen, welche die ihnen wohlbekannte Stimme hörend, auch sogleich ihre Beute fahren ließen, und demüthigst wedelnd vor ihrem Herrn erschienen, der ihnen noch ein paar tüchtige Hiebe versetzte, dann aber zu der noch immer auf der Erde liegenden und schreienden Frau eilte, und derselben nicht ohne Mühe aufhalf, aber sie nimmer zu beruhigen vermochte.

Unterdeſſen fanden ſich ſchon mehrere Gäſte in dem Haus ein, wo noch Niemand etwas von dem furchtbaren Unfall ahnete, ſondern man ſich ganz unbekümmert von Wind und Wetter unterhielt und auf den Schmaus freuete. Bald rollte ein Wagen nach dem andern in den Hof, oft von ſtattlichen Reitern begleitet, und alle brachten einen trefflichen Appetit zu dem bevorſtehenden Schmaus und dem glücklicherweiſe noch ſich in der Küche unverſehrt befindlichen Rieſenhecht mit. — Aber der arme Pächter hatte noch immer ſeine liebe Noth, mit der grimmig bösgewordenen Frau, die ihm, zum Dank für ihre Rettung, die Schuld des Unglücks in die Schuhe ſchob und ihn mit Schimpfwörtern überhäufte: »Er Schlingel, hieß es, er muß mir von Haus und Hof« u. ſ. w. Nur dadurch, daß er die bitterböſe Frau auf den Zuſtand ihrer zerſtörten Toilette aufmerkſam machte, und bemerkte, daß jeden Augenblick Jemand kommen und ſie überraſchen könne, gelang es ihm, ſie in eine etwas abgelegene Geisblattslaube zu perſuadiren, jedoch gewiß in der löblichſten Abſicht. Kein Don Juan kann ſein Zerlinchen mit artigern Reden und zärtlichern Manieren in eine Laube locken, als dieſer Bartmann (die Pächtersfamilie waren Wiedertäufer) meine noch immer glühende Großmutter. — Sobald er ſie aber dahin gebracht hatte, ſprang er mit der Entſchuldigung davon, daß er ſchnell die Zofen ſchicken wolle. Mit einem Satz war er aus der Laube, und mit zwei andern aus dem Garten, rannte in das Haus, und erzählte in abgebrochenen Worten einem Kammermädchen, was vorgefallen, und in welcher Lage ſich ihre Herrin befände. Das Mädchen rapportirte die Sache ſogleich meiner Mutter, und beide eilten nach der bezeichneten Laube, und fanden die arme Frau in dem deſperateſten Zuſtand, man holte ſchnell eine Saloppe, und brachte ſie durch eine Hinterthüre in das Haus und ihr Schlafzimmer, wo ſie ihrer Tochter mit abgebrochenen Worten, ſchluchzend und ſcheltend, das Vorgefallene mittheilte, dabei fortwährend ausrief: an hundert Gäſte und keine Paſteten, keine Gelées, keinen Schweinskopf mehr, den großen Hecht hat uns der Teufel in die Küche beſcheert, ohne ihn wäre kein Tiſch in dem Garten gedeckt worden.

Die zornige Frau ließ nun ihren Eheherrn rufen, auf den ſie den ganzen Strom ihres Unwillens ergoß, und ihm erklärte, entweder der Pächter oder ſie müſſe noch heute aus dem Haus. Der gute Mann ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß es vor allem

nöthig sei, an eine Restauration der Tafel zu denken, nach welcher die hungrigen Gäste schon schmachteten, und wie der angerichtete Schaden bestmöglich zu ersetzen sei. Meine Mutter eilte nun in den Garten, um das angerichtete Unheil genauer zu untersuchen, kam aber schnell mit einer trostlosen Miene zurück, berichtend, daß derselbe von der Art, daß bei der großen Zahl der Gäste nicht daran zu denken sei, es in Berkersheim selbst wieder gut zu machen. Mein Großvater schlug nun vor, eiligst eine galoppirende Schnellfuhr nach Frankfurt abzusenden, um so viel wie möglich das Fehlende von dorther zu ersetzen, und die Gäste unterdessen mit allerlei Unterhaltung hinzuhalten. Es wurde nun ein Knecht mit einem Korbwagen und ein Paar Mägde mit dem Verzeichniß der mitzubringenden Dinge an die Haushälterin in Frankfurt abgeschickt, und ihnen die möglichste Eile befohlen, und sollten auch die Pferde drauf gehen, setzte Frau Weller hinzu.

Den schon harrenden Gästen verkündete man unterdessen, daß ein kleiner Unfall das Mittagsmahl, das um ein Uhr festgesetzt war, um ein Kleines verzögern würde, und bat sie um gütige Nachsicht. — Nachdem aber schon eine Stunde über die bestimmte Zeit verflossen war, und an die Harrenden immer noch kein Aufruf zur Tafel erging, da verzogen sich die Gesichter länger und länger, die Augen wurden finster und begehrlicher, und einige Dickbäuche, namentlich der des Amtmanns Usener von Bergen fingen gewaltig zu schlottern an; man warf sich gegenseitig bedeutsame Blicke zu, die deutlich sagten, was soll das werden? — Meine gute Großmutter trippelte indeß schweißtriefend in einer Höllenangst Treppe auf Treppe ab, aus einem Zimmer in das andere, von der Küche auf den Boden ꝛc. Die Kirchthurmuhr schlug zwei und drei, und noch immer ließ sich kein rückkehrender Wagen blicken. Schon eine geraume Weile standen Mutter und Großmutter auf dem obersten Boden, und erstere auf einer kleinen Leiter an einem hohen Gaubloch, ihre Augen unverwandt nach der Straße, die nach Frankfurt führt, gerichtet, während die letztere alle Augenblicke die Frage an sie that: nun, Johanna, siehst du noch nichts? — und ein — Nichts — war jedesmal die trostlose Antwort, die der alten Frau so furchtbar tönte, wie die, welche Schwester Annchen der in Todesangst schwebenden Gattin Blaubarts gab. — Endlich rief meine Mutter: ich sehe Staub — Mama — Staub! lallte die Großmama — viel Staub! — viel Staub? —

Er iſt's, er iſt's, ſchrie jetzt die Tochter, es iſt der Großknecht Michel, ſetzte ſie freudig hinzu, er rollt die Anhöhe wie raſend herab. — Gott ſei Dank! rief nun ihrerſeits Frau Weller frohen Muthes aus, ſteig herab. Beide Frauen eilten in den Hof hinab, dem heißerſehnten entgegen, und der Korbwagen raſſelte den Hof herein. — Aber ins Teufels — Gottesnamen, wollt ich ſagen, wo bliebt Ihr ſo lang? rief Frau Weller den Kommenden entgegen. Ja das war nicht unſere Schuld, lautete die Antwort, Jungfer Welker, (die reſp. Haushälterin) mußte erſt den Paſtetenbäcker erwarten, der in der Kirche war, und die Schlüſſel zum Kuchenladen mitgenommen hatte. — Es wurde nun in aller Eile ausgepackt — aber ein neues Malheur! — mehrere der köſtlichen Speiſen waren durch das ſchnelle Fahren ſo gerüttelt worden, daß ſie ganz formlos, ſich nicht wohl mehr zur Aufſtellung auf die Tafel qualificirten. Indeſſen war hier keine Zeit mehr mit lamentiren zu verlieren, ſondern periculum in mora, denn die leeren Magen der Gäſte konnten dieſe jeden Augenblick zur offenen Rebellion bringen, welche dann einen allgemeinen Aufbruch und Davongehen zur Folge gehabt hätte. Man benützte was noch präſentabel war, ſtutzte das zerrüttete beſtmöglich zu, und ein Viertel nach vier Uhr war man endlich ſo weit, daß man die Tafelglocke konnte läuten laſſen. Man kann ſich denken, wie man es ſich ſchmecken ließ, und ſtaunte dann das Wunderthier an, welches die Veranlaſſung zu dieſem Mahl gegeben und war vollkommen geſättigt als beim Nachtiſch Ungarwein und Dom Präſenz kredenzt wurden. Alle ausgeſtandene Leiden waren bei überfülltem Magen bald vergeſſen, und mein guter Großpapa ergötzte zum Deſſert die Geſellſchaft mit der Erzählung der Hundehiſtorie und der ausgeſtandenenen Pein ſeiner lieben Ehehälfte. Erſt ſpät und recht vergnügt trennte man ſich bei mondheller Sommernacht, Gut Berkersheim und ſeine Beſitzer lobpreiſend. — Aber der wackere Ehemann entging dennoch nicht einer ſtarken Gardinenpredigt, jedoch blieb alles beim Alten, Pächter Schwarztraub auf dem Gut, und ſeine Kettenhunde getreue Wächter, letztere hatten ſogar ſollen todtgeſchlagen werden, Erſterer aber verſchwor ſich hoch und theuer, in ſeinem Leben keinen ſo großen Fiſch mehr zu fangen; es war ihm nicht ſchwer, Wort zu halten, denn es ging ihm kein ſolcher mehr ins Netz. An dem andern Teufelsſtreich, den ich mit Vorbedacht beging, und der hätte furchtbare Folgen

haben können, war meine gute Großmutter, wieder, wenigſtens die mittelbare Urſache. — Bei ihrem Mittagstiſch wurden in der Regel ſehr kräftige Fleiſchbrühſuppen, ſtark mit Lauch und anderem grünen Gewürzel gekocht und ſervirt. Dies war mir ſo ſehr zuwider, daß es mir faſt unmöglich war, daſſelbe hinunter zu ſchlucken, und mir dabei übel bis zum Erbrechen wurde. Auf Befehl der geſtrengen Frau mußte mir ein ſervirender Geiſt dieſe Suppen eingeben, und das Gewürzel buchſtäblich einſtopfen, wobei ich die unſäglichſte Pein litt. — Um dieſen Qualen zu entgehen, kam ich auf den Einfall, dieſe Suppen für Jedermann ungenießbar zu machen, füllte zu dieſem Zweck meine Taſchen mit Sand und Erde, ſchlich mich in die Küche und paßte den Augenblick ab, wo ich von der Köchin unbemerkt, mehrere Handvoll dieſer Ingredienzen in den Topf warf, in welchem die Suppe kochte, die nun völlig ungenießbar wurde. Das gab nun gewaltigen Lärm und man mußte ohne Suppe zu Mittag ſpeiſen, die Köchin wurde tüchtig geſcholten, man konnte den Vorfall nicht begreifen und Niemand fiel auf den wahren Thäter, der ſeelenvergnügt war, daß ihm der Streich ſo wohl gelungen, und er keine Suppenfolter zu beſtehen hatte, und ſich vornahm, die Procedur ſo oft wie möglich zu wiederholen. — Bald erwiſchte ich eine Düte voll Salz, bald Pfeffer, Puder, Kalk, Sägeſpäne u. ſ. w., womit ich die Suppen untauglich machte, und paßte jedesmal den Moment ſo gut ab, daß ich nicht erwiſcht werden konnte, und auf mich am allerwenigſten der Verdacht dieſes Schabernacks fiel. — Die arme Köchin, die am ſchlimmſten dabei wegkam, behauptete ſteif und feſt, es müſſe ein tückiſcher Kobold, ein böſes Geſpenſt in dem Haus ſpucken, das ihr dieſe Streiche ſpiele, vielleicht eines der verſtorbenen hochadligen Fräulein Schelm von Bergen, die trotz ihres nicht ſehr adeligen Urſprungs, Nachkömmlinge eines Schinders, es dennoch übel nähmen, daß jetzt bürgerliche Suppen in ihrer hochadligen Küche gekocht würden. Eines Tags hatte ich jedoch das Pulverhorn meines Oheims erwiſcht und beſchloſſen, deſſen Inhalt zum Verderben der Fleiſchbrühe zu benützen. Ich begann nun, hinter dem großen Feuerſchirm, der die drei beim Paris um den Apfel buhlenden Göttinen vorſtellte, verſteckt, das Pulver aus dem Horn in den Topf zu ſchütteln, benahm mich aber dabei ſo ungeſchickt, daß ein Theil des Pulvers in das Feuer fiel, und eine hohe Flamme verur-

sachte; hierüber gewaltig erschrocken, ließ ich das Horn fallen und lief davon. Die Köchin dadurch aufmerksam gemacht, eilte an den Heerd, aber noch bevor sie denselben erreichte, platzte das ebenfalls ins Feuer gefallene Horn mit einem gewaltigen Knall, beschädigte jedoch glücklicherweise Niemand.

Jetzt war es am Tage, wer der die Suppen verderbende Kobold gewesen. — Ich wurde sogleich ad coram genommen und sagte unter einem Thränenstrom mein pater peccavi, aber noch konnte sich Niemand den Grund meines Teufelsstreichs enträthseln, auch war ich keineswegs gesonnen, ihn zu offenbaren. Doch gelang es meinem Oheim Franz Weller, ein vortrefflicher Mensch, der mich besonders vornahm, von mir herauszubringen, was mich zu diesem Frevel veranlaßte. — Er theilte diese Entdeckung der Familie mit, indem er sagte: der Junge kann einmal ein sehr böser, aber auch ein sehr guter Mensch werden, die Anlage zu beidem liegt in ihm, und Umstände und Verhältnisse können ihn zu dem einen oder andern machen. — Keines von Beiden ging vollkommen in Erfüllung, und es mag, wie bei der ungeheuren Mehrzahl der Erdenkinder, eine Mischung von Bösem und Gutem in mir stecken. — Es giebt ebensowenig ganz vollendete Böswichter wie ganz vollkommene Tugendhelden. Mein guter Oheim Franz aber erlebte nicht, ob er richtig prophezeihet, denn leider starb der hochausgezeichnete junge Mann, einige Monate darauf in Hamburg an einem hitzigen Fieber, als Volontair in einer dortigen Buchhandlung, zum großen Leidwesen seiner betrübten Eltern und Geschwister.

Die Strafe seines Frevels, sagten alte Basen und Betschwestern Frankfurts, als sie dessen Tod erfuhren. — Und was für eines Frevels. — Franz hatte vor mehreren Jahren bei einem Krönungsmaskenball den freilich sehr wunderlichen Einfall gehabt, sich als Leiche zu maskiren und so in einer Bahre durch sechs Leichenträger auf den Ball tragen zu lassen. Die schwarzen Männer stellten, nachdem sie ihren Umgang gehalten, den Sarg mitten in den Saal, dessen Deckel sich sodann aufthat, und der Todte im Leichengewand und eine Todtenlarve vor dem Gesicht, sprang plötzlich auf, und zum Entsetzen der Lebendigen unter denselben herum. — Den andern Tag erschien eine Verordnung des Magistrats, welche inskünftige dergleichen Maskeraden verbot.

In Berkersheim hatte ich auch meinen ersten Reitunterricht

erhalten, bei dem ich wenigstens sattelfest sitzen lernte, und zwar auf den Pferden, die zum Gut gehörten und unter denen ein toller Hengst, auf den mich die Knechte öfters setzten, wenn ich durchaus mit ihnen zur Schwemme in die Nidda reiten wollte. Das wilde Thier, ohnehin nur mit einem Halfter gezäumt, setzte mich mehrmalen sehr unsanft ab, und sogar einmal in dem Fluß selbst, wo ich nur mit Mühe der Gefahr des Ertrinkens entging.

All diese Erinnerungen an Berkersheim und noch gar manche andere, wie das Zusammenleben mit meinen Cousinen Scholze daselbst, hatte viel anziehendes für mich, und das Andenken an die vielen kindlichen Freuden und Tummelplätze, die Bildeler Gebüsche, das zehn Minuten davon entfernte Harheim mit seinem romantischen Kapellchen ꝛc., erregten den Wunsch in mir, hier meine Residenz aufzuschlagen und den Rest meines Lebens zuzubringen. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen, und ich sollte noch durch gar manchen Sturm wieder in fremde Länder, fern von der Heimath geschleudert werden.

Ich ritt an einem schönen Sommertag nach Berkersheim, um mich daselbst nach einer freundlich gelegenen Wohnung, wo möglich auf dem Gut selbst umzusehen. Ich wußte zwar, welche Schicksale dasselbe gehabt, seitdem es aus den Händen unserer Familie gekommen war, sowie daß von den Wohngebäuden und Gärten fast nichts mehr übrig war, als die Stellen, wo sie gestanden und ich hatte auch schon bei früheren Besuchen, die allmählich eingetretene Verwüstung bedauert, dennoch hoffte ich hier recht gemüthlich in der Erinnerung der Vergangenheit, und mit literarischen Arbeiten beschäftigt, leben zu können. Aber als ich bei der zwar noch stehenden, aber sich in sehr kläglichen Umständen befindlichen ehemaligen Pächterswohnung ankam, und von den schönen Hofgebäuden, Gärten und Anlagen, kaum noch einige Spuren entdecken konnte, da ward mir ungefähr so zu Muthe, wie der Bettina Brentano, als sie die abgestumpften Pappelbäume in dem Garten ihrer Großmutter Laroche zu Offenbach erblickte.

Düstre Wehmuth erfüllte mein Gemüth und abermals erinnerten mich diese Zerstörungen an die betrübte Vergänglichkeit alles Irdischen — An die Stelle des prächtigen Blumengartens, mit seinen Rosen und Jasminlauben, in denen ich so manchmal

mit Henrietten getändelt, gespielt und geküßt hatte, stand ein höchst prosaisches Krautfeld und da, wo der Obstgarten mit seinen süßen Früchten, von denen ich so manche saftige Ananasaprikose, Kohlpfirsiche ꝛc. genascht, gewesen, waren Kartoffeln gepflanzt, und von den Bäumen keine Spur mehr. — »Das ist das Loos des Schönen« ꝛc.

Es war im Jahr 1806, als das Gut, das bedeutende Revenüen sowohl in Naturprodukten, als Pachtzins abwarf, von der Familie wegen Erbtheilung verkauft werden sollte; es fanden sich auch mehrere reiche Kaufliebhaber aus Frankfurt und der Umgegend ein, aber alle fanden einen Anstoß daran, daß gerade dem Haupteingang gegenüber der reformirte Kirchhof mit seinem Kirchlein gelegen war, und keiner von den reichen Herrn mochte täglich an sein unvermeidliches Ende ermahnt werden. So kam es denn, daß die Berkersheimer Bauern, denen der Freihof schon längst ein Dorn im Auge war, weil er sich immer noch mancher Privilegien erfreute, auch kein Pflaster und keine Wege zu unterhalten brauchte, ob er sie gleich am meisten mit seinem Fuhrwerk verdarb, beschlossen, das Gut zu kaufen, und unter sich zu vertheilen. Ein Frankfurter Banquier, Philipp Nikolaus Schmidt, schoß ihnen das Geld dazu vor, und kaum im Besitz desselben rißen sie alle herrschaftlichen Gebäude nieder, vertheilten die Materialien unter sich, und bauten die Scheunen und Ställe anderwärts in ihren Höfen wieder auf. Dieß thaten sie in der Befürchtung, es könnte vielleicht doch noch Jemand einfallen, die Herrschaftsgebäude an sich zu bringen, und so die alten Obliegenheiten wieder herzustellen, obgleich Feld, Wald und Wiesen unter fünfzig verschiedene Besitzer gekommen waren. Die Vortheile, die ihnen durch das Freigut geworden, und die bedeutend waren, brachten sie gar nicht in Anschlag. Namentlich hatte mein Großvater Weller, die edelsten Obstsorten aus Lothringen, von Metz und Nanzig kommen lassen, und die Bäumchen zu Hunderten an die Bauern verschenkt, wodurch das Dorf bald in den Ruf kam, die besten Kirschen, Pflaumen, Mirabellen, Reineclaudes, Aepfel und Birnen zu liefern. Ganze Kirschbaumwäldchen umgaben den Ort, deren Früchte bis nach Kassel verkauft wurden, und alle Wege waren mit den herrlichsten Aepfelbäumen bepflanzt, wodurch jedes Jahr ein artiges Sümmchen unter die Berkersheimer kam. Bald auch, aber wie gewöhn-

lich zu spät, bedauerten die dummen Bauern, die Gebäulichkeiten und Gärten so vernichtet zu haben, denn auch ihre Kirchweih hatte den Hauptreiz verloren, und zog keine Geld- und Geschenkespendende Fremden mehr an.

Meinen Vorsatz, in Berkersheim zu wohnen, hatte ich nun aufgegeben, und sah mich nach einem andern, naturfreundlichen Wohnsitz um, den ich bald zufällig in dem dreiviertel Stunden von Frankfurt schön gelegenen Flecken Rödelheim fand.

# III.

Rödelheim und ſeine Annehmlichkeiten; Notabilitäten daſelbſt. — Geheimerath Crome. — Die Familie Brentano. — Bettina. — Baron Sanzeille. — Jacobinchen und ihr Mann. — Die Gräfin Roſſi (Henriette Sonntag) ꝛc.

Rödelheim iſt ein freundlicher, an der Nidda gelegener Ort, welche den 2000 Einwohner zählenden Flecken in zwei Theile ſondert, und in deſſen Mitte noch eine große, gut angebaute Inſel bildet, auf der ſich das gräfliche Schloß mit einem ſchön angelegten Schloßgarten befindet, deſſen Anlagen jedoch von denen mehrerer Frankfurter reichen Kaufleute, die hier herrliche Landſitze haben, wie die Familien Brentano und Goullet, weit übertroffen werden.

Ehemals hieß der Ort (Rudalonis villa) Rädilenheim, dann Retelheim, und war ſchon gegen das Ende des achten Jahrhunderts bewohnt. Da wo jetzt das neue noch unausgebaute Schloß ſteht, ſtand vor Zeiten eine feſte kaiſerliche Burg. Die Dynaſten von Croneburg, ſowie die Stadt Frankfurt hatten früher Theil an dem Ort, bis im Jahre 1450 er an das gräfliche Haus Solms und nach der Mediatiſirung deſſelben unter Heſſen-Darmſtädtiſche Hoheit kam.

Was mich bewog, in Rödelheim meine Reſidenz aufzuſchlagen, war die große und freundliche Geſelligkeit, die unter den gebildeten Einwohnern daſelbſt zu herrſchen ſchien, und an der viele Frankfurter thätigen Antheil nahmen, und die beſonders durch ein Caſino befördert wurde, welches am Eingang des Schloßgartens von den Honoratioren des Orts gegründet worden war, und wo ſich der männliche Theil der Mitglieder jeden Abend zu Spiel und Converſation verſammelte, während die Damen ſich in der Regel nur an Sonn- und Feiertagen, und bei außerordentlichen Gelegenheiten daſelbſt einfanden. — Hier herrſchte ein ungezwungener, munterer, aber dabei ſehr anſtändiger Ton, Geſellſchaftsſpiele wech-

ſelten ab mit Muſik, Tanz und ähnlichen Unterhaltungen, und von dem ſteifen, pedantiſchen und lächerlich ceremoniellen Weſen, das in den Frankfurter Vereinen der Art an der Tagesordnung war, fand ſich hier keine Spur. Jedes Mitglied hatte das Recht, Fremde einzuführen, und ſo ward auch ich durch einen Bekannten eingeführt und mit der Rödelheimer Gaſinogeſellſchaft, und den Einwohnern des Orts bekannt. Dies machte den Wunſch in mir rege, daſelbſt meinen Wohnſitz zu nehmen und da gerade ein hübſches Landhaus verkäuflich war, ſo ſuchte ich Eigenthümer deſſelben zu werden, und auf ein paar hundert Thaler mehr oder weniger nicht ſehend, war der Handel ſchnell abgeſchloſſen und ich Beſitzer deſſelben. Dieſe Acquiſition gab mir manche, gerade nicht unangenehme Beſchäftigung, denn das Haus, noch ganz neu, war im Innern nicht völlig ausgebaut, und Stallungen, Hof und Garten, ſehr geräumig, doch ganz vernachläſſigt, und letztere mußte ich neu anlegen, umfriedigen und herſtellen laſſen.

Die Nähe von Eichborn, Soden, Höchſt, Groneburg, Königſtein, Falkenſtein, ſo wie des Taunusgebirgs überhaupt, an deſſen Fuß Rödelheim liegt, hatten viel dazu beigetragen, mich für den Ankauf des Landhauſes zu beſtimmen, von deſſen Garten ich die herrlichſte Ausſicht auf das nahe, ſo maleriſch gelegene Gebirg und auf ſo viele freundliche Ortſchaften hatte, abgerechnet, daß der Ort ſelbſt eine reizende Lage hat, und zwei Luſtwäldchen deſſen Eingang von der Frankfurter Seite bilden. — Das eine dieſer Wäldchen zieht ſich hinter den Häuſern und Gärten eines Theils des Orts herum, und endigt mit einer ſchönen Wieſe, auf welcher das katholiſche Kirchlein ſteht, das eine entzückende Lage hat, und hauptſächlich dem Kaufmann Brentano ſein Daſein verdankt, denn faſt ganz Rödelheim iſt lutheriſch, und hat ſeine alte Kirche in der Nähe des Schloßgartens, die mit den Monumenten der alten, geharniſcht in Stein ausgehauenen Grafen Solms verſehen iſt. Ein ganz vorzüglicher Koch, früher im Dienſt Georg Brentano's, Namens Wegert, hatte einen Gaſthof etablirt, deſſen Garten an die Allee ſtieß, welche zu der katholiſchen Kapelle führt, und von dem man die romantiſche Ausſicht auf dieſe, die Wieſe und das Wäldchen hatte. Hieher kamen die Frankfurter Gutſchmecker in Maſſe und füllten ihre Wänſte mit den Wegert'ſchen Leckerbiſſen zum Zerplatzen; die köſtlichſten Diners und Soupers wurden bei dem in der ganzen Umgegend berühmten Koch beſtellt

und eingenommen. Die Frankfurter Freſſer, unter denen ſich beſonders zwei, ein gewiſſer Kaufmann Macke, wegen ſeinem koloſſalen Kopf, das Raſierſpiegelgeſicht, und ein gewiſſer Stachenſchneider, der ſein Vermögen buchſtäblich verfreſſen hatte und den man deßhalb das Stachelſchwein nannte, auszeichneten, kamen in der Regel zu Fuß mit ihren ſchwabbelnden Bäuchen keuchend angewackelt, weil, wie ſie ſagten, die Fußparthie ihren Appetit mehr reizte. Solche Freßparthien fanden ſich jede Woche mehrere ein, und es war in der That ergötzlich, dieſe Menſchen, mit nach dem berühmten Gaſthof ſtierenden und verlangenden Augen, ankommen zu ſehen. Die Rückkehr wurde aber fahrend gemacht, zu Fuß würde es manchem unmöglich geweſen ſein.

Die hervorragendſten Perſönlichkeiten der damaligen Rödelheimer Welt waren der auch als Schriftſteller bekannte Geheimerath **Grome**, obgleich ein Achtziger, doch immer noch rüſtig an Körper und Geiſt, der die Geſellſchaft, in der er ſich befand, durch ſeine Mittheilungen nicht nur angenehm unterhielt, ſondern auch intereſſant belehrte, obgleich er ſich oft wiederholte. Beſonders viel wußte er von den Kaiſerkrönungen, denen er beigewohnt, und den Fürſtlichkeiten und deren Umgebungen, die ſich dabei eingefunden, zu erzählen, wobei gar manches beluſtigende Anekdötchen mit unterlief. Aber auch von ihm ſelbſt cirkulirten dergleichen, von denen ich hier nur eine anführen will. Als er Collegien auf der Univerſität zu Gießen las, hatte er die Gewohnheit, faſt bei jedem Ort, von dem in ſeinen Vorleſungen die Rede war, zu wiederholen: »Da bin ich och geweſen.« — Einſt hatten die Studenten, ſeine Zuhörer, deßhalb einen Galgen mit Kreide an ſeinen Katheder gezeichnet, und darunter geſchrieben: »Da bin ich och geweſen.« — Seitdem unterließ der Herr Geheimerath und Profeſſor, die ſtereotyp gewordene Phraſe. Dem ſei wie ihm wolle, Grome war nicht ohne Verdienſte, und ſeine geographiſchen, wie ſeine ſtatiſtiſchen Werke, und beſonders ſeine Produktenkarte von Europa, ſind ausgezeichnet und werthvoll. — Die Familie Buff war mir beſonders intereſſant, weil ſie eine Rolle in Werthers Leiden von Göthe ſpielt. Zwei Brüder Lottens wohnten in Rödelheim, von denen der eine Landrichter und der zweite ein penſionirter Hauptmann war, dieſer letztere, der jüngſte, war derſelbe, von dem Göthe ſagt: »und ich konnte mich nicht enthalten, ihn noch ſeines kleinen Rothnäschens herzlich zu küſſen.«

Dieſer kleine Louis war jetzt ein ſechsundſechzigjähriger Greis, hatte in niederländiſchen Dienſten geſtanden, viele Erfahrungen gemacht und wußte ſehr angenehm und unterhaltend zu erzählen, war aber dabei gewaltig ſtreitſüchtig, wenn es galt, bei einmal gemachten Behauptungen zu beharren, und ſelbſt wenn ihm dieſelben ſo gründlich widerlegt wurden, daß auch er deren Irrthum einſehen mußte und auch einſah, ſo beſtand er nichtsdeſtoweniger mit der größten Hartnäckigkeit auf dem Geſagten, was denn im Caſino oft zu ſehr lautem Disputiren Anlaß gab. — Sein älterer Bruder, der Landrichter, war bereits geſtorben, als ich nach Rödelheim zog, hatte aber einen Sohn und drei Töchter hinterlaſſen, von denen der erſte, Aſſeſſor, und bald darauf ebenfalls Landrichter wurde, und dem man mit gutem Gewiſſen das ehrenvolle Lob ertheilen konnte, daß er ein ſehr gerechter Richter war. — Auch der Arzt des Orts, Doktor Schmall, war ein vortrefflicher, ſehr frei geſinnter Mann, ebenſo der Stallmeiſter Wöhler von Frankfurt, der hier ein Gut beſaß, und rühmlichſt durch ſeine Stiftungen der Frankfurter Gewerb- und Sonntagsſchulen und anderer gemeinnützigen Anſtalten bekannt war. Kaufmann Goullet von Frankfurt, der hier einen herrlichen Sommerſitz beſaß, trug durch ſeine liberale Gaſtfreundſchaft, eben ſo wie ſeine ſehr geiſtreiche und vorurtheilsfreie Gattin, außerordentlich viel zum fröhlichen geſelligen Leben in Rödelheim bei, die Nachmittags- und Abendunterhaltungen in dieſem Haus waren immer für Geiſt und Gemüth gleich erquickend, gute und gediegene Muſik, Darſtellungen lebendiger, meiſtens hiſtoriſcher Bilder, Vorleſungen, bisweilen auch kleine Comödien, bei denen ich thätig mitwirkte, machten in der Regel die Unterhaltung der Geſellſchaft hier aus, wobei es denn die Wirthin auch nicht an ausgeſuchten Speiſen und köſtlichen Weinen fehlen ließ, dabei war ein für allemal die Frankfurter kaufmänniſche Steifheit verbannt. Der ſchöne, ſehr große Garten des auf Schweizer Art erbauten Hauſes, lag an dem Ufer der Nidda, unfern der über dieſelbe führenden Brücke, auf einer Anhöhe, die ein kleiner Tempel, über einer Eisgrube erbaut, krönte. Am jenſeitigen Ufer lag der Schloßgarten, aus deſſen Gebüſchen die Thürme des Schloſſes hervorragten, und links jenſeits der Brücke die Brentano'ſchen reizenden Anlagen, ebenfalls von den Fluthen der Nidda beſpült, die hier einen Waſſerfall bildeten. Von dem Balkon des Goullet'ſchen Hauſes hatte man die

Aussicht auf diese ächt romantische Umgebung und die Fernsicht auf Frankfurt und den Taunus. — Aeußerst angenehm und idillisch schön, brachte man hier die Sommerabende zu, wo sich die Heerden des Orts in dem Fluß badeten, und das Geläute ihrer Glocken und Schellen ertönen ließen; die Bauernjungen die Pferde zur Schwemme ritten; die Mädchen ihre Lasten heimtrugen, wobei es so manchen, oft etwas derben Scherz absetzte, andere sich auf dem Fischerkahn schaukelten, und wir dann diesem munteren Treiben, vom Garten bei einem kühlenden Milchschnee mit Vanille gewürzt, in heiterer Gesellschaft zusahen, bei der sich meistens lustige und witzige Leute einfanden, unter denen besondern die drei Brüder Malß von Frankfurt, nehmlich der Lotterie-Malß, sogenannt weil er Cassirer bei der Frankfurter Stadtlotterie war, ein äußerst geistreicher, gescheidter, witziger aber auch sehr sarkastischer Mensch, dessen Stichelreden Niemand verschonten und Jedermann unterhielten, besonders mußten die Frankfurter Behörden dabei herhalten; dann der Theater-Malß, Mitdirektor des Frankfurter Theaters, und Verfasser des bekannten Lustspiels: der Bürgerkapitain und anderer Lokalpossen, der die lustige Person spielte und durch allerlei Hanswurstiaden unterhielt und die Leute zum Lachen brachte, und der Casino-Malß, der nachdem er als Kaufmann verunglückt, eine Sekretairstelle im Casino zu Frankfurt erhielt und ein gewaltiger Jäger war, und viel Jagdanekdoten erzählte. — Auch die Damen dieser Gesellschaft waren meist originelle, pikante und geistreiche Erscheinungen.

Ein ganz-anderes, auch nicht minder originelles Leben und Treiben war in der Villa des George Brentano, ein Bruder des Clemens und der Bettina, und Enkel der Sophie Laroche. Dieser spielte gewissermaßen den Seigneur du village durch seinen Reichthum, ohne es gerade zu wollen. Aber die Rödelheimer hatten gewaltigen Respekt vor ihm, denn er verwendete jedes Jahr eine sehr beträchtliche Summe für die Verschönerung und Erweiterung seiner Besitzungen, wodurch die Rödelheimer Arbeiter viel Geld verdienten.

Es ist hier wohl am rechten Ort, einiges über die auch außerhalb Frankfurt bekannte Familie Brentano mitzutheilen, da ich mit mehreren ihrer Mitglieder in nähere Berührung kam.

Die Familie stammte aus Oberitalien, von wo der Großvater unseres George's und seiner acht Geschwister eben nicht in

den glänzendsten Umständen nach Frankfurt eingewandert war, woselbst sich schon eine andere Familie Brentano, wahrscheinlich weitläufige Verwandte von dieser, seit längeren Jahren angesiedelt hatte, und deren Ahn als armer Savoyardenknabe nach Frankfurt gekommen und daselbst zu einem wohlhabenden Mann geworden war, dessen Abkömmlinge in Ansehen standen. — Der Sohn des erwähnten Großvaters, Peter Anton Brentano, der von seinem Vater einiges Vermögen ererbt hatte, sich, gleich diesem, dem Handel widmete und ein spekulativer Kopf war, heirathete im Jahr 1763 ein Mädchen aus jener andern Familie Brentano, Paula Maria Walpurga Brentano, die jedoch nach einigen Jahren starb, worauf Peter Anton zu einer zweiten Ehe schritt, und die Tochter der Schriftstellerin Sophia von La Roche, Maximiliane Euphrosine, im Jahr 1773 ehelichte. — Die junge Frau liebte zwar ihren gestrengen Eheherrn, suchte sich jedoch seinem allzuherrischen Wesen von Zeit zu Zeit so lang als möglich zu entziehen, indem sie ihre Mutter, die damals im Thal Ehrenbreitstein wohnte, häufig besuchte, und dann immer mehrere Monate bei ihr zubrachte. — Auch diese Frau starb noch jung, 37 Jahre alt, nachdem sie ihrem Mann viele Kinder geboren, unter denen Clemens, George, Bettina u. s. w. Dies hielt unsern Peter Anton jedoch nicht ab, in seinem 62. Jahr zum drittenmal ein Fräulein von Nettenot zu freien, anderthalb Jahre darauf legte indessen er sich in's Grab, ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassend, so daß jedes der zehn Kinder an 100,000 Gulden erhielt. Peter Anton hatte gut zu spekuliren verstanden, und besonders ungeheure Summen durch Lieferungen gewonnen, und nebenbei nach und nach die Titel und Aemter eines Chur-Trier'schen Raths, Geheimen Raths, accreditirten Residenten, und endlich Churfürstl. niederrheinischen Kreis-General-Einnehmers erhalten. Daß er sehr wohlhabend sei, glaubte man allgemein in Frankfurt, aber ein so großes Vermögen hatte doch Niemand vermuthet.

Fast alle seine Kinder waren mit mehr oder weniger Genialität begabt, doch ganz besonders Clemens und Bettina, und da sie manche ungewöhnliche, wohl ans Excentrische gränzende Handlung begingen, so war es kein Wunder, daß man in einer so prosaisch-merkantilischen Handelsstadt wie Frankfurt, deren Kaufleute in der Regel wenig mehr als das Haben und Soll, und keine andere Bücher als ihre Handlungsbücher kennen,

und wo jede edlere und erhabenere, nicht den erbärmlichen alltäglichen Egoismus berücksichtigende Handlung und Gesinnung, für Narrheit gilt, vollends wenn sie Genialität verräth, sagte: »alle Brentanos haben einen Sparren zuviel.« Am wenigsten konnten diese Schachergeister das Wesen der genialen Bettina begreifen und fassen, und wenn von ihr die Rede war, so hieß es immer nur: »deß is ä Narr« oder »ä Schote*), sie hot awer ä bös Schward (böses Maul), un mokirt sich iwer alles.« Daß Charaktere, wie Bettina, außerhalb der Fassungskraft des Janhagels aller Stände liegen, ist sehr natürlich, daß aber auch Menschen, die wissenschaftliche Bildung zu haben glaubten, namentlich Geistliche, so urtheilten, war auffallend; freilich kannten sie das etwas wilde Kind nicht näher und hörten nur von ihren sogenannten tollen Streichen sprechen. Die geistreiche Großmutter Laroche hatte das Wesen des Mädchens längst erkannt und es war ihre liebste Enkelin.

Bettina selbst rührte die Meinung, die man von ihr hatte, nicht im mindesten, sie lachte über die alberne Welt, und trieb es trotz allen Ermahnungen ihrer Geschwister nach wie vor, eben so wenig Eindruck machte es auf sie, wenn man ihr sagte, die Leute behaupteten, daß sie, um Aufsehen zu erregen oder sich wichtig zu machen, so handle, dies alles konnte ihr kaum ein mitleidiges Lächeln über die wirklichen Narren abzwingen.

Ich hatte die seltene Erscheinung als ein Junge von 12—13 Jahren näher kennen gelernt, während sie mit zwei andern Schwestern, Lulu und Meline, bei ihrer Großmutter zu Offenbach wohnte, wo sich auch die Offenbacher schöne Welt, die Frankfurter nachäffend, gewaltig über sie aufhielt. Sie besuchte uns öfter, und meine Mutter sagte endlich doch: »ich weiß nicht, was die Leute wollen, das Mädchen ist so übel nicht.« — »Was nicht so übel?« fiel ihr mein Vater ins Wort, »das Mädchen ist ein Engel, wenn auch etwas dämonisch!« — Erst als ausgezeichnete und selbst fürstliche Personen Bettinens Umgang suchten und äußerst interessant fanden und

*) Lieblingsausdruck der Frankfurter für Leute, die nach ihrer Meinung nicht recht gescheidt sind, d. h. denen der Mammon und das goldne Kalb nicht über alles geht, und denen die gemeine merkantilische Pfiffigkeit fehlt.

sie sogar der Großherzog, Fürst Prima (Dalberg) an die Tafel gezogen, und ihren Geist erkannt, da sperrten die Frankfurter Bazenmenschen die Mäuler auf, bekamen Respekt, machten gewaltige Augen, und kamen, wenn auch etwas spät zur Erkenntniß, daß hinter dem vermeintlichen Narren, der sich über die alltäglichen Schnurrpfeifereien, Fratzenschneidereien und Complimentennarretheien so hinwegsetzte, doch etwas stecken müsse. Auch ihre Schwester Lulu war ein geistreiches, gescheidtes und sehr liebenswürdiges Mädchen, das sich indessen mehr in das baroke gesellschaftliche Weltleben zu schicken wußte; Meline, die jüngste dieser drei Schwestern, war auch die schönste, und zwar sehr schön, der aber der geringste Antheil an Verstand zugekommen war. Wenn diese drei Mädchen Sonntags unter dem Schutz einer Tante in die katholische Schloßkapelle zu Offenbach gingen, sah ihnen alles nach, ihre Anmuth und Grazie bewundernd. Lullu und Meline fanden auch bald anständige Freier und heiratheten noch sehr jung, die erste einen reichen Juwelenhändler und die zweite einen Herrn Guaita. Bettina wurde, wie bekannt, später dem auch als Dichter bekannten Achim von Arnim zu Theil. — Clemens, dessen Bekanntschaft ich nie gemacht, war in Frankfurt besonders wegen der Art, wie er seine beiden Heirathen ausgeführt, verschrien. Seine zweite Gattin, Auguste Bußmann, hatte er, ohne daß es nöthig war, denn man würde seinen Antrag schwerlich zurückgewiesen haben, mit ihrer Einwilligung ihren Eltern entführt, und mit ihr den Weg nach Kassel, wo Schwester Lulu wohnte, eingeschlagen. Das junge Paar wollte den Weg zu Fuß zurücklegen, aber kaum anderthalb Stunden von Frankfurt entfernt, waren die Leutchen schon müde geworden und nahm in dem heßischen Flecken Vilbel einen Wagen in Beschlag, in dem sie die Reise bequem fortsetzten. Die Mutter des Mädchens, die auch nicht in dem entferntesten ein solches Einverständniß ihrer Tochter mit Clemens vermuthete, war ausgegangen, um den Napoleon zu sehen, der gerade an diesem Tag Frankfurt passirte, und vor Schrecken starr, als sie bei der Nachhausekunft das Verschwinden des sonst so gehorsamen Töchterchens erfuhr. Die Leute erzählten ihr, daß sie ganz weiß gekleidet und verschleiert, mit einem schwarzen Kästchen unter dem Arm, mit dem Herrn Brentano, der eine Guitarre trug, durch die Stadtallee nach dem Comödienplatz und der Zeil entlang gegangen sei. Man ver-

folgte ihre Spur bis vor das Friedberger Thor, wo man sie gänzlich verlor. Erst in Kassel wurde das Pärchen getraut.

Auch George Brentano hatte sich auf eine ziemlich geniale Weise verheirathet. Er hatte den zweiten Pfingstfeiertag, wo ganz Frankfurt nach Wilhelmsbad wandert, in den Laubgängen des dortigen Parks, ein sehr hübsches junges Mädchen in Gesellschaft seiner Eltern erblickt, verliebte sich auf der Stelle in dasselbe, ging ihr nach und ruhte nicht eher, bis er herausgebracht, daß es die Tochter des Rentmeisters Schröder aus Bergen sei. — Schon den andern Morgen um neun Uhr war Brentano in Bergen, ließ sich bei dem Rentmeister anmelden, und hielt um das schöne Mariechen an, die ihm auch zugesagt wurde, kurze Zeit darauf war die Hochzeit. Die schöne Frau starb aber noch jung, nachdem sie ihren Gatten mit drei Kindern beschenkt hatte. — Unsere Familie war mit Rentmeisters von Berkersheim aus sehr bekannt, da dieses nur eine halbe Stunde von Bergen liegt, dagegen hatten wir mit der Brentano'schen fast gar keinen Verkehr, indem sich damals die drei christlichen Confessionen noch sehr schieden. Die Redensart, daß die Lutheraner die Gewalt, die Katholiken die Kirchen und die Reformirten das Geld in Frankfurt hätten, war wenigstens zum Theil wahr, indem nur Lutheraner in Senat treten oder ein öffentliches Amt erlangen konnten. Die schönsten Kirchen gehörten den Katholiken, und die Reformirten, die in Frankfurt selbst gar keine Kirchen und später nur Bethäuser haben durften, waren wenigstens die reichste Gemeinde. Reiche Leute gab es aber unter allen Confessionen und namentlich auch sehr reiche Juden.

Auch George Brentano war ein gut speculirender Kaufmann, hatte sein Vermögen besonders durch Speculationen in Staatspapieren vielleicht zwanzigmal vergrößert, und war ein intimer Freund des Bankiers Moriz Bethmann, mit dem er manches galante Abentheuer in Compagnie bestanden hat. — Seine Rödelheimer Besitzung war so geschmackvoll und so reizend angelegt, daß sie von vielen Fremden und selbst fürstlichen Personen, die nach Frankfurt kamen, als eine Curiosität besucht wurde. Labyrinthe, Hängebrücken, Schweizer-Häuser ꝛc. fand man da, und in einem der letzten eine ganze Gallerie hübscher Schweizermädchen, die Brentano auf seinen Reisen kennen gelernt und hatte malen lassen. Die kleinen Feste, die er hier gab, waren glänzend und angenehm

unterhaltend, besonders weil man fast immer mit ausgezeichneten Fremden, die sich eingefunden, in Berührung kam. Auch Bettina besuchte manchmal ihren Bruder, und zwei von ihren Kindern, wunderliebliche Mädchen, dabei höchst einfach und anspruchlos, lernte ich da kennen, sie mochten 14 und 16 Jahre alt sein, hatten schöne melodische Stimmen, und sangen kleine Lieder und Duettinis zum Entzücken.

Ein Hofrath Wichterich, früher der Erzieher der jungen Grafen von Solms-Rödelheim, dem auf jeden Fall das Verdienst gebührte, die jungen Grafen besser erzogen zu haben, als es der seelige Herr Papa gewesen, der, als er noch souverän war, die Leute mit Kerker und Prügel bedrohte, die sich unterstanden, eine goldne Quaste an der Mütze zu tragen, weil dies Recht nur den hochgräflichen Lakaien zustände, war gewissermaßen das Factotum der ganzen Rödelheimer Gesellschaft, der Ceremonienmeister und Maitre de plaisirs bei allen Festen und Feierlichkeiten und in allen Familien gut und gern aufgenommen, wo ihn alle Kinder, selbst die Erwachsenen, mit du begrüßten. Der Mann war eine gutherzige Seele und half gerne, wo er konnte, mit Rath und mit That. Jeder kam in seiner Bedrängniß zu ihm, klagte ihm seine Noth, und fand Unterstützung oder gewichtige Fürsprache bei den Reichen des Orts, die dann gerne gaben, namentlich Brentano und dessen Schwester Lulu, die jetzt Frau Baronin Debordes geworden war, und sich während meines Aufenthalts in Rödelheim, ebenfalls daselbst angekauft hatte. — Wichterich war auch ein angenehmer Erzähler und gern hörte man ihm zu, wenn er von dem Hof des alten Grafen, dessen Kammerhusaren und neun Mann Soldaten, nebst einem Tambour, und wie sie in dem alten gräflichen Schloß mit Regenschirmen an der Tafel gesessen, weil kein Geld da war, das Dach über dem Speisesaal zu repariren u. s. w., erzählte.

Die Witwe des alten Grafen, aus dessen zweiter Ehe, eine Bürgerliche von Geburt, wohnte ebenfalls mit ihrer Tochter, Comtesse Mathilde in Rödelheim, jedoch sehr eingezogen, da ihr eigner Bruder, ein Justizrath Hofmann, sie, so wie noch viele andere Einwohner Rödelheims und Waisen, deren Vormund er war, um fast Alles gebracht. Dieser Kerl war einer der durchtriebensten Schurken, den Niemand anzupacken wagte, da er als Schwager des regierenden Grafen, mit der Gerechtigkeit wirklich blinde Kuh spielte, und endlich nach dessen Tod, mit einem Raub von mehreren hunderttausend Gulden verschwand, wobei auch ein großer

Theil des Vermögens der Gräfin Schweſter war, die er an den Grafen, über den er alles vermochte, verkuppelt hatte, ohne daß man je erfahren, was aus ihm geworden; wahrſcheinlich iſt er nach Amerika gegangen.

Ein anderer Hofmann, einer von jenen Doktoren der Philoſophie, wie man ſie in Gießen und auf andern deutſchen Univerſitäten leider für ein paar hundert Gulden creirt und das Doktor-Diplom verſchachert, war ebenfalls Gutsbeſitzer in Rödelheim, und hatte eine ziemlich zahlreiche Nachkommenſchaft, unter der vier Töchter, von denen einige recht hübſch, aber auch recht coquet waren, namentlich das ſchöne Sophiechen, die ihre Netze nach den Frankfurter Bankiersſöhnen auswarf, aber ſo wie ihre Jungfern Schweſtern in dem Ruf einer großen Leichtfertigkeit ſtand. — Von dieſem Hofmann hatte ich das Landhaus gekauft, und wurde nebenher durch allerlei Lieferungen, die er mir zum Ausbau deſſelben machte, recht artig geprellt. Der Mann hatte früher ein Inſtitut für junge Leute gehabt, und mehrere Söhne reicher Frankfurter, und durch dieſe viel junge Engländer erhalten, da er aber die Eltern durch Nebenausgaben und enorme Extra-Rechnungen gewaltig prellte, ſo ging das Inſtitut nach einigen Jahren wieder ein. So verſtand er es unter anderm, aus einer alten Kutſche mit einem alten Karrengaul beſpannt, jährlich mehr als zwölf Tauſend Gulden zu ziehen, indem er die Fuhren der Zöglinge, deren er immer ein halbes Dutzend in den alten Kaſten pfropfte, zu Tanz- oder Reitſtunden und Gott weis ſonſt was, nach Frankfurt expedirte, einem jeden derſelben mit ein paar Thalern berechnete, und die Kutſche kam den ganzen Tag nicht von der Landſtraße, und war in ganz Frankfurt unter dem Namen, die Rödelheimer Staatscaroſſe, bekannt. Auch alle Extralehrer des Inſtituts, wie Zeichenlehrer, Muſiklehrer, Tanzlehrer ꝛc mußten mit ihm theilen, und ſo war es denn kein Wunder, daß der Mann, der außerdem noch Sommerwohnungen an Fremde, denen er auch die Koſt verabreichte, zu hohen Preiſen vermiethete, in kurzer Zeit ein reicher Mann wurde, doch verbaute er einen Theil dieſes Geldes wieder, ſo wie ihn auch ſeine Landökonomie viel koſtete und wenig einbrachte. — Da er ſeinen Töchtern demungeachtet eine artige Mitgift von circa 12,000 fl. geben konnte, ſo erhielten ſie doch alle Männer, wenn auch nur Kaufleute ſehr untergeordneten Ranges und Herkommens. Sophie aber, nachdem

alle ihre Mühe um einen Bankiersſohn geſcheitert war, begnügte ſich mit einem Unterlieutenant. — Eine ihrer Schweſtern, die Meline hieß, ſtarb aus Gram verſchmähter Liebe; ſie hatte ſich nämlich in einen hübſchen jungen Engländer ſo gewaltig verliebt, daß ſie dieſen wie ſein Schatten verfolgte, ja in Geſellſchaften und auf Bällen nicht von ſeiner Seite wich, obgleich es ſo auffallend war, daß Jedermann lachte. — Der Undankbare aber war ſo vieler Liebe nicht werth, die, wie es ſchien, ihm zum Eckel wurde; er entfernte ſich aus dem Hofmänniſchen Haus, indem er jedoch die Hoffnung des Wiederkommens zurückließ, aber wer wegblieb und nichts mehr von ſich hören ließ, war der grauſame Britte, und bald darauf ſtarb die arme Meline, der Augapfel des Papa, an wahnſinniger Liebe. Letzterer tröſtete ſich durch die Einrichtung einer Knochenmühle, die zu gleicher Zeit Haſer ſchneiden, die ſchmutzige Wäſche waſchen, dreſchen, und Gott weiß was Alles ſonſt verrichten ſollte, mit der er vortreffliche Geſchäfte zu machen hoffte, die aber gänzlich in's Stocken gerieth.

Gegen mir über wohnte ein Belgier, ein Baron Sanzeille, ehemaliger Oberſtlieutenant der franzöſiſchen Garde und ſpäter Aide-de-Camps des Marſchall Soult, deſſen Fatas und Thaten hier wohl einer kurzen Erwähnung werth ſind. Nach Napoleon I. Sturz war der Mann nach Belgien zurückgekehrt, wo er in der Nähe von Brüſſel wohnte und bald darauf die Bekanntſchaft einer ſehr reichen und angeſehenen adlichen Familie Belgiens machte, die eine einzige ſechszehnjährige Tochter hatte, von der es bekannt war, daß ſie eine Mitgift von einer Million Franken habe. Sanzeille, ein noch junger und ſchöner Mann, wußte ſich bald in die Gunſt des Mädchens zu ſetzen, hielt um ſie an, erhielt aber einen Korb von Seiten der Eltern, die andere Abſichten mit der Tochter hatten. Dieſe aber war bereits in den Banden des Offiziers, und erklärte rund heraus, daß ſie keinem andern, als dem Oberſtlieutenant ihre Hand geben würde. Um das Mädchen zur Raiſon zu bringen, ſperrte ſie der Vater in ein Kloſter, aus dem ſie aber der Geliebte, der fortwährend mit ihr insgeheim correſpondirte, bald darauf befreite und entführte, und dabei dachte, hab ich nur erſt das Mädchen, die Ausſteuer wird dann ſchon nachkommen. Das Pärchen entfloh zuerſt nach Frankfurt, wo Sanzeille glaubte ſich leicht trauen laſſen zu können, da es ja eine freie Stadt ſei. — Aber es war gerade umgekehrt der Fall, denn nirgends werden

bei einer Verheirathung mehr Schwierigkeiten gemacht, besonders wenn nicht alle mögliche Papiere bis auf das Titelchen im Reinen sind, als gerade in Frankfurt. — Da es dem flüchtigen Paar nun unmöglich war, hier seinen Zweck zu erreichen, so rieth der Wirth des Hôtels, in dem es abgestiegen, dem Bräutigam, dem der Mitgift wegen alles an einer schnellen Trauung gelegen war, sich nach Homburg zu wenden, wo man die Erlaubniß dazu bei dem souveränen Landgrafen leicht erlangen könne. — Sanzeille begab sich dahin, wo er als Stabsoffizier leicht Zutritt bei Hof erhielt, und als ein gewandter, artiger, schöner Mann der alten Landgräfin, welche ohnedieß Abentheuer liebte, gefiel, die ihm auch sogleich die Erlaubniß zur Trauung auswirkte, welche in der Homburger Schloßkirche stattfand, worauf das junge Paar noch einige Zeit da verweilte, und durch eben diese Protektion die Verzeihung der Eltern erlangte, und sodann nach Belgien zurückkehrte. — Lange dauerte indessen das eheliche Glück desselben nicht. Bald nach den Flitterwochen vernachlässigte der Mann, der in der Liebe und in Unternehmungen ein zweiter Lowelain war, die junge Frau und ward ihrer so überdrüssig, daß er sich ihrer zu entledigen, dabei aber einen großen Theil ihres Vermögens anzueignen suchte. — Um diesen doppelten Zweck zu erreichen, verfiel er auf ein Mittel, zu welchem ein Mann und besonders ein Offizier, der noch etwas auf seine Ehre hält, nie greifen wird; er beschloß nämlich, sich selbst zum Hahnrei zu machen! — Er fand auch leicht einen jungen Mann, der für eine gewisse Summe sich dazu verstand, die Dame war eben nicht übermäßig durch physische Schönheit ausgezeichnet, ihm den Liebesdienst zu erweisen. Er führte den erkauften Cicisbeo bei seiner Frau ein, die von ihrem Mann vernachlässigt, um so leichter in die Falle ging, und wurde von diesem bald mit mehreren Zeugen en flagrant délit ertappt. Eine Scheidung und eine Entschädigung von 500,000 Franken für den Gatten war der Erfolg. Aber die Intrigue dieser saubern Begebenheit blieb nicht lange Geheimniß, man deutete mit den Fingern auf den aus schmutziger Absicht freiwillig Gehörnten, der für gut fand Belgien zu verlassen, und sich zum Zweitenmal nach Frankfurt begab, wo er sich bald Zutritt in reiche Familien zu verschaffen wußte, und in dem Hause eines Hrn. Lth. Banquier, sehr gut aufgenommen wurde. Madame Lth. fand Gefallen an dem Fremden, der seiner Seits wieder

an der artigen jungen und reichen Tochter Gefallen fand, aber dem Sprichwort eingedenk: wer die Tochter haben will, muß der Mutter den Hof machen, bald auf einem sehr intimen Fuß mit der letztern stand, die ihm auch versprach, ihm später das Mädchen zur Frau zu geben, und nach einiger Zeit fand sogar die vorläufige Verlobung statt, der nach anderthalb Jahren die Heirath folgen sollte. Unterdessen aber kamen allerlei Gerüchte von Sanzeilles frühern Abentheuern in Frankfurt in Umlauf, eben so die schmutzige Geschichte der Scheidung von seiner ersten Gattin, und der Vater und die Familie bestanden darauf, das Eheverlöbniß rückgängig zu machen, obgleich Mama den Baron in Schutz nahm, und er selbst die Mitwissenschaft und Einwilligung zu seiner Hahnreischaft, als eine schändliche Verläumdung von sich wies. Es kam nun zu Scenen; dem Bräutigam wurde das Haus verwiesen, dieser forderte den Banquier Lth. heraus, der ihm dafür ein sehr übelriechendes beschmutztes Papier unter Couvert zusandte. Ein Proceß erfolgte, und der Baron gab das besagte Papier zu den Akten, das sämmtliche Richter berochen. In Folge mehrerer Scenen und des Einflusses der Lth. Familie, wurde Sanzeille der permanente Aufenthalt in der Stadt und ihrem Gebiet untersagt, und da dieser unter der Hand eine sehr hübsche junge Frau, Namens Kingenheimer, die jedoch den Ruf einer eben so gefälligen Frau hatte, kennen lernte, die mit ihrem Mann in Rödelheim wohnte, so kaufte er dieser zu Gefallen das Gasthaus zum holländischen Hof daselbst, und richtete dasselbe zu einer eleganten Privatwohnung ein. — Hr. Kingenheimer, ein sehr gefälliger Ehemann, der ohne Beschäftigung, nur von der kargen Gnade eines alten reichen Oheims, des Kommerzienrath und ehemaligen Gasthalters zum rothen Haus in Frankfurt, Dick lebte, hatte sich schon längst gewöhnt, bei den Abentheuern seiner hübschen Frau blinde Kuh zu spielen, und ihr freien Lauf zu lassen. — Sanzeille unterhielt nun die Familie so lange, bis er sich eines Tages überzeugte, daß er nicht der allein Begünstigte sei, sondern noch mehrere Nebenbuhler habe, denen Madame Kingenheimer Rendezvous, theils auf dem nahen Jägerhaus, theils in Frankfurt gab; unter den letztern war später sogar der Souverän eines kleinen benachbarten Herzogthums, dem der damalige Gastgeber zum römischen Kaiser, die Schöne, von der auch er ein Verehrer war, zugeführt hatte. Der Baron war auch Mitglied des Rödelheimer Kasinos

geworden, jedoch hatte es bei seiner Aufnahme große Debatten gegeben, und namentlich war Dr. Hofmann gegen dieselbe gewesen, indem er sagte: »dann können meine Töchter nicht mehr mit Ehren das Kasino besuchen", worauf ihm aber ein anderes Mitglied entgegnete: »Wenn wir es so genau nehmen wollen, Hr. Dr., dann möchten freilich auch ihre Töchter wegbleiben«. Der Doktor der Philosophie verstummte nun, und Sanzeille erhielt soviel weiße Kugeln, daß er Mitglied der ehrenwerthen Gesellschaft ward.

Auch das geistreiche Jacobinchen Brüyere, von dem ich schon früher Erwähnung that, und welches einer andern Ignorantin den Kastengeist mit den Worten: »Dumm Ds, deß is a Gspenst in em Kaste«, definirt hatte, war in Rödelheim an einen gewissen Valentin Meidinger verheirathet, ein Sohn des Verfassers der früher sehr verbreiteten Grammatik, deren Absurditäten und gewaltige Schnitzer zuerst Debonal aufdeckte, und der Mozin's treffliche Sprachlehre den Rest gab; seitdem bedienen sich nur noch alte Dorfschulmeister derselben. Les beaux esprits se rencontrent; Valentin stand so ziemlich auf der Höhe der Bildung seines theuren Jacobinchen. Beide wollten sich nach der Verheirathung der Landökonomie widmen, und kauften zu dem Ende ein kleines Baurengut in dem Dorf Fischbach am Taunus, wo sie gedachten ein recht idyllisches Leben zu führen. Es war auch idyllisch genug, den Valentin und Jacobine misteten mit der aufgehenden Sonne den Kuh- und Schweinstall, trieben die Gänse aus, begleiteten den Knecht auf den Acker, halfen den Dünger vertheilen, machten Handkäse u. s. w. Dennoch wollte das Ding nicht vorwärts, sondern den Krebsgang gehen. Meidinger war so ein Mittelding zwischen einem Manschetten-Bauer und einem gewöhnlichen. Als er nach mehreren Jahren sah, daß sein Hab und Gut immer mehr zusammenschmolz, und Jakobine ihn mit einem reichen Kindersegen beschenkte, fingen beide doch an einzusehen, daß ein solches Idyllenleben auch seine unangenehme Seite habe. Valentin sah sich um einen andern Verdienst um, und erhielt durch die Vermittelung des schon erwähnten Hofrath Wichterich, eine Stelle als Kommis, er hatte die Handlung erlernt, bei Hrn. F. Wenner in Frankfurt, der eine bedeutende Kunsthandlung und große Druckerei besaß. In letzterer hatte der bekannte Joseph Meyer in Hildburghausen soviel Druckarbeiten machen lassen, daß er dem Wenner bald über vierzig tausend Gulden, sowohl für Druck als Pa-

pier schuldete, so daß diesem um sein Guthaben um so mehr bange ward, als er erfuhr, daß Meyer schon zweimal Banquerout gemacht habe, nämlich einmal in England, und das zweitemal zu Weilar im Eisenach'schen, beim letzten hatte er sogar seinen eigenen Vater, einen ziemlich wohlhabenden Schuhmacher so mitgenommen, daß der Mann gänzlich verarmt war. — Wenner sandte nun Meidinger nach Hildburghausen, um soviel als möglich von seinem Guthaben einzukassiren, und sein Interesse daselbst zu wahren, er wünschte um so mehr, aus aller Verbindung mit dem Schwindler zu treten, da derselbe bereits als frecher Nachdrucker des Eigenthums ehrenwerther Buchhandlungen verrufen war, und Sachsen, Preußen und noch andere Staaten seinen Nachdruck verboten hatten, und er überhaupt in einem schlechten Ruf stand. Aber der pfiffige Meyer wußte den einfältigen Meidinger mit süßen Worten und leeren Versprechungen heimzuschicken, und dieser kam völlig unverrichteter Sache wieder bei seinem Prinzipale an, der die Thorheit beging, den Menschen zum zweitenmal nach Hildburghausen zu senden. — Diesesmal wandte Meyer andere Mittel an, den Valentin zu kirren, und beredete denselben, seinen Prinzipal zu verlassen, und dagegen ein eigenes Geschäft für sich in Frankfurt zu errichten, in welchem Fall er ihm für ganz Süddeutschland und die Schweiz den Verschluß seines Verlags überlassen wolle, wobei er zehnmal mehr verdienen würde. — Meidinger ging die Sache hinter dem Rücken seines Prinzipals ein, und die beiden saubern Herrn kamen überein, daß man wegen der Wenner'schen Forderung processiren müsse, wodurch es bei der Art und Weise, wie in Frankfurt die Justiz gehandhabt werde, leicht sei, durch einen tüchtigen Rabulisten die Berichtigung derselben in's unendliche hinauszuziehen, und dann kömmt Zeit kömmt Rath *). — Dieser schurkische Plan wurde ausgeführt, Wenner

*) Dieß erinnert unwillkührlich an die bekannte Geschichte von einem italienischen Fürsten, der über die Schurkereien eines berüchtigten Advokaten-Rabulisten seiner Residenz aufgebracht, denselben kommen ließ, und ihm erklärte, er schulde einem seiner Bürger einige hundert Zechini, wünsche aber aus besondern Gründen den Mann so lange als möglich hinhalten zu können, und fragte den Advokaten, auf wie lange er sich getraue, den Proceß hinausschieben zu können. — Wenigstens 10 Jahre, und wenn's gut gebt, das Doppelte! Der Fürst antwortete damit, daß er den Kerl sogleich festnehmen ließ, und zum Galgen verurtheilte. Die Kanaille mußte wirklich

ſtarb über dem Proceß, nach Verlauf von 6 Jahren, und Meyer fand ſich mit der hinterlaſſenen Maſſe, da keine Leibeserben da waren, mit einer runden Summe von 1000 fl. ab, und hatte ſo 39,000 fl. gewonnen. Meidinger hatte ſich ebenfalls mit ſeiner Gattin in Rödelheim häuslich niedergelaſſen, wo nun das ſchon alternde Jacobinchen die vornehm thuende und ſogar gelehrt ſein wollende Dame, zur Ergötzlichkeit der andern Bewohner, ſpielte, und alle Leute verſicherte, daß ihre Töchter, ſie hatte deren gerade ein halbes Dutzend, auch noch ihr Publikum finden würden. Alles, was die gute Frau nicht begreifen konnte und über ihren Horizont ging, und über den ging Alles, was nicht von Kühmelken, Dünger, Klöſe kochen und Aehnlichem handelte, erklärte ſie für unmöglich oder doch unwahr, und blieb wie alle Leute ihrer Gattung, feſt auf dem, was ſie einmal behauptet hatte. So ſtellte ſie einmal bei einem kleinen Theater, auf dem ihre Töchter ein Stückchen aufführen ſollten, und zu dem man ihr die Dekoration geliehen hatte, alle Couliſſen verkehrt, und ließ nicht zu, daß man den Bock verbeſſerte. Doch war ſie auch muſikaliſch, klimperte ein paar Accorde auf der Guitarre, und krähte dazu: «Der Viehſcher vieſcht, das Waaſſer rauſcht» ꝛc. Daß man ſie zum Beſten hatte, wenn man ſie bat, ihre himmliſche Stimme ertönen zu laſſen, davon hatte ſie keine Ahnung. Bei einer Parthie nach Eppſtein, rief ſie, die Burgruinen erblickend, aus: «Ach was muß deß ſchön geweſe ſey in der Ritterzeit, ich möcht auch ſo ä Ritterfräule geweſe ſey, wie ſe als im Theater und in dene ſchöne Ritter- und Geiſtergeſchichte vom Spies vorkomme». — Als ihr Jemand darauf erwiederte: Sie hätten ſich mit ihrem ſchönen Geſang noch beſſer zum Minnenſänger gepaßt, erwiederte ſie: «Ach gehn Se, mei Mann ſagt immer, ich thät kä ſchöne Minne zu meim Singe mache, aber der verſteht nix von der Muſik, und kä Ritter wär er ach nit geworn, dann er förcht ſich vor em Hund, wann er bellt». — Den Herrn Gemahl hatte dagegen eine andere Manie befallen. Das Leſen freiſinniger Werke, die er nicht verſtand, hatte ihn zum wüthenden Demagogen gemacht, er war mit bei der Verſammlung von Hambach geweſen, aber auch einer der erſten, die Reißaus nahmen, als ein Spaßvogel das Gerücht ſchnell

baumeln. Der gute Fürſt fände in Frankfurt viel Arbeit, und zwar nicht blos an Advokaten.

in Umlauf ſetzte: Die Burg ſei minirt, und werde in wenig Minuten in die Luft geſprengt. Nach ſeiner eigenen Ausſage war unſer Valentin einer der erſten, der Fersengeld gab, und eine Stunde ohne Aufhören gelaufen, jeden Augenblick fürchtend, „es krache hinter ihm los“. — Bei ſeiner Zurückkunft ſagte er nichts deſtoweniger: Jetzt geht's los! und wenn man ihn fragte, was? war die Antwort: ei die Revolution, die Fürſchte were zum Teufel gejagt. Bald darauf ſaß der arme Valentin im Kriminalgefängniß zu Darmſtadt, da er revolutionäre Flugſchriften verſandt und verbreitet hatte, wurde jedoch bald wieder frei, da die Richter Mitleiden mit ſeiner bewußtloſen Unſchuld hatten, und ſelbſt der gräflich-ſolmſiſche Polizeirath, eine wahre Satyre auf alle Polizei, da derſelbe nie zu finden war, wenn ſich irgend etwas gefährliches zutrug, gab Meidinger das Zeugniß, daß er der friedlichſte Bewohner von Rödelheim ſei, und höchſtens nur mit dem Maul rebellire. — Der Geiſtliche des Orts war Inſpektor Thudichum, ein liberaler Mann, der eine Tochter meines ehemaligen Lehrers Breitenſtein zu Homburg geheirathet hatte, aber mit dem Bürgermeiſter von Rödelheim, ein Hr. K..... und Mühlenbeſitzer, der nebenher den Freigeiſt und den Don Juan bei den Schnitterinnen ſpielte, immer im Hader. — Seine Nichte, Louiſe G...., war ein hübſches Mädchen, das eine ſchöne Stimme hatte, die aber mit dem Oheim wenig harmonirte, obgleich auch ſie ſehr liberal war, und ſich beſonders den flüchtigen Polen günſtig zeigte, als dieſe durch Frankfurt kamen, bei welcher Gelegenheit ſie ſogar mit noch andern jungen Mädchen eine kleine politiſche Rolle ſpielte, bei der Helene Gardini, die Tochter meines nächſten Nachbars, ein italieniſcher Tabacksfabrikant, die geheime Oberin war. Letztere ließ ſich ſpäter, gleich ihrer Namensſchweſter, entführen, und zwar von einem entlaſſenen Officier, dem noch ein trauriges Schickſal bevorſtand.

Dieſe, nebſt noch einigen andern Perſonen, bildete die Welt, in der ich mich jetzt bewegen ſollte. Daß mir nach meinem bisher geführten Leben, eine ſolche Umgebung nicht genügen konnte, wird mir der Leſer wohl glauben. Das Theater in Frankfurt, obgleich bei weitem nicht mehr, was es früher geweſen, war nebſt den Gebirgspartien im Sommer meine Hauptzerſtreuung und Erholung. Indeſſen führte das Frühjahr manche Gäſte auf längere Zeit herbei, die denn einige Abwechslung in das gewöhnliche Rö-

delheimer Leben brachten. Unter diesen war die Gräfin Rossi (Henriette Sonntag), deren Gatte damals Gesandter bei dem Bundestag, und die mit der Familie Brentano sehr liirt war. In den Abendcirkeln derselben ließ sie oft ihre schöne Stimme erschallen, und riß wie allenthaben, alles zur Bewunderung hin, wie sie denn überhaupt in jeder Hinsicht ein so liebenswürdiges Wesen war, daß, wer sie kennen lernte, von ihr bezaubert werden mußte. Sie vereinte mit ihrem ausgezeichneten Talent einen sehr heitern und aufgeweckten Geist und hohe Schönheit, und ihr Benehmen war dabei so, daß sie alle, die ihr näher kamen, entzückte, auch war ihre Herzensgüte und ihr Wohlwollen gegen Jedermann unbegrenzt. Hier nur einen Zug unter hundert, der sie ganz charakterisirt. — Eine Frau, die schon lange krank, und dabei nicht in den glänzendsten Umständen war, äußerte einst in ihrem Krankenbett, als die Rede davon war, wie herrlich die Gräfin Rossi wieder in der Catharinenkirche bei einer besondern Feier und zu einem mildthätigen Zweck gesungen habe: »Ach wenn ich nur so glücklich sein könnte, auch einmal diese Dame singen zu hören«. — Diese Worte kamen der Gräfin Rossi zu Ohren. — Was thut sie: sie befiehlt anzuspannen, fährt bei der kranken Frau vor, läßt sich bei ihr anmelden, und singt wohl an zwei Stunden in der Krankenstube der Frau, die es nicht wagt, um etwas zu bitten, alle Arien und Lieder, von denen sie glaubt, daß sie derselben Vergnügen machen könnten, und empfiehlt sich zuletzt, ihr ein artiges Andenken zurücklassend. — Bei einer andern Gelegenheit, wo ein Ensembleſtück aufgeführt wurde, bei dem eine Frau Rothschild auch ein Solo zu singen hatte, bleibt diese plötzlich stecken, und die ohnehin etwas dünne Stimme versagt ihr den Dienst; die Gräfin Rossi, die hinter ihr sitzt, und die Verlegenheit der armen reichen Baronin inne wird, fällt noch zu rechter Zeit mit ihrer Zauberstimme ein, und die Zuhörer, die es nicht gemerkt, können sich nicht genug darüber wundern, wie die Rothschild, die in Soireen mehr ein Krähen als ein Singen hören ließ, das freilich von den, durch den Rothschildigen Goldklang bezauberten Zuhörern, dennoch frenetisch beklatscht wurde, auf einmal zu einer solchen Silberstimme gekommen sei, und als nach beendigtem Gesang mehrere feinöhrige Diplomaten, der Frau Baronin die schmeichelhaftesten Dinge über ihren himmlischen Gesang sagten, da nahm sie ohne zu erröthen, die artigen Schmei-

cheleien als baare Münze hin. — In demſelben Sommer, den die Gräfin Roſſi in Rödelheim zubrachte, kam auch der berühmte Flötenſpieler Drouet dahin, und wohnte mehrere Monate daſelbſt. Dieſer ausgezeichnete Künſtler war hinſichtlich ſeines Charakters ganz das Entgegengeſetzte von der Gräfin, mit der er ſich auch nicht gut ſtand, da ſie ſich in London aus triftigen Gründen einmal geweigert hatte, in einem von ihm gegebenen Concert zu ſingen. Dieß trug er ihr nach, und ſuchte ihre Verdienſte auf jede Weiſe zu ſchmälern. — Dabei war er der größte Egoiſt, und obgleich man ihm in Rödelheim alle mögliche Artigkeiten erwies, ſo würdigte er doch nicht die guten Rödelheimer ein einzigesmal mit ſeinem, wirklich bezaubernden Flötenſpiel zu entzücken. — Nur bei mir, der ich ihn ſchon von Paris aus kannte, ließ er ſich einigemal hören. — Er war außerdem finſter und mürriſch geworden, da er ſein bedeutendes Vermögen größtentheils auf der Pariſer Börſe verſpielt hatte.

Um mehr Abwechslung in das Leben zu Rödelheim zu bringen, organiſirte man ein Familienkränzchen, das jede Woche einen Tag in einer andern Familie gehalten wurde, wo man zuſammenkam, um Muſik zu machen, kleine Stücke aufzuführen, Vorleſungen zu halten, zu ſpielen u. ſ. w. und wobei man Thee, Kuchen, kalte Speiſen und Wein verabreichte. — Um dieſen Kreis zu erweitern, wurden auch noch mehrere Familien aus den nahen Orten Bockenheim und Hauſen, nämlich die Hrn. Paſtores und Amtleute dazu gezogen, wobei Hoffmann's Staatscarroſſe wieder excellente Geſchäfte machte. — Aber nur ein paar Winter erhielt ſich dieſe Geſellſchaft, kleinlicher Neid, lächerliche Kabalen und Vornehmthueri einiger Familien und Gänſerei einiger Frauen, wie Jakobinchen, machten dem ſonſt ziemlich amuſanten Kränzchen bald ein Ende. Sanzeille hatte man ganz ausgeſchloſſen, Brentano's und Goullet's waren den Winter ohnehin nicht in Rödelheim, und würden ſich auch ſchwerlich angeſchloſſen haben. So war man dann wieder auf das Kaſino beſchränkt, und ich erholte mich im Theater und dem von Schelble trefflich dirigirten Cäcilienverein. — Unterdeſſen fielen in Frankfurt Dinge vor, welche von großer Bedeutung für die Stadt, und zum Theil für ganz Deutſchland waren, andere aber waren ſo komiſcher lokaler Natur, daß ſie zur Erſchütterung des Zwerchfells die allerlegitimſte Veranlaſſung gaben.

# IV.

Durchmarsch und Empfang der polnischen Flüchtlinge zu Frankfurt am Main. Unerhörter Theaterscandal daselbst. Allianz der Republik Frankfurt mit Großbritannien; höchst traurige Folgen derselben. Die Frankfurter Herbstunruhen. Ein deutsches Laternenfest. — Goethes Tod. Erstürmung der Frankfurter Wachen, den 3. April 1833.

Der Durchmarsch der polnischen Flüchtlinge im Jahr 1832 durch Frankfurt, gab Veranlassung zu mancherlei Unannehmlichkeiten für den hohen Senat der Stadt, den der noch höhere Bundestag für alle politische Demonstrationen und Unruhen verantwortlich machen wollte, während sich die Bürgerschaft wenig an den letztern kehrte, und auch ihre eigene Obrigkeit nicht über die Gebühr respektirte, und so saßen die Römerherrn *), fortwährend zwischen zwei Stühlen und zwei sich kreuzenden Feuern. — Ein Theil der Frankfurter Bürgerschaft, meist aus dem Mittelstand, hatte den erwarteten Kolonnen der flüchtigen Polen einen glänzenden Empfang und eine gute Aufnahme während ihres Durchmarschs nach Frankreich, bereitet. Der erstere mußte auf Ersuchen des Bundestags unterbleiben, die zweite war eine Privatsache der den Unglücklichen freundlich gesinnter Bürger, in welche weder der Senat noch der Bundestag sich einzumischen hatten. Die ankommenden Flüchtlinge wurden in den besten Gasthöfen, manche auch in Privatwohnungen aufgenommen, und auf das reichlichste unentgeldlich verpflegt und trefflich bewirthet; auch fehlte es nicht an Toasten für ihr Wohl bei perlendem Champagner und altem Rheinwein, mitunter ließ sich wohl auch ein Vereat, das dem Czar galt, hören, was aber ein etwa anwesender Polizeiagent für gut fand, nicht zu hören. — Viele Frauen

*) Ein Name, den man in Frankfurt den Senatoren und andern Beamten gibt, die auf dem Frankfurter Rathhaus, zum Römer genannt, arbeiten, und auch nicht arbeiten.

und Mädchen waren wie behext für die Polen, ohne eigentlich zu wissen, warum, sie hatten von ihren Männern gehört: die Polen seien charmante Leute, und mehr als eine dieser Damen sah man wie besessen, die Fenster aufreißen, wenn sie glaubte, einen solchen auf der Straße vorübergehen zu sehen, und ließ den Ausruf: Ach à Pol, à Pol, erschallen — Diese Polenmanie veranlaßte mehr als einen Bewohner der Umgegend Frankfurts, sich dieselbe zu Nutz zu machen, und die Rolle eines dieser geliebten Flüchtlinge zu spielen, um sich gute Tage in dem reichen Frankfurt zu machen, und nebenbei auch beschenken zu lassen, indem er in gebrochenem Deutsch diesen Dämchen sein erlittenes Elend, und wie er in den grimmigen Schlachten gegen die russischen Barbaren gefochten, und sich jetzt so hilflos befinde, auf das herzzerreißendste darstellte. Dergleichen Pseudo-Polen waren aus Höchst, aus Offenbach, aus Hanau, ja sogar aus dem Frankfurter Dorf Bornheim ꝛc. gekommen, und hatten es sich in Frankfurt wohlschmecken lassen, bis man hinter ihre Schliche kam. Manche wurden auch zum Bockenheimer Thor hinausgeführt, über die 10 Minuten entfernte Gränze gebracht, und kamen eine halbe Stunde darauf wieder zum Eschenheimer Thor herein. — Daß die Geldaristokratie von dieser polnischen Sucht nicht befallen wurde, versteht sich von selbst, und sie und der Magistrat sammt Bundestag hielten sich sehr entfernt, waren herzlich froh, als die Durchmärsche endlich aufhörten.

Nicht lange vor diesen polnischen Begebenheiten hatte ein scandalöses Ereigniß im Theater die ganze Stadt in Aufruhr gebracht und in Parteien gespalten, die sich auf das feindlichste einander gegenüber standen und bekämpften. Die damalige erste Sängerin, ein Fräulein Backofen, war plötzlich aus Frankfurt verschwunden, und hatte sich heimlich entfernt, so daß ihrentwegen angekündigte Opern nicht gegeben werden konnten, und das ganze Opernrepertoir dadurch in's Stocken gerieth, was die Opernliebhaber in große Wuth und Aerger versetzte. — Dieß ist nun freilich etwas sehr alltägliches, nicht so die Folgen dieser Entweichung. Der Grund derselben wurde sehr verschieden angegeben, ein Theil behauptete, sie sei der Zudringlichkeit des Kapellmeisters Guhr, der als ein großer Protektor und Verehrer mancher Theaterdamen bekannt war, aus dem Wege gegangen, andere sagten, daß im Gegentheil Guhr sie chikanirt habe, um ihr das Frank-

furter Theater zu verleiden, und andere von ihm protegirte Damen an ihre Stelle zu bringen. Dem sei nun wie ihm wolle, die plötzliche Entfernung der Fräulein Backofen brachte unter den Frankfurter Theaterliebhabern eine solche Aufwieglung hervor, daß es der Ober- und Unterdirektion Angst und bange, sie für ihre Existenz besorgt wurde, und Alles aufbot, den Aufenthalt der flüchtigen Sängerin zu erspähen, und der ungetreuen Kontraktbrüchigen à tout prix habhaft zu werden. Es gelang auch bald, ihren Aufenthalt ausfindig zu machen, der, wo ich nicht irre, das nahe Mannheim war, und sie durch gute Worte, große Versprechungen und kleine Drohungen, zu bewegen, nach Frankfurt zurückzukehren. Jedoch hatte sie sich vorher ausbedungen, daß ihr fortan nicht mehr zugemuthet werden dürfe, Gesangspartien zu übernehmen, bei denen sie ihren künstlerischen Namen und ihre Gesundheit zum Opfer bringen müsse. Dieß hatte sie dem Publikum öffentlich angezeigt, und dasselbe gehorsamst um Verzeihung gebeten, bevor sie wieder auftrat. — Aber die ihr feindlich gesinnte Parthie intriguirte gegen sie, und bereitete ihr auch, die schändlichsten Mittel nicht verschmähend, einen schrecklichen Empfang. — Zu dem Debût ihres Wiederauftretens hatte man die Zauberflöte bestimmt, in welcher sie die Tochter der Königin der Nacht, die Pamina singen sollte. — Das Theater war zum Ersticken voll. — Alles lief ruhig ab, bis zum Augenblick ihres ersten Erscheinens, wo sie der Mohr mit den Worten: »Feines Täubchen nur herein«, auf die Bühne zerrt: Nun aber brach ein im Frankfurter Theater noch nie da gewesener Sturm los, und mit vollem Recht konnte die arme Backofen singen: »Oh, welche Marter, welche Pein«, wovon man übrigens weder einen Ton hörte, noch ein Wort verstand, denn der rasende Tumult ging fortwährend crescendo, und das Parterre theilte sich in zwei Parteien, die Guhrianer und die Backofianer, welche eine wüthend drohende Stellung gegen einander über nahmen; das Logenpersonale aber machte auch hier die Zuschauer, und die Gallerien brüllten und heulten, in der Erwartung, daß es jeden Augenblick losgehen solle. Während dieser Scene blieb es jedoch noch bei den grimmigen Drohungen, und bei dem Erscheinen Papagenos schien sogar der brausende Sturm etwas nachzulassen, erhob sich aber wieder mehr, als er die Worte sang: »Hu, das ist der Teufel sicherlich«, und das Duett: »Bei Männern, welche Liebe fühlen«, wurde von dem

Parterre- und Gallerie-Publikum mit Zischen, Beifall, Pfeifen und Brüllen accompagnirt. Nach dem Abgang Paminas und bei der Verwandlung der Scene in den Palmenhain mit den drei Tempeln, trat wieder augenblickliche Ruhe ein. Es schien, als bezaubere das Flötenspiel Taminos, die wilden Thiere im Publikum eben so sehr, als die tanzenden Affen, Bären, Löwen und andere Bestien auf der Bühne. Bei dem abermaligen Erscheinen Paminas brach das Ungewitter aber von neuem los, und artete zuletzt in einen, alles zerstörenden Orkan aus. Kaum hatte die, vor Saraſtro kniende Prinzessin die Worte: »Ach Herr, ich bin zwar Verbrecherin, doch ach, der böse Mohr verlangte Liebe, gesungen, so brüllten die Backoſianer im Parterre, „der böse Guhr verlangte Hiebe«, dagegen schrieen deſſen Anhänger: Nieder mit dem Backoſen und allem, was ihm anhängt, und jetzt blieb es nicht mehr bei der bloßen Drohung, sondern es entstand ein förmlicher Kampf im Parterre, der mit Stöcken, Knitteln, Peitschen und Fäusten auf das nachdrücklichste geführt wurde, und von der Gallerie durch Jauchzen, Halloh und Brüllen angefeuert wurde. Mancher wackere Kämpfer ward niedergeworfen, und mit Füßen getreten. Das Schrecklichste sollte indeſſen noch kommen: Eine etwa 20 Mann, oder beſſer, 20 Kannibalen starke Rotte der Guhrianer drang in das Orcheſter, aus dem sich schnell alle Virtuoſen, ihre Inſtrumente im Stich laſſend, flüchteten, und erkletterten die Bühne, wo die arme Tochter der Nacht schon in Ohnmacht in den Armen einiger von Saraſtros Sclaven lag, und nun ereignete sich das Unglaubliche, das Unerhörte, das Unmenſchliche, das — genug, das gewiß noch auf keiner Bühne da geweſene Spektakel. Die zwanzig zweibeinige wilde Beſtien wollten sich thätlich an der Sängerin vergreifen, und ihr einen ſogenannten Schilling geben, was jedoch Saraſtros Gefolge, unter dem mehrere sehr handfeſte Soldaten figurirten, zu verhindern wußte, indem sie die frechen Burſche wieder in das Orcheſter hinabſtürzten. Nachdem der Vorhang dreimal gefallen, und dreimal wieder aufgezogen worden war, trugen endlich die Beifallklatſcher oder Backoſianer, die durch hundert Freibillette verſtärkt worden waren, den Sieg davon, ſo daß die Vorſtellung ihren Fortgang haben konnte, jedoch nicht ohne daß sich von Zeit zu Zeit noch manch gellender und ſchneidender Pfiff hören ließ, bis endlich Saraſtro das herrliche Lied: »In dieſen heil'gen Hallen, kennt man die Rache nicht", ſo meiſterhaft

vortrug, daß es alle Gemüther ergriff, und bei den Worten: »und ist der Mensch gefallen, führt Liebe ihn zur Pflicht, dann wandelt er an Freundes Hand, vergnügt und froh in's beff're Land«, wurde der Beifall unanime und rauschend. Jetzt schien alles versöhnt, und Ruhe und Frieden walteten wieder in dem durch rasende Rohheit entweihten Kunsttempel; aber nicht so außerhalb demselben, wo ein gewaltiger Federnkrieg sich in den Frankfurter Lokalblättern entspann, und sich in die Blätter der nächsten Umgebung, wie die Hanauer ꝛc. verbreitete, und mit, oft sehr komischer, Gift und Galle geführt wurde. Sogar die löbliche Polizei fand es für gut, sich in diese, etwas sehr schmutzige Geschichte, drein zu legen, und den zukünftigen einheimischen Friedensstörern mit Verhaftung, den fremden aber mit Ausweisung über die Grenze zu drohen. Schon fing die Sache an in Vergessenheit zu gerathen, als ein Korrespondenzartikel im Münchner Conversationsblatt, der den ohnehin schon so großen Scandal noch weit ärger machte, und als wirklich geschehen berichtete, was hätte geschehen können, und glücklicherweise nur Projekt blieb. Der Artikel besagte nämlich:

»Noch hat kein Frankfurter Blatt das Hauptscandel des famösen Theater-Unfugs bei dem Wiederauftreten der Dame Backofen am 16. dieß zu erzählen gewagt. Vernehmen Sie also, verehrter Freund, daß ungefähr 20 junge Menschen, eigentlich Kannibalen, auf die Bühne rannten, die Backofen wie Schergen packten, mit dem Rücken gegen das Publikum wendeten, sämmtliche Unterkleider mehr als lüfteten, und ihr vor den Augen des gedrängt vollen Hauses einen Schilling gaben (d. h. den Allerwerthesten mit Ruthen peitschten). Man ist überzeugt, daß die Gerichte gegen diese Frevler an der öffentlichen Sittlichkeit nach aller Strenge der Kriminalgesetze einschreiten werden«.

Dieß war nun freilich eine arge Uebertreibung, über die sich ganz Frankfurt mehr als über den Scandal selbst scandalisirte, und der Artikel hatte den besonders für die aus wohlspekulirenden Kaufleuten bestehende Oberdirektion schlimmen Erfolg, daß die gefeierte Sängerin, Fräulein Schechner, die man für die bevorstehende Messe zu einer Reihe von Gastrollen gewonnen hatte, ihren Kontrakt mit der Bemerkung zurückschickte: „sie sei gewohnt, nur auf einem honetten Theater aufzutreten, und nicht auf einer Bühne, die Zeuge der beschimpfendsten Scenen gewesen«. — Das

Opernrepertoir war nun für die ganze Messe gestört, und die Aktionäre erlitten einen Schaden, der das alljährige Deficit bedeutend vergrößerte. Eine Aufforderung an das Münchner Blatt hatte keinen andern Erfolg, als daß die Redaktion desselben erklärte: verschiedene Korrespondenten stimmten in der Meldung der oben angeführten Thatsachen überein.

Als Fräulein Backofen bald darauf im »Barbier von Sevilla« als Rosina auftrat, erneuerte sich trotz aller polizeilichen und selbst militärischen Vorkehrungen der Scandal abermals, und die aufgestellten Pikete von Soldaten wurden verhöhnt, und pfeifend und zischend nach beendigtem Theater von erwachsenen »Gassenbuben" heimgeleitet, und die arme Sängerin mußte für immer der Frankfurter Bühne den Rücken kehren.

Ein Scandal anderer Art, denn das war er auch, hatte ganz andere Folgen für die gute Republik Frankfurt, deren Ruin er herbeigeführt haben würde, hätte Preußen nicht am Ende noch Gnade für Recht ergehen lassen, und England sich über den Jammer des hohen Senats erbarmt. — Ich meine die off- und defensive Allianz, welche Frankfurt um jene Zeit (1832) mit Großbritannien schloß, um dem deutschen Zollverein Trotz zu bieten. Dieser unverantwortliche Bockstreich war einer der ärgsten unter den vielen, welche der wohlweise und wohlvorsichtige Frankfurter Senat je gemacht, und hatte die verdrießlichsten Folgen auch für die umgebenden Ortschaften und deren Bewohner. Dem Einfluß der hier so mächtigen Familien-Aristokratie hatte man diese Tollheit zu verdanken. Vier bis fünf reiche Kaufleute, die mit englischen und französischen Waaren handelten, hatten es nicht nur zu verhindern gewußt, daß sich Frankfurt an den Zollverein anschloß, sondern auch die lächerliche absurde Allianz veranlaßt, deren Vertrag unter anderm besagte: »Die Schiffe und Matrosen der beiden hohen kontrahirenden Mächte, haben in deren respektiven Häfen gleiche Rechte u. s. w.« — Trotz den genauesten Nachforschungen ist es mir nie gelungen, einen Frankfurter Matrosen zu entdecken, man müsse denn die Sachsenhauser Schiffer darunter verstehen, welche jede Minute bereit sind, die Einwohner der beiden Stadttheile für einen Kreuzer an das jenseitige Ufer des Mains überzusetzen. Auch von Frankfurter Schiffen sind mir nie andere zu Gesicht gekommen, als die erwähnten Nachen, einige

Kohlenböte und ein paar Nachten, die aber sich nie über die Fluthen des gelben Mains hinauswagten.

Eines Morgens begab ich mich wegen einiger in meiner Monatsschrift gestrichenen Stellen zu meinem Censor, dem Hrn. Senator Harnier, der mir aber nach meinem vorgebrachten Anliegen, mit gewaltig hochwichtiger Miene eröffnete: daß, da er in einer höchst wichtigen Staatsangelegenheit, von der das Wohl Frankfurts abhinge, im Begriff stehe, nach London abzureisen, ich mich an Hrn. Kanzleirath Fiedler zu wenden habe, der während seiner Abwesenheit auch diese Censur übernehmen werde. — Ich, der ich schon wußte, was es mit dieser höchst wichtigen Angelegenheit für eine Bewandtniß habe, verbiß mir die Lippen, um nicht laut aufzulachen, denn es gehörte wahrlich kein übermäßiger Verstand dazu, um einzusehen, daß das tolle Projekt nur das Weh und den Ruin der Stadt, nimmer aber deren Wohl befördern könne. Ich empfahl mich demnach dem Hrn. Senator Harnier, ohne alle Bemerkung, eine gute Verrichtung wünschend, denn ich wußte längst, welch vergebliche Mühe es sei, diesen Herrn Vernunft predigen zu wollen. — Bald darauf verkündigte man in Frankfurt mit Frohlocken, daß es den Bemühungen des Hrn. Senators Harnier gelungen sei, den großen Handelsvertrag mit Großbritannien abzuschließen, und diejenigen, in deren Interesse die rasende Dummheit gemacht worden war, jubelten jetzt laut, da fortan das Anschließen an den deutschen Zollverein, nach ihrer Meinung, eine Unmöglichkeit geworden sei. — Aber weit schneller als es selbst die Einsichtsvollsten vermutheten, zeigten sich die furchtbaren Folgen dieses unverantwortlich albernen Streiches in Frankfurt, der schon allein für sich hinreichend gerechtfertigt hätte, die Frankfurter Regierung und den Senat unter Kuratel zu stellen, und jetzt war das Jubeln an Andern und namentlich an der Großherzoglich Hessischen Regierung, welche schon früher, und in Voraussicht was da kommen würde, durch den Regierungsrath Küchler eine Messe in Offenbach hatte einrichten lassen. Ganz natürlich zogen sich nun alle Waarensendungen dahin, und von dem ringsum von Zollschranken umgebenen Frankfurt ab. Die nächsten Folgen waren, daß das Heer der Arbeiter, Fuhrleute und Taglöhner am Main bald völlig ohne alle Beschäftigung war, und einem gewissen Elend und dem Hungertod entgegensah. Alle Gewerbe stockten schnell, die Spediteure und Kommissionäre hat-

ten ebenfalls nichts mehr zu thun, und ſelbſt die engliſchen und franzöſiſchen Waarenhändler fanden nicht ihre Rechnung dabei, wenigſtens nicht den Gewinn, den ſie erwartet hatten. Nur einige Individuen, welche ſich auf das edle Schmugglerhandwerk legten, meinten, der engliſche Vertrag habe doch auch ſeine guten Seiten. Offenbach dagegen blühte ſo ſchnell empor, daß es an Zauberei zu grenzen ſchien. Der Werth der Häuſer war auf das vierfache geſtiegen, eben ſo die Miethe, ganze neue Straßen entſtanden ſchnell, Frankfurter Kaufleute, die nicht dem Untergang ihres Geſchäfts entgegen gehen wollten, mußten zu enormen Preiſen Magazine und Komptoirs daſelbſt miethen, die Frankfurter bezogen jetzt die Offenbacher Meſſen, und während das Gedränge in Offenbachs Straßen der Art war, daß man kaum durchkommen konnte, verödeten die ſonſt ſo belebten Straßen Frankfurts, und hunderte von Gewölben und Läden, ſonſt zu hohen Preiſen vermiethet, ſtanden leer, während es in Offenbach, wo man in einer Woche 40,000 Centner Leder abgeſetzt hatte, an Platz fehlte, und ſelbſt alle Keller in Beſchlag genommen waren. Das bezahlte Geſchmier der Frankfurter Preſſe und Blätter, zu Gunſten des engliſchen Vertrags und ſeiner Urheber, lockte noch keinen Hund vom Ofen. Der kaufmänniſche Mittelſtand, der gar keinen Abſatz mehr in die Nachbarländer hatte, fing an gänzlich zu verarmen. Selbſt im Detailhandel war nur noch ſehr geringer Verkehr. Die eleganten Buden im Braunfels waren zu zwei Drittheile, und die in den Römerhallen, die einſt europäiſchen Ruf hatten, ganz geſchloſſen, und in den Straßen der Meßlagen ſah man kaum noch einige Hauſſierer. Dieß alles mußte auch dem ſtupideſten Klotzkopf endlich die Augen öffnen; das Volk, das vom Taglohn lebte, Schiebkärger und Einsler fingen zu murren an, man fragte ſich, ob das Wohl der Stadt zum Nutzen einiger ſchon übermäßig reichen Familien geopfert werden ſolle u. ſ. w. und ſelbſt der hohe Senat fing an einzuſehen, welch furchtbaren Bock er geſchoſſen hatte; dauerten dieſe Zuſtände nur zehn Jahre, ſo war Offenbach das ehemalige Frankfurt, und Frankfurt blieb kaum, was früher Offenbach war. Aber wie der mißlichen Sache abhelfen, die raſende Dummheit war einmal gemacht, und der Vertrag auf lange Jahre geſchloſſen, da ſtand auch den erfahrendſten Vätern des Vaterlandes der Verſtand ſtill: Mit jedem Tag wurden die Zuſtände ſchwieriger, die arbeitende Klaſſe ſchrie nach

Brod und Verdienſt, und daß man Frankfurt zum Stappelplatz engliſcher und franzöſiſcher Manufakturwaaren machen wollte, mißlang, und gab keine oder wenig Arbeit. Früher hatte die arbeitende Klaſſe durch die Meſſen ſo guten Verdienſt, daß deren Unterhalt von Meſſe zu Meſſe reichlich geſichert war, jetzt hatten ſie nur kümmerlich von Tag zu Tag zu leben. Viele Kaufleute zogen ſich ganz vom Handel zurück, und fielen auf den Staatspapier-Handel, und dem verderblichen Börſenſpiel anheim. — Nachdem die Illuſionen und Phantome eines gehofften Welthandels, eines Freihafens für ganz Deutſchland ꝛc. ſich in blauen Dunſt aufgelöst hatten, die leer ſtehende Magazine, die zu Jahrmärkten herabgeſunkenen Meſſen, das Stocken aller Geſchäfte, die täglich allgemeiner werdende Armuth und das wachſende Deficit des Finanzbudgets, das Elend auf's höchſte trieben, ſchrie alle Welt nach einer Vereinigung mit dem preußiſchen Zollverein. In dieſer Noth wurde nun beſchloſſen, Hrn. Harnier abermal nach England zu ſenden, und die dortige Regierung, ihr das unſägliche Elend darſtellend, de- und wehmüthig um gnädigſte Auflöſung des unheilvollen Handelsvertrags zu bitten, und dann in Berlin um gnädigſte Aufnahme in den Zollverein zu betteln. — Beides gelang auch, jedoch nicht ohne große Mühe, wirkliche Demüthigungen und bedeutende Opfer. Der im Jahr 1832 mit ſo großem Hallo geſchloſſene engliſche Vertrag, wurde in aller Stille ſehr kleinmüthig aufgelöst, und was Frankfurt früher unter ſehr günſtigen und vortheilhaften Bedingungen hätte erhalten können, mußte es nun unter ziemlich harten und erſchwerenden, noch dazu als große Gnade hinnehmen und Gott danken, daß man ihm die Aufnahme gewährte, wodurch Offenbach zu großem Schaden und ſeine Bürger zu großen Verluſten kamen. Wäre die großherzoglich heſſiſche Regierung auf der Nichtannahme Frankfurts beſtanden, wozu ſie alles Recht hatte, ſo war es um dieſe Stadt geſchehen, man begriff auch dieſe Nachgiebigkeit nicht, erfuhr aber unter der Hand, daß gewiſſe durch ihre koloſſale Geldmittel, mit denen ſie manchen hohen Perſonen nicht ſelten aus der Noth halfen, ſehr einflußreiche jüdiſche Bankiers, die der Senat um Fürſprache gebeten, dabei im Spiel waren. So erklärte ſich das unerklärbare und das arme Offenbach, das ſich in Schulden geſtürzt hatte, war das Opfer. Aber auch Frankfurt hatte der verſpätete Anſchluß einen Nachtheil von 4–6 Millionen Gulden gebracht.

Nach Berlin hatte man, um den Anſchluß Frankfurts zu betreiben, zuerſt eine Deputation aus zwei Kaufleuten, Mack und Meyer, nebſt dem Senator Ihm beſtehend, abgeſandt, von der aber die beiden erſten Herrn, noch ehe ſie Berlin erreicht hatten, ſchon von Leipzig aus plötzlich zurückkehrten, und zwar aus dem Grund, weil man ſie nicht gleich dem Senator geehrt, d. h. zu einem dem letztern in Leipzig von einer diplomatiſchen Perſon gegebenen Diner eingeladen, und hatten ſo logiſch geſchloſſen, daß man ſie in Preußens Hauptſtadt noch weniger beachten, und vielleicht überall, beſonders wo es was Gutes zu ſchnabelliren gebe, wovon namentlich der dicke Mack ein großer Freund war, zurückſetzen würde. Sie wurden ſpäter durch den Schöffen Guaita und den Senator Banſa erſetzt, Ihm war in Leipzig wegen Krankheit zurückgeblieben, er hatte ſich wahrſcheinlich bei dem diplomatiſchen Mahl ein wenig übernommen und den Magen verdorben.

Eine andere hochobrigkeitliche Revue, die ſogar blutigen Erfolg hatte, und von einer unverzeihlichen Nachläſſigkeit oder vielmehr Indolenz zeigte, fand im Herbſt 1831 ſtatt. Seit undenklichen Zeiten war es Gebrauch, daß man an den drei Frankfurter Herbſttagen *) die Thorſperre bis wenigſtens um 10 Uhr des Nachts verlängerte **). Doch war dieß durch kein Geſetz gere-

*) Die hohe Obrigkeit in Frankfurt beſtimmt jedes Jahr, wann geherbſtet, d. h. Weinleſe gehalten werden ſoll, welches dann eine dreitägige Feier veranlaßt, während welcher man wenig Trauben einſammelt, aber deſto mehr Schwärmer, Raketen und anderes Feuerwerk ſteigen läßt, und brav trinkt, ſchmauſet und tanzt.

**) Seit Frankfurts Befeſtigung war eine Thorſperre eingeführt, und jeder Bürger der nach derſelben in die Stadt wollte und nicht 1/12 der Souveränität war, oder zu der Familie gehörte, mußte eine Art Leibzoll, einen Batzen Sperrgeld entrichten, was angeblich der Armuth zu gut kommen ſollte, für die aber blutwenig übrig blieb, bis das Geld durch alle Kaſſen durchfiltrirt war. Das unſinnigſte bei der Sache war, daß alle 10 Tage die Thore früher oder ſpäter geſchloſſen werden, was von dem Sonnenuntergang abhing. Zu dieſem Zweck hatte ein Aſtronom eine Berechnung über parallele Bewegung der Sonne und der Frankfurter Thorflügel gemacht, die folgendes Reſultat hatte: Thorſchluß von Frankfurt am Main. Januar: vom 1—12. um 5 Uhr; vom 13—22. um 5¼ Uhr; vom 23—31. um 5½ Uhr. Februar: vom 1—10. um 5¾ Uhr; vom 11—20. um 5¾ Uhr; vom 21—28. um 6 Uhr. März: vom 1—8. um 6¼ Uhr; vom 9—16. um 6½ Uhr; vom 17—24. um 6¾ Uhr; vom 25

gelt, sondern hing von der Gnade des jeweilig einjährig wohl regierenden Bürgermeisters ab. — Die Ordonnanz, die an diesem Abend bei Sr. Magnificenz anfragte: um welche Zeit die Thore zu schließen seien, traf den Herrn gerade bei einer Parthie Whist an, und erhielt zur Antwort: »Wie gewöhnlich«.

Als nun am ersten Herbsttage die Menschenmasse sich nach 9 Uhr bei den Thoren einfand, und freien Einlaß begehrte, wurde ihr derselbe verweigert; aber die Haufen wurden immer größer, bestanden mit Ungestüm darauf, frei eingelassen zu werden, und an mehreren Thoren waren die Sperreinnehmer so einsichtsvoll, um Unglück zu verhüten, durch die Finger zu sehen, und ließen die Massen frei durch. Nicht so der am Allerheiligenthor, welcher darauf bestand, die Batzen zu erheben. Nach lebhaften Erörterungen kam es schnell zu einem förmlichen Handgemenge, die Menge rottete sich zusammen, und schleuderte Steine gegen die unter Gewehr stehende Wache, zertrümmerte die Fenster des Wachthauses, und machte Anstalt, dasselbe förmlich zu stürmen, als zur rechten Zeit die Wache Verstärkung erhielt, und nun mit gefälltem Bajonet auf das Volk eindrang, so daß es auf beiden Seiten Verwundete gab, und mehrere Bürger, die ruhige Zuschauer geblieben waren, wurden gefährlich verletzt, einer davon starb bald darauf an seiner Wunde, und die Zusammenrottungen und Unruhen in der Nähe dieses Thores währten bis nach Mitternacht. — Der hohe Senat war völlig rathlos, als ihm die Sache berichtet wurde, hätte er nur soviel Besonnenheit gehabt, das Linienmilitär durch die Bürgerwehr ablösen zu lassen, so würde kein weiteres Unglück mehr erfolgt sein, aber so weit ging seine Wohlvorsichtigkeit nicht, und der kommende Abend sollte bedauerlichere

—31. um 7 Uhr. April: vom 1—8. um 7½ Uhr; vom 9—16. um 7½ Uhr; vom 17—23. um 7½ Uhr; vom 24—30. um 8 Uhr. Mai: vom 1—15. um 6½ Uhr; vom 16—31. um 8½ Uhr. Juni: vom 1—10. um 9 Uhr; vom 11—30. um 9½ Uhr. Juli: vom 1—15. um 9½ Uhr; vom 16—31. um 8½ Uhr. August: vom 1—10. um 8½ Uhr; vom 11—20. um 8½ Uhr; vom 21—31. um 8 Uhr. September: vom 1—8. um 7½ Uhr; vom 9—16. um 7½ Uhr; vom 17—23. um 7½ Uhr; vom 24—30. um 7 Uhr. Oktober: vom 1—8. um 6½ Uhr; vom 9—16. um 6½ Uhr; vom 17—24. um 6½ Uhr; vom 25—31. um 6 Uhr. November: vom 1—10. um 5½ Uhr; vom 11—20. um 5½ Uhr; vom 21—30. um 5½ Uhr. December: vom 1—15. um 5 Uhr; vom 16—31. um 4½ Uhr.

Exceſſe herbeiführen. Es war zwar bekannt gemacht, daß an dieſem und dem folgenden Tag die Thore erſt um 10 Uhr geſchloſſen würden, aber die Gährung unter dem Volke nahm deßhalb nicht ab, wozu auch die Verhaftungen einiger Bürger und Tumultuanten, die man jedoch den Nachmittag erſt wieder frei ließ, denn das Polizeiamt machte auch Herbſtferien, und konnte ſich daher nicht ſogleich mit den Verhören befaſſen, das ihrige beitrug, und es that ſich eine beſondere Wuth gegen das eigentlich ganz unſchuldige Linienmilitär kund, das doch nur höhern Befehlen gehorſamt hatte. — Die Wachen an den Thoren und die Hauptwache wurden mehr als verdoppelt, die am Allerheiligenthor verdreifacht. Gegen 9 Uhr verſammelte ſich in deſſen Nähe eine ungeheure Menſchenmaſſe, die ihren Zorn gegen das Militär zuerſt durch Pfeifen und Schimpfen Luft machte, es aber nicht lange dabei bewenden ließ, ſondern plötzlich von verſchiedenen Seiten auf das Militär, das an den Begebenheiten des vorhergehenden Tages gar keinen Theil genommen hatte, ſchoß, und von dem ein Sergeant und zwei Soldaten ſogleich tödtlich getroffen, niederſtürzten. Das Militär gab nun auch mehrere Salven, jedoch nur blind; die Haufen der Bürger wurden immer dichter, und ſchon verbreitete ſich der Kampf in den benachbarten Straßen, und die Soldaten gebrauchten ihre Kolben; jetzt endlich fiel es den wohlregierenden Herrn, die nun anfingen, gewaltig für ihre Sicherheit beſorgt zu ſein, ein, Generalmarſch ſchlagen zu laſſen, um die Stadtwehr zu verſammeln, die nun das Linienmilitär an allen Wachen unter dem Jubel und Ziſchen des Volkes ablöste. Die Herrn Bürgermeiſter hatten beſonders dafür geſorgt, daß die Zugänge der Straßen, in denen ſie wohnten, gehörig beſetzt und am Abend förmlich geſperrt wurden, dieß verhinderte aber nicht das Zertrümmern einiger bürgermeiſterlichen Laternen. Die ganze Nacht wurden die Trommeln gerührt, und ſtreiften die Patrouillen, man glaubte ſich in einer belagerten Stadt, welche der Feind zu ſtürmen Anſtalt machte. Endlich erſchien den dritten Tag, 36 Stunden zu ſpät, eine Proklamation des Senats, in welcher er den alten, ſchon zu Güſtines Zeiten gebrauchten Kniff, alle Schuld auf Fremde zu ſchieben, wieder anwandte. — Die armen Schlachtopfer, die ſeine Weisheit, um, wie man hörte, ſich feſt zu zeigen, geliefert hatte, wurden allgemein bedauert. Im Sterben hatte noch der Sergeant ausgerufen: Ich habe die Feldzüge in Spa-

nlen und Rußland mitgemacht, und muß hier auf eine so hundsföttische Weise das Leben im Frankfurter Stadtdienst lassen!« — Auch den dritten Tag war es noch sehr unruhig, es blieb indessen nur bei Demonstrationen und drohenden Worten.

So war denn bei dieser traurigen Geschichte alles verkehrt angefangen worden, die Thore zu frühe geschlossen und ohne es bekannt zu machen, Bürger verwundet, Soldaten getödtet, und die Schuldigen gingen noch frei herum. Statt das Militär der Aufregung zu entziehen, setzte man es noch zwei Tage der Wuth des Volkes aus, und erst nachdem es genug compromittirt, läßt man es ohne Ehre ablösen, was früher mit einiger Klugheit hätte ehrenvoll geschehen können, und statt gleich eine die Bürger beruhigende Bekanntmachung zu erlassen, erscheint viel zu spät eine Proclamation, welche Fremde anklagt! während doch viele Bürger wegen Thätlichkeiten verhaftet werden müssen. Mit einem Quentchen ganz gewöhnlicher Weisheit und Vorsichtigkeit hätte man all das Unglück, und besonders das des zweiten Tages vollkommen verhüten können. — Der österreichische Gesandte Münch-Bellinghausen, dem ebenfalls nicht wohl bei der Sache war, hatte schon Anstalt gemacht, Oesterreicher von Mainz zum Schutz des Bundestags kommen zu lassen, als ihm die Versicherung ward, er habe durchaus nichts zu befürchten.

Nachdem Alles vorüber war, gab eine abermalige Verordnung des hohen Senats, welche nebst dem Verbot des Zusammenstehens auf den Straßen, des Lärmens und Schreiens, des langen Wirthshaussitzens, auch das Gebot enthielt, daß Niemand sich unterstehen solle, nach zehn Uhr des Abends ohne Laterne mit brennendem Licht auf der Straße sich blicken zu lassen, Veranlassung zu einem Schauspiel, das einen Begriff von einem chinesischen Laternenfest geben konnte. Mit dem Glockenschlag zehn Uhr sah man plötzlich auf der Zeil, der breitesten Straße Frankfurts, und den nächsten anstoßenden Plätzen und Straßen, wie durch einen Zauberschlag eine wandernde Laternenillumination, in allen Formen und Farben, entstehen. Auf hohen Stangen wanderten große bunte Stalllaternen in zahlloser Menge, beinahe auf dem Boden bewegten sich kleine winzige Puppenlaternen, wieder andere trugen Kutschenlaternen, an Stöcken hatte man dreifarbige, rothe, grüne und blaue Laternen von Papier, mit allerlei Figuren und Hieroglyphen bemalt, gebunden. Ein ganzer Zug trug die

dreieckigen Laternen der Priester aus der Zauberflöte, nebst der großen transparenten Pyramide; ein anderer Zug bestand aus Laternenträgern, der wie in dem Sternenmädchen, mit einem winzigen Laternchen, kaum nußgroß begann, und immer größer werdend mit einer zehn Fuß hohen Riesenlaterne schloß. Feuerrothe Jacobinerlaternen wurden mehrere von der Polizei weggenommen und ihre Träger zum Theil in Gewahrsam gebracht. Ein Offizier verhaftete einen Menschen, der sein rothes Laternchen gleich einer Cocarde an seinem Hut angebracht hatte; doch mußte der unberufene Epaulettenheld den Mann wieder losgeben, da andere Laternenträger sich einmischten und ihm bedeuteten, daß die Verordnung durchaus nicht besage, wo und wie man die Laterne zu tragen habe. — Ein anderer hatte ein Dutzend Laternchen gleich einem Halsband des goldenen Vließes um die Schultern gehängt, und eine große Laterne, in Form eines brennenden Herzens, hing ihm auf der Mitte der Brust an dieser Laternenkette herab. Drei Tage währte der Laternenspuck, worauf die Straßen Frankfurts wieder so finster beleuchtet wurden, wie bisher, und man konnte auch, ohne angehalten zu werden, jede Stunde der Nacht ohne Laterne durch die Straßen wandern.

Nach zwei Jahren Untersuchung wurden die an den Herbstunruhen unschuldig Befundenen, die in strengem Gewahrsam saßen, wieder frei gelassen; jedoch der Tischlermeister Höhl, der Schlächtermeister Mohr, und der Weißbinder (Anstreicher) Henkelmann, ersterer zu noch neunjähriger Gefängnißstrafe, die beiden andern zu achtzehn- und achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Der Bruder des letzteren entging seiner Strafe, indem er bei dem Angriff der Studenten auf die Constablerwache den 3. April 1833 aus Mißverständniß in seinem Gefängniß tödtlich verwundet wurde.

Der Laternenunfug, den man höhern Orts als eine Verhöhnung der erlassenen Verordnung ansah, hatte ebenfalls mehrere, jedoch nur polizeiliche Bestrafungen zur Folge; er hatte aber auch einen Poeten zur Dichtung eines Laternenliedchens begeistert, das man noch lange nachher nach der bekannten Melodie von Kotzebues: „Es kann ja nicht immer so bleiben", singen hörte, und folgende Verse enthielt.

„Jetzo geh' ich mit meiner Laterne
Und meine Laterne mit mir.

Dort oben da leuchten die Sterne,
Und unten am Erdboden wir.

Wir glitzern auf finsterer Straße
Wie Sommers das Würmchen im Wald;
Wir schimmern wie Käfer im Grase
Juchheisa! Es ist 'ne Gewalt!

Diogenes, daß ich's nur sage,
Trug auch die Laterne bedacht.
Und er war ein Narre bei Tage,
Und wir sind die Narren bei Nacht!

Und seh'n wir auch finst're Gesichter
Im Rathhaus zum Römer dahier
Und leichten sie längst ihre Lichter
So leuchten auf Straßen doch wir.

Jetzt geh' ich mit meiner Laterne ꝛc.

Der im Jahr 1832 erfolgte Tod Göthe's machte in Frankfurt keinen großen Eindruck; seine Feinde, und er hatte deren nicht wenige in seiner Vaterstadt, meinten: „es ist gut, daß der Gotteslängner einmal fort ist; die Demagogen sagten: ein alter Aristokrat weniger“ u. s. w. Göthe wußte, wie wenig hold man ihm hier war, und vergalt Gleiches mit Gleichem. Als seine Anhänger schon vor längerer Zeit ihm ein Denkmal hatten setzen wollen, hatte ein vornehmer Pietist sich geäußert: „man solle nur gleich einen Blitzableiter darauf setzen lassen, um den Zorn des Himmels abzuleiten.“ — Auch war es kaum der Mühe werth, was in dem reichen Frankfurt an Geld zu diesem Zweck einging, und ein Bankier, dem man deßhalb die Subscriptionsliste präsentirte, verweigerte einen Beitrag mit den Worten: „Der Mensch hat à Buch geschrieben, des is Alles, und es ist noh net ämol à Hauptbuch.“ — Göthe hatte den hohen Senat und die ehrsame Bürgerschaft freilich gewaltig geärgert, als er die Einkommenssteuer zu zahlen verweigerte, und verlor so sein Bürgerrecht, der „Unglückliche.“ Er dachte wahrscheinlich, meine Werke machen mich überall zum Bürger. Man entschloß sich später, ihm das Bürgerrecht wieder zu schenken, der große Dichter nahm aber die Schenkung ziemlich kalt auf. Dieß Alles konnte man ihm nicht verzeihen, und man sagte: weil der Göthe unsere Stadt verachtet, so müssen wir ihn auch wieder verachten, Wurst wieder Wurst, und sein Faust, von dem mer so viel Wesens macht, ist dumm

Zeug, das ka Mensch versteht und gut vor à Poppespiel.« — Seine wenigen Anhänger veranstalteten dagegen Göthe-Essen an seinem Geburstag, an dem tüchtig geschmaußt und noch mehr gezecht, auch manchmal von einem und dem andern geschimpft wurde, weil er keine Einkommensteuer bezahlte, doch sang man einmal:

„Der Goethe bleibt uns ewig theuer,
Bezahlt er auch keine Einkommensteuer."

Viele Personen, sonst fleißige Theaterbesucher, giengen nie in's Theater, wenn Stücke von Goethe aufgeführt wurden, so sehr haßten sie den Mann. An seinem letzten Geburtstag hatte man Egmont vor fast leerem Hause aufgeführt. Doch führte man im Museum eine Todtenfeier für den großen Dichter auf. Bei Schillers Tod hat man 1804 für diesen eine große Feier im Theater veranstaltet, wobei die Bühne durch Ihlehr sehr sinnig decorirt war; dieselbe stellte nämlich den Parnaß vor, auf dem stufenweise alle seine Trauerspiele, durch Gruppen der Hauptpersonen in denselben vertreten, aufgestellt waren, die Spitze krönte Don Carlos. — Werdy trug die Glocke vor und das übrige Theaterpersonale in tiefer Trauer krönte Schillers Büste. Auch das sämmtlich eingeladene Publikum erschien in Trauerkleidung.

Da Goethes Verehrer in Frankfurt keine hinlängliche Summe zu einem Denkmal für den großen Meister auftreiben konnten, so wurde seit Jahren von der Newa bis zum Seinestrand, zur großen Schande Frankfurts und Deutschlands, um Beiträge gebettelt, und noch sollten manche Jahre vorübergehen, bis ein solches endlich zu Stande kam, und das ein hoher Senat zu übernehmen oder in seinen Schutz zu nehmen, förmlich verweigerte; denn es lasteten noch einige tausend Gulden Schulden auf demselben!!! — Die Einweihung desselben war wahrhaft scandalös. Im Theater gab man Götz von Berlichingen unter aller Kritik schlecht, und vor seinem erleuchteten Geburtshaus wurden Mädchen und Frauen von den Frankfurter Metzgerburschen so schamlos mißhandelt, daß in Folge dieser Abscheulichkeiten eine nach wenig Tagen starb, und der Sohn eines Metzgermeisters auf mehrere Jahre in's Zuchthaus kam; er hätte eine weit härtere Strafe verdient. — Ehrenvoll zeichnete sich jedoch der Lebkuchenbäcker Kahlo aus, ein talentvoller Naturdichter, der bei dieser Gelegenheit ein sehr gehaltvolles Gedicht in einem Darmstädter Blatt abdrucken ließ, denn in

Frankfurt hätte es die Cenſur nicht paſſirt, da er den Frankfurtern etwas derb aber getreu die Wahrheit ſagte. Daß Schwanthaler die wohlverdienten 5000 Gulden ſchenkte, ging über den Horizont der Frankfurter reichen Krämerſeelen, ſie hielten ihn für's Tollhaus reif!

Etwas über ein Jahr nach Goethes Tod ſollte eine andere weit verhängnißvollere Todtenfeier in Frankfurt ſtattfinden. Die franzöſiſche Revolution von 1830 hatte auch hier wie in ganz Deutſchland die Gemüther gewaltig aufgeregt, jedoch nur in den Mittel- und untern Klaſſen der Einwohner, und in den erſten Jahren nach dieſem Ereigniß, wo Senat und Cenſur durch den ſich allenthalben kundgebenden revolutionären Geiſt eingeſchüchtert und bange gemacht, unterließen ſie das viele Streichen. — Mein Cenſor, ein gewiſſer Fiedler und Kanzleirath hatte mir ſogar bei Gelegenheit einer ihm anſtößigen Stelle, die ich ihm erklärte, geſagt: «Wiſſe Se was, mache Se was Se wolle, ich ſtreich' nix mehr!» — Es waren politiſche Schriftſteller gleich Pilzen entſtanden, und auch in Frankfurt regten ſich manche Federn und Köpfe, und glaubten ſich zu Weltreformatoren berufen. Ein gewiſſer Jucho, noch Advokat sans cause (ohne Proceſſe), ſpielte den wüthendſten Freiheitshelden, in der Abſicht, dadurch eine Stelle zu erhaſchen, die ihm das Maul ſtopfen ſollte, aber die Albernheiten, die er ausſtreute, waren gar zu abgeſchmackt und die Abſicht guckte durch alle Löcher ſeines zuſammengeflickten Liberalismus heraus. Doch mußte Jucho ſeine unſchädlichen Dummheiten einige Jahre im Gefängniß zu Mainz büßen. — Ein anderer dieſer Weltumkehrer, Namens Funck, hatte zwar mehr Talent, und meinte es wenigſtens aufrichtig, war aber ohne Klugheit. Seine wirklich gehaltvollen Vorleſungen im goldenen Roß waren ſehr beſucht, wurden aber bald durch die Polizei geſchloſſen, und ſein ſo witziger als pikanter Eulenſpiegel, ein Wochenblatt, endlich unterdrückt. Ein gewiſſer Freieiſen, der auch den Weltverbeſſerer ſpielen wollte, war wie Jucho noch unter der Mittelmäßigkeit, und ſo die meiſten dieſer ſchnell aufgetauchten Demagogen. In Hanauer, Bockenheimer und andere in der nächſten Nachbarſchaft Frankfurts entſtandene Schmierblätter legten die Herren ihre ſchalen Witze nieder, und die freie Stadt, in welcher der deutſche Bundestag reſidirte, wurde als das revolutionärſte Neſt in ganz Deutſchland verſchrien. Eines Tages kam der Buchhändler Frankh von Stutt-

gart zu mir, um mich für die gute Sache, wie er es nannte, zu gewinnen, und meinte, ich müßte in Frankfurt einen Anhang gewinnen können, mit dem ganz Deutschland zu revolutioniren sei, und das meinten auch die geheimen Obern des Bundes, in deren Auftrag er zu mir gekommen sei. — Ich fragte ihn nun, wer denn diese Herren seien? „Ja das muß vorerst noch ein undurchdringliches Geheimniß bleiben, lautete seine Antwort, worauf ich ihn bat, mich doch einmal recht in's Auge zu fassen. — Und warum das? fragte er. — Sehe ich denn wirklich so dumm aus, gab ich ihm zur Antwort, daß ich mich zur Maschine von mir ganz unbekannten und sich in's Dunkle hüllenden Schafsköpfen gebrauchen lassen könne. — Schafsköpfe! rief Frankh halb böse, halb verwundert aus. — Ja, das sind sie, denn Alles, was sie bisher angefangen haben, zeugt von der schülerhaftesten Unwissenheit und Albernheit, und so auch die Absichten auf Frankfurt. Lernen Sie doch die hiesigen Einwohner kennen, und lassen Sie sich nicht durch einige liberal sein sollende Sudelblätter und Advokatengeschwätz irre machen. Und wenn ich jemals etwas dergleichen unternähme, so müßte ich das Haupt, aber nicht der Schwanz der Sache sein, und würde vor allem unbedingten Gehorsam und Subordination fordern. — Frankh zog ab wie die Katze vom Taubenschlag, meinte aber, ich werde bald anders sprechen und meine Rede bereuen.

Aber der demagogische Ruf, in den Frankfurt durch diese Blätter und einige Schreier gekommen war, und sein Reichthum an baarem Geld, hatte in der That die Gehirne jener Menschen so verrückt, daß sie à tout prix einen Versuch in Frankfurt glauben machen zu müssen, und so kam denn wirklich das tragi-komische Attentat vom 3. April 1833, zu dem sich meistens unerfahrene Studenten hatten gebrauchen lassen, zu Stande.

Die hohe Obrigkeit und Polizei Frankfurts war durch mehrere Winke, und namentlich durch ein dem Bürgermeister mitgetheiltes anonymes Schreiben benachrichtigt worden, daß den Abend des 3. Aprils ein Aufstand und ein Angriff auf die Wachen in Frankfurt Statt haben sollte, daß man Sturm läuten wolle, und daß aus der Umgegend viele Bewaffnete zur Unterstützung des Aufstandes herbeieilen würden. — Die wohlfürsichtige Obrigkeit beliebte jedoch die Sache für einen halben Spaß zu halten, und ergriff deßhalb auch nur halbe Maßregeln, einem etwaigen An-

griff und Aufstand zu begegnen. — Den Commandanten der Bürgerwehr und des Linienbataillons wurde die Sache mitgetheilt, die Hauptwachen Abends um einige Mann verstärkt, und an den Pfarrthurm eine schwache Polizeiwache aufgestellt, um die Erlaubniß zum Sturmläuten zu verweigern. Das übrige Linienmilitär wurde beordert, sich in der Kaserne bereit zu halten, um nöthigenfalls ausrücken zu können, und ein Senator hatte sich dahin begeben. Mit der Uhr in der Hand, und als es halb zehn war, sagte er: «No jetzt soll's ja losgehn, mer wolle sehn.».

Ich befand mich jenen Abend mit mehreren Nödelheimern im Theater, wo gerade „Robert der Teufel" aufgeführt wurde. Plötzlich kam ein junger Mensch in die Nebenloge gestürzt und rief: „An der Hauptwache schießt's, es is à Grawall." Ich verließ nun meine Loge, eilte zu der nahen Hauptwache, und hörte, noch bevor ich daselbst angekommen war, Schüsse fallen, und auf dem Paradeplatz hinter derselben, Kugeln sausen. Ich sah endlich, daß die Wache bereits erstürmt war, und junge Menschen in Civilkleidung Schildwache standen. Auf Erkundigungen, die ich einziehen wollte, wurde mir gesagt, daß man sich an mehreren Orten schlage, und Niemand wisse, was es zu bedeuten habe. Ich ging nun in's Theater zurück, meiner Gesellschaft mittheilend, was ich erfahren, und sagte: es würde wohl rathsam sein, das Ende des Stücks nicht abzuwarten, da man unter solchen Umständen gewiß die Thore bald schließen würde, wenn es nicht schon geschehen wäre, und wir in diesem Fall die Nacht in Frankfurt zubringen müssen. Ich ließ nun meinen Wagen schnell vorfahren und befahl dem Kutscher, die Pferde anzutreiben, damit wir noch vor Thorschluß der Stadt hinauskämen. Solche Eile hatte es indessen nicht, denn die Thore wurden erst gegen Morgen förmlich geschlossen, nachdem alle schuldigen Vögel ganz gemächlich entflohen waren. Der Hergang dieser ziemlich blutigen Begebenheit war in der Kürze folgender:

Um halb zehn Uhr marschirten mehrere Peloton wohl bewaffneter junger Leute, welche alle dreifarbige Schärpen umgebunden hatten, in ziemlicher Ordnung gegen die Hauptwache, deren Commandant ein Lieutenant der Frankfurter Stadtsoldaten, nicht einmal die unter solchen Umständen allergewöhnlichste Vorsicht, Lauerposten aufzustellen, gebraucht hatte, und sich so überrumpeln ließ. Die Schildwache wurde gleich niedergeschossen, der wach-

habende Sergeant, derselbe, der den vor ein paar Jahren am Allerheiligen-Thor getödteten Unteroffizier abgelöst hatte, ebenfalls, und der wachhabende Offizier hatte nichts besseres zu thun, als zum Fenster hinauszuspringen, das zu ebener Erde war, und was er konnte, davon zu laufen. Jetzt bemächtigten sich die bewaffneten Haufen, größtentheils Studenten aus Gießen, Würzburg, Erlangen und andern Universitäten, des Wachtgebäudes und der Gewehre der Wache, die nicht einmal unter's Gewehr getreten war, und befreite die Gefangenen. Ganz dasselbe Schauspiel wurde am andern Ende der Straße gegen die Constablerwache aufgeführt, und auch hier die Gefangenen befreit, unter denen Freieisen, Funk und der Bruder des zum Zuchthaus verurtheilten Henkelmann waren; letzterer wurde jedoch durch ein Mißverständniß von seinen Befreiern so durch den Leib gestochen, daß er 24 Stunden darauf starb, und dadurch einer Verurtheilung zum Zuchthaus entging. — Eine Abtheilung der einige hundert Mann zählenden Verschwornen hatte sich nach dem Pfarrthurm begeben, wo die Polizeiwache schnell die Flucht ergriff, und die Studenten nun Sturm läuteten. Ein Trupp bewaffneter Bauern zeigte sich auch mit Trommeln und einer Fahne an dem Friedberger Thor, wagte jedoch nicht mit Gewalt in die Stadt zu dringen, und zog sich bald wieder gegen die Friedberger Warte zurück, an welcher sie einige Beschädigungen verübte. Während dem Tumult hatten mehrere Studenten vorübergehenden oder ankommenden Bürgern Waffen und Gewehre angeboten, und ihnen zugemuthet, sich an ihre Sache, welche die Sache der Freiheit Deutschlands sei, anzuschließen, als diese jedoch hörten, um was es sich handelte, wiesen sie nicht nur das Anerbieten zurück, sondern liefen erschrocken davon. Der Ruf: Bürger 'raus, es lebe die Freiheit! hatte den Erfolg, daß sich die Bürger schnell in ihre Häuser einschloßen. — Wie sehr hatten sich die guten Studenten und deren Anführer verrechnet, wie wenig kannten sie Frankfurt, wo bis zum Taglöhner herab Jedermann die Gemächlichkeit über alles liebt, und auch der Aermste noch seinen süßen Milchkaffee und Milchbrödchen zum Frühstück genießt. — Das Bataillon Stadtsoldaten verließ endlich die Kaserne und setzte sich gegen die beiden von den Tumultuanten eingenommenen Wachen in Marsch. — Die Studenten mußten der Uebermacht weichen, entkamen aber fast alle, da die Thore immer noch nicht gesperrt waren, in

derſelben Nacht; mehrere entkamen auch durch den Bethmann'ſchen Garten. — Von den Soldaten waren vier auf dem Platz geblieben und einige zwanzig zum Theil ſchwer verwundet worden. — Indeſſen brachte man ſpäter doch etwa zwanzig der tollkühnen Aufrührer gefänglich ein, unter denen auch einige Frankfurter Bürgerſöhne, die mit im Complott geweſen waren. Da es gerade zur Zeit der Oſtermeſſe war, als dieſer tollkühne Angriff gemacht wurde, ſo verließen viele Meßfremde in der erſten Beſtürzung die Stadt, die meiſten ſanken ſich jedoch allmählig wieder ein, nachdem ſie ſich verſichert hatten, daß keine weitere Gefahr mehr zu befürchten ſei. Im nahen Dorf Preungesheim war in derſelben Nacht auch die Zollſtätte geſtürmt, das Mauthhaus niedergeriſſen und alle Papiere in demſelben verbrannt worden. In Frankfurt ſchlug man die ganze Nacht Generalmarſch, und ließ ſtarke Patrouillen in allen Straßen marſchiren, aber noch vor Mitternacht war der Tumult beendigt. Die durch die Studenten befreiten Gefangenen ſtellten ſich faſt alle aus freien Stücken wieder. Am Palais, wo der Bundestag ſeine Sitzungen hält, fand man einen Zettel, auf dem geſchrieben ſtand: hier ſind 400,000 Gulden zu holen; daß ſie nicht geholt wurden, war allein dem Mißlingen des Attentats zuzuſchreiben. Auch auf die Rothſchild'ſche Kaſſe ſoll es abgeſehen geweſen ſein. — Die nächſte Folge dieſes unverantwortlich dumm angelegten Streiches, zu deſſen Gelingen auch nicht im Entfernteſten ein Hoffnungsſchimmer war, und bei welchem die Haupturheber deſſelben, wie gewöhnlich, in ihrem verborgenen Verſteck blieben, und die leichtgläubige aber muthige Jugend zur Schlachtbank ſandten, war die Beſetzung Frankfurts und der umliegenden Ortſchaften durch preußiſche und öſterreichiſche Truppen, welche der Bundestag eiligſt von Mainz hatte kommen laſſen. Die dortige oberſte Militärbehörde hatte ebenfalls Abends um ſechs Uhr ſchon Kenntniß, daß es um neun Uhr in Frankfurt losgehen ſoll. — Auch nach Rödelheim wurden zwei Compagnien Soldaten gelegt, glücklicherweiſe waren es Preußen, mit denen gut auszukommen iſt, da deren Offiziere immer ſehr gebildete und verſtändige Leute und Ehrenmänner ſind.

Ein Dr. Neuhof aus Bonames, der auch bei dem Aufſtand betheiligt geweſen, war im Trauben in Darmſtadt verhaftet und in Begleitung eines Polizeibeamten nach Frankfurt zurückgebracht. Hier bat er ſeinen Führer um die Erlaubniß, erſt ſeine ſehr be-

ſchmutzten Kleider in ſeiner Wohnung wechſeln zu dürfen, was ihm dieſer, verſteht ſich unter ſeiner Aufſicht, geſtattete. — In der Wohnung angekommen, gelang es dem Neuhof, ſeinen Wächter daſelbſt einzuſperren, und ſo glücklich zu entwiſchen.

Leider ſollte dieſes Attentat ſpäter bei einem Befreiungsverſuch der Gefangenen, welche als Theilnehmer deſſelben verhaftet worden, noch äußerſt traurige und blutige Folgen haben, wie wir gleich ſehen werden.

# V.

Unglücklicher Befreiungsverſuch der politiſchen Gefangenen zu Frankfurt. — Romantiſche Folgen der Beſetzung der Umgegend Frankfurts durch fremde Truppen. — Corwin Corbizko. — Eine Entführung. — Eine komiſche Börſenſcene. — Conflikt der Polizei mit dem ruſſiſchen Geſandten. — Willkür gegen Fremde. — Bockenheim, eine böſe Fliege auf der Frankfurter Naſe. — Ein ſcandalöſer Federkrieg. — Diſtrand. Prellereien Frankfurter Lotteriecollecteure. — Verehrung des goldenen Kalbes. — Das Muſeum.

So ſchnell auch die blutige Kataſtrophe vom 3. April 1833 unterdrückt worden war, ſo ſollte ſie doch noch die traurigſten Folgen haben. — Die zahlreichen Gefangenen, meiſtens Studenten, welche ſeit jenem Zeitpunkt in den Kerkern Frankfurts ſchmachteten, hatten ſich einer großen Theilnahme vieler Bürger aus dem Mittelſtand und beſonders Bürgerinnen und Bürgerstöchtern zu erfreuen, die, ſo viel es ihnen möglich war, das Schickſal der Leidenden zu erleichtern und möglichſt erträglich zu machen ſuchten, ja ſogar eine Befreiung derſelben nach Kräften unterſtützen wollten; und die Sparpfennige manches ſchönen Kindes wurden für dieſen Zweck verwendet.

Schon dreizehn Monate waren die der Theilnahme an der Erſtürmung der Wachen und dem Complott Verdächtigen eingeſperrt, und noch immer war die Entſcheidung ihres endlichen Schickſals in weitem Felde. Schon lange erhielten die Behörden faſt täglich anonyme Drohbriefe jeder Art durch die Stadtpoſt zugeſchickt, in denen namentlich dem Polizei-Senator und dem Oberſt der Frankfurter Stadtſoldaten, ſo wie den Bürgermeiſtern und andern Magiſtratsperſonen mit furchtbarer Rache, Tod, Brand und Ermordung ꝛc. gedroht, und geſagt wurde, daß namentlich die Handwerksgeſellen den Tag der »Rache, wenn er gekommen, furchtbar feierlich begehen würden ꝛc.« — Wer die Frankfurter Behörden und namentlich die Magiſtratsperſonen kennt, kann ſich leicht einen Begriff davon machen, in welche Schwulität dieſe Senats-, Juſtiz- und Polizeigemüther durch ſo

ſchrecklich lautende Drohbriefe verſetzt wurden, welche indeſſen die gute Folge für die Gefangenen hatten, daß dieſe mit mehr Rückſichten, Menſchlichkeit, ja bis zu einem gewiſſen Grad mit Dienſtgefälligkeiten, behandelt wurden, ſo daß ihnen außer der völligen Freiheit wenig oder nichts abging. Sie wurden reichlich mit allem verſorgt, was nur ein üppiges Wohlleben fördern kann, und die delikateſten Speiſen und Getränke wurden ihnen im Ueberfluß von ihren Freunden und Bekannten täglich zugeſchickt, ſo wie was ſie nur wünſchten. Auch an weiblichen Beſuchen fehlte es ihnen nicht. — Die Behörden ſahen in ihrer Todesangſt gerne durch die Finger, Polizeidiener und Gefangenwärter ſtanden ſich ganz vortrefflich bei ſo bewandten Umſtänden, und waren meiſtens längſt beſtochen. — Zwar ſah der hohe Bundestag nicht ganz gleichgültig zu einer ſolchen Gefangenſchaft, und machte von Zeit zu Zeit ziemlich ernſtliche Vorſtellungen dagegen; aber man wußte die Herren zu beſchwichtigen, wobei beſonders lukulliſche Mahlzeiten das ihrige thaten. — So war endlich der verhängnißvolle zweite Mai 1834 herangekommen, an dem es, wie die Frankfurter ſagten, »wieder losgehen ſolle.« — Ein Soldat des Frankfurter Militärs, Namens Schäfer, der mit in dem Befreiungs-Complott war, hatte die ſämmtliche Mannſchaft der Conſtablerwache, wo die Gefangenen ſaßen, mit Aepfelwein betrunken gemacht, und die Schildwachen durch Verſprechungen von großen Belohnungen zu bereden gewußt, daß wenn ſich allenfalls etwas Ungewöhnliches zutragen möchte, ſie keine Notiz davon nehmen ſollten. — Es mochte ungefähr ein Viertel vor zehn Uhr ſein, als die ganze Umgegend dieſer Wache durch ein ziemlich anhaltendes Gewehrfeuer erſchreckt wurde, welches folgende Veranlaſſung hatte. Fünf der Gefangenen, die ihre doppelten und ſehr ſtarken Eiſengitter ſchon längſt glücklich durchſägt, und die beſchädigten Stangen mit Storax beſchmiert hatten, den ſie ſich unter dem Vorwand die Kerkerluft durch Räucherung zu verbeſſern, hatten bringen laſſen, ließen ſich mit Stricken und gedrehten Leintüchern aus den freigemachten Fenſtern auf die Straße hinab. Sie würden wahrſcheinlich die Straße wohlbehalten erreicht haben, wenn nicht eine der Schildwachen, die ihre Flucht bemerkt hatte, trotz der erhaltenen Verſprechungen Lärm gemacht und die Wachmannſchaft allarmirt hätte. — Zu gleicher Zeit ſah man aus mehreren Straßen Volkshaufen anrücken, von denen einer eine

weiße Fahne trug, und die durch viele Neugierige, die der Lärm herbeigelockt hatte, außerordentlich vermehrt wurden. Die betrunkene Wachmannschaft, aus Schützen bestehend, von einem Lieutenant Sufenbeth befehligt, stürzte nun aus der Wache und feuerte ohne vorhergehende Aufforderung und ohne Commando auf das Volk und auf die fliehenden zum Theil noch zwischen Himmel und Erde schwebenden Gefangenen. — Einer der Studenten, Namens Rubner, erhielt in dieser Position einen Bajonetstich unterhalb der Kinnlade, der durch den Gaumen bis gegen die Augen drang, und gab nach furchtbaren Martern, die mehrere Stunden währten, den Geist auf; auch zwei andere Studenten wurden noch sehr gefährlich verwundet, zwei hingegen entkamen augenblicklich. Aber die betrunkenen Schützen machten nun mehrere Pelotonfeuer auf die sich immer vermehrenden Volkshaufen, wodurch fünf Frankfurter Bürger getödtet und einige zwanzig mehr oder minder schwer verwundet wurden, und zwar lauter ganz unschuldige Personen, die mit der ganzen Sache gar nichts zu thun gehabt, sondern die der Lärmen und die Neugierde meistens aus den nächstliegenden Häusern herbeigelockt hatte. Ein Tischlermeister wurde unter seiner Hausthüre so geschossen, daß man ihm den andern Morgen die Beine abnehmen mußte, er starb aber während der Operation. Auch ein Schmidtmeister, Namens Schreiner, ebenfalls ein Familienvater, wurde auch vor seinem Hause niedergeschossen, und die betrunkenen Soldaten feuerten noch immer zu, als längst die Entwichenen wieder eingebracht, oder aus dem Bereich der Schußweiten und die Haufen auseinandergesprengt waren, und viele Kugeln drangen durch die Fenster der benachbarten Häuser in die Zimmer ihrer erschrockenen Bewohner, was besonders eine große Angst und komische Scene in dem Hause des jüdischen Banquiers Rothschild hervorbrachte, das der Constablerwache gegenüber liegt. — Auf die Wache selbst wurde auch kein einziger Schuß gethan, noch viel weniger irgend ein Angriff gemacht, und ihr Feuern auf das Volk ließ sich auf keine Weise entschuldigen. Auch war die Erbitterung der Bürger gegen diese Schützen so groß, daß es nothwendig bei erster Gelegenheit zu einem Conflikt zwischen dem Volk und ihnen kommen mußte. — Der Lärmen, den dieser Vorfall hervorbrachte, hatte die zu Sachsenhausen so wie im nahen Bockenheim liegenden fremden Truppen, aus Oesterreichern und Preußen bestehend, veranlaßt, gleichfalls

unter die Waffen zu treten, und sich zum Einrücken in die von ihnen cernirte Stadt bereit zu halten. — Die Oesterreicher, vom General Piret commandirt, die auf jeden Fall zu spät gekommen wären, waren, nachdem Alles beendigt war, nur mit der größten Mühe abzuhalten, über die Sachsenhäuser Brücke zu stürmen, um das empörte Frankfurt zu züchtigen, und die Herrn Quartiervorstände ermangelten nicht, bei den einjährig wohlregierenden Bürgermeistern ihre unterthänigsten und gehorsamsten Ergebenheitsadressen einzureichen. Das Komischste bei der Sache war, daß noch keine vier Wochen vor diesem traurigen Ereigniß die Bürger-Repräsentation, das Colleg der 52er, dem hohen Senat auf dessen Ansuchen, und um allen Excessen in der Stadt zuvorzukommen und im Voraus unterdrücken zu können, die zu diesem löblichen Zweck geforderten 15,000 Gulden einstimmig bewilligt hatte, wozu auch der gesetzgebende Körper unisono seine Zustimmung gegeben, und zwar mit dem Bemerken, daß er nicht umhin könne, seinen tiefsten Unwillen darüber auszudrücken, daß böswillige Menschen die Absichten der gutwilligen Polizei fortwährend zu hintertreiben und zu stören suchten.

Der hohe Senat erließ nun, wie gebräuchlich, Proklamationen, in denen den friedlichen Bürgern Lob ertheilt und Schutz und Schirm versichert, den bösen aber mit furchtbaren Strafen gedroht wurde. — Man bemühte sich übrigens, den ganzen Vorfall und alles Unheil, wie ebenfalls gewöhnlich, der Pariser Propaganda zur Last zu legen, die dießmal wahrlich ganz unschuldig war.

Wie zu erwarten stand, gingen die Befürchtungen, daß es mit den Schützen des Linienmilitärs bald zu schlimmen Händeln kommen würde, schon drei Tage nach dem Fluchtversuch in Erfüllung. Sämmtliche Wirthe in Frankfurt und den dieser Stadt zugehörigen Dorfschaften hatten sich verabredet, keinem Schützen mehr einen Trunk oder sonst etwas zu verabreichen. Die Schützen hatten sich indessen dennoch den 5. Mai, Nachmittags, in dem Wirthssaal auf der Pfingstweide, wo sie sich gewöhnlich zu versammeln pflegten, in zahlreicher Menge eingefunden, und sich beim Aepfelwein gütlich gethan. — Unglücklicherweise kamen die Schmiedegesellen von dem Begräbniß ihres Kameraden zurück, und hatten nach demselben in dem nahen Bornheim gleichfalls geistigen Getränken stark zugesprochen. Diese fielen nun in das

Lokal, in welchem ſich die Schützen befanden, ein, und in großer Ueberzahl, prügelten ſie dieſelben mit ihren nervigten Fäuſten, und zum Theil mit den eigenen Seitengewehren, deren ſie ſich ſchnell bemächtigt hatten, auf das unbarmherzigſte durch und verwundeten mehrere ſcharf. Zwar fanden ſich Gensd'armen ein, die von dem Lärmen gehört hatten, ſie waren aber nicht im Stande, die erboßten Schmiedegeſellen zu zügeln, und erſt nachdem die in Bornheim liegenden Preußen herbeieilten, gelang es dieſen, der Prügelei ein Ende zu machen, und die Schützen aus den Klauen der Schmiedeknechte zu erretten. — Da ſich die Nachricht von dieſem Vorfall, hundertfach vergrößert, ſchnell in der Stadt verbreitete, ſo wurde abermals das fremde, in Sachſenhauſen und Bockenheim liegende Militär zur eiligen Hilfe aufgeboten, und ſtellte ſich an 1000 Mann ſtark Infanterie, Cavallerie und Artillerie auf der Zeil auf, wo es bis gegen Morgen bivouakirte, nachdem man alle Wachen verdoppelt und verdreifacht hatte. Starke Patrouillen durchkreuzten unaufhörlich die Straßen, und man fürchtete einen Ueberfall von außen. In Bockenheim hatte man auch in der That mehrere Studenten als Bauern verkleidet verhaftet. Indeſſen lief alles ruhig ab, und die geängſtigte Bürgerſchaft und ihre Behörden beruhigten ſich allmählig wieder. Viele Mühe hatte man, den guten Rothſchild zu verhindern, ſein Comptoir und ſeinen Mammon aus der Nähe der Conſtablerwache oder gar aus Frankfurt zu verlegen, es gelang dem Zureden hoher Bundestagsgeſandten, die ihn verſicherten, wenn es Noth thäte, eine Armee zu ſeinem Schutze herbeizurufen, den armen reichen Mann von ſeinem Vorhaben abzubringen, der eine ganz beſondere Scheu vor den „blauen Bohnen“, vulgo Flintenkugeln genannt, an den Tag gab. Die reiſenden Damen, welche durch Frankfurt kamen, oder von da abreisten, hatten ſich beſonders über die Folgen dieſer Vorfälle zu beſchweren, denn es war einem Studenten gelungen, als Mädchen verkleidet in einem Eilwagen zu entkommen, und ſeitdem ließ es ſich die löbliche Polizei ſehr angelegen ſein, dem reiſenden weiblichen Publikum ihre ganz beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und ihre Agenten trieben ihr Examen oft ſoweit, daß die Damen nicht nur erröthen, ſondern ihnen ſogar auf die Finger ſchlagen mußten, wenn ſie ſich zu handgreiflich überzeugen wollten, welchem Geſchlecht die Reiſenden angehörten.

Bei der sofort angestellten Untersuchung, hinsichtlich des Befreiungsversuchs, stellte es sich heraus, daß ein Barbiergeselle Namens Brücher aus Lengfeld, im Dienst eines Stadtchirurgen, der mit dem Rasiren der Gefangenen beauftragt war, diesen die nöthigen Instrumente zu ihrer Befreiung verschafft hatte, er war jedoch wie so manche andere entflohen und wurde mit Steckbriefen verfolgt. Außerdem fanden viele Verhaftungen Statt, unter denen auch der Inhaber einer Leihbibliothek, Gustav Oehler, dem man besonders zur Last legte, daß er vermittelst der Bücher, die er den Gefangenen geliehen, eine fortwährende Correspondenz derselben befördert habe, auch ein gewisser Dörr, den man spottweise den Frankfurter Lafayette nannte, wurde eingesteckt, und über den Lieutenant Susenbeth, der das Besaufen der Wache zugelassen, eine strenge Untersuchung verhängt. — Von den verwundeten Bürgern starben noch einige, und ein alter Jude, der auf Pfänder lieh und in der Nähe der Gonstabler Wache wohnte, war beim Geldzählen am Tisch vor Schrecken niedergestürzt, als er das Krachen der Gewehre hörte und blieb auf der Stelle todt.

Rothschild und seine Nachbarschaft beschlossen bei dem Senat darum einzukommen, doch solche Maßregeln ergreifen zu wollen, welche verhüteten, daß sie ferner der Gefahr, Leben und Eigenthum zu verlieren, ausgesetzt würden, namentlich durch die Entfernung der Gefangenen aus ihrer Nähe; und es war selbst stark die Rede davon, daß der gesammte Bundestag eine Stadt verlassen müsse, die so wenig Sicherheit gewähre und »deren Polizei und Regierung nichts tauge.«

Die meisten Gefangenen wurden später nach Mainz abgeführt, wo sie Quartier in der Citadelle erhielten. Unter ihnen war auch der Advokat Jucho, Demagoge aus Spekulation, indem er glaubte, daß wenn er sich fürchten machte, er dann um so leichter sein Glück machen würde, aber das Glück war ihm eben nicht hold, er gehörte zu den nichtswürdigen Subjekten der Umsturzpartei, die gerne aus sicherem Hinterhalt und Versteck andere dumme Teufel ins Feuer jagen, um die Kastanien für sie aus dem Feuer zu holen. Als Advokat war er Null und hatte nur wenige immer sehr zweideutige Processe zu führen. Später spielte er noch eine weit jämmerlichere Rolle, und fühlte sich überglücklich, einmal an einem kaiserlichen Katzentisch abgefüttert zu werden.

Die Gegenwart der fremden Truppen, Preußen und Oesterreicher in und um Frankfurt, blieb auch nicht ohne Folgen für die Sittlichkeit und den häuslichen Frieden der Familien. Während die Damen aus den höhern Ständen viel Wohlgefallen an den feinen preußischen Officieren zu finden schienen, war das weibliche Gesinde und die gemeinen Dirnen mehr den derben Oesterreichern zugethan. — Auch in meinem Wohnorte, wo Preußen lagen, hatte deren Gegenwart mehr als ein Herz und ein Köpfchen der Schönen verrückt. Louischen Cz ...., die Nichte des damaligen Bürgermeisters H., ein hübsches Mädchen, das auch Vermögen hatte und die Welt liebte, hatte sich ein Hauptmann W. auserkoren, und Erhörung und Gegenliebe gefunden. Das Mädchen hatte überhaupt eine große Vorliebe für romantische Ideen und ihr feurigster Wunsch war, einmal recht die große Welt zu sehen. Schon bei der Polengeschichte in Frankfurt hatte sie mit noch andern Dämchen ihrer Gesinnung eine kleine Rolle gespielt, und mit an einer schwarz-roth-goldenen Fahne gestickt, welcher demnächst das einheitliche Deutschland folgen sollte; auch hatte man bei mehreren Studenten sehr freiheitsliebende Briefe von ihr gefunden, die jedoch der Kanzleirath Fiedler bei der Untersuchung unterschlug und auf die Seite schaffte; dennoch machte die Gefahr, in welcher Louise schwebte, und die Furcht, mit in diese Untersuchung gezogen zu werden, einen solchen Eindruck auf das arme Kind, daß sie Monate lang mit den heftigsten Leibschmerzen zu kämpfen hatte. — Mit Einwilligung ihrer Mutter, einer Witwe, war sie bald die Verlobte des Hauptmannes, und freuete sich herzlich mit diesem, an dessen Arm sie nun schon die Wäldchen und Umgegend von Rödelheim tête à tête durchzog, auch die Reise durch die Welt zu machen, das prächtige Berlin zu besuchen, u. s. w. — Dieß war aber nicht die Meinung des Oheim-Bürgermeisters, der einen Theil des Vermögens der Nichte in seinen Händen hatte, die Hälfte der Güter gehörte nämlich ihr, und der fürchtete, der Officier, einmal im Besitz des Mädchens, möchte die Verwaltung des Eigenthums seiner Gattin selbst übernehmen, womit ihm eben nicht sehr gedient war. Er persuadirte nun Mutter und Tochter, auf einige Zeit seinen Bruder in Frankfurt, der Arzt daselbst war, zu besuchen, wozu auch der Bräutigam, nichts Arges ahnend, seine Zustimmung gab. — Kaum aber war das Mädchen in Frankfurt, so

wurde sie fast wie eine Gefangene bewacht, alle ihre Briefe unterschlagen, der Hauptmann unter allen erdenklichen Vorwänden abgehalten, sie zu besuchen, und dem Mädchen vorgehalten, es sei eine Schande für die Familie, die zu den freisinnigsten gehöre, wenn ein Mitglied aus derselben sich mit einem Preußen, die Unterdrücker der Freiheit, verbinde. Louise, ganz in den Händen der Oheime, und nicht fest genug, ihren Willen durchzusetzen, gab endlich nach, da man auch ihre schwache Mutter herumgebracht hatte, und die Onkelei verkuppelte sie später an einen gewissen F....., auch ein Schüler Aeskulaps, von Gestalt eine wahre Vogelscheuche, und von Charakter ein Harpar, der bei alten Jungfern gerne den Erbschleicher machte, und dem es bei einer derselben, die ein ansehnliches Vermögen hatte, auch wirklich gelang, sie durch alle mögliche, oft sehr handgreifliche Flatterien und Tartuffsstreiche zu beschwatzen, ihn zum Erben einzusetzen. Das arme Louischen aber sah nun wenig mehr als die vier Mauern ihres Eheherrn, und dessen griesgrämliche Gesichter, statt die gewünschte Welt. — Warum ließ sie sich von der Onkelei bethören. Ich an W...'s Stelle hätte sie entführt, aber dieser Officier war zu gewissenhaft.

Eine andere Begebenheit dieser Art, ebenfalls in Rödelheim, hatte einen ganz andern Ausgang. Bei der Compagnie des Hauptmanns W. stand der Lieutenant Corvin-Corbitzky, der bei meinem nächsten Nachbar, dem Tabaksfabrikanten Gardini, im Quartier lag. — Dieser hatte ebenfalls eine junge hübsche Tochter, Helena, die ein halb italiänisches feuriges Temperament hatte. Zwischen den beiden jungen Leuten hatte sich schnell ein inniges Liebesverhältniß entsponnen, und Corvin wollte das Mädchen heirathen, dessen Mutter auch mit den beiden Liebenden einverstanden war; nicht so der Vater, dem vielleicht auch die Mitgift, die eine preußische Officiersfrau haben muß, herauszugeben nicht anstand. Er versuchte daher alles Mögliche, das Verhältniß zu sprengen, und da es ihm nicht gelang, den Lieutenant sogleich auszuquartieren, so sann er auf ein anderes Mittel, seinen Zweck zu erreichen, und griff zu einem, dessen nur ein boshafter Italiäner fähig ist. Er warf oder drängte vielmehr den Officier, der es nicht wagte, sich an seinem zukünftigen Schwiegervater zu vergreifen, und so vielleicht Alles zu verderben, unter gemeinen Schimpfworten zur Stubenthür des Wohnzimmers hinaus. Da

wäre die Medicin wieder schlimmer als das Uebel geworden, denn man setzte sich einem zehnfachen Kostenbetrag aus, und hat längst die Erfahrung gemacht, daß in Frankfurt Gesetz und Rechtspflege furchtbar wächsern sind, wenig Sicherheit gewähren, und nach Bequemlichkeit und Laune der Behörden und noch schlimmer gehandhabt werden. — Auch war es bekannt, daß der Zahnarzt der Frau eines beim Appellationsgericht fungirenden Senators falsche Zähne eingesetzt hatte, Grund genug, um jeden Rekurs an dasselbe zu vermeiden. Es erschien indessen bald darauf eine andere Lithographie, welche das ganze Polizeiamt darstellte, wie dasselbe von dem Zahnarzt auf eine höchst originelle Weise operirt wird. Ueber den Ursprung dieser war man klug genug, keine Untersuchung anzustellen, ob man gleich die Urheber hätte mit Händen greifen können.

Schon längst hatten die Frankfurter Behörden einen Zahn auf das zehn Minuten von der Stadt liegende churhessische Städtchen Bockenheim, namentlich war es der löbl. Polizei ein Dorn im Auge, da sich alle Fremde, mißvergnügt oder disgustirt durch dieselbe, sofort nach Bockenheim verfügten, wo ihnen eine freundliche Aufnahme gewiß war, und sie keiner Art Chikane ausgesetzt waren, indem der dortige Amtmann ein äußerst humaner und menschenfreundlicher Mann war. — Das war Grund genug, daß die Frankfurter Polizeibehörden alles Mögliche hervorsuchten, was dem Städtchen und seinen Bewohnern hinderlich oder unangenehm sein konnte. Indessen bekam ihnen und sogar dem hohen Senat dieser übermäßige Diensteifer einigemal sehr übel, wie folgende Thatsachen beweisen.

In Bockenheim hielt sich eine soi-disant russische Gräfin auf, die sich angeblich nicht in den glänzendsten Umständen befand, und wie man sagte, bisweilen in vornehmen und reichen Häusern Frankfurts Unterstützungen nachsuchte, weßhalb die löbl. Polizei daselbst auf sie fahndete, ohne jedoch ihre Bemühungen bis jetzt durch irgend einen Erfolg gekrönt zu sehen. Eines Tages wurde jedoch dem Polizeisenator berichtet, daß sich die Gräfin soeben in das russische Gesandtschaftshôtel begeben habe, weßhalb derselbe sogleich den Polizeiactuar Gravelius dahin absandte, mit dem Befehl, „das Mensch, wo er sie fände, zu arretiren.“ — Gravelius, ein äußerst roher Mensch, begab sich nun in das Hôtel, in Begleitung von zwei Polizeidienern und ein Paar Hunden, und ver-

langte, eine Peitsche in der Hand, den Herrn Gesandten im Auftrag hoher Polizei zu sprechen. Er wurde auch sogleich vorgelassen, trotz dem, daß Herr von Anstetten im Begriff war, sein Frühstück einzunehmen. Gravelius brachte nun diesem Herrn sein Anliegen auf eine so unanständig brutale Weise und mit solcher Arroganz vor, daß der Gesandte statt aller Antwort dem Polizeischlingel zwei tüchtige Ohrfeigen mit kräftiger Hand applicirte und da dieser, hiemit noch nicht zufrieden, jetzt in einen schimpfenden Ton ausartete, ließ er ihn durch seine Dienerschaft aus dem Hôtel hinauswerfen, wobei sein breiter Rücken tüchtig durchgebläut wurde. Damit war aber die Sache noch nicht abgemacht, man mußte Anstetten kennen, um den Grad des Zornes zu ermessen, in welchen ihn dieses Benehmen brachte. — Er ließ sogleich den einjährig wohl regierenden Bürgermeistern wissen, daß wenn ihm binnen 24 Stunden nicht die glänzendste Genugthuung für das schändlich unflätige Benehmen ihres Polizeischlingels würde, er Maßregeln ergreifen werde, an welche der hohe Senat zeitlebens denken solle. — Nun muß man aber auch den Frankfurter Senat kennen, um sich eine Vorstellung machen zu können, in welche hochnothpeinliche Schwulität ihn eine solche Drohung des russischen Gesandten versetzen mußte. Die Bürgermeister beriefen denselben sofort in plenum, und mit Zurücksetzung aller andern Staatsangelegenheiten wurde eine vielstündige Sitzung gehalten, die bis spät in die Nacht hinein dauerte, in der endlich beschlossen wurde, den Polizeisenator seines Amtes bei diesem Institut sofort zu entheben, dem Gravelius aber den Abschied zu geben, und ihn auf so lange, als Herr v. Anstetten in Frankfurt residire, aus der Stadt und Gebiet zu verweisen, und sofort bei Sr. Excellenz gehorsamst anzufragen, ob Hochdieselben mit dieser Genugthuung zufrieden seien, was dann in Gnaden versichert wurde, und somit athmeten die Senatorenbrüste wieder freier. — Nachträglich erwies sich obendrein noch, daß die russische Dame, weit entfernt in beschränkten Umständen zu sein, im Gegentheil Equipage halte, und den Armen viel Almosen spende. — In einem geheimen Artikel wurde jedoch vom Senat festgesetzt, daß Gravelius, dem mehrere Senatoren ganz besondere Verpflichtungen hatten, seinen Gehalt fortbeziehen solle, und seine Frau erwirkte durch einen Fußfall bei dem Gesandten, daß dieser ihm den Aufenthalt in der Stadt wieder erlaubte. — Gravelius

machte nun, um doch etwas für den bezogenen Gehalt zu thun, den geheimen Spion, was ihn auch in manche schlimme Händel verwickelte, um so mehr, da er wegen seiner gefühllosen Hartherzigkeit gegen fremde Nothleidende, die er oft mit eigener Hand in verschlossenen Zimmern, nachdem er sie entblößt hatte, mit einem bleiernen Kantschu blutig prügelte, weil sie um ein Allmosen gebeten hatten, verhaßt war.

Um Bockenheim, wo nur immer möglich, zu beeinträchtigen, hatte das Polizeiamt in Frankfurt den Bockenheimer Fiakern, welche Personen nach Frankfurt führen, bei schwerer Geld- und Kerkerstrafe verboten, bei ihrer Rückfahrt weder in der Stadt noch auf deren Gebiet Jemand in ihre Wagen aufnehmen zu dürfen, und ließ die armen Kutscher deßhalb streng überwachen. — Dieß Verfahren war um so unbilliger, da den Frankfurter Kutschern, die bei weitem zahlreicher waren, nicht das mindeste in Bockenheim in Weg gelegt wurde. Diese Ungerechtigkeit, welche hauptsächlich ein Senator aus dem Grund veranlaßt hatte, weil dessen Köchin einen Frankfurter Fiaker geheirathet hatte, und ihrem ehemaligen Herrn klagte, daß die Bockenheimer ihrem Verdienst großen Nachtheil brachten, verdroß einen bei einer bedeutenden Gesandtschaft des Bundestags Angestellten, der sich deßhalb in eine Bockenheimer Retourchaise setzte, die jedoch, nachdem sie kaum einige Schritte gefahren, von einem Frankfurter Gensdarm eingeholt und arretirt wurde, obgleich der darinnen Sitzende dagegen protestirte. — Dieser begab sich nun selbst auf das Polizeiamt, verlangte Genugthuung und Bestrafung des Gensdarmen, der obendrein mit brennender Pfeife im Mund die Arrestation vorgenommen, und jagte das arme Amt durch seine Drohungen so gewaltig in's Bockshorn, daß es alle und jede Forderung des Arretirten sofort bewilligte, und dem Bockenheimer Kutscher statt Strafe, zehn Gulden Entschädigung auszahlte. — Von diesem Augenblick konnte man wieder ungehindert die Bockenheimer Retouren benutzen, was um so angenehmer war, da die armen Pferde der Frankfurter Fiaker wahre Mitleiden erregende Gerippe waren, gegen welche die der Pariser Fiaker noch Prachtpferde sind. Allgemein ist es bekannt, mit welcher Willkühr und empörender Härte und Ungerechtigkeit die Frankfurter Polizei und Aemter mit solchen Fremden verfahren, die sie schutz- und hilflos, und von denen sie nichts zu befürchten zu haben glauben. Ein

Sachse aus der Gegend von Gotha, Inhaber eines sehr schönen und reich ausgestatteten Karoussels hatte bei den Frankfurter Behörden um die Erlaubniß angehalten und dieselbe erhalten, mit seinem Kunstwerk die Frankfurter Herbstmesse besuchen zu dürfen. Er kam zur rechten Zeit mit demselben an, und bat nun, daß man ihm einen Platz anweisen möge, wo er dasselbe aufstellen könne. — Zu seinem großen Erstaunen erhielt er auf dem Polizeiamt die Antwort, daß dieß unmöglich sei, indem kein passender Platz mehr frei sei. Der Mann, der mit großen Kosten die weite Reise und den Transport seines Karoussels bestritten hatte, war wie vom Donner gerührt, berief sich auf die erhaltene schriftliche Erlaubniß, und daß ihm ein solches Verfahren den größten Nachtheil bringe, ja seinen Ruin herbeiführen könne. Aber er predigte tauben Ohren; „'s is ä mol ka Platz mehr do, und des is genug", war Alles, was man auf seine Vorstellungen und Bitten erwiederte, und als er sich anheischig machte, selbst einen Platz ausfindig zu machen, wies man ihn mit groben Drohungen und Schimpfworten ab. Mit aller Mühe gelang es ihm endlich noch folgendes Attestat von dem Amt zu erhalten:

„Dem Friedrich Topfstedt aus Gotha wird auf Verlangen andurch bescheinigt, daß er um die polizeiliche Erlaubniß nachgesucht, für die Dauer der Messe ein Karoussel dahier aufstellen zu dürfen, welchem Ansuchen jedoch aus Mangel an einem schicklichen Platz nicht willfahrt werden konnte."

Polizei-Amt:

o. m.

v. Langen.

Kein Wort davon, daß man ihm früher die Erlaubniß schriftlich zugeschickt hatte. Der arme Mann erhielt nun in Bockenheim die Bewilligung, sein Karoussel, und zwar dicht an der Frankfurter Gränze aufstellen zu dürfen, wodurch ihm der erlittene Schaden noch bei weitem nicht ersetzt wurde, da man ihn hier nur spärlich aufsuchte. — Auch bei dieser Sache war wieder ¹/₂₀ der Frankfurter Souveränität im Spiel, denn wie es sich bald kund gab, hatte die Zurücknahme der schon ertheilten Erlaubniß nur darin ihren Grund, weil ein Frankfurter Inhaber eines Karoussels, der eine Magd eines Senators geheirathet hatte, sich bei dem Herrn beklagte, daß ihm der Gothaer seinen Verdienst während der Messe nehmen würde! — Aus gleichen Rücksichten

mußten eine Reihe von Jahren die Frankfurter Einwohner das Gaslicht zu ſo enorm hohen Preiſen bezahlen, da es wohl viermal ſo hoch als anderswo oder als gewöhnliche Oelbeleuchtung kam, denn bei dieſem Unternehmen wurde jede Concurrenz beſeitigt, da ein Mitunternehmer ein Schwager des Senators Banſa war, und dazu war es ſo ſchlecht, daß es faſt düſterer als das Oellicht brannte. Erſt nachdem Jahre verſtrichen waren, alle bedeutende deutſche Zeitungen, die nicht unter Frankfurter Cenſur ſtanden, namentlich auch die allgemeine ſich über den Einfluß dieſer Vetter- und Baſenſchaft ausgeſprochen, und auch eine fremde Geſellſchaft ſich erboten hatte, Frankfurt und ſeinen Einwohnern ein weit beſſeres Gas um ein Drittheil des Preiſes, den man jetzt bezahle, zu liefern, und in Bockenhein eine Probe mit ihrem Gas anſtellen ließ, die ſo gut ausfiel und ein ſo erſtaunlich helles Licht warf, daß ſelbſt den ſtockfinſterſten Frankfurtern ein Licht und die Augen aufgehen mußten, wurde wenigſtens ſo viel erreicht, daß man eine ſpätere Concurrenz in Ausſicht ſtellte. Aber noch eine geraume Zeit verſtand es Protektion und Baſengetriebe, das beſtehende Monopol aufrecht zu halten, und dabei wurde als hauptſächlicher Grund angeführt, daß man die Frankfurter Bürger, aus denen die jetzige Gasgeſellſchaft beſtand, nicht zu Gunſten fremder Unternehmer benachtheiligen ſolle, wenn dieſe auch ihre Waare billiger und beſſer lieferten. Das hieß mit andern Worten: die ganze Einwohnerſchaft ſoll das Gas viermal theurer bezahlen, um einigen Auserwählten einen übermäßigen Gewinn zu erhalten. — Aber dießmal griff man denn doch, Dank dem Bockenheimer Licht, mit dieſer ſpießbürgerlichen Engherzigkeit gegen die Fremden nicht durch, und das Monopol mußte endlich fallen. — Daß unter ſolchen Umſtänden Bockenheim den Frankfurter Behörden eine verhaßte Fliege auf der Naſe war, kann man ſich denken, beſonders da ſich auch alle Fremden, die in Frankfurt auf irgend eine Weiſe chikanirt wurden, oder denen man auch die billigſten Forderungen abgeſchlagen hatte, dahin zogen, und nun zum Trotz des hohen Senates dort ihre Gewerbe, und oft zum Nachtheil der Stadt trieben. — Beſonders Lehrer freier Künſte, Sprachlehrer u. ſ. w. Es war daher ganz natürlich, daß es einigen Senatoren in den hochweiſen Sinn kam, ſich dieſer läſtigen kurheſſiſchen Fliege zu entledigen, und ſie dachten in allem Ernſt daran, dem Churfürſten den Vorſchlag

zu machen, die Stadt Bockenheim gegen das eine Viertelstunde jenseits derselben liegende Frankfurter Dorf Hausen, zu dem zu gelangen man den ersten Ort passiren muß, zu vertauschen, und ihm ein passendes Aufgeld dafür zu zahlen. — Aber auf das Hinhören dieser Herrn bei churhessischen hochgestellten Beamten, was man wohl zu so einem Vorschlag sagen würde, erhielten sie eine Antwort, welche ihnen jede weitere Schritte in dieser Angelegenheit auf immer entleidete. Dagegen gelang es endlich, den jetzigen sehr humanen Amtmann von seiner Stelle zu entfernen, und durch einen andern zu ersetzen, der mit der vollkommensten Harmonie in ein Horn mit der Frankfurter Polizei blies, sofort alle Fremden ohne Unterschied auswies, sogar Leute, die seit langer Zeit daselbst ansäßig und Hauseigenthümer geworden waren. Für seine Bemühungen soll er dafür auf Kosten Frankfurts reichlich belohnt worden sein. Da es aber der Mann doch gar zu arg trieb, so machte ich mir einst den Scherz, einen Frankfurter Paß auf meiner Durchfahrt nach dem großherzoglich darmstädtischen Ort Rödelheim Abends nach zehn Uhr bei ihm visiren zu lassen. — Der Herr Amtmann meinte, da die ganze Reise keine dreiviertel Stunde betrage, so sei dieß wohl nicht nöthig und nicht der Mühe werth, ihn aus dem Schlaf zu wecken; ich versicherte ihm jedoch, daß man mich allgemein versichert habe, daß eine solche Unterlassung mir eine Verhaftung zuziehen könne, und daß viele Einwohner Rödelheims deßhalb im Sinn hätten, sich an die Regierung nach Kassel zu wenden, um dieser Mühe überhoben zu werden. — Der Amtmann meinte, er begreife nicht, wer ein solches Gerücht ausgesprengt habe, er habe nie an so etwas gedacht, und bat mich, es zu widerlegen. — Kurz vor Mitternacht kam auf meine Veranlassung auch Sanzeille an das Amthaus angefahren, um seinen Paß visiren zu lassen, und so noch mehrere Personen. — Das wurde denn doch dem um seinen Schlaf geprellten Amtmann zu arg, und er verweigerte die Visa, ließ aber allmählig von seiner frühern unzeitigen Strenge nach, da man ihm zu verstehen gegeben hatte, daß ihm diese leicht noch ganz andere Streiche spielen könnte. — Doch erschwerte er, so viel es in seiner Gewalt stand, daß dem Frankfurter Senat mißliebige Personen in Bockenheim ihren Wohnsitz aufschlagen durften. Das konnte er aber nicht verhindern, daß Personen, denen man in Frankfurt wegen ihrer Ver-

heirathung Schwierigkeiten machte, ſich nach erhaltener Genehmigung der churheſſiſchen Regierung daſelbſt trauen ließen, wie dieß häufig der Fall war, und es namentlich ein gewiſſer Euler, der ſeine Stieftochter heirathete, und die Wittwe eines verſtorbenen Senators und Bürgermeiſters, Namens Eliſabetha Hoch, die ſich einen Paſtetenbäcker oder Krämer Rahnſtadt zum zweiten Ehegemahl erkieſen hatte, machten, wodurch ſich hoher Senat gewaltig ſkandaliſirt fand.

Ungefähr zu jener Zeit als in Frankfurt die tollen demagogiſchen blutigen Auftritte ſtattfanden, entſpann ſich auch ein heftiger gewaltig in's Rohe und Gemeine ausartender Feder- und Tintenkrieg unter mehreren dort lebenden Literaten und Journaliſten, in welchen hauptſächlich der bekannte Hofrath Rouſſeau, hinter dem der eben ſo bekannte Pfeilſchifter ſpukte, der Redakteur der Didaskalia, Herr Wagner, ein Dr. Renda in Wiesbaden, der Buchhändler Oehler, Freieiſen und der getaufte Jude Ignaz Schuſter, der den Zwerchſack mit einem Gießer Doctorhut, wie man ſie daſelbſt für einige hundert Gulden erhandelt, vertauſcht hatte, verwickelt waren. Die Herrn bekriegten ſich zum Gaudium des Frankfurter Publikums nach Herzensluſt und auf Höckerweiberart, in Frankfurtern, Hanauern, Bockenheimern und ſogar Extrablättern. — Rouſſeau figurirte damals als Redakteur der Poſtzeitung, in der er Pfeilſchifters Einblaſungen niederſchrieb, und Schuſter ſeinem alten Handwerk getreu, füllte das Blatt mit alter Trödelwaare, aus zu Makulatur gemachten Anekdotenbüchern, Sprachlehren und ähnlichen literariſchen Rumpelkammern entnommen. Wie man überhaupt ſo unfähige Subjekte bei der hochfürſtlich Thurn- und Taxiſchen Oberpoſtamts-Zeitung anſtellen mochte, iſt ein Räthſel, um ſo mehr, da ſie ſich ſchon ſo öffentlich auf das Jämmerlichſte blamirt hatten. So hatte z. B. Schuſter, der einige Zeit für die Didaskalia Kritiken über das Frankfurter Theater ſchrieb, dieſelben mit unerhörter Frechheit, Wort für Wort, einem Hamburger Blatt entnommen, und nur die Namen der Künſtler der Frankfurter Bühne denen der Hamburger Bühnen ſubſtituirt. Dieß Treiben kam bald an Tag, und ein anderes Frankfurter Blatt druckte die Hamburger Kritiken neben denen Schuſters ab, ſo daß Jedermann dieſen unerhörten literariſchen Diebſtahl bewundern konnte, bis endlich die Cenſur dem letztern Blatt dieſe Abdrücke ſtrich. — Schuſter ſtand mit einem Senator

in einem besondern Verhältniß, und dieser veranlaßte den Kanzleirath Fiedler, damals Censor der Frankfurter Journalistik, zu diesem unverzeihlichen Mißbrauch seines Amtes! — und Schuster — man erstaune — entschuldigte die begangene Frechheit, die auch dem Unwissendsten seine totale Unfähigkeit klar machen mußte, mit den Worten: »Ich fand die Beurtheilungen des Hamburger Recensenten so völlig übereinstimmend mit meinen Ansichten, daß ich keinen Anstand nahm, sie abzuschreiben.« — Diese Entschuldigung ließ er in der Didaskalia abdrucken; Heller, der Eigenthümer des Frankfurter deutschen Journals gab ihm jedoch bald darauf den Laufpaß und Rousseau nahm ihn mit offenen Armen auf; aber bald lagen sich die beiden Freunde in den Haaren, und ein ihrer würdiges Ende sollte in nicht gar ferner Zeit ihre literarische Thätigkeit nehmen. — In welcher ergötzlichen Weise der oben erwähnte Federkrieg geführt wurde, davon mag folgendes von Freieisen herausgegebene Extra-Blättchen ein Pröbchen liefern.

**Lilien und Rosen für Rousseaus Kopf und Herz.**

(Ein Extra-Huldigungs-Blatt.)

Der Doctor und Hofrath Johann Baptist Rousseau.

Hängt ihm ein Kalbsfell um die schnöden Glieder.
(Aus Johann ohne Land von Shakespear.)

Die Leser dieser Zeitblätter werden sich eines Aufsatzes erinnern, der »das einzige Wörtchen« beüberschriftet und einem aristokratischen und blödsinnigen Hofräthchen gewidmet war. Das Männchen mit seinen langlichen Spinnenbeinchen, mit seinem fürstendienerischen Spürnäschen, mit seinem stolz-demüthigen und geistesmangelnden Dichtergesichtchen, mit seiner steifleinenen Gestalt und seinem aschgrauen Obscurantenblicke war recht gut gezeichnet, und ich darf es mir zum Ruhme nachsagen: Man konnte den simpeln Gimpel mit Händen greifen. — Wie war ich nun erstaunt, als eines Tages ein fettes, aufgeschwemmtes Wesen in mein Zimmer tritt und mich des einzigen Wörtchens wegen zur Rede setzt! — Das Räthsel löste sich sogleich. — Besagter Fettmilch kam nicht in eigenen Angelegenheiten, sondern als Abgesandter des Herrn Doctor und Hofrath Jean Baptiste Rousseau, desselben Rousseau, der einmal aus Verzweiflung »Spiele der Muse« geschrieben hat, desselben Rousseau, der die »Iris« zum

Falle gebracht, nachdem er ſie ein halb Jahr lang gemißbraucht, deſſelben Rouſſeau, der für einen Dukaten äſthetiſche Vorleſungen hielt, zu denen auch junge Pudel Zutritt hatten, wie mein Freund Herold mich verſicherte und die dem Dukaten-Vorleſer mehr als halb im Halſe ſtecken blieben, deſſelben Rouſſeau, der, nachdem er plötzlich ein triſter Doctor der Philoſophie geworden, ein reiches Bürgerkindchen heirathete, um ſeinen gebrochenen Glücksumſtänden durch Bandagen aufzuhelfen, deſſelben Rouſſeau, der über Nacht churfürſtlich heſſiſcher Hofrath wurde, deſſelben Rouſſeau, der jetzt den Poſtgaul im Trabe erhält und deſſelben Rouſſeau, der vor Kurzem Bernſteine herausgegeben, in denen er mit einem wahrhaften Thomas a Kempis-Andachts-Angeſicht ſeinen heißgeliebten Bruder Pfeilſchifter in Oden beſingt!

„Ein intereſſantes Kerlchen!“

Ich fragte den Abgeſandten (er hatte ſich als den Schauſpieler Meyer und wärmſten Buſenfreund des Herrn Doctor ſo wie auch Hofrath Rouſſeau zu erkennen gegeben), was er wünſche, und erfuhr von der ſtotternden Zunge des Herrn Meyer Folgendes:

„Rouſſeau frage mich, ob der Aufſatz in Nr. 228. der Zeitbilder, das einzige Wörtchen betitelt, gegen ihn gerichtet ſei oder nicht.“

Ich antwortete, ich wolle dieſe Frage nicht beantworten. Wenn Herr Rouſſeau ſich getroffen fühle, ſo könne ich nur an das Sprichwort erinnern:

„Einſt warf ich Hunde mit Steinen, nur die Getroffenen ſchrieen!“

Herr Meyer erklärte hierauf, nachdem er in einer langen Rede, die dem Hernchesheimer im Feſt der Handwerker Ehre gemacht haben würde, mich zur Beantwortung der Frage zu beſtimmen verſucht hatte, im Namen des Dichter und Hofrath Rouſſeau den Verfaſſer des Aufſatzes, „das einzige Wörtchen“ für einen Verläumder. — Ich hätte nun gern den Schauſpieler zur Treppe hinabgeworfen, wenn ich nicht daran gedacht hätte, daß Abgeſandte heilig ſind, und ich entließ den Mimen, der wie immer, ſeine Rolle ſchlecht geſpielt hatte, mit den Worten: „Herr Hofrath werde weiter von mir hören.“

Bald hierauf kam der Dichterling Jean Baptiſte in höchſt eigener Hofrathsperſon zu Herrn Oehler und wünſchte eine mich beleidigende Erklärung in die Zeitbilder eingerückt zu haben.

Da das Dichtermännlein, so wie auch Hofräthchen mit philosophischem Doctorhütchen, nicht beweisen konnte, daß der in Frage stehende Aufsatz auf ihn sich beziehe, so konnte Herr Oehler Rousseau's Injurien auf keine Weise aufnehmen und der Hofrath wurde, wiewohl man einem Aufsatze von seiner Hand, der mich auf ähnliche Weise in ein lächerliches Licht gestellt haben würde, wie der meinige einen gewissen Hofrath, die Aufnahme nicht hätte verweigern können und wollen, mit seiner Erklärung im Kopfe nach Hause geschickt. — Dem sich gekränkt fühlenden Hofrath öffnete sich zum Glücke ein Blatt, was sich beglückt fühlen mag, seine langgestreckten Spalten mit schlechten Säften anzufüllen, und sollte auch die Brechruhr sein trauriges Loos sein. — Dieses Blatt, was der Redakteur den Zwerchsack nennen könnte, (da dasselbe mit alter Trödelwaare aller Art angefüllt ist), nahm die hofräthlichen Injurien mit Inbrunst auf. — Ich las sie, und las mit Freuden die Bemerkung am Schlusse der Rousseau'schen Erklärung: „Mit Herrn Freieisen kann ich nirgends als vor Gericht ferner etwas zu schaffen haben.“ Ich sah mich schon vor den Gerichtsschranken mit einem Hofrath und Doctor, ich sah, wie ein gewisser Hofrath überführt wurde, das einzige Wörtchen ausgesagt zu haben, ich sah wie Hofrath Rousseau mit blaßgelbem Neidangesicht seine Beleidigungen widerrufen mußte, kurz ich sah — — — — — Wie wurde ich getäuscht! Ich empfing Nr. 1. des Anzeigeblattes des Zwerchsacks, und mir wurde die Gemeinheit des Hofrath Rousseau in vollem Sinne des Wortes klar. Von ihm läßt sich nun sagen:

„In der Begeist'rung ist er zwar ein Simpel,
Und nicht einmal die Zornwuth macht ihn witzig,
Doch kommt ein Brief ihm zu, gemein und pfiffig,
Dann fährt sein Autorschiff mit stolzem Wimpel!“

In Nr. 1. des benannten Anzeigeblattes hat nämlich Herr Rousseau, Doctor und Hofrath, einen privatim von Herrn Heller an einen gewissen Renda gerichteten, schon über ein Jahr alten, die gemeinsten Beleidigungen gegen Herrn Wagner, Herrn Oehler und mich enthaltenden Brief, ohne Ermächtigung des Schreibers, abdrucken lassen. Was sagen meine Leser zu dieser schändlichen Rohheit ohne Gleichen! Was sagen meine Leser zu der abscheulichen Verletzung des Briefgeheimnisses! Sie werden nicht mit dem Hofrath glauben, der den Streich höchst wahr-

ſcheinlich aus dummer Malice verübt und ſich als Feigling hinter den Brief eines Dritten verſteckt hat, Herr Dr. Renda (es iſt derſelbe, der früher dem Erherzog von Braunſchweig in Frauenzimmerkleidern folgte) ſei ermächtigt, den Privatbrief des Herrn Heller bekannt zu machen. Hierzu kann nur Herr Heller ſelbſt Ermächtigung ertheilen und es iſt gelinde geſagt, einer der abgeſeimteſten Schurkenſtreiche, wenn der Dr. Renda ſeinem warm geliebten Bruder Rouſſeau den Heller'ſchen Brief, um ihn drucken zu laſſen, überſendete. — Was die Beleidigungen anbetrifft, die im Briefe des Herrn Heller befindlich ſind, ſo will ich mich nur kurz darüber auslaſſen. Im Briefe nennt er mich einen mißrathenen Mediziner. Nun dann bin ich auch ein mißrathener Kaiſer; denn als Kind wollte ich immer Kaiſer werden, wie ſpäter als Jüngling Mediziner und si parva licet componere magnis, ſo darf man Göthe einen mißrathenen Juriſten nennen. Und was ſoll's? Ich ſattelte eben um, ehe ich noch ins Philiſterium heimgekehrt war und widmete mich literariſchen Arbeiten. Uebrigens könnte ich Herrn Heller einen Mann nennen, mit dem er früher in Didaskalia-Verbindung geſtanden, den man nicht einmal als einen mißrathenen Commis bezeichnen kann, indem dieſer literariſche Schlucker im eigentlichen Sinn des Wortes von der Strazza (aus einem ganz beſondern, vielleicht ſpäter zu enthüllenden Grunde) gejagt worden iſt. Was die lügenhafte Ausſage anbetrifft, ich ließe mich von einer Schauſpielerin ernähren, ſo ſind hier Verhältniſſe berührt, die mir viel zu werth ſind, als daß ich ſie an die große Glocke der Oeffentlichkeit hängen möchte. Ich ſage nur ſo viel, daß eine Schauſpielerin meine Braut geworden, daß ſie das Theater verlaſſen hat und daß ich noch immer lebe, ja fett werde, wie mich meine Freunde verſichern.

Den abgedruckten Brief ſelbſt hat der Hofrath Rouſſeau mit den gröbſten Injurien eingeleitet und ſich nicht einmal geſchämt, an die Beleidigungen zu erinnern, die Herr Schuſter mir zugefügt hat, indem er doch wiſſen muß, daß ich mit dem Redakteur des Zwerchſacks vor den Gerichtsſchranken ſtehe. — Und warum iſt eigentlich der Hofrath ſo wüthend? Warum tobt er wie ein angeſchoſſener Eber? Warum ſchimpft er wie ein Höckerweib? Weil ich ihn einen ſchlechten Dichterling genannt und ſeine finſtern Anſichten angegriffen habe! Weil ich ſeine Spiele der Muſe lächerlich gemacht und weil ich geſagt habe, ihm fehle die leben-

dige Seele des Dichters! Er besitze höchstens einigen Witz, etwas mystisch-romantische Gedankenlosigkeit, einige Franz Hornsche Redensarten, einige schriftstellerische Züngelei, einige Modeflosskelfaseleien!! Und nun gebraucht dieser poetische Hofrath die gemeinsten Gegenwaffen, um die Kritik zu entwaffnen. — O Pfeilschifter und Don Miguel! Mich hat auch ein Poet und Redacteur beleidigt. — Wenn ich nun sagen wollte: dieser Poet und Redacteur ist ein hergelaufener Laffe, der sich für seine Poesien keinen Schuhriemen kaufen konnte, dem ein mageres Lorbeerblatt zwischen den Rockschößen hervorguckte, der aus Hunger Gedichte machte auf das Hühnerauge einer ästhetischen Dame und dafür gefüttert wurde, der seinen Schuldnern entgegenrief, als sie ihn auf die Mehlwage setzen wollten: »Das ist Vandalismus!« und sich, wenn auch nicht für einen nackten, doch für einen geflickten und zerlumpten Apoll von Belvedere hielt, der endlich, um sich aus den Händen der Manichäer zu retten, sich mit englischen Zahnbürsten kitzelte und an einem Suspensorium aufhing, wenn ich das Alles sagen wollte, was würde die Welt denken? — Und doch wäre die Aussage lange nicht so schlimm, so feig, so schlecht, so pöbelhaft als es die That des Herrn Hofrath Rousseau ist, der, um den beleidigten Dichter zu rächen, Menschen an den Pranger zu stellen sucht, die seine schlaffe Poetelei zu würdigen wußten, und der ohne Mitwissen des Schreibers Privatbriefe dem Publikum in die Hände gibt, welche nur ehrenrührige Dinge enthalten und die in dem Schreiben selbst »nur unter uns« ausgesagt werden.

### Huldigungs-Schluß.

Nun, Herr Hofrath Rousseau, empfehle ich mich Ihnen. Sie haben es unternommen, im Schusterischen Zwerchsack mein Treiben aufzudecken und mich auf ächte Hofrathsweise herabzuschimpfen. Dafür verspreche ich Ihnen stets dankbar zu sein. Ich werde Alles versuchen, nicht Ihr Privattreiben, sondern Ihr ästhetisch — literarisch — absolutistisches — obscures — Fuchsschweifgewedel zu Tage zu fördern. Ich werde Sie auf alle Weise zu erleuchten und Ihr Inneres transparent zu machen suchen, was Ihnen, da sie ein Finsterling sind, Nichts schaden kann. — Herr Stiefelwichser Wittich soll Ihnen auch noch ein Extra-Huldigungsblättchen darbringen. Er soll Sie darstellen, wie Sie

sich in einem großen Dintenfasse aus Verzweiflung ersäufen, weil Sie den Geniestreich gemacht haben, unter die Hofräthe zu gehen. Und Herr Wittlich ist der einzige Mann auch, der Ihr bleiches, verwaschenes Leben mit einigem Glanze auffrischen kann und sollte es auch noch nach Ihrem Tode sein.

Auf Wiederhören!

Ihr Sie innigst liebender Feind
C. Freieisen.

Frankfurt a. M., den 24. Sept. 1831.

**Huldigungs-Nachschrift.**

So eben erfahre ich aus guter Quelle, daß die beiden Duzbrüder, der Zwerchsackredakteur Schuster und der Postschreiber Hofrath Rousseau sich in die Haare gerathen sind. — Den Letztern überfiel die bitterste Reue, als er den saubern Heller-Brief an den redigirenden Schuster oder vielmehr an den schusternden Redakteur abgeschickt hatte und er jagte gleich ein zweites Schreiben dem ersten nach, um sein schmutziges Manuscript zurückzufordern. Allein der Zwerchsackdichter Schuster, der seine guten Gründe hat, die Herrn Wagner und Heller zu entzweien, Herrn Oehler und mich in einem zweideutigen Lichte darstellen zu wollen, enthielt seinem Gönner und Hofrath das Manuscript vor und expedirte es schnell nach Offenbach zum Druck. — Hierüber nun ist die journalistische Freundschaft auseinandergefallen. Schuster David haßt seinen Jonathan Rousseau und beide drohen, sich die Hälse brechen zu wollen. Es wird leider bei der Drohung sein Bewenden haben. Ich wette, daß wir sie bald wieder in dem bekannten Einspänner werden beieinander sitzen sehen. —

„Regt den Staub nicht auf im Kampfesfeld,
Und jammert nicht, wenn er ins Auge euch fällt!“
Alte Lehre.

Das nächste Huldigungsblatt ist betitelt:

„Der Hofrath auf der Hanauer Landstraße oder die mißrathene Audienz.“

Frankfurt a. M., den 25. Sept. 1831.

C. Freieisen.

Wichtige Rücksichten bestimmen mich, meine Erklärung über den beispiellos nichtswürdigen Angriff des kurfürstlich hessischen Hofraths Rousseau noch einige Tage auszusetzen, um eine darauf



Bayerische Staatsbibliothek

Bezug habende Entscheidung abzuwarten. Der gleiche Grund veranlaßt Herrn Wagner, seine Antwort ebenfalls noch einige Tage zu verschieben. Beide Erklärungen werden sich der des Herrn Freieisen anschließen.

Frankfurt a. M. den 26. Sept 1831.

Gustav Oehler.

Ich hielt mich natürlich von all diesem Treiben in gehöriger Ferne, und kam in keine Berührung mit diesen Herrn. Den Rousseau hatte ich jedoch schon früher in Cöln, als er dort ein Theaterblättchen, Agrippina genannt, und gegen Ringelhard auf Jesuitenart intriguirte, so abgefertigt, daß er gehörig zu Kreuze kroch. — Dagegen hatten mich meine französischen Arbeiten in Verbindung mit dem das Journal de Francfort redigirenden Professor Durand in nähere Verbindung gebracht. Dieser Mann, früher königlicher Generalprokurator in Bastia, war sowohl als Schriftsteller wie als Redner höchst ausgezeichnet und voll Talent. Er war damals in Frankfurt und besonders bei den Gesandtschaften des Bundestags sehr angesehen, wurde häufig zur Tafel ins Bundespalais geladen, und die Herrn machten ihm den Hof, damit er ihnen günstige Artikel in seinem, besonders an Höfen viel gelesenen Journal schreibe. Da auch ich ihm manchen Beitrag gab, so war ich in stetem Verkehr mit ihm, und erfuhr manche interessante diplomatische Curiosa durch ihn. — Er konnte zwar kein Haus machen, da er die Frau, mit der er lebte, und die er in Brüssel entführt und wegen der er ein Duell bestanden, noch nicht geheirathet hatte, was erst später der Fall war, nachdem alle Hindernisse beseitigt waren, doch führte er in seiner Wohnung klassische französische Stücke von Beaumarchais, Voltaire ꝛc. auf, bei denen er und seine Geliebte die Hauptrollen ausgezeichnet gaben, und denen die ganze Diplomatie und hohe Noblesse beiwohnte, und sich die köstlichsten Erfrischungen wohlschmecken ließ, die Durand mit ungeheurer Verschwendung während den Zwischenacten serviren ließ. Auch seine ebenso geistreichen als unterhaltenden litterarischen Vorlesungen, die Bezug auf die Geschichte, die Poesie und die Beredtsamkeit hatten, und die er gänzlich aus dem Kopf und mit dem anziehendsten Vortrag hielt, waren von der eleganten Welt sehr besucht, um so mehr, da man hier das reinste und wohlklingendste Französisch durch ein äußerst

angenehmes Organ vorgetragen hörte. Ich habe nie die Rolle des Figaro in Beaumarchais Luſtſpiel: Le barbier de Séville mit einer ſolchen Vollendung ſpielen ſehen, als dieß bei Durand der Fall war.

Eines Morgens beſuchte ich ihn, wegen einem in ſein Journal aufzunehmenden Artikel, und fand ihn in einer ſehr aufgebrachten, ja zornigen Stimmung, etwas, das ich gar nicht an ihm gewohnt war. Auf mein Befragen nach der Urſache erwiederte er mir: die Abſurdität der Frankfurter Polizei muß auch den ſanftmüthigſten Menſchen in Harniſch bringen. — Wie ſo? — Stellen Sie ſich vor, mein Bedienter hat die Tochter eines Frankfurter Bürgers, eines Handwerksmanns, geſchwängert, und man will nun den Menſchen, der mir ſo zu ſagen unentbehrlich iſt, mit aller Gewalt aus der Stadt ſchaffen. Ich war ſelbſt deßhalb auf dem Amt und konnte keine Aenderung dieſes Beſchluſſes erwirken, und erhielt auf meine inſtändigen Bitten um Abänderung deſſelben zur Antwort: „Den Menſchen können wir unmöglich in der Stadt dulden, der könnt' am Ende all unſern Bürgerstöchtern Kinder machen, dafür bedanken wir uns.“

Ich lachte aus vollem Halſe, obgleich die Aeußerung der Frankfurter Polizei ganz ähnlich ſah, und gab Durand den Rath, die Sache durch irgend einen einflußreichen deutſchen Geſandten zu vermitteln, dem es nur ein Wort koſte, den Beſchluß über den Haufen zu werfen, den er auch befolgte. Der öſterreichiſche Geſandte übernahm den Auftrag gern, und der Bediente durfte bleiben und — Kinder machen.

Durch Durand wurde ich auch mit dem großen Romanenſchreiber Alexander Dumas bekannt, den er mir, während er auf ſeiner deutſchen Reiſe in Frankfurt verweilte, ſammt ſeiner Geliebten, der Ida vom franzöſiſchen Theater, nach Rödelheim brachte, wo ich ihnen eine Fete gab, der jedoch nur Franzoſen beiwohnten. — Später ſollte ich in Paris in nähere Berührung mit ihm kommen.

Obgleich Durands Poſition in Frankfurt nicht nur glänzend, ſondern auch ſehr lucrativ war, da ihm das Journal und die von mehrern Regierungen an ihn bezahlten Subventionen mehr als 30,000 Franken einbrachten, ſo fand er ſich doch nicht behaglich und ſeine Frau war noch weniger zufrieden. Beide ſprachen kein Wort deutſch und kamen trotz ihres großen Einkommens nicht aus,

ſondern hatten immer Schulden. Bei der Art, wie ihre Haushaltung geführt wurde, war das kein Wunder, die Dame war nichts weniger als eine Haushälterin, und die Domeſtiken wirthſchafteten nach Belieben. — So klagte ſie mir eines Tags, daß ihr Bedienter mehr als 50 Flaſchen Wein, von denen eine jede 20 Franken koſtete, getrunken habe, und als man ihm dieß vorgehalten, er geantwortet: »Ich wußte nicht, daß es ſo theurer Wein war, ich hielt ihn für gewöhnlichen.« — Und ſo ging es in allen Dingen, das Geſinde hatte die Schlüſſel zu allen Schränken und Kommoden.

Durand, um ſein Einkommen wo möglich noch zu vergrößern, machte eine Reiſe nach St. Petersburg und Moskau, mit gehörigen Empfehlungen verſehen, und wurde auch dem Kaiſer vorgeſtellt, doch erreichte er ſeinen Zweck nicht, obgleich er gut aufgenommen und ſeine Frau Geſchenke bekommen hatte. — Später machte er eine Reiſe nach Paris, wo er mit den Bonapartiſten anknüpfte, und bald darauf ein neues Journal zu Gunſten dieſer Partei und von dem Prinzen Ludwig Napoleon mit Geldmitteln unterſtützt, unter dem Titel: „Le Capitole“ gründete, in welchem er ganz im Sinne des Prinzen ſchrieb, und durch Tauſende von Anekdoten aus der Kaiſerzeit und vom Napoleon, unter denen einige wahre, alle andern erfunden waren, deſſen Andenken wieder auffriſchte und zu erhalten ſtrebte, was ihm auch gelang, und es iſt gewiß, daß ohne dieſes Blatt die Familie Bonaparte und ihr Haupt bei den Franzoſen weit mehr in Vergeſſenheit gerathen wären. — Dagegen verurſachte daſſelbe ſeinem Redacteur tauſend Unannehmlichkeiten mit der Regierung und den Gerichten, und führte ihn zuletzt ins Gefängniß und ins Elend, da die mißliebige Zeitung eingehen mußte. Ludwig Napoleon befand ſich damals ſelbſt nicht in den glänzendſten Umſtänden, und konnte den Unternehmer und Redacteur nicht lange unterſtützen. — Madame Durand, ſie war jetzt ſeine angetraute Frau geworden, hatte ebenfalls Frankfurt verlaſſen und war ihrem Manne, der nicht mehr dahin zurückkehrte, gefolgt, in der frohen Hoffnung, ſich bald als die Frau eines mächtigen kaiſerlichen Staatsminiſters zu ſehen, denn ſie ſah ſchon damals, nur ein wenig zu früh, bald wieder einen Bonapart auf dem Thron von Frankreich.

Daß der Verkauf von Looſen der Frankfurter Stadtlotterie in faſt allen deutſchen Bundesſtaaten, ſowie in andern Ländern,

bei ſchwerer Strafe verpönt iſt, darüber kann ſich Niemand wundern, dem nur einigermaßen die Streiche vieler Collecteure dieſer Lotterie bekannt ſind, und mit welch gelinder Strafe, ſelbſt bei den überwieſenſten Schurkereien, dieſe ſaubern Herrn durch Protektionen davon kommen. Hier nur einige Beiſpiele. Ein gewiſſer Wilhelm R., der die Sache recht ins Große trieb, verkaufte zu jeder Ziehung ein und dieſelbe Nummer, unter dem Aushängeſchild von Promeſſen, die aber ſo gemacht waren, daß wer nicht genau damit bekannt war, ſich im Beſitz eines wirklichen Looſes glaubte, denn ſogar die Stempel waren darauf abgedruckt, ſo vielmal als er ſie nur immer anbringen konnte. Kam einmal eine ſolche Nummer mit einem unbedeutenden Gewinn heraus, ſo konnte er dieſen um ſo leichter auszahlen, als ihm die mit Nieten herausgekommenen Nummern ſchon längſt das Hundertfache eingebracht hatten. — Nun aber kam eine ſolche, vielleicht mehr als fünfzigmal verkaufte Nummer mit einem ſehr hohen Gewinn heraus, den Rieger nicht auszahlen wollte, und auch nicht konnte, da die Summe wohl über eine halbe Million betragen hätte. — Die Inhaber dieſer Nummer, die ihre Looſe ehrlich bezahlt hatten, begehrten natürlich den darauf gefallenen Gewinn und wurden klagbar, und ſo kam die unerhörte Spitzbuberei an den Tag. In jedem andern Staat würde Rieger lebenslänglich auf die Galeere oder ins Zuchthaus gekommen ſein, in Frankfurt aber kam er mit einigen Wochen bürgerlichen Gefängniſſes in der Mehlwage davon, das Local, in welchem gewöhnlich Schuldner ſitzen, die ihren Gläubigern nicht gerecht werden können. R. gab während dieſer Zeit ſeiner Gefangenſchaft feſtliche Abendſchmäuſe, wobei die leckerſten Speiſen und delikateſten Weine in ſolcher Profuſion aufgetiſcht wurden, daß die lieben Gäſte oft den Heimweg nicht mehr finden konnten, und dieſe Soupers fins in wahre Orgien ausarteten! — Nach Ablauf ſeiner Strafzeit fuhr der ſaubere Lotteriecollecteur gleich einem Triumphator durch die Hauptſtraßen Frankfurts in einer offenen Caleſche zum Hohn und Scandal der dortigen Juſtiz. — Zwar wurde ihm der fernere Verkauf von Lotterieloosen unterſagt, allein er trieb das ſaubere Handwerk unter einem andern Namen nach wie vor fort.

Ein anderer dieſer Herren, in deſſen Collecte ebenfalls ein ſehr hoher Preis herausgekommen war, und der die gewinnende

Nummer an einen Bürger in Aſchaffenburg abgeſetzt hatte, der ihn jedoch nicht perſönlich kannte, da dieſe Sachen meiſt brieflich abgemacht werden, beging folgenden Schurkenſtreich, um ſich den Gewinn anzueignen: Er ließ ſich ſchnell eine baieriſche Gens-d'armerie-Uniform machen, fuhr ſodann nach Aſchaffenburg, wo er mit der Nacht ankam, und begab ſich zu dem Inhaber des gewinnenden Looſes, dem er ſagte: Die Behörden hätten erfahren, daß er in der Frankfurter Lotterie ſpiele, was, wie er doch wiſſe, bei ſchwerer Strafe verboten ſei; da er indeſſen als ein rechtlicher Bürger bekannt ſei, ſo wolle man ihn für dießmal noch nicht unglücklich machen, und ein Auge zudrücken, doch müſſe er ohne Zögern das corpus delicti, das Loos herausgeben. Der beſtürzte geängſtigte Mann that ohne Widerrede, was der Pſeudo-Gensd'arm verlangte, händigte ihm das Loos ein, und dieſer fuhr nun ſeelenvergnügt Extrapoſt nach Frankfurt zurück und rühmte ſich noch überdieß ſeines Gaunerſtreichs. Der Aſchaffenburger erfuhr zwar ſpäter, wie ihm mitgeſpielt worden, aber durfte natürlich nicht daran denken, klagbar zu werden, was ihm ohnehin wenig genützt haben würde. — Ein dritter dieſer Collecteure hatte ein Loos an einen Schweizer in der Nähe von Bern verkauft, das gleichfalls mit einem hohen Preis herauskam. — Hier konnte er freilich den Gensd'armen nicht ſpielen, dagegen fiel er auf einen andern Betrug, um ſich den Gewinnſt anzueignen: er ließ nämlich eine falſche Liſte drucken, in welcher dieſe Nummer, als mit einem unbedeutenden Gewinn von einigen hundert Gulden herausgekommen, angezeigt war. Mit dieſer Liſte verſehen, eilte er nach Bern, begab ſich von da zu dem Mann, der das Loos hatte, und begrüßte ihn mit den Worten: „Ich habe Ihnen eine erfreuliche Neuigkeit mitzutheilen, Sie haben 300 Gulden gewonnen, und da ich doch in Bern Geſchäfte hatte, ſo habe ich Ihnen das Geld gleich mitgebracht, wodurch das Porto erſpart wird.“ — Dabei zeigte er ihm die verfälſchte Lotterieliſte. — Der Mann dankte höflichſt für ſo viel Güte, gab das Loos beim Empfang des Geldes heraus, und regalirte den Spitzbuben noch obendrein mit einem ſplendiden Mahl. Auch er erfuhr ſpäter den infamen Streich, den man ihm geſpielt, und begab ſich nach Frankfurt, ſein Recht geltend zu machen. Aber der Gauner läugnete nicht nur Alles ab, er hatte wohlweislich die falſche Liſte wieder mitgenommen, ſondern hatte ſogar noch

die unerhörte Frechheit, dem Schweizer mit Arreſt zu drohen, da ihm dieſer das ihm zu einer neuen Ziehung der Frankfurter Lotterie zugeſandte Loos noch nicht bezahlt habe! Da nun der Mann keine Beweiſe aufbringen konnte, und der Collecteur alles läugnete, und behauptete, der Schweizer habe eine ganz andere Nummer geſpielt, als die er angebe, ſo mußte derſelbe unverrichteter Sache wieder abziehen, und nach den gehabten Koſten noch froh ſein, daß ihn der Gauner nicht unter dem Vorwand: er ſchulde ihm, feſtſetzen ließ!

Noch hunderte ſolcher Gaunerſtreiche von Frankfurter Lotterie-Collecteuren, die noch einem Cartouche Ehre machen würden, könnte ich hier anführen, die meiſt alle unbeſtraft blieben. — Aber warum dulden die Behörden dergleichen Schändlichkeiten, und ſehen den Collecteuren durch die Finger; darf man mit Recht fragen, und erhält zur Antwort: „Ja, die Lotterie trägt der Stadt viel Geld ein, und ohne Collecteure kann man keine Looſe abſetzen.“ — Ein ſauberer Grund!

Das goldene Kalb ſpielt in Frankfurt eine größere Rolle, als in irgend einer andern mir bekannten Stadt, und iſt der Götze, dem hier mit wenig Ausnahme alles huldigt und fröhnt. — Dieß kann auch wohl nicht anders ſein, da die Kaufleute hier die große Majorität bilden, und den Kindern, ſobald ſie zu lallen anfangen, ſchon die Verehrung für das geprägte Metall eingeprägt wird. Die Söhne kommen mit ihrem vierzehnten Jahr auf die Comptoire, wo Zahlen und Nullen malen nebſt dem Kopiren trockener Handlungsbriefe ihre Hauptbeſchäftigung iſt. — Spricht man nun mit ſolchen Menſchen von Wiſſenſchaften, Literatur, Poeſie, Kunſt u. ſ. w, ſo wird man wie ein Wunderthier angegafft, wohl gar bemitleidet, und erhält zur Antwort: daß ihre wichtigen Geſchäfte ihnen nicht erlauben, ſich mit ſo frivolen Dingen zu befaſſen, und ſie ſich nur mit poſitiven Sachen beſchäftigen können. So ſchanzen und ſcharren dieſe reichen armen Teufel ihr Lebenlang, und ſcheinen nicht einmal zu ahnen, daß es in dieſer ſublunariſchen Welt nichts poſitives gibt als den Tod, und daß dieſer allein das iſt, auf was man mit apodiktiſcher Gewißheit rechnen kann, und alles andere tauſend Zufällen unterworfen iſt. Es ſind noch immer dieſelben Menſchen, von denen Göthe in ſeinem Götz von Berlichingen ſagt: „Wenn ein Kaufmann ſeinen Pfefferſack verliert, ſoll man das ganze Reich aufbieten,

und wenn Händel vorhanden ſind, an denen dem Reich viel gelegen, kann euch kein Menſch in Bewegung ſetzen«; und die der große Schwedenkönig ſo ſchön abgefertigt, als ſie ihm vorhielten: ihr Meßkram möchte unter ſeinen Dispoſitionen leiden. Göthe, Klinger, Schloſſer, Börne, Clemens Brentano, Bettina von Arnim u. ſ. w. ſind dieſen Geldſäcken nur nichtsnützende Phantaſten, und der wackere Nikolaus Vogt, der blos von ſeinem Gehalt als Senator lebte und es nicht verſtand, ſich nebenher zu bereichern, war ihnen ein einfältiger Lump, ein Narr. — Geiſtig höher als die Männer ſtehen in Frankfurt die Frauen, da ſie ſich größtentheils einer weit beſſeren Erziehung in guten Inſtituten, als jene zu erfreuen haben, und auch weit länger, oft bis zu ihrer Verheirathung, wiſſenſchaftlich ausgebildet werden; doch geht dieſe Bildung gewöhnlich ſehr bald in dem alltäglichen Schacherleben, das die Frauen nun wieder umgibt, unter, da ſie faſt von nichts anders als Zinſenberechnungen, Gewinn- und Verluſt-Conti, Wechſel-Agio, Börſengeſchäften ꝛc. ꝛc. ſprechen hören. Es iſt nicht zu verwundern, wenn die Frankfurter Damen gelegentlich an Fremden, die oft nur ein geglätteteres Aeußere wie ihre grämliche, ewig vom Schacher ſchwatzende Eheherrn haben, großen Gefallen finden, und Abentheurern mancher Gattung zu leicht Gehör geben. — So war ein gewiſſer Bender von Bienenthal, ein ehemaliger Spießgeſelle des fortgejagten Herzogs Carl von Braunſchweig, in dem benachbarten Bad Kronenthal, in welchem viele Frankfurter Damen einen Theil der Sommerſaiſon zubringen, der Hahn im Korb, arrangirte Parthien in den Taunus und ſuchte dabei den Schönen auf alle mögliche Weiſe die Zeit zu verkürzen, was dieſe auch mit Vergnügen annahmen, wozu aber deren Männer, die Abends und Sonntags nach Kronenthal fuhren, oft ſaure Geſichter machten. — Bienenthal war aus einer alten Patrizier-Familie und hatte braunſchweigiſche Militärdienſte genommen, wurde dann vom Herzog, der ihn näher kennen gelernt, zu allerlei Funktionen und Verrichtungen gebraucht, die gerade nicht zu den ehrenvollſten gehörten; auch hatte er ſammt ſeinem Herrn zum Teufel gehen müſſen, als die Braunſchweiger deſſen ſchändliche Wirthſchaft müde geworden waren. Carl ließ ihn aber auch bald im Stich, wie er es mit allen machte, deren Dienſte er müde geworden, und die er gleich der ausgepreßten Citrone wegwarf; alle, die ihm noch gedient, ärnteten Teufelsdank. — Bienen-

thal hatte bald ſein höchſt unbedeutendes Vermögen durchgebracht, die Familie, obgleich Mitglieder derſelben zur ſogenannten uralten Geſellſchaft des Hauſes Frauenſtein gehörten, wollte von dem entarteten und abgeſtorbenen Zweig ebenfalls nichts mehr wiſſen, und der Unglückliche, krank, ganz verarmt und hilflos, mußte Gott danken, daß man ihn im Hoſpital des Senkenbergiſchen Stiftes aufnahm, wo er nach einem Jahr unſäglicher Leiden im größten Elend an einer ſchlimmen Krankheit ſtarb.

Nebſt Börne war Niemand dem Frankfurter burlesken ariſtokratiſchen Treiben, dieſem plumpen Geldſtolz der ſogenannten Vornehmen mehr abhold, als der Verfaſſer der lieblichen rheiniſchen Sagen, der erwähnte Senator Nikolaus Vogt, der 1836 in ein hoffentlich beſſeres Leben hinüberging. Dieſer gemüthvolle Mann, ein geborner Mainzer, der unter dem Fürſten Primas nach Frankfurt gekommen und deſſen Archivar geworden war, wollte das Rieſenwerk unternehmen, unter den Frankfurter Einwohnern der höhern Stände eine tolerantere und humanere Geſinnung hervorzubringen, und veranlaßte zu dieſem Zweck die Gründung eines Muſeums, beſtimmt, Gelehrte, Künſtler, Tonkünſtler, Kaufleute und Kunſtfreunde in einen geſelligen Verein zu verſammeln, wo man ſich einander nähern, Ideen austauſchen, geiſtige Mittheilungen machen könne, und belehrende Vorträge über Kunſtgegenſtände, wiſſenſchaftliche Abhandlungen mit Vorleſungen aus den beſten Dichtern und Autoren, Muſik und Geſang abwechſeln ſollten. Vogt hatte bei dieſer Gelegenheit geäußert: „In dem reichen ſtolzen Frankfurt fehlt es ganz an einem Vereinigungspunkt, wo man wenigſtens einmal in der Woche dem Sauerteig und Schlendrian des gewöhnlichen Geſchäftslebens Valet ſagt, einem Ort, an dem ſich Kunſtfreunde, Gelehrte, Künſtler und Gebildete jeden Standes treffen und ihre Ideen austauſchen können. Jede Coterie lebt hier ängſtlich abgeſchloſſen für ſich, kränkelt an der Sucht der Vereinzelung, verbittert ſich und andern das Leben, ſtatt die von Gott beſchiedenen wenigen Tage in fröhlicher Gemeinſchaft und im Sonnenſchein der Alle gleich erhebenden Kunſt frei und fröhlich zu genießen.“

Es gelang ſeinen Bemühungen mit Hilfe einiger Freunde und durch das Intereſſe, das der Fürſt Primas, Carl von Dalberg, damaliger Souverän von Frankfurt, daran nahm, dieß wirklich in's Leben zu rufen, und Schloſſer und Gerning, die Pfarrer

Kirchner und Friederich, der Kapellmeister Schmidt, der Banquier Moriz Bethmann und andere Notabilitäten nahmen den thätigsten Antheil daran und unterstützten es mit ihren Talenten und andern Mitteln. Der würdige Dalberg stellte manche Kunstschätze der aufgehobenen Klöster zu seiner freien Verfügung, und forderte selbst Jean Paul und Zacharias Werner unter günstigen Bedingungen zur Theilnahme an demselben auf, — so wie er es auf jede Art begünstigte. Dasselbe schien auch allmählig den von Vogt ausgesprochenen Zweck zu erreichen, als die Kriegsereigniſſe und der denselben folgende Frieden, den Fürsten um sein Land brachte, und Frankfurt wieder zu einer traurigen Duodez-Republik machte. — Trotz allen Anstrengungen Vogts, Kirchners, Friederichs und Anderer, nahm das Institut bald den Krebsgang, der frühere Zweck verlor sich ganz aus den Augen, und selbst die künstlerischen Genüsse sanken zum sehr Alltäglichen herab, wozu auch der Haß, den manche Bürger und Angestellten auf Dalberg hatten, das seinige beitragen mochte. — Man konnte ihm nicht vergessen, daß er auf das Gesuch eines Bürgermeisters, einen von diesem protegirten Menschen durch ein neu zu creirendes Amt anzustellen, erwiedert hatte: »Ich bin fest entschlossen, in meinem ganzen Leben keine neue Stelle in Frankfurt zu errichten, da ohnehin die Zahl der Stellen über alles Verhältniß zum Bedarf ist.« In der That würde die Zahl der Frankfurter Angestellten vollkommen ausreichen, eines der kleinen Königreiche Deutschlands zu versehen; man schaudert, wenn man den Frankfurter Staatskalender durchblättert. — Die Folge davon ist die Stallfütterung eines Heers von Müßiggängern, die den ganzen Tag auf der faulen Haut liegen, und die meistens zu der Klasse der Ignoranten gehören, wie jener Adjutant eines österreichischen Generals, der demselben befohlen hatte, nachzusehen, ob der Thermometer gefallen sei, und gleich darauf pflichtschuldigst berichtete: Excellenz, er hängt noch an Ort und Stelle, der Nagel ist so fest, daß er gar nicht fallen kann. — Nichts ist in der That eckelhafter, gehäſſiger, unausstehlicher und lächerlicher obendrein, als jener Stolz, der sich durchaus nur auf Geldsäcke stützt, — er hat auch nie etwas Großes zu Wege gebracht. Großen Genies wirft man vor, daß sie keine Haushälter und keine guten Rechner sind. Aber hätten in einem Gutenberg, in einem Schiller, in einem Shakspear, in einem Mozart, Beethoven ꝛc. ꝛc. ewig zählende Krämerseelen

gehaußt, wie ſtände es um Wiſſenſchaften und Kunſtgenuß? — Das Muſeum kränkelte fort und fort, und war weit entfernt, den von Vogt ausgeſprochenen Zweck zu erreichen.

Die ſogenannte gute Geſellſchaft iſt allenthalben höchſt langweilig, aber in Frankfurt iſt ſie wirklich tödtlich, und das Schlimmſte iſt, daß man daſelbſt, die herrlichen Naturſchönheiten ausgenommen, gar keinen Erſatz hat, denn außerhalb jener geräth man ſogleich in den Pfuhl der plumpſten Gemeinheit, und ſelbſt das Theater bot in ſpätern Zeiten wenig Erſatz, da tüchtige Künſtler, Dank der untauglichen Direktion, hier ſelten lange weilen. Aus demſelben Grund gewährt der Umgang mit den Prinzeſſinnen der „Zauberwelt hinter den Lampen“ hier ebenfalls ſelten den gewünſchten Genuß, wie an andern Orten, wo ich mich oft, nachdem ich den verführeriſchen Zauber einer ſilbertönigen Sängerin, einer entzückenden Schauſpielerin, einer ſylphidenartigen Tänzerin, den Abend auf der Bühne bewunderte, während der Nacht in all dieſen Reizen halbtodt ſchwelgen konnte. Ein wahrer Hochgenuß! — Leider aber auch der Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge unterworfen; denn auch dieſe geniale talentvolle Schönen, deren Unterhaltung und Anmuth unbeſchreibliches Vergnügen gewährt, ſchrumpfen nach kurzer Zei tzu lebendigen Mumien zuſammen, während wir ſelbſt alte, abgeſtumpfte Knaſterbärte werden. — Hiezu kommt noch, daß das, was man von den Deutſchen im Allgemeinen ſagt (doch machen die Berliner und Oſtpreußen überhaupt hier eine Ausnahme), nämlich: daß die Deutſchen keinen Scherz verſtehen, ſobald ſie die Koſten tragen ſollen, ganz beſonders auf Frankfurt anwendbar iſt, wo auch die leiſeſte Satyre alle Gemüther in eine rohe Wuth verſetzt, und wo doch der Stoff zur Satyre in ſolcher Maſſe vorhanden iſt, wie ſonſt nirgends. — Man muß hier Alles vortrefflich und vollkommen finden, will man ſich nicht den ganzen Plebs, vom Banquier bis zum Schiebkärger auf den Hals laden, und Senat, Juſtiz und Polizei obendrein. Einen Beweis davon lieferte wieder der berühmte afrikaniſche Reiſende Dr. Eduard Rüppel, der doch der Stadt und der naturforſchenden Geſellſchaft in Frankfurt die größten Opfer gebracht, die größten Dienſte erwieſen, die werthvollſten Geſchenke gemacht, ja ſein ganzes Vermögen geopfert. Als dieſer verdienſtvolle Mann, ein geborner Frankfurter, nach langer Abweſenheit in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte, und nach genauer Prüfung ge-

funden, daß auch in der Verwaltung der naturforschenden Gesellschaft, die ihm so viel verdankte, und im Senkenbergischen Stift ihren Sitz aufgeschlagen hatte, die gröbsten Mißbräuche, Unterschleife ꝛc. stattfanden, die hauptsächlich dem Dr. C....., als zweiten Director dieser Anstalt, zur Last fielen, dem Senat eine Druckschrift übergab, in welcher er dessen Verwaltung beschuldigte, die Ursache all dieser beklagenswerthen Mißbräuche zu sein, wurde er als ein boshafter Verläumder von dem Beschuldigten und dessen Anhang, und der ganzen Clique der sich selbst nicht rein fühlenden Angestellten, öffentlich in der Oberpostamts-Zeitung hingestellt. — Freilich mußte später C..... diese niederträchtige Behauptung zurücknehmen, und bemerkte dabei, daß das ganze Mißverständniß daher rühre, daß Dr. Rüppel schon im Jahr 1836 eine Zukunft über die Verwendung der von ihm gemachten Sendungen verlangt habe, die aber erst später stattfinden konnte!!! — Und so erging es noch Jedem, der es wagte, an dem Frankfurter Koth zu rühren, der natürlich desto mehr stinkt, je mehr man ihn rührt.

# VI.

Die Frankfurter Jahrbücher. — Die Frankfurter Stadtwehr. — Die Grafen Görtz. — Eine Hochzeit und Leichenbegängniß in der Familie Rothschild. — Homburg wird Badeort und Spielhölle. — Ein Gewaltstreich der Frankfurter Behörden. — Goethes Denkmal. — Eine verunglückte Kanzleirathswahl. — Eine hochtragische Vergiftungsgeschichte. — Eine Saison in Wiesbaden. — Alloy de Cyprey. — Ein verschwundener Garten. — Eine Reise nach Paris. — Ein moderner Midas. — Die Pariser Theater. — Die Teufelstöchter.

Ein Advokat, Namens Rapp, der, obgleich nicht ohne Talent, aber als gewaltiger Rabulist und Chikaneur verschrien, und selbst für seine Clienten die bekannte Fabel von den beiden processirenden Katzen und dem Advokaten Affen, den sie zum Richter erwählt und der den gestohlenen Käse, das Corpus delicti, um den es sich handelte, mit sammt der Kruste auffraß, wahr machte, und so nach und nach um seine ganze Clientel gekommen, und sans causes war, kam auf den Einfall, um sich andere Existenzmittel zu verschaffen, eine Zeitschrift unter dem Titel: »Frankfurter Jahrbücher«, in Frankfurt selbst herauszugeben. — In derselben sollten die Frankfurter Staats- und Regierungsangelegenheiten und sonstige Zustände mit Wahrheit und Freimüthigkeit besprochen werden, etwas, das bei der Frankfurter Censur schon von vorn herein eine Unmöglichkeit war; sodann sollte das Blatt auch dazu dienen, die Berichte, welche die Zeitungen und Blätter in der Umgegend und weiter über die Frankfurter Zustände und Vorfallenheiten lieferten, kräftig zu widerlegen und aus dem Felde zu schlagen; eine andere Unmöglichkeit, da diese Berichte meist allgemein bekannte Wahrheiten enthielten. — Namentlich war es die Hanauer Zeitung, die den Frankfurter Behörden am meisten zu schaffen machte. — Rapp übernahm es, diese Blätter in den gehörigen Schranken zu halten, und sie, wie er es meinte, völlig unschädlich zu machen, und bedachte nicht, daß hierzu rabulistische Intriguen und Chikanen,

mit denen man wohl bei den Frankfurter Gerichten auslangt, nicht ausreichen, und zwischen den Zeilen seiner Ankündigungen las man deutlich die Worte heraus, die Goethe dem Clavigo in den Mund legt: „Das Blatt wird eine gute Wirkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag' mir Carlos, glaubst du nicht, daß meine Wochenschrift jetzt eine der ersten in Europa ist? — Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geschmacks werden."

Aber Rapp hatte sich gewaltig geirrt, wie der Erfolg bald bewies, das Blatt bezauberte höchstens nur ganz alte Weiber, und solche angestellte Individuen, denen er das Wort redete, und gelangte nicht über das Weichbild Frankfurts hinaus, obgleich die Art, wie die Frankfurter Zustände besprochen wurden, oft komisch unterhaltend waren und das Zwerchfell erschüttern mußten. — Namentlich war dieß der Fall, wenn es über die Thaten und Paraden der Frankfurter Stadtwehr Berichte erstattete, die trotz dem besten Willen vom Gegentheil immer das Ansehen etwas plump beißender Satyren hatten, und die klügern Männer dieser Wehr selbst zum Lachen brachten. — Einmal im Jahr, den 18. October mat diese bewaffnete Macht, eine wahre Unmacht, in Masse unter's Gewehr, um diesen Tag, an welchem 1816 die neue Frankfurter Verfassung, ein Meisterwerk constitutioneller Stümperei, proclamirt worden war, durch eine glänzende Parade zu feiern. Viele dieser Stadtwehrmänner aber meinten: „es sei nicht das Frankfurter Verfassungswerk, das man feire, sondern den am 18. October 1813 bei Leipzig erfochtenen Sieg über die Franzosen; man dürfe jedoch dieses nicht laut sagen, denn wenn sie einmal wieder kämen, so könne dieß der Stadt großen Schaden bringen." An diesem Tag nun wirbelten die Stadttrommeln von früh Morgens bis zur Essenszeit, die verschiedenen Corps versammelten sich und defilirten dann vor hohem Senat, der in Corpore unter den Thüren des alten Römers stand, in recht komisch-martialer Haltung vorüber, wobei Fahnen und Degen die einjährig wohlregierenden Herren Bürgermeister pflichtschuldigst salutirten. Dabei ging es aber niemals ohne einige burleske Zwischenfälle ab, namentlich war dieß bei der einige 40 Mann starken Reiterei der Fall, von denen sich die meisten mit Miethsklepperm beritten gemacht hatten, und in der Regel einige abgeworfen wurden. Indessen waren doch die Frauen und Mädchen

von ihren Söhnen, Gatten, Brüdern, Geliebten ꝛc. in Uniform und unter dem Gewehr hochentzückt, und meinten: »Dreimal so schön sieht der Jörgeli aus, wann er sei Uniform trägt.« — Den übrigen Theil dieses Tages brachte man natürlich damit zu, sich von den schweren in der ersten Hälfte desselben gehabten Strapazen zu erholen, und die verlornen Kräfte durch nahrhafte Speisen, saftige Würste und treffliche Weine und Aepfelweine wieder zu ersetzen. — Den Tag nach einer solchen Musterung las man dann in den Jahrbüchern: »Alle Welt und besonders die Fremden, waren über die herrliche militärische Haltung, die Präcision der Manövers (wahrscheinlich das Marschiren, den andere sah man nicht), und das martialische Aussehen unserer löblichen Stadtwehr, das einen ächt kriegerischen Geist verrieth, erstaunt.« — Ja einmal enthielt ein Blatt sogar einen solchen Bericht, während wegen dem zu heftigen Regen diese ergötzliche Parade gar nicht stattgefunden hatte. — »Ja das Blatt war schon vorher gedruckt«, lautete die Entschuldigung. Einen besonders heroischen Theil dieser Stadtwehr macht ein Bataillon sogenannter Freiwilliger aus, von denen viele in den Jahren 1814 und 1815 mit nach Frankreich gezogen waren, ohne jedoch je den Feind zu Gesicht bekommen zu haben, was freilich nicht ihre Schuld war, da man ihnen keine Gelegenheit gab, sich vor dem Feinde auszuzeichnen, sondern sie dem Corps, das vom österreichischen General Mitschery commandirt war, und eine nur langsam vorannückende Reserve bildete, zutheilte. Sie kamen ungefähr bis nach Lyon, und kehrten Anfangs Juli 1814 siegtrunken heim; doch nahm ein großer Theil derselben im folgenden Jahr wieder Theil an dem Feldzug, kam aber nur bis vor Straßburg. — Diese Helden sahen nun mit einiger Geringschätzung auf die andern Corps der Stadtwehr, die nie ihre Mauern verlassen hatten, herab, und feierten bei wohlgefüllten Gläsern die Jahrestage ihres Ausmarsches, ihrer Fahnenweihe, ihres 25jährigen Jubiläums, und ähnlicher Heldenthaten, wobei es oft sehr stürmisch herging und man es nicht an Versicherungen und schweren Betheuerungen fehlen ließ, daß, wenn sich nur der Feind hätte blicken lassen, man ihn so in die Pfanne gehauen haben würde, daß auch kein ganzer Fetzen mehr an ihm geblieben wäre u. s. w. Solche Rotomontaden gaben natürlich viel Stoff zum Lachen, und ein Stadtwehrmann selbst machte folgende Parodie auf das bekannte Polenlied:

## Die letzten Zehn vom Weißbusch-Regiment.

In Frankfurt ſchwuren Tauſend auf den Knieen:
Kein Schuß ſei je von unſerm Corps gethan.
Tambour ſchlag' an, in Landsberg *) laßt uns ziehen,
Dort greifen wir die vollen Flaſchen an:
Uns kennt man überall, der Bürger nennt
Mit hohem Stolz ſein Weißbuſch-Regiment.

Und als wir nun die Beefſteaks blutig rangen,
Hat doch kein Kam'rad einen Schuß gethan.
Und als wir dort manch' Hammelskeul bezwangen,
Mit ſcharfen Zähnen ging es d'rauf und d'ran.
Fragt nur den Kellner, der die Helden kennt,
Wir waren dort vom Weißbuſch-Regiment.

Drang auch der Wein aus hundert Flaſchenſchlünden
Von jedem Lande tückiſch auf uns an;
Doch wußten wir ſie alle zu ergründen,
Mit tapferm Muthe brachen wir uns Bahn.
Fragt Wintern **) nur, der uns begeiſtert nennt,
Wir waren dort das Weißbuſch-Regiment.

Und ob viel Wack're bei dem Kampfe brachen;
Doch rückten wir von Neuem muthig an.
Und wenn wir auch dem Uebermaaß erlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan.
Wo ſich der Vorplatz von dem Zimmer trennt,
Dort lagen die vom Weißbuſch-Regiment.

Ihr, ihr Brüder, die ſo hart getroffen
An unſrer Seite wir dort ſtürzen ſah'n;
Wir ſtehen noch, die Thüre iſt uns offen,
Und zu dem Heimweg ſei ſie aufgethan.
Herr Gott im Himmel, ſchenk' ein gnädig End'
Uns Letzten noch vom Weißbuſch-Regiment.

Vom Landsberg her, in Nacht und Nebel, rücken
Zehn brave Kerl auf den Liebfrauenberg hin,
Mit dumpfen Köpfen, weinberauſchten Blicken.
»Wer da!« ruft's laut, wie ſie vorüberwank'n;
Und einer lallt: »Von unſerm Corps getrennt,
Die letzten Zehn vom Weißbuſch-Regiment.«

*) Ein Gaſthaus mittelgeordneten Ranges, wo man beſonders in Gemeinſchaft und Harmonie verkehrte.

**) Der Name des Wirths im Landsberg.

Eine andere Parodie wurde im Frankfurter Dialekt, auf Stollbergs bekanntes Lied: »Sohn, hier haſt du meinen Speer«, bei Gelegenheit der Uebergabe einer Uniform und Armatur eines Stadtwehrmannes an ſeinen in dieſes Corps tretenden Sohn gemacht, die komiſch genug lautet und dieſe Helden gut charakteriſirt.

**Der Frankfurter Borger und Stadtwehrmann an ſeinen Sohn, dem er ſeine Waffen und Kleidungsſtücke cedirt.**

Sohn, do hoſt d' mei Montur,
Set dich gleich in Poſitur,
Nimm de alte Bonnebart *)
Set'n uff nach meiner Art.

Guckſt de do di Uniform
Hält baal funfzig Johr mich warm,
Alle Johr hat ſie 'ne Nacht
Bei 'ner Mohlzeit mitgemacht.

Mit dem Säbel treib kon Spaß
Wie die Buwe uff der Gaß;
Zehnmol ſägt mer's erſt in Gött',
Bis mer'n ä mol rauſter zieht.

Stiehſt de Obends uff der Wacht,
Geb nett uff des Weibsvolk acht;
Kerzegrod hallt dein G'wehr,
Nett als wär's ä Centner ſchwer.

Stiehſt de Obends bei der Sperr **)
Un es kimmt ä groß G'werr,
Treib dich do net lang herum,
Frankfort heing ke Batze um.

De 18. October rückſt de aus,
Marſchirſt vorbei am Kaſſehaus,
Dann defilirſt de vor'm Senat
Un vor dem rabeſchwarze Rath.

Du mächſt de Herrn das Kumpliment,
Deß ko kon ſchwer Experiment,
Die mache dann en ſchöne »Bückedich«
Un danke dann recht poſſerlich.

*) Ein kleiner dreieckiger Hut, dem man dieſen Namen gab.
**) Die Thorſperre, bei welcher man vier Kreuzer Einlaßgeld zahlen mußte, und die oft genug ſchlimme Händel veranlaßte.

So nun geh, erfülle deine Pflicht
Un mach ä recht serjös Gesicht;
Bringst des bis zum Hühnerich,
Kerliche guck, dann fraa ich mich.

Manche dieser Stadtwehrofficiere erlauben sich nicht selten, die von ihnen commandirte Mannschaft bei Gelegenheit mit allerlei artigen Epitheten zu beehren, die sich ein Officier der Linie schwerlich heutzutag mehr gegen seine Leute erlauben würde. — So hörte ich selbst, wie ein Capitain zu seiner Compagnie sagte: „Mer mahnt ich thät ä Viehheerd kommandirn, awer ka Frankforter Borger, ihr marschirt jo wie die Bernemer *) Gäns.“ — Ein homerisches Lachen war die Antwort der Compagnie.

„Jetzt hört ä mol zu fresse uff, mer mahnt ihr het in drei Tag nix g'fressa, es is jo ä Schand vor de Leut, die zugucke,“ sagte ein anderer Chef zu seinem Bataillon, dessen Mannschaft, so oft sie das Gewehr beim Fuß hatte, Knackwürste, Semmeln und Handkäse aus den damit wohlgefüllten Patrontaschen langte, und mit gutem Appetit verspeiste.

Von Rödelheim machte ich häufig Excursionen nach dem nahen Darmstadt, meine Verwandte zu besuchen, die mich auch besonders zu den Festlichkeiten, die daselbst stattfanden, wie z. B. die Vermählung des Erbgroßherzogs mit einer baierischen Prinzessin u. s. w. einluden, wo es an Glanz und Feierlichkeiten nicht fehlte, besonders waren die dortigen Casinobälle brillant, oft brillanter als die Hofbälle, namentlich der Ball, welchen das Casino dem neuvermählten fürstlichen Paar zu Ehren gab.

Meine in Darmstadt verheirathete Schwester war eine Jugendfreundin der unglücklichen Gräfin Görlitz, mit der sie fortwährend auf einem sehr intimen Fuß stand. Diese Dame, eine Tochter des Staatsraths Plitt aus Frankfurt, der die einzige Tochter eines sehr reichen Bankiers daselbst geheirathet hatte, war wegen ihrer, oft übertriebenen Sparsamkeit und ihres Eigensinnes in der großherzoglichen Residenz, wo ihr Mann Ceremonienmeister war, bekannt, und man erfand deßhalb allerhand Anekdoten auf ihre Rechnung, von denen manche den Pariser Salons keine Unehre gemacht haben würden. — So erzählte man sich unter andern, daß wenn sie fetten Schinken oder kalten Braten zuschnitt (sie verrichtete dergleichen aus Oekonomie immer

*) Bornheimer, vom Frankfurter Dorf Bornheim.

mit höchsteigenen Händen, obgleich sie von der Haushaltung so viel wie nichts verstand›, sie dem Gesinde zumuthete, sich von dem Wasser, in dem sie nachher die Hände abwusch, eine Suppe zu machen, da es sehr fett sei. — Ein andersmal soll sie die Köchin gefragt haben, was sie denn mit dem Hasenfett angefangen habe, das von den gespeisten Hasen übrig sei, und so wie das Gänsefett aufbewahrt werden müsse.

Einer alten armen Frau, die sie zu sich bestellt hatte, um ihr etwas zu schenken, sollte sie, nachdem sie dieselbe zwei Stunden hatte warten lassen, ein halbes Täfelchen verdorbener Chocolade gegeben haben ꝛc. Indessen gab die Gräfin Emilie, ihr Vorname, doch bisweilen durch ihr auffallendes öffentliches Benehmen genugsam Stoff, sie zum Stadtgespräch zu machen; so hatte sie, ich entsinne mich nicht mehr bei welcher Hoffeierlichkeit, ihren Diamantschmuck angelegt; da sie aber bei ihrer Ankunft im Palais in einen zweiten Salons gewiesen wurde, indem der erste nur für fürstliche Personen bestimmt war, so gerieth Gräfin Emilie, die als das einzige Kind ihrer reichen Eltern auch ein sehr verzogenes Kind war, in einen gewaltigen Zorn, stampfte mit den Füßen und riß ihren ganzen Diamantschmuck vom Haupt und Hals, indem sie ausrief: »In diesem Stall bin ich auch ohne Diamanten gut genug.« — Man nahm ihr dieß um so mehr übel, da sie von bürgerlicher, aber doch sehr ehrenwerther Abkunft war, und der größte Theil des armen Darmstädter Adels wie der fast aller kleinen deutschen Residenzen, außer diesem erblichen Hirngespinst, das ihn jedoch zu Hofsinecuren fähig machte, selten ein anderes materielles oder geistiges Gut besaß. Der arme Graf Görlitz hatte die eben nicht schöne Emilie ihres Geldes wegen genommen, auch war ihre Ehe nichts weniger als eine glückliche zu nennen.

Eine Hochzeit und ein bald darauf erfolgter Sterbfall in der Familie Rothschild machten durch ihren Glanz und ihre Trauer im Jahr 1836 Aufsehen in Frankfurt. Der in London etablirte Nathan Rothschild war mit seinem Sohn Löbchen, den man aber in London anglisirt und Lionel genannt hatte, nach Frankfurt gekommen, wo sich Letzterer mit der Tochter seines Oheims Anselm verheirathete. Zu dieser Feierlichkeit hatten sich sämmtliche Rothschilde aus London, Paris, Neapel und Wien in Frankfurt eingefunden, und die Vermählung wurde mit ächt orientalischem

Luxus vollzogen. Der Jakob, jetzt auch James genannt, hatte zur Verherrlichung des Festes sogar den »grauße Componist Rossini« von Paris mitgebracht, dem man noch ein Extrafest auf der Mainlust gab, wobei ihn einer der Festgeber mit den Worten: »Schenire Se sich net, s'is doch ja alles bezahlt« zum Champagnertrinken aufmunterte.

Wie wenig beständig alles irdische Glück hienieden ist, sollte wenige Wochen später auch die Rothschildische Familie erfahren. Der Vater des jungen Ehemanns, Nathan, wurde in Frankfurt krank, und als das Uebel bedenklich zu werden anfing, verschrieb man per Courier die tüchtigsten Aerzte der Heidelberger Universität. Es wurden Consultationen gehalten, an denen nicht weniger als ein halbes Dutzend Schüler Aeskulaps Theil nahmen, und nach denen Nathan sofort das Zeitliche segnete. — Ein Frankfurter Jude sagte bei dieser Gelegenheit: »Hätt' er nor an genumme, so hätt' er gewiß noch à Johr länger gelebt, awer mit sechs geht's Extrapost.« Dieser Nathan war unstreitig der Fähigste und Tüchtigste unter den fünf Brüdern, was freilich noch nicht viel sagen will, da diese gerade wieder beweisen, daß, um auch die kolossalsten Reichthümer zu erwerben, eben keine ausgezeichneten Talente, geistige Befähigungen, noch große wissenschaftliche Kenntnisse nöthig sind, sondern merkantilische Pfiffe und Kniffe, Rechenkunst und hebräische Schlauheit und ein weites Gewissen vollkommen ausreichen. — Der Sohn des Verstorbenen setzt seitdem seinen höchsten Ehrgeiz daran, Mitglied des englischen Parlaments zu werden, und läßt es sich große Summen kosten, diesen Zweck zu erreichen. Der reiche Mann hat nicht überlegt, was er will. Sollte je sein Wunsch erfüllt werden, so wäre dieß ein großes Unglück für ihn, und würde selbst den ihn umgebenden Nimbus, den er nur seinem Mammon verdankt, schnell verscheuchen, da er hier entweder eine ganz stumme oder höchst traurige Rolle spielen und das Ziel der boshaften Witze seiner ihm hundertmal überlegenen Gegner sein würde.

Auch mit Homburg vor der Höhe, das ich besonders während den Sommermonaten fleißig be- und meine alten Bekannten und Lehrer aufsuchte, gingen jetzt große Veränderungen vor und das Städtchen, von dessen Dasein man bisher wenig wußte, sollte bald einen europäischen Ruf erlangen, indem es erst als Badeort bekannt, dann als eine der abscheulichsten Spielhöllen

berüchtigt wurde. Mein Lehrer Breitenstein hatte uns als Kinder öfters in einen vor der Haard liegenden Wiesengrund geführt, wo wir uns in einem ziemlichen salzigen Wasser, das sich in einer geräumigen Grube vorfand, badeten, und dabei erzählt: daß früher hier Salinen gestanden hätten, die jedoch aus Mangel an hinlänglichem Gewinn eingegangen seien, und man dann die Gradirwerke nach Nauheim verkauft habe, wo sie sich noch befänden, daß er jedoch glaube, daß wenn ein Staat, der größere Mittel habe, die Sache gehörig angriffe, das Unternehmen sich rentiren würde, indem das daraus gewonnene Salz von ganz vorzüglicher Qualität gewesen sei. — Man rieth nun dem jetzt regierenden Landgrafen Ludwig, die Gründung einer Bade- und Curanstalt daselbst zu gestatten, die wegen der Nähe von Frankfurt gewiß besucht und für Homburg einträglich werden könne. — Der Fürst befolgte diesen Rath, ein Frankfurter Arzt, der Dr. Lejeune, zugleich Homburger Geheimerath, nahm sich der Sache an, und versicherte die guten Frankfurter von der Vortrefflichkeit der Homburger Wasser, und es fanden sich schon im Jahr 1835 mehrere Curgäste in Homburg ein. Ein Jahr später machte auch der berühmte Professor der Chemie, Liebig, die Analyse der Homburger Mineralwasser und gab ihnen ein vortheilhaftes Zeugniß, worauf der Landgraf die Brunnen zweckmäßig fassen ließ. Dennoch wollte das Homburger Bad nicht emporkommen und hatte sich noch wenig Zuspruchs zu erfreuen. Dieß war natürlich, denn in der nächsten Umgebung war Homburg wegen seines rauhen Clima's verschrieen, und in der That sind die Gemüse, Früchte da immer um 12—14 Tage gegen denen des nur zwei Stunden entfernten Frankfurts zurück, und die Ernte um eben so viele Tage später. Dieß kommt, weil das hochliegende Homburg den kalten, vom Feldberg und Altkönig herabwehenden rauhen Nordwinden ausgesetzt und bloßgestellt ist, daß selbst im hohen Sommer die Abende und Morgen sehr kühl sind, und dennoch ist viel Feuchtigkeit vorhanden. Daher für Personen, die eine schwache Brust haben, an der Lunge leiden, rheumatischen Schmerzen ausgesetzt sind, dieses Bad durchaus kein Aufenthalt ist, und selbst geborne Homburger bringen es nur selten zu einem hohen Alter. Namentlich kommen hier viel Entzündungskrankheiten hauptsächlich der Athmungsorgane vor, und Husten, Beklemmungen, Herzklopfen, Blutspeien ꝛc. sind hier an der Tagesord-

nung und leicht zu erhaschen. Wiesbaden, Soden, Schlangenbad, Ems sind daher kränklichen Personen viel zuträglicher. Das Hauptwasser hat völlig die Bestandtheile des Meerwassers, nur in einem weit geringern Grade, und die Wasser, die man trinkt, haben wenig Wirkung, sind dagegen auch sehr unschädlich.

Da es nun mit dem neuen Badeort nicht nach Wunsch gehen wollte, so machten einige Räthe dem Landgrafen den Vorschlag, die Erlaubniß, eine Spielbank in Homburg zu errichten, an gewisse Individuen zu ertheilen, indem dieß dem Land außerordentliche Vortheile bringen würde. Aber Landgraf Ludwig, königlich preußischer General der Infanterie, von dem jeder Zoll ein Ehrenmann, und ganz von dem Ehrgefühl durchdrungen, welches das preußische Officiercorps so hoch stellt und vor so manchen andern auszeichnet, erwiederte diesen Räthen: Sie bringen mir da sonderbare Dinge vor, um mich zu bewegen, gewissenlosen Industrierittern und ausländischen Abentheurern für Geld und gute Worte die Erlaubniß zu ertheilen, die Fremden aller Länder auszubeuteln und zu berauben, denn diese Hazardspiele sind nichts anderes als ein Raub der schmählichsten Gattung, und ich bin überzeugt, daß wenn ich Straßenräubern die Erlaubniß ertheilte, in meinem Land ungestraft rauben und morden zu dürfen, diese mir noch ganz andere Summen dafür bieten würden. Darum, meine Herrn, kein Wort mehr über diese schändliche Sache verloren.

Leider starb dieser edle Fürst wenig Jahre darauf, und sein Bruder Philipp, österreichischer Feldzeugmeister, kam an die Regierung. Dieser, ein schwacher Mann, der auch ganz andere Begriffe von Ehre hatte wie sein verstorbener Bruder, ließ sich leicht von seinen bestochenen Räthen bereden, die Erlaubniß zu Errichtung einer Spielhölle ein paar Pariser Industrierittern Namens Blanc zu ertheilen, die nun in Homburg, nachdem selbst in Paris alle Spielhöllen durch die Regierung geschlossen worden waren, ihren Sitz aufschlugen, und es übernahmen, durch Zeitungsannoncen, die allein Hunderttausende kosteten, in französischen, englischen und deutschen Blättern das neue Bad Homburg mit seinen wundervollen Heilkräften nach Gebühr herauszustreichen. Zugleich übernahmen sie große Neubauten, namentlich auch den Bau eines palastähnlichen Kurhauses und Saal, sowie das Bohren neuer Brunnen, was alles nach einer gewissen Reihe von Jahren

dem Staat als Eigenthum anheimfallen ſollte, und ſo gelang es ihren vielen Bemühungen in der That, reiche Gimpel aus aller Herrn Länder anzulocken, die ſie nun nach Herzensluſt rupften. Die Engländer wurden durch die geprieſene freie Jagd herbeigezogen, die Ruſſen durch franzöſiſche Sirenen, die Franzoſen durch Muſik und Bälle, und viele Deutſche, um ihr Glück bei dieſem betrügeriſchen Spiel zu ſuchen, wo das Roulett ſeine Kugeln das ganze Jahr und zu jeder Jahreszeit, im Gegenſatz von andern Bädern, wo dieß nur in der Sommerſaiſon geſtattet wird, durfte rollen laſſen, und rouge et noir und andere Hazardſpiele eben ſo ununterbrochen im Gang blieben. Freilich brachte ſich gar mancher arme Teufel, dem man den letzten Pfennig geraubt hatte, um's Leben, nachdem er mit ſeinem Geld auch ſeine Ehre verſpielt hatte. — Namentlich empfanden Frankfurter Kaufleute den Nachtheil der Homburger Spielhölle oft ſehr empfindlich, da deren Commis veruntreute Gelder dort an Mann brachten. Auch beſchwerten ſich die Frankfurter Behörden gegen dieſes Unweſen, aber ihnen wurde, und nicht mit Unrecht geantwortet: „Und Eure Lotterie! in Homburg werden doch die Gewinnſte immer redlich ausgezahlt, aber wie oft wird nicht der arme Teufel, der in der Frankfurter Lotterie ſpielt, durch einen ſchuftiſchen Collekteur um ſeinen Gewinnſt gebracht."

Daß durch dieſe Bade- und Spielanſtalt Homburg ein ganz anderes Anſehen gewinnen würde, war vorauszuſehen, der Spekulationsgeiſt bemächtigte ſich mehr oder weniger der Einwohner daſelbſt. Namentlich war es ein gewiſſer Carl Müller, ein Sohn des verſtorbenen dem Gott Bacchus ſehr ergebenen Hofraths und Hofapothekers Müller, durch deſſen Betrieb mehrere Räthe mit klingendem Spiel angefeuert worden waren, die Spielhöllen-Conceſſion zu betreiben, und der jetzt der Spekulationen gar mancherlei trieb. — Aber um die frühere Zufriedenheit, Genügſamkeit und Biederkeit der meiſten Homburger war es geſchehen, und dem unſeligen goldenen Kalb wurden auch hier unzählige Altäre errichtet. Doch iſt zu hoffen, daß in nicht gar langer Zeit dieſem unglücklichen Treiben ein Ende gemacht wird, da der ſpätere Landgraf Ferdinand, ebenfalls öſterreichiſcher General, ſchon ein hochbetagter Greis iſt, keine Kinder hat, und nach ſeinem Tod Homburg wieder dem Großherzog von Heſſendarmſtadt anheimfällt, deſſen Regierung wenigſtens keine Spielhöllen duldet.

Ein empörender Gewaltstreich, den sich zu jener Zeit (1834) die höchsten Frankfurter Behörden zu Schulden kommen ließen, und mit einer unerhörten Willkür verübten, veranlaßte mich, Parthei für die mit so großer Frechheit Unterdrückten, in einer von mir in Rödelheim verlegten und gedruckten Zeitschrift zu nehmen, wodurch ich mir die große Majorität des Senats, des gesetzgebenden Körpers und der 51er auf den Hals zog. Die Veranlassung war folgende:

Die Verfassung der Frankfurter Gesetze spricht klar und deutlich aus:

„Daß jeder Fremde, der eine hiesige Bürgerstochter ehelicht, dabei von unbescholtenem Charakter ist, und das erforderliche Vermögen, im geringsten Fall 300 Gulden, nachweisen kann, durch diese Verbindung das hiesige Bürgerrecht, im Fall er es in Anspruch nimmt, erwirbt.“

Eine Frankfurter Bürgerstochter, Fräulein Christiana Herrmann, hatte sich in aller Form mit Einwilligung ihrer Eltern mit dem Dr. jur. Höchster aus Wetzlar verlobt. Dieser kam hierauf bei dem Senat um das Bürgerrecht ein, und erklärte zugleich, daß er als Bürger unter die hiesigen Advokaten aufgenommen zu werden wünschte. Der Senat verordnete hierauf, daß die betreffende Behörde die Prüfung des Supplikanten anzuordnen habe. — Als sich dieser zur bestimmten Zeit hiezu anmeldete, wurde ihm von dem zum Examinator ernannten Schöffen eröffnet: daß das Appellationsgericht für nöthig halte, deßhalb erst noch einmal bei dem Senat anzufragen. Dr. Höchster kam nun nochmals bei dieser Behörde mit der Bitte ein: ihn doch gütigst examiniren lassen zu wollen, wie dieß ja bereits durch das frühere Senatsprotokoll verfügt worden sei. — Zu seinem größten Erstaunen wurde ihm hierauf der Bescheid: „Daß dessen Aufnahme als Advokat und Bürger hieselbst nicht stattfinden könne.“

Dieser unerklärbar scheinende Bescheid klärte sich für den, der so wie ich Gelegenheit hatte, hinter die Coulissen der Scene zu schauen, vollkommen auf, und es hatte damit folgende Bewandtniß. Der dem Dr. Höchster bestimmte Examinator, Senator und Schöffe, so wie Appellationsgerichtsrath, hatte einen Sohn, der auch Advokat, aber einer von denen sans cause, und in geistiger Hinsicht von der Natur mehr als stiefmütterlich ausgestattet war, doch wurden ihm, wie allen Senatsverwandten,

Kindern, Vettern, Schwägern, die Jura ſtudirt und nichts zu thun hatten, die hier ſehr einträgliche Curatel von Fallitmaſſen, Pupillengeldern, Pflegſchaften ꝛc. übertragen. Dieſer beklagte ſich nun beim Herrn Papa, daß man ſchon wieder einen fremden Advokaten aufnehmen wolle, während doch die hieſigen faſt nichts zu thun hätten, und wurde bei dieſer Klage, von ſeiner, das Hausregiment führenden Frau Mama, von der es außerdem bekannt war, daß ihr dargebrachte Geſchenke und Huldigung von großer Wirkung bei dem Appellationsgericht waren, auf das kräftigſte unterſtützt, indem ſie zu ihrem nicht geſtrengen Eheherrn ſagte: »Geh, du biſt mer ach å rechter Lappes (Gimpel, Simpler), wann du net å mol ſo viel mache kannſt, daß deine eigene Kind kå Schade geſchieht« u. ſ. w. Genug, Herr Zeitsmann wurde von Frau und Sohn dahin gebracht, daß er Gericht und Senat gegen den Dr. Höchſter ſtimmte, was in Frankfurt einem Senator nicht ſchwer wird, da daſelbſt das Sprichwort: »Eine Hand waſcht die andere«, in höchſten Ehren gehalten wird, und jeder dieſer Herrn den andern braucht, um ſeine Plänchen und ſeine Abſichten bei Gelegenheit durchzuſetzen.

Es half nun nichts mehr, daß Dr. Höchſter die gültigſten Zeugniſſe von den hochachtbarſten Männern, wie vom königlichen preußiſchen Landrath Herrn Sparrn, ja ſogar von einem Senator ſelbſt und den angeſehenſten Geiſtlichen der Stadt beibrachte, aus denen ſämmtlich hervorging, daß der Supplikant ſich vollkommen und als untadelhaft zur Aufnahme in das hieſige Bürgerrecht qualificire. Er und ſeine Verlobte erhielten auf drei fernere Eingaben an den Senat keinen andern Beſcheid, als: »Es habe ſein Bewenden bei dem abſchläglichen Beſchluß vom 19. Juni.« Natürlich machte der Brodneid der großen Mehrzahl der Frankfurter Advokaten und Mitglieder des geſetzgebenden Körpers, von dem ohnehin ein Drittheil ſeiner Mitglieder Senatoren waren, und der 51er, daß dieſe Körperſchaften den ungerechten Beſchluß des Senats unterſtützten, und ein Mitglied der letztern äußerte: »Hawe mer net ſchon ſo viel Advokaten, daß mer die Säu dermit mäſte kennt, und die habe nir zu thun, was brauche mer noch Fremde.« — Allerdings iſt großer Ueberfluß an dieſen Herrn in Frankfurt vorhanden, man könnte wie mit den Angeſtellten dieſer Stadt ein kleines Königreich verſehen, ihre Zahl iſt weit über hundert. — In dem geſetzgebenden Körper, an welchen ſich

die Verlobte, Fräulein Hoffmann über Verletzung ihrer laut der Verfassung zustehenden Rechte klagend gewendet hatte, behaupteten viele Mitglieder, die Beschwerde sei ungegründet und unzulässig, und es müsse der Einsicht der Regierung überlassen bleiben, ob ein sich um das Bürgerrecht bewerbendes Individuum die dazu nöthigen Eigenschaften besitze oder nicht, auch sei die Verletzung eines verfassungsmäßigen Rechts noch lange keine Verletzung der Verfassung selbst u. s. w.!

Gegen diese so unsinnigen als stupiden und nichtswürdigen Behauptungen trat ich nun öffentlich auf, indem ich sagte: „Daß wenn es lediglich von der Verwaltungs- und Regierungsbehörde abhänge, zu erklären, ob sich ein um das Bürgerrecht bewerbendes Individuum dazu qualificirt oder nicht, und die Annahme somit von deren Gutachten allein abhängt, das Gesetz ganz überflüssig, zwecklos und als gar nicht vorhanden zu betrachten sei.“ — Ich schloß mit den Worten: „Die ganze Sache ist sehr einfach: entweder Hrn. Dr. Höchster fehlen die Eigenschaften, die zum Frankfurter Bürgerrecht gesetzlich nöthig sind, d. h. er kann die erforderliche Summe nicht aufweisen, ist erwiesen ein tadelhaftes und verworfenes Subjekt, oder hat irgend ein Verbrechen begangen, das ihn dazu unfähig macht oder — er ist nach Verfassung und Gesetz vor Gott und der Welt hiezu berechtigt, und Niemand kann weder ihm noch seiner Braut die in diesem Falle wohlbegründeten Rechte nehmen, ohne sich unverantwortlicher Gewaltstreiche schuldig zu machen.“

Dieser Aufsatz machte in vielen Senatorenköpfen und im gesetzgebenden Körper einen so gewaltigen Spuck, daß manche Hohlschädel in allem Ernste meinten, man solle mich des Frankfurter Bürgerrechts verlustig erklären. Als mir dieß hinterbracht wurde, lachte ich natürlich von Herzen darüber, und meinte: Je nun der Verlust wäre wohl noch zu ertragen. Man ließ es indessen dabei bewenden, „dann es is ä gefährlicher Mensch.“ Aber auch bei dem Bescheid hinsichtlich Höchsters hatte es leider sein Bewenden, und um dieß ungerechte Verfahren noch greller in's Licht zu setzen, wurde nicht lange darauf einem andern jungen Juristen aus Rödelheim, der noch obendrein als ein Trunkenbold bekannt und verrufen war, das Bürgerrecht als eine Gnadensache vom Senat ertheilt, weil dessen Papa ein paar artige Töchter hatte, die manche Rathsverwandte gerne sahen, deren

Kinder er obendrein Unterricht ertheilte. — Eine derselben hatte sich auf Bällen in Gießen so sehr ausgezeichnet, daß der Präsident St... daselbst, sie nebst noch andern jungen Damen in einem Correspondenzartikel der Frankfurter Oberpostamtszeitung namhaft machte, in welchem er zu gleicher Zeit das Marionettentheater des Mechanikus Kurz aus Bamberg, und dessen Aufführung des Stückes: „Hans, der lustige Kesselflicker", auf das rühmlichste erwähnte, und meinte, dieß Alles ließe nichts zu wünschen übrig. Unter den so schön tanzenden Damen waren namhaft gemacht: ein Fräulein Hofmann aus Rödelheim, eine junge Frau von Stein, ein Fräulein Amalie Bott, eine Gräfin Mariana v. Leiningen, eine Fräulein Heyer, ein Fräulein Fritz aus Friedberg, ein Fräulein Grollmann, ein Fräulein Schott aus Wetzlar ꝛc.

Seit Goethes Tod tauchte bei einigen seiner Frankfurter Verehrer, die übrigens dünn gesäet waren, von Zeit zu Zeit immer wieder der Wunsch auf, dem großen Todten endlich ein Denkmal in seiner Vaterstadt zu setzen. — Schon früher hatte die Neckarzeitung, als sie das gelesenste Blatt Deutschlands war, die Sache mit folgenden Worten in Anregung gebracht:

„In die stillen Seelen einiger Frankfurter war der Blitz eingeschlagen und zündete, und da beschloßen sie, ihrem Mitbürger Goethe ein Denkmal zu setzen. — Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutschen Lande, ja bis nach Moskau, bis an die Säulen des Herkules gedachten sie ihre Bettelbriefe zu schicken." Ferner hieß es in demselben Blatt: „Goethe wird hier ein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt sich der Jämmerlichkeit ihrer Väter schämen, und erröthend nachholen, was noch gut zu machen ist. — Geht, Ihr müßt anders werden, so taugt ihr nichts."

War der Blitz noch nicht eingeschlagen, so hätte er durch diese Worte doch in die Seelen der Frankfurter einschlagen und das Licht der Erkenntniß hellodernd entzünden müssen, aber er zündete nicht, die Rinde des seit Jahrhunderten eingewurzelten Krämergeistes der meisten Reichen Frankfurts war blitzfest und härter als Felsen und Steine, die er doch zu spalten vermag, und die wenigen, welche für das Denkmal waren, bettelten fort und fort um Beiträge. — Was würde man wohl in Deutschland dazu sagen, wenn Stratfort, London, Sorrent, Reggio,

Chatenay, Genf ꝛc. für Shakespear, Milton, Taſſo, Arioſt, Voltaire, Rouſſeau ꝛc. in der halben Welt um Beiträge zu den Denkmälern ihrer großen Männer bettelten. — Daß ich mich, ſo wie Börne und einige andere gegen ein ſo zuſammengebettelтes Denkmal, das eher Frankfurts Schmach als deſſen Ruhm verkünden mußte, ſträubte, indem ſich ſo die Stadt mit fremdem Geld ſchmückte, und eine Stadt, in welcher alljährlich Millionen für Leckereien, wie böhmiſche Faſanen, Straßburger Gänſeleberpaſteten, ruſſiſche Caviar, holländiſche Auſtern, Trüffeln von Perigord, indianiſche Vogelneſter, und die koſtbarſten Weine aller Zonen verſchlemmt werden, und die Schmauſereien permanent ſind! das wollte uns nicht in Sinn. — Im Jahr 1820 waren ſchon ein Dutzend Männer zuſammengetreten, um dem „Dichter Goethe ein nationales Denkmal in den Umgebungen ſeiner Vaterſtadt zu errichten.“ Der Senat hatte auch nach vielem Bitten einen Platz auf der Mühlinſel im Main dazu bewilligt. Die Vereinsglieder hatten 4000 fl. aus ihren Mitteln zu dieſem Zweck hergeſchoſſen, und waren mit Thorwaldſen und Rauch in Unterhandlungen wegen der Ausführung des Monuments getreten. Aber nach ſieben Jahren vergeblicher Bemühungen, die Sache zu Stande zu bringen, löste ſich dieſer Verein 1827 nach dem Tod des Bankiers Moritz v. Bethmann unverrichteter Sache wieder auf. Es bildete ſich 1837 abermals ein Comite „für die Errichtung eines Denkmals zu Ehren Goethes“, und ſieben Jahre ſpäter wurde endlich ein ſolches in der Stadtallee aufgeſtellt, und zugleich ein Goethefeſt veranſtaltet, bei welchem im Theater Götz von Berlichingen aufgeführt, das Geburtshaus des großen Todten erleuchtet, aber auch vor demſelben der abſcheulichſte Unfug getrieben wurde. Und dieß geſchah vor dem illuminirten Geburtshaus Goethes, im Angeſicht der hohen Polizei! — In Frankfurt, das 60,000 Einwohner zählt, hatten ſich nur ein paar hundert derſelben mit Beiträgen an dem Denkmal betheiligt. — Nicht zu läugnen iſt, daß der Dichter und Miniſter Goethe den Frankfurter Bürgern manches Aergerniß während ſeiner Lebzeiten gegeben hatte; denn erſtlich verſchmähte er es, daſelbſt zu wohnen; dann wollte er keine Einkommenſteuer bezahlen, und — horribile dictu, gab lieber das Bürgerrecht auf; dann glaubte er an keine Wunder, an keine Heilige, ja nicht einmal an die Jungfrauſchaft der Maria, und hatte abſonderlich

einen Abscheu vor den Pietisten und Mukern, die in Frankfurt zahlreich wuchern und nicht wenig Einfluß haben; lauter Dinge, die einem ächten Spießbürger eben so viel Criminalverbrechen sind, und ein ächter Frankfurter nimmermehr verzeihen kann. „Goethe hat unsere freie (?) Stadt immer verachtet, hört man hier die Leute sagen."

Ein anderes Ereigniß komisch-tragischer Art brachte ebenfalls Leben in die Frankfurter Regierungsmaschine, und machte besonders den Römerherren, Senat und Appendix nicht wenig zu schaffen. — Mein ehrlicher Censor, der Kanzleirath Fiedler, war plötzlichen Todes verblichen. Der gute Mann war ein zu großer Verehrer der heidnischen Gottheiten Bachus und Ceres, und seine zu große Corpulenz bei noch ziemlich jugendlichem Alter führte seinen schnellen Tod herbei. — In Folge dessen mußte nun ein neuer Canzleirath ernannt werden, und die Wahl des hohen Senats fiel auf einen gewissen y. Lersner, der aus einer alten Patrizierfamilie stammte, und vortreffliche Fürsprache hatte. — Nun aber fand es sich, daß dieser Mann, so wenig Befähigung auch die Stelle eines Frankfurter Kanzleiraths erfordert, doch auch dieß wenige nicht einmal zu leisten im Stande war, und eine zur Prüfung dieser Wahl niedergesetzte Commission der ständigen Bürgerrepräsentation erklärte, diese Wahl nicht anerkennen zu können. So etwas war nun seit Menschengedenken noch nicht vorgekommen, wie, die 51er eine Wahl des Senats nicht anerkennen? — Die Stadt Frankfurt ist ihrem Untergang nahe! — hieß es im Senat, „Un was hawe se dann gege den Mann, wann er ach grath ka Schenie is, so werd er doch sein Name schreiwe kenne, hat net sei Urgroßvatter schon à Kronik von Frankfurt geschriwe, und hot er nett den Titel als Doctor", meinte ein Rathsmitglied. Es gab nun furchtbare Debatten im Senat selbst, und da Lersner bisher eine höchst untergeordnete Stelle im Nassauischen begleitet, auch kein Examen in Frankfurt gemacht hatte, folglich diese Ernennung auch gesetzwidrig war, so mußte am Ende die Senatsmajorität nachgeben, und die Sache sollte vor den gesetzgebenden Körper zur endlichen Entscheidung kommen. — Die Folge davon war, daß Lersner einen ihm gegebenen guten Rath befolgte, und dem fatalen Conflict durch freiwilliges Zurücktreten ein Ende machte, und so dem Senat die Schmach ersparte, ein total unfähiges Subjekt, einen zweiten Höppeltanz angestellt zu haben.

Eine andere hochtragiſche Geſchichte, die ſich nicht lange nachher ereignete, brachte abermals die ganze Stadt in Allarm und machte der hohen Obrigkeit nicht minder zu ſchaffen.

Der Sohn eines wenigſtens drei- bis vierfachen Millionärs, Namens B...a, war von ſeinem Vater zu ſeiner merkantiliſchen Ausbildung auf ein Jahr nach England geſchickt worden, wie dieß bei den Frankfurter reichen Kaufleuten ſo gebräuchlich iſt. — In der Regel kommen auch dieſe jungen Herrn eben ſo unverfälſcht und unterrichtet wieder zurück, wie ſie abreiſen. — Dießmal war dieß jedoch nicht der Fall, und trotz dem, daß Vater und Mutter dem jungen B...a bei ſeiner Abreiſe auf das Gewiſſen gebunden und tief eingeprägt hatten: „in der Fremde ja keine dummen Streiche zu machen, oder ſich gar ernſtlich zu verlieben, vergaffte ſich derſelbe doch ſo gewaltig in eine junge wunderſchöne blauäugige blondgelockte Tochter Albions, die aber faſt ohne Vermögen war, daß er derſelben Herz und Hand antrug. Beides wurde nicht verſchmäht, aber die Einwilligung der Eltern des jungen Mannes zu dieſer Verehlichung war nicht zu erhalten, und er verheirathete ſich ohne dieſe mit der Heißgeliebten, wie dieß in England nicht ſo ſchwer iſt. Das Mädchen war übrigens von ſehr ehrenwerther Familie und erfreute ſich mit Recht des beſten Leumunds. Von dieſem Augenblick an entzog der Vater, der ſtatt eines Herzens wahrſcheinlich einen Geldſack unter der linken Rippe hatte, dem Sohn jede Unterſtützung. — Anderthalb Jahre lebte das junge Ehepaar in London, aber da der junge B...a, der bei allem Gelde keine Erziehung erhalten hatte, die ihn befähigt hätte, ohne Mittel ſeinen Unterhalt zu erwerben, ſo viel wie nichts verdiente, ſo befanden ſich die Leute am Ende in einem Zuſtand des Elends, der auch dem hartherzigſten Menſchen noch Mitleiden einflößen mußte, nicht aber dem Vater, der ſchon lange auf keine Briefe mehr antwortete und durch nichts zu rühren war. — Es blieb nun dem Sohn nichts anders übrig, als mit dem Wenigen, was er noch zuſammenraffen konnte, mit ſeiner Frau nach Deutſchland zu reiſen, um zu verſuchen, ob ſeine perſönliche Anweſenheit, und wenn er ſich zu den Füßen ſeiner Eltern würfe, deren Hartherzigkeit nicht erweichen könne. — Kaum daß das bischen Geld hinreichte, die Vaterſtadt zu erreichen; auch blieben die jungen Leute vorerſt in dem nahen Städtchen Höchſt, bis ſie endlich die größte Dürftigkeit und der Hunger zwang,

die junge Frau hatte ſchon mehrere Tage nichts mehr gegeſſen, zu dem Entſchluß vermochte, zu Fuß nach Frankfurt zu wandern, da auch von Höchſt aus alle Verſuche, den Vater zu rühren, vergeblich waren. Sie kamen in einem ſolchen abgeriſſenen Zuſtand daſelbſt an, daß ſie nur nach vieler Mühe in einem Gaſthof des untergeordnetſten Ranges aufgenommen wurden. — Der Sohn ſetzte nun nochmals alles in Bewegung, die Verzeihung des Vaters zu erhalten, aber erhielt nur bittere abſchlägige Antwort. Das unglückliche Paar faßte nun den Entſchluß, ſich gemeinſchaftlich den Tod zu geben, und beide nahmen Arſenik, das ſie ſich ſchon länger zu dieſem Zweck und wenn keine andere Hülfe mehr möglich ſei, verſchafft hatten. Nach drei Stunden der entſetzlichſten Qualen ſtarb die junge Frau unter den wüthendſten Schmerzen, der Mann aber, der wahrſcheinlich nur eine geringe Doſis von dem Gift genommen, und es nicht wie Major Walter machte, der, als er fürchtete, nicht genug genommen zu haben, eine zweite Portion verſchluckte, nahm eilig das ihm gereichte Gegengift, genaß, und wurde vorerſt in's Gefängniß abgeführt, und tröſtete ſich bald über den gehabten Verluſt, da der Vater, nun der Gegenſtand ſeines Haſſes aus dem Wege geſchafft war, ſich auch geſchmeidiger zeigte. Herz und Verſtand iſt bei ſolchen Menſchen gleich faul, und obgleich dieſe furchtbare Geſchichte in faſt allen öffentlichen Blättern zur Sprache kam, ein Artikel in der Würzburger Zeitung ſchloß mit den Worten: „Wer möchte wohl mit dem Fünf-Millionen-Mann tauſchen“, und ſogar von den Kanzeln in den Kirchen Frankfurts dieſe Abſcheulichkeit gerügt wurde, ſo zeigte man doch eine eherne Stirne, und ſuchte durch eine Plaiſirreiſe der faſt drohenden Stimmung der Einwohner zu entgehen, und dieſer die Zeit zu geben, ſich abzukühlen.

Um ein wenig Abwechſelung in das ziemlich einförmige Rödelheimer und Frankfurter Leben zu bringen, brachte ich einen Theil des Sommers in den nahen Taunusbädern, wie Soden, Schwalbach, Wiesbaden, Ems ꝛc. zu, wo ich manche nicht unintereſſante Bekanntſchaft machte, bedeutende Künſtler hörte und romantiſche Land-, Wald-, Feld- und Gebirgspartien in angenehmer Geſellſchaft machte. — In Wiesbaden wurde ich indeſſen durch einen alten Bekannten, der mit mir im Regiment Y. gedient hatte und auch mit mir in Corfu geweſen war, in Händel verwickelt, die leicht ſchlimme Folgen hätten haben können. — Dieſer

Menſch, ein gewiſſer W. Pietſch aus Mainz, hatte mich auf das dringendſte erſucht, ihm doch literariſche Arbeiten anzuvertrauen, da er von ſeiner geringen Penſion nicht leben könne, er ſchrieb auch Zeitungsartikel in verſchiedene Lokal-Blätter. Leider hatte ich ihm zu meinem größten Nachtheil ſeine Bitte gewährt, und kam dadurch auch in Geſchäftsverhältniſſe mit ſeinem Schwager, einem gewiſſen Konrad Wetter, der in London die Branntweinbrennerei trieb, ein Handwerk, das, wie es ſchien, ſehr einträglich für ihn war. Dieſe unheilvollen Verbindungen ſollten, wie wir bald ſehen werden, den nachtheiligſten Einfluß auf mein Geſchäft haben. — An einem Sonntag trafen wir uns im Curſaal zu Wiesbaden, wo wir zu Mittag ſpeißten. Pietſch, ein ſonſt äußerſt phlegmatiſcher und ſehr ruhiger Menſch, der auch wo nur irgend ein Streit möglich geweſen, einem ſolchen mit der größten Behutſamkeit meilenweit auswich, wie er ſchon beim Regiment N. hinlänglich bewieſen, verwechſelte hier ſein Couvert mit einem ſchon belegten, um näher bei einem Bekannten ſitzen zu können. — Unglücklicherweiſe gehörte das verwechſelte Couvert einem ruſſiſchen Offizier, der die Sache übel nahm, einige Worte fallen ließ, die dem armen Menſchen allen Appetit verdarben, da der Ruſſe mit ſtarker Betonung hinzugeſetzt hatte: „Nach der Tafel ſprechen wir uns, mein Herr.“ Kaum war das Deſſert ſervirt, ſtand Pietſch auf, und wollte ſich davon machen. Der Offizier aber folgte ihm auf dem Fuß, und ſtellte ihn hinter dem Curſaal zur Rede wegen der Verwechſelung, wobei er eben nicht ſehr artige Schimpfworte, wie: er iſt ein Flegel, gemeiner Kerl ꝛc. fallen ließ, und als er das Phlegma ſah, mit welchem dieſe Worte aufgenommen wurden, drohte er ſogar mit Ohrfeigen und Fußtritten, und war im Begriff ſeine Drohungen wahr zu machen, als ich zufällig aus dem Saal trat, und mich Pietſch erblickte, der nun, ſich vor dem Ruſſen retirirend, mit den Worten auf mich zuſprang: „Sehen Sie, wie mich der Menſch verfolgt, und ich habe ihm doch gar nichts zu leide gethan, ſtehen Sie mir doch bei.“ — Ich trat nun vor den Ruſſen und fragte ihn, warum er dieſen Herrn beleidige? Ich hatte an einem andern Theil der Tafel geſeſſen und von dem Vorfall gar nichts gewußt. — Der Offizier antwortete mir barſch: „Daß das, was er mit dem Menſchen habe, mich gar nichts angehe, und ich mich um mich zu ſcheren habe, ſonſt würde er es auch mit mir zu thun haben.“ —

Das haben Sie von diesem Augenblick, erwiederte ich nun, ein solches Benehmen und ein solcher Ton ist eines gebildeten Mannes unwürdig, ich dulde ihn nicht und Sie werden depreciren. Das werde ich nicht, versetzte der Russe, jedoch in einem gemäßigteren Ton, und fuhr fort: ich bin von diesem Menschen beleidigt worden, und verlange zuerst Satisfaction von ihm, er mag übrigens die Waffen wählen, Degen oder Pistolen, und dann stehe ich auch Ihnen zu Diensten. Pietsch's Schwager, Wetter, der in der Nähe stand, hatte kaum diese Worte vernommen, als er er sich drückte. Er war übrigens ein untersetzter ziemlich vierschrötiger Mensch, der ein wahrhaft bärenartiges Aussehen hatte, auch wohl im Stand sein mochte, da, wo es einen Faustkampf galt, drein zu schlagen, wie er sich denn rühmte, sich mehrmals mit englischen Sackträgern herumgeprügelt zu haben; aber wenn er von blanken oder gar von Schießwaffen hörte, da bekam er doch ein Schütteln und eine Art Fieber. Ich sagte indessen dem Russen, daß es ihm gleich sein könne, ob er sich mit diesem Herrn oder mit mir zuerst schlage, aber dieser bestand darauf, sich durchaus mit Pietsch, der ihn zuerst beleidigt habe, schlagen zu wollen, dann aber stände er mir und wer es nur immer sei, Rede. Pietsch brachte nun vor, daß es nicht im entferntesten seine Absicht gewesen sei, ihn im mindesten zu beleidigen, und daß ihm das Vorgefallene, was auf einem Irrthum beruhe, da er nicht gesehen, daß das Couvert belegt gewesen, sehr leid thue, und er gerne bereit sei, deßhalb um Vergebung zu bitten, da die Sache ohnehin so unbedeutend sei, daß es sich doch wahrlich nicht der Mühe lohne, Menschenleben auf das Spiel zu setzen. Der Russe lächelte und fragte mich um meine Meinung, und da er mir eigentlich nichts Beleidigendes gesagt hatte, so pflichtete ich dem Pietsch bei; man versöhnte sich und der Moscowite lud uns nun zur Flasche Johannisberger ein, die er aus dem Kabinet kommen ließ, wogegen ich ihn mit Steinberger traktirte, und unsere Zeche stieg auf einige vierzig Gulden; der Johannisberger 1822ger kostete 12 fl. die Flasche.

Schon länger war mir der Aufenthalt in Frankfurt und Rödelheim zuwider geworden, wozu auch höchst unangenehme Geschäftsverhältnisse das ihrige beitragen mochten. Ich hatte unterdessen die Bekanntschaft des französischen Gesandten Allen de Cyprey gemacht, der mich öfters besuchte und mir zuredete,

doch nach Frankreich überzusiedeln, indem ich in Paris einen ganz andern Wirkungskreis für meine Arbeiten als hier finden würde. — Er selbst war ebenfalls mit seinem Aufenthalt in der Bundesstadt sehr unzufrieden, und hielt schon längst um einen andern Gesandtschaftsposten bei seiner Regierung an, der ihm dann auch endlich ward. Seine Stellung in Frankfurt war aus folgendem Grund nicht die angenehmste. Er hatte ein Mädchen von geringer Herkunft aber ausgezeichnetem Verstand, eine Frankfurterin geheirathet, mit der er schon früher ein intimes Verhältniß gehabt, die für seine Geliebte gegolten, und die er zu ihrer Ausbildung einige Jahre in ein französisches Fräulein-Institut gethan hatte. — Einmal seine rechtmäßige Gattin, glaubte er sie auch in die Gesellschaft der Bundesdamen einführen zu dürfen, machte Besuche mit ihr bei allen Damen der beim Bundestag angestellten Gesandten und Beamten, von denen jedoch fast keine erwiedert wurden. Der Bankier Saraffin, der die Geldangelegenheiten der französischen Gesandtschaft zu besorgen hatte, suchte die Sache in's Gleise zu bringen und gab zu diesem Ende eine große Gesellschaft, zu der nebst Madame Alley de Cyprey auch die andern Bundesdamen eingeladen waren, die jedoch bis auf wenige, Nichtdeutsche, die Salons des Banquiers augenblicklich verließen, sobald die französische Gesandtin erschien. Nach einem solchen Affront war Alley de Cyprey's Stellung beim Bundestag freilich nicht mehr haltbar; er wurde auf sein Ansuchen abberufen und erhielt den Gesandtschaftsposten in Merico, den er, ein Creole, selbst gewünscht hatte. Er hätte bedenken sollen, daß er zu Frankfurt und nicht zu Paris lebte, wo solche Jämmerlichkeiten nicht leicht möglich sind. Von den Damen aber, die der Madam Alley diesen Streich spielten, waren viele, die ihr in keiner Hinsicht das Wasser reichten, und an Intelligenz, Kenntnissen, Geist und Moralität weit unter ihr standen, und außerdem sonst eben nicht so scrupulös waren, wenn es galt, der Maitresse eines kleinen deutschen Fürsten, wie z. B. der Gräfin Reichenbach, die eine Berliner Hutmacherstochter war, den Hof zu machen. Alley de Cyprey ging bald darauf nach Paris ab und lud mich ein, ihm bald zu folgen. Ein anderer Streich, sehr komischer Art, war nicht lange dem badischen Gesandten, dem Herrn von Blittersdorf gespielt worden, und gab viel zu lachen. — Dieser Herr hatte vor dem Gallusthor ein Haus bauen und um dasselbe einen

ſehr ſchönen Garten durch den Stadtgärtner Rinz anlegen laſſen. Dieſer hatte ihm jedoch eine weit über ſeine Erwartung hohe Rechnung gemacht, welche er ſich zu bezahlen weigerte. — Rinz, ein reicher Mann, er hatte ſchon bei dem Abtragen der Feſtungswerke vierzigtauſend Gulden für die Bewahrung der von den demolirten Mauern herſtammenden Steine erhalten, indem er für die Ruthe derſelben einen Gulden gefordert, ſo lange auch die Bewahrung dauern möge, was die Baucommiſſion, die nicht überlegt hatte, daß es 40,000 Ruthen geben würde, ſehr billig fand, bis ſich das Facit zeigte, beſchloß nun, ſtatt um ſein Geld zu betteln oder zu proceſſiren, dem Herrn Geſandten einen Streich zu ſpielen, der ganz Frankfurt in Bewunderung und Erſtaunen ſetzen ſollte. Herr von Blittersdorf erwachte an einem ſchönen Sommermorgen und als er ſeiner Gewohnheit nach ſich an einem Fenſter an dem Anblick ſeines ſo ſchön angelegten Gartens und den herrlich blühenden Blumen ergötzen wollte, da waren Garten und Blumen, Pflanzen und Geſträuche ſammt allen jungen Bäumen verſchwunden, und er ſah rings um ſein Haus nichts wie wüſtes Feld, das den Anblick brach liegender Aecker hatte, die eben erſt umgeackert worden. — Er glaubte zu träumen, rieb ſich die Augen, rief ſeine Angehörigen herbei, die ihm mit dem größten Erſtaunen bezeugten, daß er nicht träume, ſondern was er ſehe, nackte Wirklichkeit ſei. Es war ihm nun zu Muthe wie dem Aladin, als er den leeren Platz ſah, auf dem ſein verſchwundener Zauberpalaſt geſtanden, und er glaubte, daß die Genien irgend eines mächtigen Zauberers ihm dieſen Streich geſpielt hätten. — Indeſſen ſtellte es ſich bald heraus, daß dieſer Zauberer kein anderer war als der Stadtgärtner Rinz, der in der verwichenen Nacht durch ſeine zahlreichen Arbeiter alle ſeine hier gemachten Schöpfungen und Pflanzungen wieder hatte wegnehmen laſſen, und vor Tagesanbruch war die Arbeit gethan. Mehrere Tage lang wanderte ganz Frankfurt vor das Gallusthor, den wüſten Platz anſtaunend, auf dem der ſchöne Garten geſtanden hatte, und bewunderte die Allmacht ſeines Stadtgärtners, der vor bald dreißig Jahren als armer Taglöhner und ganz abgeriſſen eingewandert war. Blittersdorf aber empfand bald die Wahrheit des Sprichworts: wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen.

Nebſt der Einladung Allex de Cypreves erhielt ich auch Briefe von Dürand, der ſich ſchon bereits längere Zeit in Paris

befand und daſelbſt für Rechnung und zu Gunſten Louis Napoleons die Zeitung: »Das Kapitol« redigirte, und mich dringend bat, nach Paris zu kommen, wo ich ſicher meine Rechnung in jeder Hinſicht finden würde. Dieß Alles beſtimmte mich vorerſt wenigſtens eine Reiſe dahin zu machen, um das Terrain daſelbſt ein wenig zu recognoſciren, und im September 1839 führte ich dieſen Vorſatz aus.

In Paris angekommen, ſuchte ich zuerſt Dürand auf, der mich freudig willkommen hieß, und mich verſicherte, daß die gegenwärtige Regierung ſich unmöglich würde mehr lange halten können, ſie ſei zu verhaßt, alle Welt ſehne ſich nach der Kaiſerzeit, die Bonapartiſten hätten einen großen Anhang, mit Thiers ſei man ganz unzufrieden, er ſchade der Sache der Orleans unendlich, Ludwig Napoleon ſei der Mann, der künftig in Frankreich herrſchen müſſe, er ſelbſt (Dürand) könne dann ſicher auf ein Porteſeuille zählen, und einmal Miniſter, würde es ihm ein Leichtes ſein, auch mir eine glänzende Poſition zu verſchaffen u. ſ. w. Daſſelbe beſtätigte auch Madame Dürand, die ſich im Geiſt ſchon als Frau Miniſterin in den Tuilerien glänzen ſah, und Alexander Dümas, der ſehr liirt mit ihnen war, obgleich er dem edlen Herzog von Orleans ſo viel zu danken hatte, der ihn mehrmal mit bedeutenden Summen vor dem Schuldgefängniß bewahrt hatte. Alley de Cyprey war in Paris mit den Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe nach Mexico beſchäftigt, und ſchon erwartete ihn eine eigene zu dieſem Zweck in Bereitſchaft geſetzte Fregatte in Toulon, und ſeine Frau machte bedeutende Einkäufe von koſtbaren Mobilien, Draperien, Toilettengegenſtänden, Wäſche, u. ſ. w., bei denen ich ihr behülflich war, und ſie in die Magazine begleitete, um ihr auswählen zu helfen, auch meiſtens mit der Familie ſpeiſte, mit ihr die Theater und Promenade beſuchte, das liebenswürdige, erſt dreizehn Jahre alte Töchterchen unter meine väterliche Obhut nahm, wenn es auszugehen hatte, und von ihrem Vater an manche angeſehene Perſonen, wie Feuillet de Conge und andere empfohlen wurde, wodurch es mir möglich war, für den Major von Radowitz, mit dem ich in Frankfurt bekannt geworden, und der ein großer Liebhaber von Autographen berühmt gewordener Perſonen war, dergleichen zu erwerben. Madame Alley de Cyprey wollte unter andern auch einen guten Erard'ſchen oder Pleyel'ſchen Flügel für ihre Tochter kaufen, und

zu diesem Zweck die Clavierspielerin Cathinka v. Dietz, die sie schon früher gekannt, zu Rathe ziehen, es war ihr aber bis jetzt nicht gelungen, deren Wohnung ausfindig zu machen, obgleich sie sogar die polizeiliche Hülfe deßhalb in Anspruch genommen hatte. Als sie mir dieß klagte, versicherte ich sie, daß bevor 24 Stunden vergingen, ich die Dame zu ihr bringen wolle. Sie spielte die Ungläubige, und machte die Sache zu einem Ehrenpunkt für mich. — Ich schloß, daß Fräulein Dietz vermöge ihrer Stellung durchaus einigen Musikalienhändlern bekannt sein müsse, und beschloß, bei all diesen Herrn nach ihr zu fragen, bis ich den ausfindig gemacht, mit dem sie in Geschäftsverbindung stehe. Nachdem ich ungefähr ein Dutzend Musikläden besucht hatte, fand ich bei Prillipp auf dem Boulevard der Italiäner, was ich suchte, und brachte der Frau Gesandtin triumphirend die Adresse und Nummer der Wohnung der Fräulein Dietz, und wenig Stunden darauf die Dame selbst. — Nun meinte sie, ich müsse selbst in Paris ein vortrefflicher Polizeipräfekt sein; je nun, fügte ihr Hr. Gemahl lachend hinzu, wer weiß, was nicht noch Alles aus Hrn. Fröhlich werden kann.

Von meinen früheren Pariser Bekannten suchte ich verschiedene auf, fand aber nur ein paar alte Kriegskameraden, wie Düret, der eine reiche Pariserin geheirathet hatte, wieder, die meisten waren in ein besseres Leben hinübergegangen, oder ich konnte gar nicht erfahren, was aus ihnen geworden war. Auch fand ich Gelegenheit zu einem kleinen Federkrieg, der folgende Veranlassung hatte — Ein höchst alltägliches musikalisches Genie, wie es deren in Paris Tausende gibt, Namens Jules Maurel, kam auf den unglücklichen Einfall, in der France musical in einem Artikel: „Sur le génie et les compositions de Mozart“ überschrieben, der Welt beweisen zu wollen, daß der arme Wolfgang Amadäus Mozart nur ein armseliger musikalischer Stümper in der Tonkunst wie in der Composition gewesen sei, der dem Rossini, dem Boieldieu und andern italiänischen und französischen Tonsetzern das Wasser nicht reiche. — Mehrere tüchtige Musiker setzten das schwarze Genie deßhalb zur Rede, und bewiesen ihm seine übergroße Albernheit, indem sie ihn in öffentlichen Blättern derb zurechtwiesen. Maurel, gleich allen obstinat vernagelten Köpfen, statt sich belehren zu lassen, beharrte auf seiner einmal ausgesprochenen Meinung, und schmiedete einen zweiten Artikel für die

France musicale, den er les noces de Figaro et le barbier de Seville überſchrieb, und durch welchen er ſeine Behauptung auf eine eben ſo lächerliche als ſtupide Weiſe zu rechtfertigen ſuchte, indem er ſich beklagte, daß ſein erſter Artikel über Mozart und deſſen Compoſitionen bei allen Veteranen des alten Schlendrians einen Schrei des Entſetzens und Unwillens hervorgebracht hätte, und viele ihn ſogar in ſehr beleidigenden Ausdrücken darüber zur Rede geſtellt hätten. — Ich nahm mir nun vor, das muſikaliſche Wunderthier, das dieſen Unſinn niedergeſchrieben, auf ächt franzöſiſche Weiſe zu geißeln, das heißt dem Spott und der Lächerlichkeit, in einem Artikel, den ich: „Der moderne Midas“ überſchrieb, Preis zu geben, und es gelang mir vollkommen, was freilich nicht ſchwer war, da ſich das langohrige Männlein die gewaltigſten Blößen in jeder Zeile gegeben hatte. So hatte er unter andern, zum Beweis, daß Mozart nur ein Stümper ſei, geſagt:

„Daß wenn einmal wahre Liebhaber der Muſik die lange Litanei von Mozarts Werken, ohne alle Erfindung (!), ohne allen Styl (!), ohne allen Geiſt werden begriffen haben, man ſeiner Meinung, die man jetzt parador nenne, allgemein beipflichten werde.“ Ferner ſagte er: „Daß dem Schöpfer der mehr als mittelmäßigen Opern, des Idomeneo, des Titus, der Entführung aus dem Serail, cosi fan tutti etc. alle dramatiſche Wiſſenſchaft, alle Fähigkeit, alle gute Organiſation, welche das Meiſterwerk der Tonkunſt, das lyriſche Drama erfordert, völlig gemangelt haben, und daß man kühn ſagen darf, daß man noch kein großer Tonkünſtler iſt, wenn man nur ein Muſikant iſt, ſo wenig als man ein großer Schriftſteller iſt, wenn man einige Phraſen in Zeilen zu reihen verſteht.“ — Ich meinte nun, daß Niemand an dieſer eklatanten Wahrheit zweifeln könne, der nur zwei Zeilen von Maurel-Midas geleſen. — Um zu beweiſen, daß an Mozarts Werken nichts Erhabenes ſei, und um zu lehren, was man unter erhaben eigentlich verſtehen müſſe, ſchmierte unſer moderner Midas zwei Seiten voll des abgeſchmackteſten Zeugs, und ſagte am Ende, „daß erhaben ſo viel heiße, als erhöht, und die Erhöhung erhabener Begriffe die großen Tonkünſtler, die großen Dichter, die großen Maler und die großen Männer überhaupt, mache! — Ein Künſtler ſei nur erhaben, wenn er ſich über ſeine Kunſt erhöht, aber das that Mozart

nicht! — Aus Mozart hätte ſchon darum nichts Rechtes werden können, weil ihm ſein Vater ſeine Kunſt eingebläuet und ihn durch ganz Europa wie Van Ambugh ſeine wilden Beſtien geführt habe.«

Ich bat nun die Direktoren der franzöſiſchen Tollhäuſer um ein Plätzchen für den modernen Midas volgo Maurel. Der gute Mann meinte weiter: »Wer bewundert, wer kennt nur noch den Idomenus? den Titus? die Zauberflöte? die Entführung? cosi san tutti ꝛc.? wer ſingt ſie wohl noch? ſie ſind eben ſo vergeſſen als unbekannt, und es bleiben nur noch zwei mittelmäßige Opern übrig, Don Juan und Figaros Hochzeit, und zwar nicht für die Bühne, ſondern nur im Gedächtniß von Liebhabern, alle andern exiſtirten nicht mehr.« NB. Für einen Maurel-Midas und Conſorten, meinte ich. — »Nur wahnſinnige Bewunderer Mozarts können ihn den Raphael der Tonkunſt nennen«, meinte das Genie; »ein halbes Dutzend Quartette, drei Symphonieen und zwei Opern, das iſt Alles, was von Mozarts Werken auf uns gekommen iſt«, ſagte er weiter.

Von Mozarts wahrhaft himmliſcher Kirchenmuſik, von ſeinem Requiem ꝛc. hatte unſer Midas nie etwas gehört!! und ſagte, »man habe vor einiger Zeit es einmal gewagt, in dem Concert der Gazette musicale zwei Quartette von Mozart zu ſpielen, dieſe hätten gar keine Wirkung hervorgebracht, obgleich das Auditorium aus faſt lauter Tonkünſtlern beſtanden hätte!« Tonkünſtler à la Maurel-Midas, auf deren dickfellige Gehörhaut höchſtens eine große Trommel oder Drehorgel wirken kann. Uebrigens weiß man, was die Concerte der France musicale leiſteten. »Daß es Leute gibt, die behaupten, Don Juan und Figaro, die in Frankreich am meiſten bekannten Opern Mozarts, ſeien allein hinreichend, Mozarts Superiorität zu begründen", meint unſer Midas, „ſei albern, denn im Figaro ſei außer einer ländlichen Sopran-Arie, einem hübſchen Duett und der bekannten Arie „non piu andrai" gar nichts von Bedeutung vorhanden, das Ganze ſei arm an Melodie und Harmonie, und enthalte nur dünnleibige Fetzen von Tonſtücken, ohne Charakter«, und ſo geht das ſinnloſe Geſchwätz noch lange fort, um zu beweiſen, wie ärmlich und ſtümperhaft Mozarts Figaro im Vergleich gegen Roſſini's brillanten Barbier vom erſten bis zum letzten Takte daſtehe. Indeſſen mußte der neue Midas doch zugeben, daß in Roſſini's Werk, in der

Arie, welche Baſilio ſingt, mehrere Takte Note für Note der Arie Bartolo's in Mozarts Figaro entnommen ſind, meinte aber »Muß man deßhalb Plagiat ſchreien? und wäre es Plagiat, das heißt unwillkührliche Reminiscenz, ein Plagiat reicher Seele, ſo würde Roſſini's Arie nichts deſtoweniger ein Meiſterſtück voll Originalität ſein, und die Arie Mozarts ein ganz gewöhnliches Tonſtück. — Man nehme dieſe Takte aus Roſſini's Arie, und man nimmt ihr nichts, ſtreicht ſie aus der Arie Mozarts, und man nimmt ihr Alles.«

Nur Figaros Arie: „Non piu andrai" fand unſer Midas noch leidlich, meinte aber, darüber ſei ſchon Alles geſagt, doch müſſe man bedauern, daß der militäriſche Marſch nicht ausgezeichnet ſei!!! Daß dieſes dickfellige Langohr, das ſogar die Ouvertüre aus dem Don Juan nur ein höchſt mittelmäßiges Tonſtück nennt, Mozarts Werke weder zu ſtudiren noch je zu begreifen im Stande iſt, und nicht die geringſte Ahnung von dem in denſelben herrſchenden Geiſt hat, noch haben kann, hat er durch ſeine mehr als burlesken Urtheile über die Schöpfungen dieſes Genie's bewieſen. Wie kann man auch von ſolchem homunculus verlangen, daß er wiſſe, daß kaum eine Woche vergeht, wo in Deutſchland nicht auf einer oder der andern Bühne die Zauberflöte, Titus, die Entführung ꝛc., freilich meiſt mit deutſchen Sängern, aufgeführt werden, ebenſo wie ſie die italiäniſche Oper in London und anderwärts gibt. Daß das franzöſiſche Publikum dieſe Opern nicht oder nur wenig kennt, iſt leicht zu erklären. — In Frankreich fehlt es gänzlich an Stimmen, welche den Rollen einer Königin der Nacht, einer Conſtanze, eines Saraſtro, eines Tamino, eines Sertus, eines Osmin ꝛc. gewachſen wären. Schöne Altſtimmen fehlen in Frankreich ganz, ebenſo klangreiche Baßſiſten und Baritoniſten, und die hohen franzöſiſchen Sopranſtimmen quickſen meiſtens. Dieß iſt das ganze Geheimniß, warum man die genannten Opern nicht geben kann. Um den Don Juan in der franzöſiſchen großen Oper aufführen zu können, mußte man die Titelrolle in einen Tenor umwandeln, weil kein Bariton vorhanden war, die Zauberflöte wurde vor Jahren unter dem Titel: les mystères d'Isis in der großen Oper ſo entſetzlich verſtümmelt aufgeführt, daß Mozarts Compoſitionen gar nicht mehr zu erkennen waren. Alle Tonſtücke waren beſchnitten, viele ganz weggelaſſen, oder den damals

vorhandenen Stimmen angepaßt, dagegen Tonstücke aus andern Opern eingelegt, genug das Stück war völlig ein musikalischer Jahrmarkt von Plundersweiler, auch konnte sich dieß Pfuscherwerk natürlich nicht auf dem Repertoir erhalten, und mußte mißfallen. Es war ebenfalls ein musikalisches Genie à la Maurel-Midas, welches sich so ungeheuer an dem armen Mozart versündigt hatte. — Was unser Midas besonders hervorhebt, um die großen Vorzüge Rossini's vor Mozart zu beweisen, ist: «daß der italiänische Meister es trefflich versteht, mit noch weniger Instrumenten, wie der deutsche, zweimal so viel Lärm zu machen!!!»

Ich bin nur Dilettant, aber wie hoch muß ich nach Maurels Meinung nicht über Rossini stehen, da ich einen Sturmschritt componirt habe, den 24 Trommelschläger accompagniren, und der zehnmal mehr Lärm macht als das große Orchester der Pariser großen Oper hervorbringen kann! — Uebrigens erfuhr ich später, daß Rossini oft den hungrigen Magen Maurels stopfte, wodurch dieser natürlich erst recht von Rossini's Superiorität überzeugt wurde. — Schließlich machte ich den Antrag, dem großen Kritiker Maurel ein Denkmal auf Subscription setzen zu lassen, wo er auf einem Esel reitend, verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand, mit langen Ohren dargestellt würde. Man fand jedoch, daß das Material, selbst aus Sandstein bestehend, noch zu kostbar wäre, und so unterblieb die Sache. Dem Maurel blieb jedoch der Name Midas für alle Zeiten, selbst in Frankreich. Im übrigen brachte ich die Zeit zu Paris recht angenehm hin, und besuchte fast alle Theater von der großen Oper bis zu dem Kindertheater in der Passage Choiseuil, es waren deren gerade ein Viertelhundert eröffnet. Die große Oper war nicht sonderlich gut besetzt, Levasseur, Duprés und Mad. Dorus hatten schon ihre Blüthezeit hinter sich, dagegen entzückte Fanny Elsler noch Jedermann im Ballet, und riß, besonders wenn sie die Cachouchen tanzte, alle Männerherzen unwiderstehlich hin, sie war die reizendste aller Tänzerinnen, die ich je gekannt. Aux français glänzte noch immer Dmlle. Mars in der Comödie, und entzückte selbst als jugendliche Liebhaberin, ich suchte aber nicht ihre Bekanntschaft zu erneuern. Die Rachel war in der Tragödie der erste, ja einzige Stern, doch hatte mich die Duchenois einst mehr angesprochen. Bei den Italiänern, die damals im Odeum spielten, waren Pau-

line Garcia, die Persiani, Tamburini, Rubini und Lablache, die großen Talente, deren Anziehungskraft das Haus überfüllte. In der Renaissance entzückte die liebliche Tochter Albions, Miß Anna Thillon, durch Spiel und Gesang alle Welt und in der soi disant komischen Oper glänzte noch, wenn auch ein wenig ermattet, Madam Damoreau Cinti. Tollheiten wie die Teufelspillen im olympischen Circus, und voll Witz sprudelnde Possen, wie: „les filles de l'enfer" im Ambigü, wo die Rougement die Sataniella spielte, waren ergötzlich genug. — Das letztere Stück, ein Vaudeville in vier Acten, war so originell komisch, und dabei geistreich, daß ich mich nicht enthalten kann, hier ein paar Worte darüber zu verlieren. Das Stück war voll von Teufelsspuck jeder Art, und Maschinerie, Scenerie ꝛc. leisteten das Mögliche; dabei gab es arge Seitenhiebe auf Oesterreich, Rußland und auf Albion. Ein alter Oesterreicher, Kapitän, Namens Bibermann, dem sie den Ehrentitel vieille choucroute (altes Sauerkraut), beilegen, und in den sich der Höllenmeister Cerberus verwandelt hatte, mußte gewaltig herhalten, wobei das chien und autrichien eine große Rolle spielte. Die Teufelstöchter, sieben Stück, wurden zuletzt der Hölle abtrünnig gemacht, und der Himmel ließ ihnen durch einen schneeweißen Engel mit silbernem Gefieder Pardon für ihre Sünden ankündigen, nahm sie in Gnaden als reuige Kinder auf, und machte sie zu liebenswürdigen Frauen geliebter Sterblicher. Das unterhaltendste und komischste im ganzen Stück war eine Cachoucha, welche die Mönche eines Dominikanerklosters gezwungen waren, von den reizenden Töchter der Hölle verführt, mit diesen zu tanzen, und die zuletzt in ein wahres Rasen ausartete.

Nach zwei Monaten verließ ich Paris wieder, ohne noch einen festen Entschluß gefaßt zu haben; auch wollte ich erst sehen, welche Wendung meine Angelegenheiten in Frankfurt nehmen würden, bevor ich mich definitiv für etwas entschied. — Indessen hatte ich den Buchhändler Paulin kennen gelernt, der Thiers Consulat und Kaiserreich verlegen sollte, und mich zu einer Uebertragung in's Deutsche aufforderte und deßhalb Hrn. Thiers empfahl. Thiers Geschichte der französischen Revolution hatte mich früher angesprochen, und ich war nicht abgeneigt, dieses Werk von Thiers zu übersetzen, besonders wenn ich vor dem begonnenen Druck, wozu mir Paulin Hoffnung machte, die

Ueberſetzung beginnen, damit die deutſche Ausgabe wenigſtens gleichzeitig mit der franzöſiſchen erſcheinen könnte.

Ich trat nun die Rückreiſe nach Deutſchland an, verweilte ein paar Tage in Toul, Nancy und Metz, wo ich meine Carriere als franzöſiſcher Soldat begonnen hatte, und mehrere alte Bekannte aufſuchte; auch in Kaiſerslautern blieb ich einen Tag, und kam endlich wohlbehalten wieder in Frankfurt und Rödelheim an, wo ich alles ſo ziemlich unverändert antraf, mir aber bald ganz klar werden ſollte, mit welchen Subjekten ich eine Geſchäftsverbindung eingegangen war. — Auch in Rödelheim war noch ziemlich alles wie ich es gelaſſen hatte, und das Caſino wurde fleißig von Fremden beſucht, unter denen ſich beſonders ein Fräulein Klindworth auszeichnete, die mit ihrer Mutter in Frankfurt lebte und deren Vater früher unter dem fortgejagten Herzog Carl eine nicht ſehr ehrenvolle Rolle geſpielt hatte, und ſich jetzt in Paris aufhielt. — Das Mädchen, Agnes, hatte Verſtand und Talente, die gut ausgebildet waren, ſprach fertig franzöſiſch und engliſch, ſpielte vortrefflich Piano, war eine gute und ſehr anmuthige Tänzerin, ritt mit vielem Anſtand, war ſchön gewachſen, von einnehmender Geſichtsbildung, und zog durch ihr Aeußeres und gefälliges Benehmen Jedermann an. Ihr Vater hatte ſich alle Mühe gegeben und keine Koſten geſpart, ihr die möglichſte Bildung in jeder Hinſicht zu geben, in der Hoffnung, dadurch eine politiſche Rolle ſpielen zu können, die er auch ſpielte, aber es war eine der traurigſten.

Unterdeſſen wurde mir das Leben in Frankfurt immer unerträglicher, meine Geſchäftsverhältniſſe wurden mir durch meinen Aſſocié Dietrich, vulgo Conrad Reuß, völlig verleidet. Der Plan einer Ueberſiedelung nach Paris wurde täglich reifer in mir, und von der Juſtiz unterſtützte Infamien, die mir den größten Nachtheil brachten und die ich im folgenden Kapitel mittheilen werde, veranlaßten mich zur baldigen Ausführung deſſelben.

# VII.

Justiz- und Polizeisünden der Frankfurter Gerichte. — Schreckliche Folgen des Wuchers. — Die Mucker. — Ausgeübter Kinderraub unter dem Schutz der Gerichte. — Unangenehme Geschäftsverhältnisse und Processe. — Ich wandere nach Frankreich aus.

Viel Greuel gibt's, wer kann's verneinen?
Viel Gräuel lebt im Sonnenlicht;
Doch jämmerlicher gibt es keinen,
Als Schurken sitzend zu Gericht!

Lenau.

Bevor ich auf meine eigenen Angelegenheiten komme, muß ich noch einige arge, ja unerhörte Justizsünden berichten, die gerade damals in Frankfurt begangen wurden, und welche ein grelles Licht auf das Verfahren der dasigen Gerichte, so wie überhaupt der Behörden daselbst, werfen. Ich habe nicht zu fürchten, daß sie auch der gewissenloseste Rabulist wird Lügen strafen können, indem die Wahrheit von dem, was ich anführe, authentisch und durch Dokumente bewiesen ist. — Nirgends findet mehr Willkür sowohl in der Administration wie in der Justiz statt, als in der sogenannten freien Stadt Frankfurt, daher auch hier Rabulisten und Wucherer ein herrliches Feld für ihre schwarzen Künste haben. Das bekannte:

»Die Rabulisten lachen in die Fäuste
Und denken, unser ist ja schon das Meiste:
Sind wir der Sache müd und reich,
Ei nun, dann ist es Zeit noch zum Vergleich. —
Es zieht sich dann der Streit hübsch in die Länge,
Die Sporteln, Deserviten, Spenden, Gänge, —
Sie haben zehnmal schon das Gut verschlungen,
Um das die Narren Tag und Nacht gerungen!«

findet hier seine volle Anwendung. Man kennt in ganz Frankfurt die Geschichte von dem alten Advokaten, der seiner Tochter, die er an einen angehenden jungen Advokaten verheirathete, einen wichtigen Prozeß, den er zu führen hatte, zur Mitgift gab; und

als nach einigen Monaten ihm ſein Schwiegerſohn triumphirend verkündete, daß er den Proceß gewonnen, vom Papa zur Antwort erhielt: »Dummkopf, ich hätte noch zwanzig Jahre davon gelebt und meine ganze Haushaltung beſtritten.«

»Die Frankfurter Verfaſſung bildet eine Ariſtokratie, einen Organismus von Kaſten«, heißt es in einem Briefe eines ehrlichen Frankfurters, »welche die ganze Adminiſtration, ja die ganze Lebensthätigkeit aller Bürger ſogar bis zu den unbedeutendſten Handlungen herab, in Feſſeln gelegt haben. Am nachtheiligſten äußert ſich dieſer Kaſtengeiſt bei den Wahlen zu dem geſetzgebenden Körper; denn laut der Verfaſſung darf kein Bürger nach Belieben einem andern ſeine Stimme geben, ſondern er muß ſich auf ſeine Klaſſe beſchränken. — Dadurch übt der Senat einen gewaltigen Einfluß auf die Wahlen, der einem völligen Deſpotismus gleich kommt; denn wenn auch die geſammte Bürgerſchaft für einen gewiſſen Mann wäre, ſo ſcheiterte doch ihr Geſammtwille an der Trennung der Bürgerſchaft in drei Klaſſen, in deren jeder der Senat durch leicht erklärliche Mittel ſich die Majorität verſchafft. Hierin liegt der Grund, daß nur dem Senat ergebene Menſchen gewählt werden können. Vermöge dieſes Klaſſifikationsſyſtems kann bloßes Verdienſt und Talent dahier nie emporkommen, ſondern muß ſich immer eine demüthigende Protektion ſuchen, welches für alle, die auf ihre Kenntniſſe, Fleiß und Rechtſchaffenheit beſchränkt ſind, eine höchſt traurige Ausſicht iſt! — Die gerechteſte und auffallendſte Beſchwerde aber beſteht in dem gänzlichen Mangel jeder Verantwortlichkeit der Beamten, hauptſächlich derer, welche zur Handhabung der Juſtiz angenommen ſind, woran ſich dann auch eine völlige Aufſichtsloſigkeit anſchließt. Sämmtliche nur etwas einträgliche Stellen werden von Senatoren beſetzt. Alle dieſe Beamten ſtehen unter gar keiner Controle, noch weniger unter einer Reſponſabilität für verkehrte oder pflichtwidrige Handlungen; und wenn Jemand ſich zu beſchweren hat, was täglich vorkommt, ſo iſt Niemand da, der ihn anhört. — Rückſichtlich der Juſtizbeamten, ſo wie überhaupt der Beamten, hält man gar nicht auf Bildungsſtufen, wodurch es geſchieht, daß unwiſſende und ganz unerfahrene Menſchen zu den wichtigſten Stellen gelangen. — In allen monarchiſchen deutſchen Staaten läßt man die Leute, welche ſich zur Magiſtratur melden, von unten herauf dienen; ſie müſſen Secretäre und Aſſeſſoren geweſen ſein, ehe ſie

zu einer Richterstelle aspiriren dürfen. — In Frankfurt ist dieß anders: da meint man, wie einer Senator sei, müsse er auch alle Eigenschaften eines Richters haben, und so setzt man ihn ohne alle Rücksicht auf das Gemeinwohl in die Justizhöfe, statt daß man einem solchen Senator eben so gut wie einem Handwerksgesellen oder einem Handlungsdiener zumuthen sollte, sich erst im Ausland als Volontär auszubilden, und ein wenig zu lernen, worin die Rechte der Menschheit bestehen, und was es heißt, über Weh und Wohl derselben zu urtheilen. Das größte Uebel aber ist der Mangel jeglicher Aufsicht in Justizsachen. In Frankfurt gibt es keine Behörde, die darauf sähe, daß die Richter ihre Pflichten erfüllen, zur rechten Zeit an die Arbeit gehen, sich nicht mit Dingen befassen, die der Justiz fremd sind, eine jede Parthei ohne Unterschied der Person anständig behandeln, sich keiner Brutalität, keiner offenbaren Partheilichkeit und Prävarikation und keinem Verschleif der Justiz schuldig machen. Ueber all dieß kann man hier bei Niemand Beschwerde führen, während in monarchischen Staaten der Justizminister oder am Ende der Fürst selbst solche Klagen anhört und entscheidet. — In Frankfurt aber kann sich dieß Alles ein Richter zu schulden kommen lassen, ohne auch nur einen Verweis zu befürchten zu haben; die Frankfurter Richter dünken sich daher auch so unfehlbar wie der Papst. — Dazu kommt noch, daß kein Frankfurter Blatt es wagen darf, das Mindeste über solche Dinge vorzubringen. — In Frankfurt hat es, besonders im Mittelstand, immer Männer gegeben, die sich durch Kenntnisse und Rechtschaffenheit, Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Intelligenz auszeichneten: allein von allen diesen ist kaum einer, den man zu einem öffentlichen Amte oder auch nur in den gesetzgebenden Körper zugelassen hätte; denn alle diese Männer haben auch Charakter, sind unabhängig, reden frei wie sie denken, sind keine Schmeichler, und passen also nicht an Orte, wo man nur nachbeten soll und unterthänige Jamenschen haben will."

Wie würde es den Richtern in Frankfurt ergehen, wo Sachen, die in vierzehn Tagen abzumachen sind, eben so viele Jahre dauern, ohne noch entschieden zu werden, wenn hier ein Kaiser Theodorich wäre, der Richter enthaupten ließ, weil sie die Beendigung eines Prozesses drei Jahre lang aufgehalten hatten. „Die Gerechtigkeit kann nie rein sein unter einem Regierungs-

ſyſtem, wo die Regierenden mitintereſſirt ſind." Die Herren ſollten doch an den bibliſchen Spruch denken, der da ſagt: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht beſſer iſt, als die der Schriftgelehrten und Phariſäer, werdet ihr ſchwerlich in's Himmelreich kommen!" Der iſt wahrlich zu bedauern, der im Labyrinth der Frankfurter Juſtiz Gerechtigkeit zu ſuchen genöthigt iſt; denn in dieſem grauſenerregenden Irrthal gehen nicht nur die beſten Lebenskräfte, ſondern auch die Ruhe und der Frieden der Seele verloren. — Nachſtehende Facta werden dieß außer Zweifel ſetzen.

Es iſt eine geſchichtliche Thatſache, daß noch während der dreißiger Jahre ein ſchon ſeit zehn Jahren geführter Rechtsſtreit über ein Stück alte Mauer, deren Urſprung Niemand zu erweiſen im Stande war (vielleicht waren es Rudera der alten Mauern von Jericho, welche die lieben Engelein, die auch den Transport des Häuschens der Mutter Jungfrau nach Loretto übernommen, dahingebracht), in voller Blüthe ſtand. Hinter der Mauer war noch ein kleines Höfchen, das an das Nachbarhaus gränzte. — Beide Gegenſtände waren dem Beſitzer des letzteren ſchon längſt ein Dorn im Auge, oder vielmehr lüſtete es ihm gewaltig nach deren Beſitz, er ſuchte ſie deßhalb käuflich um eine geringe Summe an ſich zu bringen, wozu ſich jedoch der Eigenthümer nicht verſtehen wollte, und das Geſuch wiederholt ablehnte, weil ſchon ſeit Jahrhunderten dieſe Mauer und Appendix alle vorhergehenden Beſitzer dieſes Hauſes, wie er nachwies, auch Eigenthümer der fraglichen Gegenſtände geweſen ſeien und er es auch bleiben wolle. — Nun aber wurde der darnach lüſterne Nachbar plötzlich zu der Würde eines Mitglieds der 51er erhoben, und auf's Bauamt verſetzt. Jetzt kam er auf den Gedanken, das was er in Güte nicht hatte erlangen können, mit Gewalt durch einen Prozeß an ſich zu bringen, den er auch ſogleich begann. Nachdem nun dieſer Unrechtsſtreit ſchon beinahe ein Dutzend Jahre gewährt, das Bauamt hatte Parthei für ſein Mitglied genommen, und behauptete, Mauer und Höfchen habe urſprünglich zu deſſen Haus gehört, kam die Sache endlich vor die Leipziger Univerſität, und dieſe legte dem Bauamt auf, den Beweis ſeiner Behauptung beizubringen, was es mit dem beſten Willen nicht vermochte. — Es war nun die Rede davon, durch einen Staatsſtreich die Mauer abbrechen zu laſſen; aber der rechtmäßige Eigenthümer ließ merken, daß er gegen einen ſolchen das Mittel der Nothwehr ergreifen würde, und ſo unterblieb der

Gewaltstreich. Indessen kostete den armen Mann der so mit Haaren herbeigezogene Rechtsstreit schon ungeheure Summen, die ihm Niemand vergüten wollte, da der Prozeß unentschieden geblieben sei. Man gab ihm zwar den Rath, seine Forderung auf's neue auf dem Weg des Rechts zu suchen, da aber bei den Frankfurter Gerichten der Ausgang ein sehr zweifelhafter war, so hatte der Mann keine Lust, noch ein anderes Dutzend Jahre zu prozessiren und abermal Tausende auf's Spiel zu setzen. Der herzlose Reiche bezahlt die gewissenlose Maschine seiner Ränke, die den unbemittelten bis zur Verzweiflung hinhält und seinen Untergang herbeiführt, reichlich, und triumphirt endlich, sich freudig die Hände reibend, und ist am Ende das Recht gar zu klar, so daß man mit allen Verdrehungen, Ränken und Schwänken nicht reussiren zu können glaubt, je nun, so hat man ja Beispiele, daß ganze Aktenstöße in letzter Instanz noch verschwinden können."

Ein Stadtwehrmann, Exfeldwebel S. — hatte sich in einem Wirthshaus erlaubt, die Organisation und Wahlordnung der Landwehr eines benachbarten Staates der Frankfurter vorzuziehen, indem er sagte: „nach seiner Meinung läge in der alle drei Jahre stathabenden Revision der Offiziere und deren frischer Wahl zum Rücktritt unter die Bürgergarde oder zur Bestätigung auf neue drei Jahre sehr viel Vorzügliches, indem dadurch der Offizier, wolle er seine Charge nicht verlieren, mit geziemender Höflichkeit dem Untergebenen begegnen müsse, und deßhalb käme es auch wohl nicht vor, daß ein Commis, welcher eine Charge bekleide und vor Ankunft auf dem Exerzierplatz von seinem Prinzipal mit einem tüchtigen Puter versehen, seinen Unmuth an den unschuldigen Untergeordneten auslasse, oder sich wegen seiner zufälligen Stellung bei einem großen reichen Handelshause einen dummen Stolz gegen nicht reiche oder arme Untergeordnete beimesse, ohne daran zu denken, daß er diese Charge nicht seinem Verdienste oder Herkommen, da seine Mutter vielleicht ein Waschweib gewesen, verdanke, sondern hier meistens die Zufälligkeiten einer bürgerlichen Stellung und Protektion bei den Wahlen in Betracht kommen." — Ein Commis W., der Hauptmanns-Rang bei demselben Stadtwehr-Bataillon bekleidete, bei welchem auch der Redner stand, hatte demselben hinter dessen Rücken bei einem Schoppen sehr aufmerksam zugehört, und als man dem Feldwebel, der ihn nicht gesehen, dieß später mittheilte, erwiederte er: Je nun, ich

habe ja nichts Böses und nur die Wahrheit gesagt. Eine geraume Zeit nach diesem Vorfall wurde S. plötzlich vor das Disciplinargericht in Uniform zu erscheinen geladen. Von demselben wurde ihm vorgehalten, daß er sich unziemliche Beleidigungen gegen sämmtliche Offiziere der Stadtwehr und insbesondere gegen den Hauptmann W. in einem Wirthshaus habe zu Schulden kommen lassen. S. wiederholte, was er gesprochen, nämlich von den Vorzügen der Hanauer Bürgergarde, und daß er weder den W. noch irgend einen andern Bürgeroffizier genannt, noch viel weniger namhaft gemacht habe, übrigens erkenne er das Disciplinargericht nicht für competent, über Wirthshausgespräche und außer Dienst vorgefallene Dinge zu richten, worauf er sich empfahl. Bei einer zweiten Vorladung eröffnete man dem S., daß man Zeugen abgehört, denen man zwar keinen Eid, aber ein Handgelöbniß abgenommen, und auf deren Aussagen finde man sich veranlaßt, ihn zu achtägigem Gefängniß auf die Hauptwache zu verurtheilen. — S. wollte die Zeugen wissen und verlangte, daß sie vereidigt werden sollten, zumal da er durchaus keine Namen genannt habe, und bestritt nochmals die Competenz des Gerichts, fand jedoch kein Gehör und man beharrte bei dem Ausspruch!!!

Wie man in Frankfurt mit Fremden verfährt, die sich keiner besondern Protektion zu erfreuen haben, oder die man wegen ihrer Stellung und ihrem Stand nicht zu fürchten zu haben glaubt, ist bekannt. Besonders sind arme Handwerksburschen der brutalsten und rohesten Behandlung von Seiten der Polizei ausgesetzt, und das Prügeln derselben häufig. Auch die Schauspieler sind in gewisser Hinsicht für vogelfrei erklärt, und man hat sich schon oft allerlei Gewaltstreiche gegen sie erlaubt. So erhielt einst eine erste Sängerin, Madame Ernst, die man zwingen wollte, nach Ablauf ihres Contracts einen neuen einzugehen, polizeiliche Wache in ihrer Wohnung, um sie zu verhindern, abreisen zu können, obgleich sie schon einen Vertrag mit dem Rigaer Theater eingegangen war. In Folge der dadurch gehabten Alteration bekam sie einen starken Blutsturz, der ihr Leben in Gefahr brachte und den Verlust ihrer Stimme auf längere Zeit bewirkte. — Die Theaterdirektion hatte zu ihrer Rechtfertigung vorgebracht, „die Künstlerin habe es ihr versprochen, ein neues Engagement einzugehen."

Wie oft mußten nicht schon in frühern Zeiten der Frank-

furter Magiſtrat und ſeine Juſtiz durch ſtrenge kaiſerliche Reſolutionen in die gehörigen Schranken gewieſen werden, was ſeit der Auflöſung des dem Herrn ſelig entſchlafenen heiligen römiſchen Reich nicht mehr geſchehen konnte. Um ſich davon zu überzeugen und daran zu ergötzen, muß man Müllers Sammlung kaiſerlicher, in Sachen Frankfurt contra Frankfurt-ergangenen Reſolutionen, beſonders das Juſtizweſen betreffend, nachleſen. Da heißt es unter andern im Vertrag vom Jahr 1613:

Zum Achtzehnten: „Soll E. E. Rath ſich beſſer befleißigen, daß meniglich unpartheiiſch Recht und Gerechtigkeit mitgetheilt, und da über Zuverſicht einige Unordnung und Mißbrauch im Schöpfengericht oder dem Rath eingeſchlichen, dieſelbe abgeſchafft und verbeſſert werde."

Zum Dreiundzwanzigſten: „Soll der Rath die förderliche Verordnung thun, daß eine leidliche bürgerliche Cuſtodi zugerichtet, und wann um bürgerliche Verbrechung jemand zu ſtrafen, derſelbe dahin in geborſamb, und nit mehr ins Panzerloch oder dergleichen Gefengniß gelegt werde." — Eine andere Reſolution beſagt: „Soll hinfüro der Burgermeiſter keinen Bürger um einigerlei Urſachen willen in gefängliche Haft nehmen zu laſſen berechtigt ſein, außerhalb deren in der Reformation geſetzten Fällen, und wo summum periculum in mora" ꝛc. ꝛc.

Die vielen monſtröſen Ungerechtigkeiten, die hier begangen werden, müſſen natürlich viel Groll, Gift, Galle und Rache bei denen hervorbringen, die ſie betroffen, und können nur darum ſtattfinden, weil in Verfaſſung, Juſtiz und Polizei ſo ungeheure Uebelſtände liegen, die alles Gute lähmen. Die davon nicht betroffenen Privilegirten, ſo wie faſt alle, die dergleichen noch nicht erfahren, ſind leider ziemlich gleichgültig bei ſolchem Unfug, und bedenken nicht, daß ſie keinen Augenblick ſicher ſind, daß auch ſie auf eine oder die andere Weiſe mißhandelt werden.

Wie es bei der Adminiſtration der Staats- oder Stadtgüter, was hier einerlei iſt, zugeht, davon will ich hier ein Pröbchen mittheilen; die Thatſache verbürgt ein Ehrenmann, der Stallmeiſter Wöhler, dem Frankfurt ſo viel verdankt. — Die Pachtzeit eines bedeutenden, der Stadt gehörigen und ſehr ergiebigen Gutes war bald um. Der Pächter deſſelben hatte es, zum größten Nachtheil des ſtädtiſchen Aerarium, aus beſondern Gründen unter außerordentlich günſtigen Bedingungen auf zehn Jahre in Pacht

erhalten, dabei war es notorisch, daß das Gut sehr schlecht bestellt und höchst vernachläßigt wurde, so daß sich selbst der hierüber verfügende Senator wiederholt geäußert hatte, daß man „diesem liederlichen Menschen" auf keinen Fall die Pacht erneuern dürfe. — Hievon bekam der liederliche Mensch Wind, und beschloß unfehlbare Maßregeln zu nehmen, um die Pacht behalten zu dürfen. — Eines Tags kam er mit zwei schön gemästeten Schweinen in die Stadt, und verehrte sie der Frau Senatorin, deren Mann über die Erneuerung der Pacht zu bestimmen hatte: „Ei des sin jo wunnerschöne Säuerche, lieber Mann, er macht sich gar zu viel Umstänne," meinte die Dame.

— Oh Frau Senatorin, das thut nix, i waß, was mei Schuldigkeit is.

Ein andersmal brachte der Mann ein paar prächtige Truthühner, nebst Kapaunen, jungen Hahnen und anderm lieben Vieh, der lieben Frau.

— Awer er setzt sich doch in gar zu große Unkoste, meinte die Dame, das schöne Vieh bewundernd, und setzte dann hinzu: awer deß bringt mih ordentlich in Verlegenheit, dann ih hab nix zu fresse vor das liebe Vieh, was frißt's dann eigentlich?

— Gerste, Hafer, Welschkorn und dergleichen, versetzte der Pächter, awer gewe Sie sich ka Müh, wer Ihne morge ein paar Säck voll Futter hereindringen, heunt hats schon genug gefresse.

— Ach er is gar zu gut, lieber Mann.

— Awer noch ans Frau Senatorin, ih hab gehört, daß ih vom Pacht soll, wann mei Zeit aus ist, ist dann des wohr, ih hab doh gewiß mei Schuldigkeit gethan.

— Wer hot des gesagt, lieber Mann, so was muß er nit glaube, mer werd kän Leut' vom Pacht thun, die so gut wisse, was ihre Pflicht und Schuldigkeit is, wie Er. Loß Er mich nor mache, ich bin ihm gut derver, daß er uff dem Pacht bleibt.

Ach liebwertheste Frau Senatorin, ich wer's Ihne in alle Ewigkeit nit vergessen.

Den andern Morgen kamen mit dem Frühsten mehrere Malter Gersten, Hafer, Wälschkorn (Mais) und Erbsen, nebst noch einem halben Dutzend schnatternder Gänse in der Wohnung des Senators an, welche dessen Frau mit dem innigsten Wohlgefallen willkommen hieß. Daß dem liederlichen Menschen die Pacht unter ganz gleichen Bedingungen erneuert wurde, ist wohl unnöthig hinzuzufügen.

Die meisten Angestellten und Beamten Frankfurts sehen den Staat als ein großes Versorgungshaus für sich und die ihrigen an, wobei ihre Pflicht und Schuldigkeit zu thun, nur Nebensache ist, die von ihrer Laune abhängt. Ein einziger Taglöhner hat mehr Werth als ein Dutzend solcher Beamte.

Daß nirgends in der Welt das edle Unkraut der Wucherer so gut gedeiht, als in Frankfurt, ist gleichfalls allgemein bekannt, ebenso daß es oft die schrecklichsten Früchte trägt, ganze Familien in's Elend und zum Selbstmord und den furchtbarsten Verbrechen führt. — Seit Moogs abscheulicher That waren kaum achtzehn Jahre verflossen, als ein Schneidermeister Namens Lichtwerk im Einverständniß mit seiner hochschwangern Frau, diese, seine beiden Kinder von zwei und drei Jahren und sich selbst mit einem Rasirmesser um's Leben brachte. Indeß war man auch in Frankfurt so weit vorangeschritten, daß der Leichnam des Verbrechers nicht mehr auf einer Kuhhaut durch die Straßen geschleift, sondern in einem Karren auf den Schindanger geführt wurde. Die abscheuliche Wucherzunft versteht es mit wahrhaft höllischer Kunst besonders jungen und zarten, oft erst im Aufkeimen begriffenen Pflanzen allen Saft und alle Kraft zu rauben, so daß sie schmählich verschmachtend dahinwelken müssen. In Frankfurt gibt es gar kein Mittel, dieses schädliche Unkraut auszurotten, so lange Verfassung und Justiz nicht radikal verbessert werden; es wuchert hier auf christlichem wie auf hebräischem Boden gleich üppig und um die Wette. Wie mancher junge Mann, die einzige Hoffnung seiner Eltern, wie mancher Familienvater wurde durch diese Gurgelabschneider unrettbar in's Verderben gestürzt. Da ist nicht mehr von zehn oder zwanzig Procenten die Rede, das wäre eine Kleinigkeit, kaum der Rede werth; nein, man treibt die Sache ganz anders in's Große, und eine Schuld, die beim Beginnen kaum hundert Gulden betrug, ist binnen einem halben Jahr durch fortwährende Wechselerneuerung, wobei dann immer noch einige Thaler baar, als Lockspeise, weit öfters aber verlegene Waare, faule Cigarren, einige Flaschen abgestandener Weine, verdorbener Kaffee, unter dem eben so viel Steinchen wie Bohnen, Hasen- oder Katzenfelle ꝛc, alles Dinge, die man nicht in der Straße aufheben möchte, schon auf Tausende angewachsen, und wird bald zur erdrückenden Lawine. Dabei wagt so ein Wuchergenie wenig oder gar nichts, sowohl hinsicht-

lich der Strafe wie des Verluſtes, denn es weiß die Sache immer ſo teufliſch einzufädeln, daß ihm Geſetze und Richter nichts anhaben können. Und iſt erſt zweimal, oft auch nur einmal ein ſolches Geſchäftchen abgeſchloſſen, ſo wagt der Darleiher zum zweiten- oder drittenmal nur noch das ſchon erbeutete, aber nichts mehr vom Eigenen. Daß hier Jedermann mit geringen Ausnahmen wechſelfähig iſt, kommt dieſen Gaunern ſehr zu gut, denn hunderte unterſchreiben einen Wechſel, ohne nur von der Bedeutung eines ſolchen Papiers eine Ahnung zu haben; und es iſt in Frankfurt ſchon vorgekommen, daß Menſchen wegen einer ganz unbedeutenden Schuld ihr halbes Leben im Schuldgefängniß zugebracht, da der Gläubiger gerne die 24 Kreuzer täglich zahlte, um eine boshafte Rache zu befriedigen, denn — man erſtaune — in den Frankfurter Geſetzbüchern findet ſich gar kein Termin, um eine Schuld, gleichviel von welcher Größe, abzuſitzen, ſondern die Dauer des Arreſtes hängt lediglich vom Willen des Gläubigers ab, und währt dann ſo lange er die Alimenta bezahlt!!

Doch ſteht mehr als einem dieſer ſcheußlichen Würgengel das Ende von Pfeffels Geizhals bevor, wie ich ſelbſt geſehen.

„Schaut her wie ſeine Krehe
Vom ſchwarzen Blut ſich bläht,
Wie er noch ſeinem Schatze
Sein ſtarres Aug noch dreht!“

„Sodann ergreift mit Krachen
Und Dampf Freund Satanas,
Nachdem er erſt mit Lachen
Zerſtampft des Frevlers Aas!“

Ein anderes Unkraut, das nicht minder gut auf dem Frankfurter Grund und Boden gedeiht, iſt das der Pietiſten und Mucker, um ſo mehr, da daſſelbe auch bis in Senat hinein ſeine vielſchwänzigen Wurzeln verzweigte, und die ſogenannten Frommen eine bedeutende Rolle ſpielen, und ihre Verſammlungen an verſchiedenen Orten unter allerlei myſteriöſen Ceremonien und Extravaganzen halten, bei denen alte und junge Betſchweſtern oft gar ſeltſam-abentheuerliche Rollen im Verein mit bärtigen Heuchlern und Tartüffs ſpielten. — Ich habe dieſe proteſtantiſchen Frommen immer für weit gefährlicher als die Jeſuiten gehalten, obgleich ſie ſich in der Regel von der Politik entfernt halten, und ſie ſind es in der That auch für alle Individuen, die ihre nichtswürdige

Heuchelei nicht zu durchschauen vermögen. — In Frankfurt halfen sie damals das Glück und den häuslichen Frieden einer Familie auf eine scheußliche Weise untergraben, und unter dem Schutz der Gerichte wurde selbst ein unverantwortlicher Kinderraub ausgeübt. — Ein preußischer Unterthan, Herr von Fabeck, der mit einer Engländerin verheirathet war, hatte in Frankfurt ein Erziehungs-Institut für junge Mädchen gegründet, welches sich eines guten Rufes und Fortgangs zu erfreuen hatte. — Unglücklicherweise machte die Frau von Fabeck die Bekanntschaft mehrerer pietistischen Betschwestern, unter denen auch eine mit den Geistlichen Appia und Bonnet sehr liirte Puritanerin war, welche ihre Tochter der von Fabeck'schen Anstalt anvertraute. — Hr. v. Fabeck sah sich genöthigt, manche pietistische Grundsätze dieser Dame zu bekämpfen, indem er dabei von der Ansicht ausging, daß man das Wesen der Religionsausübung nicht allein in Form und Wort setzen dürfe, sondern durch Werk und That kräftig aussprechen müsse. — Diese Verschiedenheit der Ansichten störten den häuslichen Frieden der beiden Eheleute, und Frau v. Fabeck wurde nach und nach durch ihren frommen Umgang, der ihr versicherte, daß solche religiösen Grundsätze ganz gegen die Ansichten der in Frankfurt herrschenden religiösen Partei seien, ihrem Mann entfremdet, und beschloß, von den Pietisten und ihrem Anhang unterstützt, sich von ihm zu trennen und ihm zugleich seine Kinder zu entreißen. — Es entspann sich nun ein Proceß bei den Frankfurter Gerichten, dessen erste Folgen der gänzliche Ruin des Instituts und mit ihm der Existenz des Hrn. v. Fabeck waren. — Seine Frau kam um Trennung ein, so wie, daß man ihr die vier mit ihrem Manne erzeugten Kinder überlassen solle, da sie sich stark genug fühle, sie selbst zu erziehen und zu ernähren. Die Partei der Frommen hatte ihr nämlich Unterstützung und viele Zöglinge versprochen. Unterdessen hatte man auch die Gläubiger des Hrn. v. Fabeck dergestalt bearbeitet, daß einige derselben auf Verhaftung angetragen hatten, indem man hoffte, ihn dadurch mürbe zu machen oder seine Person aus dem Hause zu entfernen. — Die Haft wurde auch wirklich vollzogen, jedoch in Hausarrest mit Bewachung eines Gensdarmen verwandelt, da einem Schuldner in Frankfurt das Recht zusteht, dieß zu verlangen. Nun verfügte sich der Advokat der Gegenpartei zu ihm, und eröffnete ihm im Auftrag derselben: daß er sofort seiner Haft entlassen und alle

seine Schulden bezahlt werden sollten, wenn er seinen Vaterrechten auf seine Kinder entsagen würde!! was natürlich Hr. v. Fabeck mit dem tiefsten Unwillen und höchst entrüstet zurückwies. Der Proceß bei dem Stadtgericht hatte nun seinen Fortgang, und Fabecks Gegner brachten verschiedene Zeugen auf, meistens von ihm entlassene Dienstmädchen, welche bezeugten, daß er seine Kinder mißhandelt, zu strenge mit Ruthen und Stöcken gestraft habe u. s. w. Diesen Zeugen hatte man versprochen, daß, wenn Frau v. Fabeck das Institut fortsetzte, sie dieselbe wieder in ihre Dienste nehmen würde. — Einstweilen wurde die letztere vom Stadtgericht autorisirt, eine andere Wohnung, abgesondert von ihrem Mann, mit ihren vier Kindern zu beziehen, und auch das ihr nöthige Hausgeräth mitzunehmen. Natürlich machte Frau v. Fabeck sogleich Gebrauch von dieser Autorisation, die beiden ältesten Kinder, ein Mädchen von fünfzehn und ein Knabe von eilf Jahren weigerten sich jedoch, trotz der Ueberredungskunst und den Drohungen der Mutter und ihres Advokaten, ihr zu folgen, und den Vater zu verlassen, wurden aber endlich mit Gewalt in Gegenwart der beiden Advokaten der Frau v. Fabeck und des Pfarres Appia, der ihnen durch seine Reden sehr zusetzte, durch das Gesinde in einen Wagen geschleppt, während der Pfarrer und die Advokaten den v. Fabeck verhinderten, ihnen zu folgen, dem außerdem durch das Stadtgericht bei schwerer Gefängnißstrafe untersagt wurde, etwas gegen die Wegnahme der Kinder und des Hausgeräths zu unternehmen, was ohnehin unmöglich gewesen, da die Hülfe der Polizei schon verordnet war und der derselben vorstehende Senator, Leonhard Reuß, die gehörigen Anstalten schon getroffen hatte, der Verfügung Nachdruck zu geben. Vergeblich blieben alle Vorstellungen und Klagen des Hrn. v. Fabeck, den man nicht einmal gehört hatte, ehe man zu solchen gewaltsamen Proceduren schritt, gegen ein so unerhörtes Verfahren. — Er verlor seinen Proceß bei den beiden höchsten Instanzen Frankfurts, dem Stadtgericht und dem Appellationsgericht. Man rieth ihm zwar zu einer Eingabe an Senat, aber wie war da auf irgend einen Erfolg zu hoffen, Stadt- und Appellationsgericht war durch lauter Senatoren besetzt! und die Pietisten erfreuten sich deren Protektion im hohen Grad. Herr v. Fabeck appellirte nun in dritter Instanz nach Lübeck, hier hörte glücklicherweise der Einfluß der Frankfurter Frommen auf, und er gewann seinen Proceß

mit Eclat, ja das Lübecker Oberappellationsgericht fand ſich ſogar veranlaßt, in ſeinem Urtheil die Parteilichkeit und Unbilligkeit der Frankfurter Gerichte zu rügen. — Als man jedoch in Frankfurt den Ausſpruch des Lübecker Gerichts ahnte, oder vielleicht ſchon wußte, da verſchwand Frau v. Fabeck ſammt ihren vier dem Vater geraubten Kindern plötzlich, und entkam mit Hülfe der Frommen und Pietiſten, die ſie nicht im Stich ließen, glücklich nach England. — Was hatte nun der unglückliche Vater gewonnen? — Aller Mittel beraubt, konnte er nicht daran denken, dem ſchuldigen Weibe nachzureiſen, und in England abermals einen koſtſpieligen Proceß zu führen, um die Herausgabe ſeiner Kinder zu erlangen. — Jetzt hätten von Gott und Rechtswegen die Frankfurter Gerichte, die ſo Heilloſes verſchuldet hatten, dem Manne Erſatz geben und ſeine Kinder herbeiſchaffen müſſen; aber hier, wo die Unverantwortlichkeit auf das Frechſte thront, war an ſo etwas nicht zu denken. — Es iſt überhaupt gegen alles Recht und Billigkeit, daß in vielen Staaten die Gerichte nicht verpflichtet ſind, für das von ihnen verübte Unrecht, denen, an welchen ſie die Ungerechtigkeit begingen, volle Entſchädigung zu leiſten; es iſt dieß gewiſſermaßen ein ſchmählicher Freibrief für ungerechte, leichtſinnige, ſaumſelige oder beſtochene Richter, die ſich in denſelben hüllend, noch oft die Frechheit haben, gleich dem Wolf in der Fabel, dem der Storch ein Bein aus dem Rachen gezogen, zu dem, den ſie ſo unverantwortlich unglücklich machten, zu ſprechen: er ſolle froh ſein, den Hals heil aus ſeinem Rachen gezogen zu haben. — Heißt dieß Gerechtigkeit? das iſt doch wohl eine bittere Satyre auf alle Gerechtigkeit, die zugefügtes Unrecht um jeden Preis und ſo viel als möglich wieder gut machen ſoll. Durch eine ungerechte Verurtheilung wird ſo mancher Menſch auf ſein ganzes Leben arm, unglücklich und elend gemacht, und hat dann keine Mittel, ſeine einmal verlorne Stellung wieder zu gewinnen. — Iſt ſo etwas überall höchſt bedauerlich, ſo iſt in einem Staat, wo die Richter ſelbſt gar keine Verantwortlichkeit haben und zugleich die höchſte Regierungsbehörde bilden, wie in Frankfurt, hundertmal bedauerlicher, und ſollte um jeden Preis nicht geduldet werden. Man brüſtet ſich mit ſeiner unantaſtbaren richterlichen Würde, verlangt die höchſte Achtung und Ehrfurcht für dieſelbe, und beſtraft auf das ſtrengſte das mindeſte Vergehen gegen ſie, ja den leiſeſten Zweifel an deren

Unfehlbarkeit, und ſcheut ſich nicht, dieſe Würde oft auf das entehrendſte und ehrloſeſte Preis zu geben. Gerade bei einem Richter ſind ſolche Vergehen zehnmal ſtrafbarer als bei jedem andern Individuum, und müſſen ihn der allgemeinen Verachtung Preis geben. — Bei ähnlicher Gelegenheit, wo mir wegen einer Eingabe an gewiſſe Behörden in Frankfurt Vorwürfe wegen einer unehrerbietigen Sprache gemacht und mit Strafe gedroht wurde, antwortete ich derſelben: „Wenn ſolche Behörden Achtung verlangen, müſſen ſie ſich vor allem auch achtungswürdig betragen, ſonſt dürfen ſie ſich nicht verwundern, wenn ihnen ſtatt Achtung, die verdiente Verachtung wird; denn es iſt nicht genug, den Richtermantel umzuhängen, und ſich dann alle Unbilden zu erlauben.“ — Ich erhielt den Beſcheid, daß man die Kanzlei angewieſen habe, künftig meine Schreiben uneröffnet zurückzugeben!!!

Dr. Ferdinand Schulze gab nun eine Schrift heraus, die den Titel führte: „Der von Fabeck'ſche Prozeß, Beiſpiel eines neuen Opfers des geheimen Gerichtsverfahrens.“ Juriſtiſch und moraliſch beleuchtet, nach den unter dem Titel: „„Ausgeübter Kinderraub gegen einen preußiſchen Unterthanen unter dem Schutze der Gerichte der freien Stadt Frankfurt““ veröffentlichten Akten bearbeitet. Leipzig, Dyck'ſche Buchhandlung. In dieſer Schrift heißt es Seite 114: „Dieſe ganze Prozeßakten enthalten keine Geſetzſtelle, alles iſt Eigenmacht der Frankfurter Gerichte; kein einziges Dekret iſt durch Anführung geſetzlicher Vorſchriften motivirt, überall hat die ſtarre Willkür entſchieden“, und weiter unten: „Es iſt ganz unmöglich, einen Irrthum auf Seiten der Frankfurter anzunehmen, und man kann an einer böswilligen Abſicht nicht zweifeln.“ — Man war nun äußerſt begierig, wie man wohl in Frankfurt einen ſo ſchweren Vorwurf beſeitigen würde. — Aber man blieb ſtumm, und begnügte ſich mit einer ſtillen Verachtung.

Dieſe heilloſen, ſich immer widerholenden Juſtizſünden waren, da ſie auch mich auf das möglichſte kränkten, Schuld, daß ich endlich meinen Vorſatz, meine Vaterſtadt zu verlaſſen, und ihr wahrſcheinlich auf immer den Rücken zu kehren, vollzog.

Ich war in meinem ganzen Leben nie ein guter Rechner in meinen eigenen Angelegenheiten geweſen, und alle merkantiliſchen Berechnungen waren mir von jeher zuwider, ich hätte daher wohl-

gethan, nie ein Verlagsgeſchäft auf eigene Rechnung zu gründen. — Die literariſchen Unternehmungen, die ich machte, waren meiſt ſehr koſtſpielig und erforderten große Auslagen, bei der Art, wie man im deutſchen Buchhandel abrechnet, wo man erſt nach anderthalb Jahren wieder zu einem Theil ſeines Geldes und von großem Glück ſagen kann, wenn man nach zwei Jahren wieder zu ſeinen erſten Auslagen kommt. Man muß alſo, beſonders bei der Herausgabe von koſtbaren mit theuern Stahlſtichen verſehenen Werken über ein großes Kapital verfügen können, will man nicht in ſchlimme pekuniäre Verlegenheiten gerathen. Außer den von mir unternommenen Werken hatte mich auch das Gut in Rödelheim, das mannigfache Verbeſſerungen und Reparaturen erforderte, da das Haus ſelbſt nicht einmal ganz ausgebaut war, bedeutende Summen gekoſtet. W. Pietſch in Mainz, dem ich ſchon von Stuttgart aus auf ſein dringendes Bitten Ueberſetzungen übertragen hatte, beſuchte mich öfters, um fortwährend Arbeit von mir zu erhalten, und ich hatte mehrmals gegen ihn geäußert, daß ich würde Gelder aufnehmen müſſen, um meine Unternehmungen gehörig durchſetzen zu können. Er eröffnete mir nun eines Tages, daß ſein Schwager Conrad Wetter, der in England durch Branntweinbrennerei und ſonſt allerlei Geſchäfte viel Geld gewonnen habe, in Mainz angekommen, und nicht abgeneigt ſei, mir unter annehmbaren Bedingungen ein kleines Kapital in's Geſchäft zu geben. — Dieſe Bedingungen waren: Hrn. Pietſch eine fortwährende Beſchäftigung mit fixem Gehalt und ſeinem Schwager einen verhältnißmäßigen Antheil am Gewinn zu geben. Ich ging leider die Sache zu meinem großen Nachtheil ein, Pietſch erhielt die Redaktion der von mir herausgegebenen Monatſchrift, mit mehreren tauſend Abonnenten, und 1200 fl. Gehalt, welche ungefähr 7—8000 Gulden abwarf, die er aber in kaum ſechs Monaten ſo herunter redigirte, daß mehr als zwei Drittheil der Abonnenten abfielen, und Wetter, der ihm ſeinen Gehalt für meine Rechnung auszahlte und mir ungefähr dreitauſend Gulden für das Geſchäft eingehändigt hatte, erklärte mir nach acht Monaten, daß er nothwendigerweiſe nach England zurückgehen müſſe, folglich auch ſein Geld gebrauche, und ich mit ihm abrechnen, und den ihm zukommenden Gewinn-Antheil hinzufügen möge. Für den Augenblick außer Stand, ihn zu befriedigen, ſagte er mir, er wolle ſich mit Wechſeln begnügen, die jedoch nicht zu

langsichtig sein dürften, wenn ich ihm gehörige Zinsen und seinen Gewinn-Antheil, ein Drittheil des Ganzen dazu verschreiben wolle. — Ich sah nun wohl ein, daß die Sache abgekartet war, mich zu prellen, und war auch unter der Hand vor diesem Wetter gewarnt worden, der ein Gewohnheitswucherer sei, und in diesem Augenblick einen schmutzigen Prozeß in London deßhalb führe. Da mir solche Dinge, so wie überhaupt Strittigkeiten in Geldsachen ganz zum Ekel waren, so ging ich Alles ein, und mußte, den muthmaßlichen Gewinn und hohe Zinsen eingerechnet, dem saubern Patron die runde Summe von zehntausend Gulden in mehreren Wechseln verschreiben, die nach einem halben Jahr zahlbar waren. Dem Pietsch nahm ich nach Verlauf eines Jahres die Redaktion wieder ab, er verlangte dagegen noch eine Entschädigung von tausend Gulden, und da ich diese verweigerte, wurde er klagbar, verlor aber, wie natürlich den Rechtsstreit. — Außerdem fand es sich später, nachdem die Leipziger Buchhändler-Abrechnung stattgefunden, daß der Gewinn um ein Drittheil zu hoch angeschlagen worden war, indem wir die Krebse (zurückgehende Bücher) nicht in Rechnung gebracht hatten, und die hauptsächlich durch Pietschs Schuld zahlreich waren.

Ich mußte mich nun um andere Fonds umsehen, und da ich eines Tags mit dem Doctor Hoffmann, von dem ich das Gut in Rödelheim gekauft, und die Kaufsumme baar an den Handelsmann Conrad, vulgo Dietrich Reuß, bezahlt, der eine Hypotheke darauf stehen gehabt, von dieser Sache sprach, so sagte er mir, ich wüßte Ihnen einen bemittelten Mann, der ganz Ihre Sache, und nicht abgeneigt wäre, Ihnen die nöthigen Fonds vorzuschießen, wenn Sie ihm einen Antheil an dem Geschäft zugestehen, d. h. ihn als stillen Associe aufnehmen wollen, denn mit den bloßen Zinsen ist es diesem nicht gethan, da er seine Gelder besser verwerthen kann. Auf mein Befragen, wer es sei, erwiederte mir Hoffmann, Herr C. Reuß, und wenn Sie wollen, werde ich die Sache arrangiren. Es wurde nun eine Zusammenkunft veranstaltet, um das Weitere zu besprechen, und Reuß, der sich vorher auf das Genaueste von dem Zustand des Geschäfts überzeugt, und gesehen hatte, daß die Activa die Passiva um einige vierzigtausend Gulden überstiegen, sagte mir, daß wenn es nöthig sei, er mehr als hunderttausend Gulden schießen wolle, wenn ich folgende Bedingungen einginge, die da waren: ein Drittheil des reinen Gewinnstes (der sich da-

mals wohl auf 20,000 fl. per Jahr anschlagen ließ, da mehrere Unternehmungen den glänzendsten Erfolg hatten), ihn als förmlichen Associe, jedoch ohne ihn zu nennen, da man nach dem Frankfurter Gesetz nicht zwei Etablissements haben dürfe, aufzunehmen, und einen Geschäftsführer anzustellen, der auch seine Genehmigung habe. Ich ging diese Bedingungen um so lieber ein, da ich hoffte, mich dann um so mehr meinen literarischen Arbeiten ausschließlich widmen zu können, und der Sorgen für das mir ohnehin widrige merkantilische des Geschäfts möglichst enthoben zu sein. — Ich hatte nun Reuß auch die Sache mit Wetter mitgetheilt, und ihn gebeten, dieß abzumachen, um von diesem Subjekt ganz los zu kommen, worauf er mir erwiederte: das hat vorerst keine Eile, und wird sich finden, wenn die Zeit herankommt. — Nachdem wir nun so weit einig waren, präsentirte sich ein paar Tage darauf eine kleine komisch-putzige Figur, ungefähr 18 Jahre alt bei mir in Rödelheim, mit den devotesten Bücklingen und einem wahren armen Sündergesicht, und antwortete auf mein Fragen: was sein Begehr? — Ich heiße Carl Philgus, Herr Reuß schickt mich zu Ihnen, und hat mir gesagt, Sie suchen einen Buchhalter, wozu ich mich ganz gehorsamst und ganz ergebenst empfehle. Ich bin schon seit einiger Zeit ohne Platz und Familienvater, und Sie würden ein Werk der Barmherzigkeit üben, wenn Sie mich, es sei auch nur mit einem mäßigen Gehalt anstellen wollten, wofür ich Ihnen zeitlebens dankbar und mit Leib und Seele verpflichtet sein würde. Herr Reuß kennt mich schon seit langen Jahren, — ich bin ein ehrlicher Mann. — Ich verabschiedete nach einigen Fragen, die mich eben nicht sehr ansprechende demüthige Erscheinung mit den Worten: Gut, Hr. Philgus, ich werde mit Hrn. Reuß sprechen, der Ihnen das Weitere sagen wird. Das Männchen empfahl sich nun unter hundert Bücklingen bis vor die Hausthüre, mit den Versicherungen der unterthänigsten Ergebenheit. — Ich sprach nun mit Reuß darüber, der mich versicherte, der Mensch passe ganz für das Geschäfte, er kenne ihn schon lange, sei manchmal „ä agesinnig Krott“, aber doch ein guter Arbeiter, und nehme mit einem geringen Gehalt vorlieb. — Ich gab ihm nun die Stelle, und er ließ sich anfänglich auch ganz gut an, einige Zänkereien abgerechnet, die er mit dem übrigen Personal, den für mich arbeitenden Kupferstechern und Kupferdruckern hatte, und bei denen

er, wenn ich ihn deßhalb, nachdem man sich bei mir beklagt, zur Rede stellte, behauptete: es sei ja nur in meinem Interesse.

Endlich kam der Zeitpunkt heran, wo Wetter bezahlt werden mußte, und ich wies ihn deßhalb an Reuß. — Dieser, statt wie er es mir versprochen hatte, die Schuld zu tilgen, versuchte es unter allerlei Vorspiegelungen, das Geschäft stehe nicht zum Besten, man könne nicht wissen, ob die Wechsel eingelöst werden könnten u. s. w., diese weit unter ihrem Nennwerth an sich zu bringen, worauf Wetter jedoch nicht einging, da er sich bei Philgus erkundigt, der ihn durch die Bücher überzeugt hatte, daß keine Gefahr des Verlustes zu befürchten sei, obgleich nicht hinlängliche Fonds, um ihn augenblicklich zu befriedigen, aber daß Hr. Reuß wohl aushelfen könne und werde. — Reuß machte jedoch Schwierigkeiten, und suchte unter allerlei Vorwänden die Zahlung hinauszuschieben, und erklärte mir endlich, er könne sich nur dann verstehen, den Wetter abzufinden, wenn ich einen neuen Vertrag mit ihm eingehen wolle, wodurch er zur Hälfte Eigenthümer des Geschäfts würde, und dem Philgus die Prokura und Unterschrift übertragen würde. — Auch diese Bedingungen mußte ich nothgedrungen eingehen, und glaubte nun die Sache mit Wetter völlig abgemacht, erfuhr aber zu meinem großen Erstaunen hinterher, daß dieser sich hatte gefallen lassen müssen, das Geld in Terminzahlungen, wie sie der Eingang der Ausstände möglich machte, zu erhalten, da ihm Reuß gesagt, wenn Sie dieß nicht eingehen, so lasse ich das Ganze fallen, und Sie erhalten gar nichts. — Wetter fügte sich, und verstand sich mit Philgus, dem er ein gutes Douceur versprach, wenn er ihm recht bald zu dem Geld verhelfen wolle, wozu sich dieser auch hinter dem Rücken seines Patrons anheischig machte und den Wetter von den zunächst eingehenden Geldern bezahlte. Es fand sich aber bald, daß der früher so demüthige Buchhalter jetzt den Herrn spielen wollte, das Geschäft, von dem er nicht viel verstand, noch vernachlässigte, und es kam sogar vor, daß eingegangene Gelder nicht eingetragen, also unterschlagen wurden, und die kla Krott benahm sich so arrogant gegen die für uns arbeitenden Künstler, daß ihn einer der Kupferstecher eines Tags auf dem Comtoir weidlich durchprügelte. — Er bekam nun auch bald Händel mit seinem Protektor Reuß, dem er gleichfalls auftrumpfte und grob ward, und bald nachdem er noch eine Reise

unter Geschäftsvorwand auf unsere Kosten nach Leipzig gemacht, bei der er nichts abgemacht, sondern nur einige Verwandte besuchte, lagen sich die beiden Patronen förmlich in den Haaren, und Philgus, der in dem Spezereigeschäft des Reuß einige tausend Gulden stehen hatte, nahm dieselben aus dem Verlagsgeschäft, und zog sie von dem Geld, das er dem Reuß abzuliefern hatte, vornweg ab. Dieß Alles machte letztern endlich so wüthend, daß er eines Tages zu mir kam und mich fragte, ob ich nichts dawider hätte, wenn er einen andern tüchtigen Geschäftsführer einsetzte. — Da ich nun selbst Ursache zur Unzufriedenheit mit Philgus hatte, mir auch seine Rechtlichkeit immer verdächtiger wurde, und es ein unverträglicher Mensch war, und seine stupide Beschränktheit immer ärgerliche Händel veranlaßte, so gab ich gerne meine Einwilligung dazu, und zwar um so eher, da Philgus von einem gewissen Gewinner, ein Senator, der an der Autographomanie litt, und dem er einige sehr zweideutige Autographien verschafft, und deßhalb von ihm protegirt wurde, zum Masse-Curator bei der Masse eines banquerouten Möbelhändlers ernannt worden war, und behauptete, bei einem Fall fünfhundert Gulden an Gold in der Straße verloren zu haben, worüber, wie über noch andere Dinge, die bei dieser Curatel vorfielen, sich die ganze Stadt scandalisirte. — Es wurde nun ein anderer Geschäftsführer ernannt, der wenigstens den Ruf eines ehrlichen Mannes hatte. Kaum aber hatte Reuß dem Philgus den Laufpaß gegeben, als dieser zu mir nach Rödelheim kam, und mir mit geheimnißvoller Miene erklärte, er habe mir etwas Wichtiges zu entdecken. — Auf meine Frage, was dieß sei, beichtete er mir, daß er auf des Reuß Veranlassung und Verantwortung einen Posten von ungefähr sechstausend Gulden als von demselben baar eingeschossen auf sein Conto corrent habe schreiben müssen, der aber von noch nicht verkauften Lieferungen der Werke, also nicht realisirtem Gewinn entnommen worden sei, und sammt den Zinsen jetzt an 7000 fl. betrage. Dieser Betrug, denn anders war es doch nichts, war um so schändlicher, weil das Conto current des Reuß laut Vertrag nach Wechselrecht bevorzugt war. — Da ich nun aus dem Geschäft getreten bin, setzte Philgus hinzu, so hat mir mein Gewissen nicht länger erlaubt, Ihnen diese Sache zu verschweigen, so wie er mir auch noch andere Dinge zu entdecken habe. — Ich bemerkte ihm zwar, daß ich es sehr sonderbar fände,

daß ihm sein Gewissen erst so spät, und nachdem er entlassen worden, diese Mittheilung erlaubt, wofür ich ihm übrigens dankte und ihn sehr kalt entließ. — Als ich nun Reuß wegen diesem Posten zur Rede stellte, behauptete er, dieß sei eine von Philgus erfundene Lüge, und da dieser den Posten vor seinem Austreten umgebucht und abgeschrieben hatte, so schrieb ihn Reuß abermal zu seinen Gunsten auf sein Conto courant. — Dieses konnte ich natürlich nicht so hingehen lassen, und es kam nun um so mehr zu unangenehmen Auftritten zwischen uns, da ich in Erfahrung gebracht, daß sich mein sauberer Associe auch sonst noch allerlei mehr als schmutzige Handlungen zum Nachtheil des Geschäfts erlaube, namentlich bei den Papier-Einkäufen, die er besorgte, und schlechtes Papier zu den möglichst billigsten Preisen kaufte und im Geschäft hoch anrechnete u. s. w. Dieß waren die Dinge, die mir Philgus noch zu entdecken hatte. — Nach mehreren heftigen Scenen, die ich persönlich mit meinem Associe gehabt, kam es endlich zu einem völligen Bruch, und er ging so weit, die zur Geschäftsführung nöthigen Gelder zu verweigern, wodurch einmal eine bedeutende Unterbrechung in der Herausgabe der in Lieferungen erschienenen Werke zum großen Nachtheile des Geschäfts entstand. Nur durch die Drohung, sein Verfahren zu veröffentlichen, konnte ich ihn bewegen, von den mir zugehörigen Geldern zur Geschäftsführung herauszugeben. — Außerdem hatte er jetzt sogar die gemeinschaftlichen Geschäftsbücher von dem Comptoir weg und in seine Behausung genommen, so daß ich sie gar nicht mehr einsehen konnte. Ueber all dieses schrieb ich ihm nun etwas derbe Briefe, in denen ich ihn und seine Handlungen beim wahren Namen nannte. Er verklagte mich deßhalb beim Gießer Hofgericht, unter dem ich als ein Bewohner Rödelheims stand, und ich wurde zu fünf Rthlr. Strafe verurtheilt, hauptsächlich weil ich in einem dieser Schreiben auf seinen stadtkundigen Wucher anspielend, seine Haut mit einem Rhinocerosfell verglichen hatte. Indessen war ich froh, daß die Sache nun einmal durch ihn in Gießen anhängig gemacht war, und so der ganze Rechtsstreit im Darmstädtischen verhandelt werden konnte, wo wenigstens der verwandtschaftliche Einfluß aufhören mußte (er hatte einen Schwager und einen Vetter im Senat, letzterer, Leonhard Reuß, war zugleich Polizeivorstand), und ich auf unparteiisches Recht hoffen durfte. — Wegen den Injurien

hatte ich ihm indeſſen vorgeſchlagen, daß, da er Stadtwehr-Major ſei, ich ihm jede gewünſchte Satisfaction mit den Waffen in der Hand zu geben bereit wäre. — Davon wollte er jedoch nichts wiſſen und äußerte ſich gegen den deßhalb von mir Abgeſandten: „Ich bin ka Major vor zu fechten oder zu ſchießen, ich thue den 18. October (am Verfaſſungsfeſt) mei Schuldigkeit bei der Parad." — Unterdeſſen währte der Rechtsſtreit fort, ich konnte weder Bücher noch Bilanzen mehr erhalten, und Conrad Reuß erließ ſogar ein Circulair, in welchem er ſich gewiſſermaßen als den alleinigen Eigenthümer des Geſchäfts hinſtellte. Dieß nöthigte mich gleichfalls, ein Circulair zu erlaſſen, in welchem ich das ganze Verfahren meines Aſſocie's gehörig documentirt und erwieſen auseinanderſetzte, und das ich auch der Frankfurter Handelswelt zukommen ließ. — Wegen dieſer Schrift ſtellte Reuß wieder eine beſondere Klage beim Gießer Hofgericht an, in der ſein Anwalt unter anderm ſagte: „Ich habe in dieſem Circulair den Conrad Reuß als den unredlichſten und ſchurkiſchſten Mann dargeſtellt", und dabei beſonders hervorhob, daß ſein Client doch Major bei der Frankfurter Stadtwehr, alſo doch ein angeſehener Mann ſei! worauf jedoch das Hofgericht in Gießen verfügte: „Daß der vorliegende Fall um ſo weniger eine Ahndung ex officio erheiſche, als die behauptete Ehrenkränkung durch den Kläger (Reuß) ſelbſt hervorgerufen ſei." Da Reuß nun wohl einſah, daß er in Gießen mit ſeinen Flauſen nicht durchkommen würde, ſo verklagte er mich noch bei den Frankfurter Gerichten wegen demſelben Gegenſtand, da ich aber Zeugniſſe beibrachte, daß dieſe Klagen ſchon längſt in Gießen anhängig, ſo mußten ihn ſelbſt die Frankfurter Gerichte durch alle Inſtanzen damit abweiſen. Aber alle die hiedurch verurſachten Koſten, ſo wie des andern Rechtsſtreites ſchrieb er dem Geſchäft zur Laſt. — Er hatte zu gleicher Zeit noch einen andern ſcandalöſen Proceß der Art mit einem Ehrenmann, dem Oberfinanzrath Hörtel in Darmſtadt, in deſſen Auftrag er Staatspapiere gekauft, und die Hörtel, als ſie ſehr geſtiegen waren, von ihm verlangte, worauf er jedoch erwiederte, er habe die Papiere ſchon vor einiger Zeit wieder verkauft, weil er befürchtet habe, daß ſie ſtark fallen würden. — In der That fielen dieſe Papiere bald nachdem Reuß dieß geſchrieben hatte, bedeutend, und nun meldete er Hrn. Hörtel, es ſei ein Irrthum geweſen, daß er ſie verkauft, ſie beſäßen ſich

leider noch in seinen Händen, und er fordere ihn auf, sie an sich zu nehmen, da er nicht gesonnen sei, diesen starken Verlust zu tragen u. s. w. Und einem solchen Subjekt übergibt man noch die Verwaltung von Armen-Institutionen, wie die Fleck'sche! doch was erlebt man nicht Alles in Frankfurt, wo sich so manche auf Kosten der Aermsten bereichern!

Da Reuß trotz allen seinen Infamien nicht durchzubringen, und noch weniger mich mürbe zu machen vermochte, wie er gehofft, so griff er endlich zu einem, wie er glaubte, unfehlbaren Mittel, seinen Zweck zu erreichen, und verweigerte mir die mir vertragsmäßig von meinem eigenen Kapital zu zahlen schuldigen Monatsgelder, bis zur Beendigung des Rechtsstreites, indem er mir zugleich allerlei Vergleichspropositionen durch dritte Personen machen ließ, um das ganze Geschäft an sich zu reißen. So sandte er sogar einmal den berüchtigten Advokat Jucho in der Eigenschaft als Notar nach Rödelheim, um mich daselbst über verschiedene Dinge zu vernehmen, die er sogleich zu Protokoll nehmen solle; natürlich gab ich dem Hrn. Notar auf dieß Gesuch nicht nur keine Antwort, sondern wies ihm die Thüre, und zwar nicht auf die feinste Manier. Schon auf der Straße, rief er mir zu, er werde nun das Landgericht requiriren, um eine bestimmte Antwort zu erhalten, und begab sich auf dasselbe, wo er jedoch eben so heimgeschickt wurde, „indem man daselbst einen Frankfurter Notar nicht kenne.“ — Nichtsdestoweniger fabricirte dieser Jucho in Frankfurt ein sogenanntes Notariats-Instrument, dessen sich Reuß gegen mich bedienen wollte, um die Buchhandlungen, die ich durch ein Circulair gebeten, bis auf Weiteres alle Zahlungen an das Frankfurter Comptoir einzustellen, irre zu machen. Ich erklärte indessen durch ein anderes Circulair diese Acte für null und nichtig, und ließ den Jucho wissen, daß ich ihn für einen Lügner und Fälscher erkläre, bis er beweise, daß ich ihm etwas zu Protokoll gegeben habe.

Da mich das Zurückhalten meiner Gelder in Verlegenheit bringen mußte, um so mehr, da mein Gegner und Associe den Proceß durch alle nur mögliche Chikanen in die Länge zu ziehen suchte, so kam ich natürlich dadurch in Verlegenheit und war gezwungen, mich nach anderwärtigem Verdienst umzusehen. Im Vertrag mit Reuß hatte ich mich verbindlich gemacht, alle von mir verfaßte oder redigirte Werke dem gemeinschaftlichen Etablisse-

ment in Verlag zu geben, doch ſtand es mir frei, über diejenigen, zu deren Herausgabe mein Aſſocie ſeine Einwilligung nicht gab, nach Belieben anderwärts, wie ich es für gut fände, zu verfügen. — Ich ſchlug nun Reuß die Herausgabe mehrerer Werke vor, konnte aber keinen Beſcheid auf meine ihm ſchriftlich zugeſandte Anfragen deßhalb erhalten, bis ich endlich zu dem Mittel griff, ihm zu drohen, daß, wenn er ſich nicht erkläre, ich dieſe Anfragen zu meiner Sicherheit in öffentlichen Blättern wiederholen müſſe. Jetzt erhielt ich meine Anfragen zurück, unter die Reuß eigenhändig geſchrieben hatte: »Nach Vertrag beſtätige ich hiemit, daß ich auf die Herausgabe von vorbemerkten Werken verzichte.« D. Reuß. — Ich hatte demnach vollkommen das Recht erlangt, über die vorgeſchlagenen Schriften anderwärts zu diſponiren, und fand auch ſchnell einen Verleger für dieſelben in einem ſehr achtbaren Pforzheimer Haus. Es waren dieſe Werke: eine Geſchichte der letzten fünfzig Jahre; ein Auszug aus meiner großen Weltgeſchichte, bearbeitet für die Jugend u. ſ. w. Kaum waren die erſten Lieferungen dieſer Werke verſendet und in Frankfurt angekommen, ſo erhielt ich eines Morgens von einer mir befreundeten Frankfurter Buchhandlung die Nachricht: »daß das Polizeigericht daſelbſt den Verkauf derſelben bei Strafe unterſagt habe, und die vorräthigen Exemplare confisciren wollte, die meiſten Handlungen jedoch erwiedert hätten, daß ſie dieß nicht dulden würden, indem die Bücher nicht ihr Eigenthum ſeien, auch ſie bereits die Exemplare verkauft oder remittirt hätten.“ — Ich traute meinen Augen nicht, als ich dieſes las, eilte nach Frankfurt, wo ich mich jedoch ſogleich von der Wahrheit dieſer Angabe überzeugte. — Ich ſchrieb nun ſogleich an das Polizeigericht, begehrte eine Abſchrift dieſes unſinnigen Verbotes, und verlangte den Grund deſſelben zu wiſſen, — erhielt aber keine Antwort. Durch den Doctor Hoffmann, der fortwährend mit Reuß auf einem intimen Fuß ſtand, und den Zwiſchenträger machte, erfuhr ich, daß ſich D. Reuß, ſobald er die Ankunft der erſten Hefte meiner Werke erfahren, zu ſeinem Vetter dem Senator Leonhard Reuß, der das Polizeigericht präſidirte, begeben habe, und ihn gebeten, dieſe Werke ſofort als Nachdruck zu verbieten, da ich laut Vertrag nicht das Recht habe, anderwärts etwas herauszugeben. — Der Vetter Senator antwortete ihm: »No, wanns weiter nix iſt, des kenne mer ſchon mache«, und ſo ward das unglaubliche

Verbot erlaſſen. Um dieß begreifen zu können, muß man wiſſen, daß, wenn auch das Polizeigericht aus noch ein paar Aſſeſſoren und Actuaren zuſammengeſetzt iſt, dennoch alles von dem unbeſchränkten Willen des Senats-Deputirten abhängt, obgleich der jedesmal einjährig wohlregierende jüngere Bürgermeiſter als Präſident dieſes Gerichts figurirt, was aber nur der Form wegen iſt, da derſelbe alles dem vorſtehenden Senator überläßt.

Aber abgeſehen davon, daß dieſes Verbot ſchon an und für ſich ein unerhörter Gewaltſtreich war, und daß das in allen civiliſirten Staaten in ſolchen Fällen audiatur et altera pars, völlig außer Acht gelaſſen war, wodurch ſich die Sache augenblicklich aufgeklärt haben würde, und man den Beklagten nicht einmal vorgeladen noch weniger gehört hatte, ſo war auch das Frankfurter Polizeigericht durchaus nicht die competente Behörde, über eine ſolche Klage zu entſcheiden, und eben ſo wenig befugt, als fähig ein Urtheil über irgend literariſche Productionen als über die Principien einer geſunden Vernunftlehre zu erlaſſen, da ihm ſelbſt nach den Frankfurter Geſetzen und der dortigen Verfaſſung nur die Befugniß zuſteht, bei Uebertretung der Cenſurgeſetze, oder der Verbreitung verbotener Schriften und injuriöſer Pasquille einzuſchreiten und in erſter Inſtanz zu entſcheiden, was aber die unberechtigte Herausgabe von Druckſachen oder Nachdruck anbelangt, ſo liegt dieß ganz außerhalb der Competenz dieſes Gerichts. Aber daran kehrte ſich Leonhard Reuß nicht, und hätte ſeinem Vetter Conrad zu lieb wohl noch ganz andere Dinge verfügt; auch erhielt ich damals ein Schreiben aus Frankfurt, in welchem mir geſagt wurde:

»Gehen Sie vorerſt nicht nach Frankfurt, denn der Reuß hat mit ſeinem Vetter Leonhard abgemacht, daß, wenn Sie hieher kommen, Sie derſelbe unter irgend einem Vorwand arretiren laſſen ſoll, wodurch man hofft, Sie zu Allem, was Ihr Aſſocie begehrt, zwingen zu können.«

Da ich nun vollkommen wußte, was es mit der Frankfurter Juſtiz für eine Bewandtniß hat, ſo zweifelte ich keinen Augenblick an der Wahrheit dieſer Sache, unterließ jedoch nicht, mich mit guten Waffen verſehen, dahin zu begeben, ſo oft es mir gefiel, mit dem feſten Vorſatz, jedem Gewaltſtreich mit Gewalt zu begegnen, und da man hievon Lunten roch, und vor einem Terzerolenlauf gewaltigen Reſpekt hatte, ſo ließ man mich

ungehudelt. — Ich ſchrieb nun an das Polizeigericht, und begehrte eine Abſchrift des unerhörten Verbots, konnte dieſelbe aber nur erſt erhalten, nachdem ich abermal gedroht, ſie in öffentlichen Blättern, namentlich in der Hanauer Zeitung, zu verlangen. Als ich ſie endlich erhalten, machte ich nun eine Eingabe an dieſes Gericht, in welcher ich mich erbot, ſofort zu beweiſen, daß ich das vollkommenſte Recht zur Herausgabe dieſer Werke hätte, indem ich ſelbſt durch Scheine meines Aſſocie dazu autoriſirt ſei, und bat um ſchleunige Zurücknahme und Aufhebung des heilloſen Verbots. — Da ich hierauf keinen Beſcheid erhielt, ſo wandte ich mich nun an den hohen Senat ſelbſt und bat ihn, nicht zu geſtatten, daß man ſolche Gewaltſtreiche an einem Bürger verübe. Herauf wurde mir gegen Bezahlung von zwei Gulden der Beſcheid:

„Es wird Implorant mit ſeiner Beſchwerde an das competente Gericht gewieſen.“

Dieſes war das Frankfurter Appellationsgericht, bei welchem der Senator Harnier fungirte, der, als das Verbot erlaſſen wurde, gerade jüngerer Bürgermeiſter war, und daſſelbe als ſolcher hatte genehmigen müſſen. Ich mußte nun den Paul bei dem Paul verklagen, wie dieß in Frankfurt ſo oft vorkommt. Bei dieſem Gericht reichte ich nun eine in aller Form abgefaßte Klage gegen das Polizeigericht ein, erhielt aber nach längerer Zeit den Beſcheid, ich müſſe mich eines Frankfurter Advokaten in dieſer Sache bedienen. — Da nun meine Gelder in meines Aſſocie Händen waren, und auch das Pforzheimer Haus nach dieſem Verbot, von dem Leonhard Reuß ſchnell eine Abſchrift an die großherzoglich badiſchen Behörden, und eine andere an den Leipziger Stadtmagiſtrat geſchickt hatte *), natürlich ihre ferneren Honorarzahlungen vorerſt einſtellte, wodurch mir die Mittel benommen waren, abermals einen koſtſpieligen Sachwalter zu honoriren, da

*) Die großherzoglich badiſchen Behörden erkannten nach genauerer Prüfung, und wohl wiſſend wie es in Frankfurt zugeht, das Verbot nicht an, ſondern beſchieden den Kläger vor die großherzoglichen Gerichte. Dagegen hatte der Leipziger Stadtmagiſtrat, der ſich wohl nicht denken konnte, daß irgend ein Gericht auf ſo eine frivole Weiſe ein ſolches Verbot erlaſſen könne, daſſelbe anerkannt, wodurch dem ganzen Unternehmen ein ungeheurer Nachtheil erwuchs, der auch ſpäter, nachdem der Rechtsſtreit in dieſer Sache bei den badiſchen Gerichten mit Haut und Haar durch drei Inſtanzen gewonnen, nicht mehr gut zu machen war.

der Gießer Proceß ohnehin meine Kasse schon sehr in Anspruch nahm. Ich stellte dieß dem Senat vor, der mich wieder an das Appellationsgericht wies, bei dem ich um einen kostenfreien Anwalt einzukommen habe. Ich reichte nun mein Gesuch an dasselbe dieserhalb ein, und da ich nach länger als vierzehn Tagen keinen Bescheid erhielt, so wiederholte ich meine Bitte auf das dringendste, jedoch mit gleichem Erfolg. (Später stellte es sich heraus, daß diese beiden Eingaben nicht an das Gericht gelangt, und wie mir gemeldet, verloren gegangen sein müssen, da man trotz allem Nachsuchen in dem Archiv sie nicht habe auffinden können, was nichts anders sagen will, als daß sie von meinen Gegnern unterschlagen worden sind.) — Da nun nach mehrmonatlichem Warten meine Lage in Deutschland immer bedenklicher zu werden begann, Verlagsbuchhandlungen auch von mir angebotene Manuscripte mit den Worten: »Wie können wir etwas von Ihnen verlegen, wer steht uns dafür, daß das Polizeigericht in Frankfurt auch diese Werke verbietet und mit Beschlag belegt« zurückgewiesen. So entschloß ich mich kurz, mit den geringen Mitteln, die ich noch zu meiner Verfügung hatte, Frankfurt zu verlassen und mich nach Paris zu begeben, und von dort aus meine Sache mit allem Nachdruck zu betreiben, und daselbst durch französische literarische Arbeiten, da ich der französischen Sprache eben so mächtig wie der deutschen und italienischen war, meinen Unterhalt zu verdienen, und nach wenig Wochen führte ich diesen Plan aus, und reiste über Brüssel, wo ich mich eine kurze Zeit aufhielt, nach Paris.

# VIII.

Reise über Köln, Aachen, Brüssel ꝛc. nach Paris. — Die Aachener Reliquien. — Schreckliche Unglücksfälle des Jahres 1842. — Das traurige Ende des Herzogs von Orleans; prachtvolles Leichenbegängniß desselben. — Thiers und sein Salon. — Guizot, seine Ballfeste. — Geheimerath Dr. Koreff. — Die Feten des Präfekten Rambuteau im Hôtel de Ville.

Es war im Frühjahr 1842, als ich von Deutschland Abschied nehmend, meine Auswanderung nach Frankreich vollzog. Beim Antritt meiner Reise sollte ich noch ein Andenken an Deutschlands vortreffliche Einrichtungen mit in die Fremde nehmen. — Von Rödelheim war ich nach dem nassauischen Städtchen Höchst gefahren, um von da die Eisenbahn bis Biberich zu benützen, wo ich mich auf dem Kölner Dampfboot einzuschiffen gedachte. Ich hatte mehrere ziemlich schwere Kisten und Koffer, theils mit Büchern angefüllt bei mir, was ein bedeutendes Uebergewicht machte. Nun fand sich aber keine Wage auf dem Höchster Bahnhof vor, um diese Effekten wägen zu können, und man sagte mir, dieß müsse in Biebrich geschehen. Daselbst angekommen, war es derselbe Fall, und nun sollten erst Wagen herbeigeschafft werden, das Gepäcke zu wägen, wobei der dortige Bahnhof-Angestellte eben keine große Eile bezeigte, und mir auf meine Bemerkung, daß ich mit dem Kölner Dampfboot, welches jeden Augenblick anfahren könne, weiter reisen müsse, antwortete: Ja ih kann nit here, warum hawe Se so viel Gezeugs bei sich. Unterdessen kam das Schiff wirklich an, ehe noch die Wage da war, und konnte natürlich nicht warten, bis mein Gepäcke gewogen sei. Dieß war mir um so unangenehmer, da ich in einer angenehmen und heitern Gesellschaft von Bekannten und Freunden die Rheinreise zu machen verabredet, und auch schon meine Karte für das Boot gelöst hatte, und mir nun nur die Wahl blieb, mein Gepäcke oder meine Freunde im Stich zu lassen. — Glücklicherweise sollte eine Stunde später noch das Düsseldorfer Boot ankommen, und

ich beſchloß nun, daſſelbe zu erwarten und bei meinen Effekten zu bleiben, was mich um das Vergnügen brachte, die Rheinreiſe in Geſellſchaft mir ſehr theuern Perſonen, welche zum Erſtenmal den herrlichen Strom befuhren, zu machen. In der Hoffnung, ſie den Abend wieder in Köln zu treffen, wünſchte ich Ihnen glückliche Reiſe, und ſah ſie wehmüthig ſcheiden; auch ihnen ging die kurze Trennung ſehr zu Herzen, denn ich hatte ihnen verſprochen, über alle Burgen, Städte, Flecken, Schlöſſer, Klöſter, Ruinen ꝛc., an denen wir vorbeifahren würden, und die mir alle wohl und längſt bekannt waren, eine kurze topographiſch-hiſtoriſche Beſchreibung zu geben. — Noch immer hatte der Bahnhofbeamte die Wage nicht herbeigeſchafft, und ſchien deßhalb nicht ſehr beſorgt. Schon ſah ich im Geiſte das Düſſeldorfer Boot anfahren und mein Gepäck noch nicht gewogen, da verließ mich denn doch mein Gleichmuth, und ich erklärte dem indolenten und trägen Beamtenlümmel, daß wenn mein Gepäck nicht vor Ankunft des Schiffes gewogen ſei, ich dieſen unverzeihlichen Schlendrian in allen rheiniſchen Blättern rügen würde. Dieß half und das Faulthier ſetzte ſich endlich in Bewegung und war kaum fertig, als das Boot anfuhr. — Auch mir war dießmal die Freude der Rheinreiſe vergällt, da ich ſie ſo allein und getrennt von meinen Freunden und Freundinnen machen mußte, die ich indeſſen gegen fünf Uhr Nachmittags am Landungsplatz zu Köln meiner harrend, wohlbehalten antraf, und wir vergaßen bei einem fröhlichen Abendbrod in einem ſchönen Hôtel am Rhein bald die Leiden der kurzen Trennung. Den andern Tag beſahen wir zuſammen die Merkwürdigkeiten Kölns und beſonders den herrlichen Dom, mit deſſen Ausbauen man in voller Arbeit war. — Mehrere meiner Freunde hatte ich veranlaßt, mich bis Paris zu begleiten, und mit dieſen fuhr ich den dritten Tag nach Aachen ab. Hier verweilten wir wieder einige Tage, beſahen des großen Karls Grab im Dom, beſuchten die ſchöne Umgebung der alten Kaiſerſtadt, namentlich den Lousberg, von dem man eine äußerſt angenehme Ausſicht auf viele Ortſchaften und Landhäuſer hat: Burſcheid mit ſeinen anmuthigen Promenaden u. ſ. w. — Außer dem Grabe Karls des Großen, der 814 hier ſtarb, und das mit meſſingenen Buchſtaben nur die einfache Inſchrift: Carolo Magno, anzeigt, ließen wir uns auch den ſteinernen Stuhl, auf dem die Kaiſer bei ihrer Krönung ſaßen, ſo wie Karls elfenbeinernes Hüfthorn da zeigen.

Die kleinen und großen Reliquien begehrten wir jedoch nicht zu sehen, die letztern werden ohnehin nur alle sieben Jahre dem Volk vom Thurm herab gezeigt, und bestehen unter andern aus einem Gürtel der Jungfer-Mutter, den Windeln, auf denen Christus gelegen, dem Leintuch, mit welchem die Lenden Christi umwickelt waren, dem Tuch, welches das blutende Haupt Johannis empfing, und ähnlicher Wunder, ja sogar ein Stück von Aarons Ruthe, und etwas von der in der Wüste gefallenen Manna wird den frommen Gläubigen gezeigt: es fehlt nichts mehr, als ein Stück von der Himmelsleiter, die Jakob im Traum gesehen. Und dabei wundert man sich noch, daß es so viele Religionsspötter gibt! — Kann man eine Religion mehr herabwürdigen, als durch solche Lappalien geschieht, und das wollen die Herrn von der Glatze und der Kutte immer noch nicht einsehen. — Die Zeiten, wo diese Reliquien, wie im fünfzehnten Jahrhundert, anderthalb hunderttausend Pilger in einem Jahr herbeizogen, und man über 80,000 Goldgulden in dem Opferkasten fand, sind doch längst vorüber, und also selbst der materielle Gewinnst, den dieser Spuck und Pfaffentrug einbringt, kaum mehr des Erwähnens werth. — Von Aachen reisten wir über Lüttich, wo man gerade mit dem Fest zur Einweihung von Gretrys Denkmal beschäftigt war, nach Brüssel, wo wir uns wieder eine kurze Zeit verweilten, den schönen Park und die andern prächtigen Promenaden aufsuchten, die so künstlich geschnitzte Kanzel in der St Gudula-Kirche bewunderten, die schönen Plätze, das altgothische Rathhaus besuchten, über das Pißmännchen lachten u. s. w., auch einigen theatralischen Vorstellungen beiwohnten, unter denen die Oper Moses von Rossini, die im Ganzen nicht übel gegeben, deren Chöre aber schlecht und falsch gesungen wurden. Auch dem königlichen Schloß Laken, wie noch andere schönen Orte der Umgegend machten wir einen Besuch. Kurz vor unserer Abreise kam die Nachricht von dem furchtbaren Unfall, den der Herzog von Orleans erlitten, hier an, und brachte eine allgemeine Bestürzung unter den Einwohnern so wie am Hofe hervor, die durch die gleich darauf folgende Nachricht von seinem Tode bis zu einem hohen Grad vermehrt wurde, und besonders einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Königin von Belgien, seiner Schwester, die mit unendlicher Liebe an dem theuern Bruder gehangen, hatte. Auch ihrem Gemahl, dem König Leopold ging

der schreckliche Unfall sehr zu Herzen, und gewiß verdiente der unglückliche Prinz diese allgemeine Theilnahme. — Das Jahr 1842 war außerdem an furchtbaren Ereignissen reich. Den 8. Mai war das entsetzliche Unglück auf der Versailler Eisenbahn des linken Seineufers vorgefallen, bei dem mehrere dreißig Personen lebendig verbrannten. Man hatte an diesem Tag die großen Wasser in Versailles springen lassen. Ein Zug, der um halb sechs Uhr nach Paris zurückkehrte, bestand aus 17 Wagons mit mehr als 700 Personen, und wurde durch zwei Lokomotive getrieben. Kaum hatte er die Station Bellevüe passirt, als eines derselben, dessen Achse gebrochen war, plötzlich anhielt, das zweite rannte nun auf dasselbe, zertrümmerte die Heizer, stürzte über das erste hinaus, dessen Kessel sprang, und seinen ganzen Inhalt über die Wagons ergoß, welche nun auch übereinander stürzten. Die glühenden Steinkohlen entzündeten den Tender, der mit den Brennmaterialien angefüllt war, und sogleich in Gluth stand, und da die zweite Maschine noch immer vorwärts trieb, so fielen die fünf ersten Wagons mitten auf den furchtbaren Feuerheerd. Als das Feuer nachließ, und erlaubte, den unglücklichen Reisenden in diesen Wagons, die noch athmeten, Hilfe zu bringen, da fand man sie voll Todte oder schrecklich verstümmelte Verbrannte. Von mehreren dieser unglücklichen Opfer war nur noch ein verkohlter Rumpf übrig, andere zappelten noch unter dem Todeskampf. Eine Frau, die ihr Kind den Flammen entrissen hatte, fiel erschüttert zusammen, als sie bemerkte, daß sie nur noch einen Leichnam in den Armen hielt. Als endlich das Feuer gelöscht war, fand man nicht weniger als dreiunddreißig mehr oder weniger verbrannte Leichname, und viele Fragmente von verkohlten menschlichen Körpern, wie Füße, die noch Stiefel anhatten, Hände mit Handschuhen, wie zum Beten zusammengefaltet, geschmolzenes Geld, Kleinodien, Fetzen von Kleidern, alles übrige war nur noch Kohlen und Asche! Schauderhaft waren die Einzelheiten dieser entsetzlichen Scene. Ein eben getrautes junges Ehepaar fand man umschlungen verkohlt. Eines der bedauernswürdigsten Opfer war der brave Admiral Dümont d'Urville, Familienvater, der mit seiner Gattin und seinem Sohn hier den Feuertod fand. Der unerschrockene Seemann, der schon tausend Gefahren getrotzt, hätte beide retten wollen, und fand nach übermenschlichen vergeblichen Anstrengungen selbst den Tod, der ihm jetzt dreifach schmerzhaft war.

In der Nacht vom 9. auf den 10. März dieſes Jahres wüthete ein furchtbarer Sturm an der Nordküſte Frankreichs und in dem ganzen nördlichen Frankreich, ſo daß viele Hunderte von Menſchen das Leben durch die von ihm verurſachten Zufälle verloren. In Paris ſelbſt entdächerte der Orkan mehrere Häuſer und die herabſtürzenden Schornſteine tödteten mehrere Leute, auf der Brücke von Neuilly warf er zwei ſchwer beladene Wagen um, und eine entwurzelte uralte Eiche tödtete auf dem Weg nach St. Denis zwei Menſchen. In der Normandie war der angerichtete Schaden unermeßlich, in Caen ſtürzten mehrere Gebäude ein, und begruben die Bewohner unter ihren Trümmern, und alle Landſtraßen und Wege waren mit umgeworfenen Bäumen bedeckt, auch in Cherbourg wurden die Häuſer bis auf ihre Grundmauern erſchüttert, und ſelbſt in den Häfen gingen viele Schiffe mit Mann und Maus unter, und die Mannſchaft des »Chateaubriand«, den man in Havre desarmirt hatte, und die ſich auf den »Commerce von Bordeaux« zurückgezogen, kam bis auf einen Matroſen und einen Schiffsjungen um. — Nicht minder ſchrecklich wütheten die Erdbeben in verſchiedenen Weltgegenden, und namentlich wurden in S. Domingo viele Gegenden völlig durch ſie zerſtört. Am meiſten litt jedoch Cap Haiti, das gänzlich vernichtet wurde, wobei über Tauſend Menſchen umkamen, eben ſo eine ungeheure Menge Vieh, das unter den Ruinen der eingeſtürzten Gebäude begraben wurde. Dieſe Maſſe Leichen verpeſtete außerdem die Luft, und erzeugte verheerende Seuchen. Furchtbare Feuersbrünſte brachen in dieſem verhängnißvollen Jahr ebenfalls in verſchiedenen Weltgegenden aus, und folgten raſch hinter einander. In Steyer in Oeſterreich brannten über 240 Häuſer nieder, und viele Leichen fand man nach dem Brand in den Straßen liegen; in Columbia war ein ganzes Quartier mit einem halben Hundert der größten Waarenmagazine abgebrannt; Bereska in Bosnien brannte beinahe ganz nieder, mehr als 700 Häuſer und Gebäude wurden ein Raub der Flammen, und über dreißig Menſchen fanden ihren Tod in denſelben. Auch Camenz wurde faſt ganz in Aſche gelegt, von 500 Häuſern blieben kaum 100 ſtehen. Eben ſo wurde die Stadt Kaſan ein Raub der Flammen, wo das Feuer während vier Tagen wüthete, und faſt alle Gebäude, die Univerſität, Kirchen ꝛc., nur noch einen Haufen gräßlicher Ruinen bildeten. In Liverpool hatte in ſieben Stunden das entſetzliche Element für mehr als Hundert Millionen

Waaren in Asche verwandelt, und 21 Personen kamen in demselben um und mehr als ein halbes Hundert wurden mehr oder weniger verwundet und beschädigt; in vielen Departementen Frankreichs zerstörte das Feuer ganze Dörfer ꝛc. ꝛc. Doch der schrecklichste aller dieser Brände war der, welcher den 5. Mai gleich nach Mitternacht in Hamburg ausbrach, und erst den 8. desselben Monats um zwei Uhr Nachmittags völlig bezwungen werden konnte, sich über 61 Straßen verbreitet, und nahe an 2000 Häuser nebst einem halben Tausent Magazine in Asche gelegt hatte. Hundert sechzig Leichen hatte man aufgefunden, von denen 22 in einem einzigen Keller, und über 22,000 Menschen fanden sich ohne Obdach. Das Volk hing und erwürgte mehrere Individuen, die es in Verdacht hatte, das Feuer geschürt zu haben. Für 200 Millionen Waaren, unter denen 5 Millionen Pfund Zucker und 2 Millionen Pfund Kaffee, und 1600 Ballen Baumwolle gingen verloren. — Nicht leicht hat ein Jahr ähnliche Unglücksfälle aufzuweisen.

Als ich in Paris ankam, fand ich noch die ganze Stadt voll von dem Unglück, welches die königliche Familie betroffen hatte, und viele Personen nahmen innigen Antheil an dem grausamen Schicksal derselben, und selbst ihre zahlreichen Feinde waren zum Theil davon erschüttert. Ein großer Theil Frankreichs hatte mit Zuversicht auf den jungen hoffnungsvollen und allgemein beliebten Kronprinzen geblickt, und in ihm den Mann gesehen, der ammeisten dazu befähigt war, endlich einmal dem schon seit mehr als einem halben Jahrhundert so sehr beunruhigten und bewegten Land, eine dauerhafte Ruhe und eine feste Regierung zu geben.

Es waren kaum zwei Monate nach dem schrecklichen Unglück auf der Versailler Eisenbahn verflossen, als sich am 13. Juli 1842 in Paris plötzlich die Nachricht von dem schauderhaften Unfall des Thronerben verbreitete, der anfänglich Niemand Glauben schenken wollte, bis sie sich in wenig Stunden nur zu sehr bestätigte. — Der Herzog sollte sich nach St. Omer begeben, um daselbst einige Regimenter die Musterung passiren zu lassen. Um elf Uhr des Morgens setzte er sich in eine zweispännige Caleiche um nach Neuilly zu fahren, und daselbst von seinen Eltern, die ihre dortige Sommerresidenz bezogen hatten, Abschied zu nehmen. — Als er am Boulogner Gehölz angekommen war, gingen die Pferde ohne irgend eine Veranlassung durch, und jagten der Porte Maillot, auf dem Weg der Revolte zu. Der Prinz stellte sich nun in dem

Wagen aufrecht, um zu sehen, was zu thun sey, wurde aber durch einen sehr heftigen Stoß, den das Fuhrwerk erlitt, gewaltsam aus demselben auf das Pflaster geschleudert *), von dem man ihn mit Blut bedeckt, und gespaltenem Schädel, sterbend aufhob, und in das Haus eines Spezereikrämers brachte. — Sein Todeskampf begann mit der Mittagsstunde, und bald erschienen nach einander, der König, die Königin, die Prinzessin Clementine, die Herzogin von Nemours, Madame Adelaide, die Schwester des Königs und der Herzog von Aumale. — Die Herzogin von Orleans war abwesend und erwartete ihren geliebten Gatten, von dem sie nur noch den Sarg sehen sollte, in den Bädern zu Plombières. Der unglückliche Prinz lebte noch mehrere Stunden nach dem Unfall, erhielt aber die Sprache und wahrscheinlich auch seine völlige Besinnung nicht wieder, denn er blieb bei allen Theilnahmsbezeugungen, die ihm durch seine tiefbetrübten Eltern und Geschwister wurden, unbeweglich. Jede Minute verschlimmerte seinen Zustand, und um 3 Uhr 45 Minuten gab er den Geist auf. Zwei und dreißig Jahre alt, schön, geistreich, tapfer, gefühlvoll, großmüthig, war er der Stolz seiner Familie und der Nation, die eine glückliche Zukunft von ihm erwartete.

Der König hatte bei der ersten Nachricht von dem schrecklichen Unglück das Schloß Neuilly zu Fuß verlassen, und kam außer Athem in dem Haus des Spezereikrämers an, er sollte um Mittag den Ministerrath in den Tuilerien präsidiren; sämmtliche Minister und Marschälle verfügten sich, nachdem sie der König von dem Unfall hatte benachrichtigen lassen, gleichfalls in das Sterbehaus, in welchem die Verzweiflung der unglücklichen königlichen Familie bereits eine Höhe erreicht hatte, die keine Feder zu schildern im Stande ist. Die Königin rief mehrmals aus: Welches Unglück für unsere Familie, welches Unglück für ganz Frankreich! — und alle Anwesenden stürzten zu ihren Füßen, und der Marschall Gérard unterstützte den wankenden König. — Man brachte hierauf den Leichnam auf einer Tragbahre und mit einem weißen Tuch bedeckt, in die Kapelle zu Neuilly, wohin ihm die Königin von ihren Damen unterstützt, zu Fuß folgte, ebenso der König mit allen anwesenden Prinzen und Prinzessinen, den Marschällen

*) Dieß hatte sich später durch Augenzeugen herausgestellt, und er war nicht, wie es anfänglich hieß, aus dem Wagen gesprungen.

Soult und Gérard, den Miniſtern, Generälen ꝛc. nebſt einem großen Gefolge, das ſich vor dem Todtenhaus eingefunden hatte. Eine Eliten-Compagnie vom 17. leichten Infanterieregiment, das in Afrika ſo oft Zeuge von der heldenmüthigen Tapferkeit des Herzogs, namentlich in den Engpäſſen des eiſernen Thors und auf den Höhen von Mouzaia geweſen war, hatte man eilig herbeigerufen, um dem Trauerzug als Bedeckung zu dienen. Viele dieſer Krieger, welche geſehen hatten, mit welcher Unerſchrockenheit der Prinz die Feinde angriff, und ſeine Großmuth und ſein Wohlwollen aus Erfahrung kannten, konnten ihre Thränen nicht zurückhalten. — Um fünf Uhr hatte ſich der Zug, an deſſen Spitze der General Athalin ging, in Bewegung geſetzt, vier Unteroffiziere trugen die Bahre. Durch den Park von Neuilly, den man der ganzen Länge nach durchzog, begab man ſich in die Schloßkapelle, in welcher ſich der König und die Königin, ſammt allen, die ſie begleiteten, vor dem Altar niederwarfen. Bei der Unterſuchung, welche ſpäter die erſten Wundärzte mit dem Körper des Verunglückten anſtellten, fand es ſich, daß die vordere Seite des Schädels von einem Ohr bis zum andern Ende geſpalten, und der Stirnknochen faſt gänzlich von dem Haupt abgelöst war, ſonſt aber alle Organe des Prinzen ſich im beſten Zuſtande befanden, ſo daß ihm ein langes Leben hätte beſchieden ſein können, beſonders da er ſehr regelmäßig lebte und keine Art Exceſſe beging.

Nur wenige Tage vor den großen Begräbnißfeierlichkeiten des unglücklichen Herzogs kam ich zu Paris an, und wohnte denſelben in Notre-Dame bei, nachdem ich den prächtig-traurigen Zug in den elyſäiſchen Feldern hatte an mir vorbeigehen laſſen. Dies dauerte eine geraume Zeit, alle Waffengattungen waren bei demſelben zahlreich vertreten, die Nationalgarden bildeten Spaliere, die am Schloß von Neuilly begannen und ſich durch die elyſäiſchen Felder über den Platz Ludwig XV. längs den Quais bis zum Parvis von Notre-Dame hinzogen. Der ungeheure reich, mit ſilbernen Flammen und Franſen verzierte Leichenwagen, mit ſilbernen allegoriſchen Statuen und vier geflügelten Genien, welche den mit ſchwarzen Federn geſchmückten Ritterhelm hielten, verſehen, glich einem wandelnden Trauerberg, den ſechzehn ſchwarz und Silber behangene, und ebenfalls mit Federn geſchmückte Roſſe zogen. — Die vier Prinzen, ſeine Brüder folgten dem Wagen zu Fuß, ſowie alle anweſenden Marſchälle, Miniſter, Generale ꝛc. Mehrere zwanzig Trauerwagen mit ſechs

und vier Pferden, alle vom schönsten Schwarz, bespannt, und mit dem Wappen des hohen Todten versehen, waren im Gefolge des großen Wagens, so wie das Streitroß, das der Herzog in seinem letzten Feldzug geritten hatte, das mit einem großen Trauerflor bedeckt, von zwei in tiefe Trauer gehüllten Vorreitern geführt wurde. — Ueber alle Beschreibung aber war der Eindruck, welchen der Anblick der ebenfalls von Außen und Innen ganz in Trauergewänder gehüllten, ungeheuern gothischen Kirche von Notre-Dame gewährte. Die schwarzen Draperien des Portals erhoben sich über 100 Fuß hoch von der Erde und erreichten die kleine Säulengallerie vor den Thürmen. Sie waren oben mit silbernen Spitzbogen verziert, unter denen in drei großen Feldern Kreuze angebracht waren, nebst zwei Cypressen-Kronen unter denen man die Worte: Antwerpen, Algier las. Das mittlere Feld enthielt den Namenszug des Herzogs, von silbernen Cypressen umgeben, und mit der herzoglichen Krone gekrönt. Die drei Hauptthore der Kirche hatten 4 Fuß breite schwarze und silberne Borduren. Auf den beiden alten colossalen Thürmen hatte man 50 Fuß hohe Maste angebracht, von denen ungeheure schwarze Fahnen von Crep und mit unzähligen silbernen Sternen besät, herabwehten, ihre Höhe überreichte um Vieles die aller andern Monumente in Paris, und man konnte sie von jedem Theil der ungeheuern Stadt wahrnehmen.

Nicht minder traurig pomphaft war das Innere des großen Tempels ausgeschmückt. Das mittlere Schiff war von der Höhe seiner Wölbungen bis auf den Boden schwarz behangen, und die Draperien hatten silbergestickte byzantinische Verzierungen. Eben so die Tribünen, die durch viele silberne Grabeslampen erleuchtet waren. Auf gleiche Weise war das Chor bekleidet, und in den Transept waren rechts und links schwarze Amphitheater für die Mitglieder der Pairskammer und der Deputirtenkammer errichtet. — Auf dem mit glänzender gestickter Mosaik bekleideten Hochaltar brannten 80 silberne Lampen vor einem großen Kreuz. Der kolossale Katafalk erhob sich in dem Kreuz (der Mitte) der Kirche, von vierzehn silbernen Riesen-Karyatiden umgeben, welche die Estrade trugen, auf welcher der Sarg ruhte. Ein ungeheurer Baldachin, von prächtig gesticktem Sammt, mit Hermelin gefüttert, hing von einer Höhe von mehr als 110 Fuß, über dem Trauergerüst; dabei waren die dreifarbigen Trophäen nicht vergessen.

Fünf und zwanzig breite Stufen, mit brennenden Candelabern und Räucherpfannen beſetzt, führten ringsum, bis zur Höhe, auf welcher der Sarg ſtand, um den 300 Kerzen brannten. Fünfzig Banner mit dem Namenszug des Prinzen, waren über demſelben aufgehangen. Die ganze Kirche war mit unzähligen Lampen und Kerzen erleuchtet, die auf vierzig Kronleuchtern, hundert und zwei und zwanzig Candelabern brannten. 80 Lampen von außerordentlicher Dimenſion, und der gewöhnlichen Kirchenlampen waren eine Legion. An einer jeden der kleinen unzähligen Säulen war eine Karyatide mit einer Grabeslampe angebracht. — Im Chor allein brannten an 2000 Lichter, und in der ganzen Kirche zählte man über 6000. — Nun kann man ſich denken, welchen Eindruck dieß beim Eintritt in den ungeheuern Dom machen mußte. — Und doch, was konnte all dieſe Todtenpracht nützen, ſie war auch nicht im Stande, den ungeheuern Schmerz der königlichen Familie auch nur um einen Gedanken zu vermindern, im Gegentheil mußte er um ſo mehr brennen. Drei Tage währte dieſe Todtenfeier, und hemmte auch nicht um eine Sekunde den Lauf des unerbittlichen Schickſals, das dieſer unglücklichen Familie noch ganz andere Prüfungen zugedacht hatte. O vanitas vanitatum muß man hier wieder ausrufen, und bei all der täglichen Ueberzeugung der Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge wird das Menſchenvolk doch um kein Haarbreit klüger und hängt mit Leib und Seele am — Staub und ſchlimmer!

Der Verſtorbene war von einem großen Theile der Pariſer ſehr geliebt. Man erinnerte ſich, daß er mit den Kindern der Bürger auf den Schulbänken in den Collegen geſeſſen und ſeine Studien gemacht, man erinnerte ſich ſeiner bezaubernden Leutſeligkeit, ſeiner unbegrenzten Mildthätigkeit, ſeines lebhaften Geiſtes, ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften, des Schutzes, den er dieſen angedeihen ließ. Er war mit von den Erſten, die ſich bei der Nationalgarde hatten einſchreiben laſſen, er war es, der faſt täglich zur Zeit, als die Cholera am ſchrecklichſten wüthete, das Hoſpital Hôtel Dieu beſuchte, der bei blutigen Aufſtänden ſich zuerſt dem Feuer der Inſurgenten ausgeſetzt hatte, und zwar in den Straßen, wo der Kampf am ärgſten wüthete. Paris hatte einen ſo tapfern als großmüthigen Krieger in ihm erkannt, der ſeine Sporen unter den berühmten Veteranen, den Marſchällen Gérard und Clauſel verdient hatte, und ſah einen tüchtigen

Feldherrn in ihm, den es hochschätzte. Eben so und mehr war der Verstorbene vom Heer geliebt und verehrt worden, mit dem er Gefahren und Entbehrungen getheilt hatte. Dies war nun Alles hin, und keiner seiner Brüder konnte ihn ersetzen, obgleich auch sie alle ehrenwerthe Männer und nicht ohne Verdienst waren, aber seine Popularität mangelte ihnen.

Vorerst hatte ich in einem hübschen Hôtel garnie, gerade der italiänischen Oper über, meine Wohnung genommen, wo ich auch bis zum kommenden Frühjahr verblieb. — Ich suchte nun vor allem mit einigen großen Journalen Verbindungen anzuknüpfen, was mir auch zum Theil gelang, namentlich erneuerte ich die schon lang bestehende Bekanntschaft mit dem Constitutionel, doch wollte es mir nicht gelingen, in das Feuilleton eines Journals Eingang zu finden, für welches ich einen politischen Roman zu schreiben beabsichtigte, allenthalben wurde mir die Antwort: „wir sind noch auf Jahre hinaus mit Manuscripten versehen und haben deßhalb Verpflichtungen eingegangen, die uns vorerst nicht gestatten, Ihre Anerbietungen anzunehmen.“ Ich erfuhr indessen bald, daß es eine Clique von Feuilletonisten war, die sich unter einander das Wort gegeben, Niemand ein neues Eindringen in die großen Feuilletons zu gestatten, und die selbst von Eigenthümern und Hauptredacteuren der Journale gefürchtet waren, so daß es keiner wagte, ihnen vor den Kopf zu stoßen. Ich lieferte nun von Zeit zu Zeit einige Leitartikel an verschiedene Blätter, und namentlich viele: faits divers (Mannichfaltigkeiten) für den Constitutionel. Zugleich beendigte ich die in Pforzheim verlegten Werke, deren Herausgabe nun ihren ungestörten Fortgang neben dem Proceß mit Dietrich Reus hatten, sodann sandte ich auch Correspondenzartikel an verschiedene deutsche Blätter ein. — Da Thiers Werk über das Consulat und das Kaiserreich demnächst erscheinen sollte, so nahm ich Rücksprache dieserhalb mit dem Buchhändler Paulin, und erbot mich zur Uebersetzung desselben. Thiers Geschichte der französischen Revolution, die ich bei meinem deutschen historischen Werk mehrfach benützt, hatte mich sehr angesprochen. Ich wünschte, daß die deutsche Uebersetzung zugleich mit dem französischen Original erscheinen könnte. — Ich hatte deßhalb mehrere Unterredungen mit dem Hrn. Thiers, der mich auch einlud, seine Salons zu besuchen, was mir willkommen war, in der Hoffnung daselbst interessante und mir nützliche Bekanntschaften zu machen.

Der Expremier war äußerſt artig, ſtellte mich ſeiner Familie, d. h. ſeiner Gattin, ſeiner Schwiegermutter, Madame Dosne, und ſeiner Schwägerin, Mademoiſelle Dosne, vor, die drei einzigen Damen, die man hier zu ſehen bekam und die jeden Abend die Honneurs ſeines Salons machten, und wie es ſchien, keine anderen neben ſich duldeten. Sie waren alle drei liebenswürdig, geiſtreich und hübſch, auch behauptete die böſe Pariſer Welt, daß Mama Dosne, die man eher für eine Schweſter ihrer Töchter gehalten hätte, die Gunſt ihres Schwiegerſohns in jeder Hinſicht mit ihrer Tochter theile. — Die Geſellſchaft, die man hier traf, war mit wenig Abänderungen jeden Abend ſo ziemlich dieſelbe, und beſtand faſt nur aus Anhängern und Meinungsgenoſſen des Exminiſters, größtentheils Deputirten, Pairs und einigen höheren Geiſtlichen, unter denen auch der Erzbiſchof von Aix war. Die Unterhaltung drehte ſich einen Abend wie den andern ausſchließlich um die Politik und Staatsangelegenheiten, und beſonders wurden die Handlungen der Regierung, des beſtehenden Miniſteriums und namentlich des Herrn Guizot ſcharf und ſtrenge kritiſirt, manchmal wurde ſie auf eine kurze Zeit durch eine pikante Stadt- oder Hof-Anekdote unterbrochen, die einer oder der andere der Gäſte zum Beſten gab oder auch erfand, um die Geſellſchaft zu unterhalten und zum Lachen zu bringen, und die ſich dann aus Hrn. Thiers Salons weiter in ganz Paris verbreitete; immer kam man jedoch baldmöglichſt wieder auf das alte Thema, die Politik zurück, und nie in meinem Leben erſchienen mir Oxenſtirnas Worte: „wenn du wüßteſt, mit wie wenig Weisheit die Staaten regiert werden", wahrer als hier, denn was all die hier verſammelten Staatsmänner, der Expremier an ihrer Spitze, vorbrachten, roch wahrlich eher nach Thorheit als nach Weisheit, und ſie gaben beſonders, ſobald die Rede von auswärtigen Staaten und Ländern war, eine Unwiſſenheit kund, die noch ſchauderhafter als lächerlicher war. Von den deutſchen Zuſtänden hatten die Herren gar keinen Begriff, man hätte glauben ſollen, Deutſchland läge mitten in Afrika, und nur von den engliſchen eine höchſt oberflächliche Kenntniß, und Thiers galt allen ein Orakel, das ich jedoch mehr als einmal belächeln mußte. — Eines Tags ſagte Herr Thiers zu mir: n'est ce pas vos Allemands m'en veulent. (Nicht wahr, mein Herr, Ihre Deutſchen mögen mich nicht leiden.) Worauf ich ihm erwiederte: Mais vous avez cependant un parti en Allemagne, qui

vous aimé beaucoup. (Sie haben indeſſen doch eine Partei in Deutſchland, die Sie ſehr gern hat.) Et lequel? (Und welche?) Les maquignons auxquels vous avez fait vendre, il y a quelques années des mauvais rosses à un bon prix. (Die Roßkämme, denen Sie vor ein Paar Jahren Kracken zu einem hohen Preis abkauften.) Alle Anweſenden lachten, und der Exminiſter verſchluckte die Pille ebenfalls lächelnd. Ein andersmal gab auch ich den Herren eine wahre Anekdote zum Beſten, die Hrn. Thiers ſelbſt berührte, indem ich erzählte, daß ſich ein junges deutſches Mädchen, eine Art Kammerjungfer bei einer Dame in Paris befände, die ſich geäußert, ſie möchte Hrn. Thiers gerne die Augen auskratzen, wenn ſie ihn zu Geſicht bekäme. Natürlich fragte Jedermann: Warum? worauf ich ihnen der Wahrheit gemäß erzählte, daß das Mädchen, die Tochter eines untergeordneten württembergiſchen Beamten, ihrem Vater früher die Zeitungen habe vorleſen müſſen, wobei ſie den Namen Thiers, der ſehr häufig vorkam, wie das deutſche Thier ausgeſprochen, und nachdem ſie mehrmals von ihrem Vater, der ihr erklärte, wie der Name ausgeſprochen werden müſſe, vergeblich korrigirt worden war, gab ihr derſelbe ein Paar derbe Ohrfeigen. — Nun aber war die Schwierigkeit dem Hrn. Thiers beizubringen, daß ſein Name deutſch ausgeſprochen, ſo viel wie der Genitiv von Thier (animal) bedeute. Es gelang mir indeſſen, ihm die Sache auf eine feine Art verſtändlich zu machen, ſo daß er mit den andern lachte. Muſikaliſche Unterhaltungen fanden hier nie ſtatt, die Damen Dosnes waren keine Freundinnen von der Muſik, und da mich die ewigen politiſchen Klatſchereien, denn anders waren dieſe ſich immer wiederholende Geſpräche nichts, bald zu langweilen anfingen, ſo beſuchte ich die Salons des Hrn. Thiers ſeltener, auch eckelte es mich an, ewig denſelben Unſinn über deutſche Zuſtände zu hören, obgleich ich mir die größte Mühe gab, dieſe ſublimen Staatsmänner eines Beſſern zu belehren, das war jedoch unmöglich, ſie blieben auf ihren fünf Augen, und nächſt dem Chineſen iſt der Franzoſe wohl der vorurtheilsvollſte Menſch auf unſerem Erdball, wozu ſeine totale Unwiſſenheit fremder Zuſtände das meiſte beitragen mag. — Sollte man es wohl glauben, daß einige dieſer Herren der Meinung waren, daß die langue prussienne (preußiſche Sprache) eine ganz beſondere ſei, die mit der deutſchen gar nichts gemein habe. Wenn man freilich einen Norddeutſchen ſprechen hört und dann wieder einen Oeſterreicher, Bayer oder

Schwaben, ſo ſollte man glauben, die Herren hätten vollkommen recht.

Eines Abends brachte ein Pair brühwarm eine ſcandalöſe Neuigkeit mit, die er ſoeben von einem Polizeibeamten erfahren hatte, und theilte ſie der Geſellſchaft unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mit, die ihm auch zugeſagt wurde. Nichts deſto weniger war ſie ſchon nach zwei Tagen im Mund aller Leute, und bei Hof wie in den niedrigſten Kneipen das Tagesgeſpräch; der Vorfall war folgender: Ein angeſehener ziemlich korpulenter Herr, der ſogar ſchon einigemal Miniſter geweſen, war vor ein Paar Tagen in einem offenen Wagen über den Baſtillenplatz und durch die Vorſtadt St. Antoine gefahren. Hier hatte er auf dem Trottoir zwei allerliebſte junge Mädchen, ein Paar Engel an Schönheit und Lieblichkeit erblickt, die nach ihrer Kleidung zu urtheilen, dem niedern Bürgerſtande angehörten. Der dicke Herr war von dieſer holdſeligen Erſcheinung ſo entzückt, daß er auf der Stelle ſeinem vertrauten Laquai, ein zweiter Frontin, befahl, den Mädchen zu folgen, und ſie ihm coute qu'il coute noch denſelben Abend zuzuführen, ſonſt jage er ihn fort. — Der Bediente ſprang ſogleich vom Wagen herab und es gelang ihm in der That, die beiden Engel zu kirren. Er führte ſie noch denſelben Abend ſeinem Herrn zu, mit dem ſie die Nacht verbrachten und den beide entehrt verließen. Der Vater, der nichts von der ſaubern Geſchichte gewußt hatte, war natürlich in der größten Angſt über das Verſchwinden ſeiner Töchter, ſo wie die troſtloſe Mutter in Verzweiflung. Erſterer hatte die ganze Nacht vergeblich mit dem Aufſuchen der Mädchen zugebracht und erſt den andern Morgen, als ſie ſich ganz zerſtört in der väterlichen Wohnung eingefunden, erfuhren die armen Eltern den ganzen Umfang ihres und ihrer Kinder Unglücks. — Troſtlos zerrauften ſie ſich das Haar, ihre Kinder waren durch einen alten dicken Wüſtling genothzüchtigt! — der den erſten Ständen der Geſellſchaft angehörte. — „Mache ich Lärmen, ſagte der Vater zu ſich ſelbſt, ſo vermehre ich unſer Unglück durch die Offenbarung der Schande; ſchweige ich, ſo bin ich ein Mitſchuldiger des Verbrechens!" Nachdem er ſich den Kopf mehrere Stunden mit quälenden Gedanken zerbrochen, rief er aus: „Ich muß mich rächen." Er eilte nun zum Polizeipräfekt, und theilte ihm den ganzen Vorfall mit, indem er ihm den Namen des Verbrechers nennt, und macht ihn ſelbſt für das Vergehen und die

Nothzucht an zwei minorennen Kindern verübt, verantwortlich! — Der Präfekt, bestürzt, empfiehlt ihm in seinem eigenen Interesse, die größte Verschwiegenheit, verspricht ihm die glänzendste Satisfaktion zu verschaffen, und bestellte ihn auf den kommenden Tag wieder. Noch denselben Tag ließ er den dicken Herrn auf die Präfektur kommen, und malte ihm die furchtbaren Folgen seiner That mit den schwärzesten Farben aus.

— Ich bin ein verlorner Mann, das sehe ich ein, sagte der Ermineter.

— Und wissen Sie auch, daß Sie . . . .

— Ich weiß, daß mich der Fall auf die Galeere bringen kann, unterbrach der von Angstschweiß triefende Verbrecher, den Präfekten. — Können Sie die Sache vermitteln, retten Sie mich um jeden Preis. Sehen Sie mich hier zu Ihren Füßen, fuhr er fort, um Gotteswillen retten Sie mich!

— Das wird sehr schwer sein.

— Bewirken Sie ein Wunder, im Namen Gottes, edler Mann.

— Ich werde zusehen, was ich thun kann — aber es wird schwer halten.

— Retten Sie meine Ehre, ich gebe Ihnen mein Leben.

— Ich werde sehen . . . .

— O ich zähle auf Sie — nicht wahr — ich darf auf Ihre Freundschaft zählen, auf Ihre Klugheit, auf Ihren Scharfsinn.

— Wohlan lassen Sie mich die Sache überlegen.

Der Präfekt stützte mehrere Minuten den Kopf auf seinen auf den Marmor eines Kamins gelehnten Arm und sagte, endlich nach einer ziemlich langen Pause:

— Sie dauern mich! Sie so niedergedonnert zu sehen! — Ich will die Sache arrangiren . . . . aber es wird Sie zweimalhunderttausend Franken kosten.

— Zweimalhunderttausend Franken! das ist eine theure Geschichte, seufzte der dicke Mann, aber was ist zu machen? Wohlan es sei, nun handeln Sie.

— Die 200,000 Franken werden dazu dienen, die beiden Mädchen auszusteuern, nur auf diese Weise wird sich der Vater zufrieden stellen lassen.

— Glauben Sie wirklich, fragte der arme, noch immer geängstigte Mann, wird die Mutter einwilligen, wird man

mich nicht vor den Gerichten verfolgen? — der Vater — die Mutter . . .

— Nein, ich nehme die Sache auf meine Verantwortung.

— O Tausend Dank, Herr Präfekt, Sie geben mir das Leben wieder, ich athme auf.

Ein Berg war von dem Herzen des Unglücklichen gefallen, und die 200,000 Franken hatte eine Stunde darauf der Präfekt in Bankbillets in seinen Händen. — Die Eltern verpflichteten sich um diesen Preis zum Stillschweigen, und ein jedes ihrer Kinder hatte eine Aussteuer von 100,000 Franken, womit sie leicht eine gute Partie finden konnten, und so ward die Sache abgemacht; nur blieb sie nicht verschwiegen, und gehörte bald zu den öffentlichen Geheimnissen von Paris, ja diese Begebenheit wurde später noch in einem der vielen Almanache, die alljährlich erscheinen, jedoch ohne die Namen zu nennen, abgedruckt.

Eines Abends äußerte sich Herr Thiers, als die Sprache auf die gewaltigen Kriegsrüstungen kam, die er 1840 als Minister hatte machen lassen, um fast ganz Europa zu bekriegen: „Ja wäre es mir nach gegangen, so wären Belgien und das linke Rheinufer jetzt wieder französisch!" — Ich erlaubte mir, ihm dagegen zu bemerken, daß dieß eben nicht so gewiß wäre, wie er meine, und daß, nachdem sich das Waffenglück gewendet, eben so gut Elsaß, Lothringen, Burgund, wieder deutsch hätten werden können, da man es, namentlich in Preußen, schon sehr bereut habe, 1814 und besonders 1815, diese eigentlich deutschen Provinzen nicht zurückbehalten zu haben, was man bei der nächsten Gelegenheit gewiß thun werde. — Ein „impossible" war die ganze Antwort Thiers; dagegen rief ein anderer Deputirter aus: Ehe ich so etwas zugäbe, würde ich lieber selbst zum Gewehr und Tornister greifen. Diesem erwiederte ich lächelnd: Verzeihen Sie, das habe ich nicht gewußt, das ändert freilich die Sache und ich bescheide mich gern.

Da man, namentlich in Deutschland, keineswegs über die Persönlichkeit des Hrn Thiers ganz im Reinen ist, so will ich es versuchen, den besonders durch seine Kriegslust berühmt gewordenen Mann, soviel ich es vermag, hier zu schildern.

Der kleine bewegliche Mann mit den scharf blinzelnden Augen, wurde in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Marseille geboren, wo sein Vater ein ehrbarer Schlosser war,

und ſich grade nicht in den glänzendſten Umſtänden befand, und noch hat er Verwandte daſelbſt, die faſt alle ehrliche Handwerksleute ſind. — Nepotismus kann man ihm nicht vorwerfen, er hat, als er die Macht dazu in Händen hatte, keinen ſeiner Vetter und Verwandten mit Stellen oder Sinecuren bedacht, im Gegentheil ſie eher vernachläßigt oder hintangeſetzt. Längere Zeit las man auf einem Schild in den elyſäiſchen Feldern die Aufſchrift: „Madame Thiers, belle soeur de l'exministre, marchande de pommes." (Aepfelverkäuferin.) Mit pecuniären Mitteln hätte er allerdings ſeine armen Verwandten unterſtützen können, da er, Dank einem glücklichen Spiel und Spekulationen mit Staatspapieren, über große Capitalien verfügen konnte. Schon in den Schulcollegien zeichnete er ſich durch die Leichtigkeit aus, mit welcher er auch die abſurdeſten und paradoreſten Lehren und Meinungen zu vertheidigen wußte, dabei galt er für einen Pedant und war ein gewaltiger Schwätzer. Da er ſich dem Advokatenſtand widmen wollte, ſo ſchickten ihn ſeine Eltern nach Aix, wo ihn ein Herr Arnaud ſehr gut aufnahm, und ihm eine freie Wohnung und ſeine Bibliothek zur Verfügung ſtellte und auch außerdem unterſtützte.

Bei ſeinem erſten Auftreten als Advokat hatte er kein Glück: Man fand ſein Aeußeres unangenehm, ſeine Stimme ſchneidend, ſeine Bewegungen lächerlich und ſeine Reden ſchwulſtig. Dadurch abgeſchreckt, warf er ſich auf die Litteratur und war ſo glücklich, einige Preiſe, welche die Akademie für verſchiedene Schriften ausgeſetzt hatte, davon zu tragen. Ueber eine derſelben waren die Stimmen getheilt, und der General-Secretair der Akademie drückte ſich über dieſe Arbeit, welche die Frage: Quels sont les caractères distinctifs de la littérature à laquelle on donne le nom romantique? et quelle ressources pourrait-elle offrir à la litterature classique? beantworten ſollte, folgendermaßen aus:

„Ohne vollkommen den von der Akademie vorgeſchlagenen Gegenſtand aufgefaßt zu haben, ohne ſeinen Ideen die folgerechte Direktion, welche vielleicht der poſitive Sinn der Frage vorſchrieb, gegeben zu haben, hat der Verfaſſer doch mit Scharfſinn und Klarheit, den größten Theil und das Wichtigſte derſelben unterſchieden und ausgedrückt. Die Richtigkeit der Anſichten, der litterariſche Takt, Vernunftgründe, ſind in der Beantwortung der Fragen vorherrſchend, und ſein Werk würde einen vollkommenen Erfolg haben, wenn die

Palme demjenigen Concurrenten gebührte, der die wenigſten Irrthümer und die meiſten Wahrheiten vorgebracht hat. Man wirft jedoch dieſen Wahrheiten vor, daß ſie oft keinen Bezug auf den verhandelten Gegenſtand haben, und dann tadelt man auch hie und da den Styl als uncorrect und nicht elegant genug; wahr iſt es, daß ſich der Verfaſſer nur ſelten über den gewöhnlichen Ton einer einfachen Abhandlung erhebt."

Dieſes Urtheil läßt ſich mehr oder minder auf die ſämmtlichen Schriften Hrn. Thiers anwenden.

Air war kein Feld, auf dem der junge ehrgeizige Mann ſich lange verweilen konnte, und er machte ſich deßhalb nach Paris auf, wohin er ſich ſchon längſt als dem Ziel ſeiner Wünſche geſehnt hatte, und wo er hoffte, noch ein ganz anderes zu erreichen, was ihm auch über alle Erwartung glückte.

Hier kam er eines Tags bei Alphons Rabbe, der ein ſehr beſcheidenes Zimmer in dem Hôtel Montesquieu bewohnte, in einem mehr als ſehr beſcheidenen Anzug an. Der kleine Mann, mit bebrillten Augen, trug einen Rock, deſſen Grundfarbe auch für einen Liebig noch ſchwer zu unterſcheiden geweſen wäre, ſeine ſehr engen Beinkleider reichten kaum über die Waden, und hatten einen etwas verdächtigen Glanz, die geflickten Stiefel ſchlotterten um die Beine und der Hut ſchien ein fabelhaftes Alter zu haben. — Lange Zeit wollte es nicht vorwärts mit dem neuen Ankömmling gehen, und er lebte faſt nur von der Großmuth ſeines Freundes Rabbe. Endlich gelang es ihm, dem Deputirten Manuel vorgeſtellt zu werden, der ihn bei dem Conſtitutionel anſtellte, für welchen er zuerſt nur ſogenannte Salons-Artikel ſchrieb, ſpäter ſich jedoch mit der Politik befaßte, und hiebei ſogleich ſeine Undankbarkeit an Tag gab, indem er die Wahl ſeines Wohlthäters Manuel bekämpfte, der ihm doch zuerſt eine helfende Hand gereicht hatte. Dieſe Treuloſigkeit war nur das Vorſpiel der größern, die er ſpäter beging und zu einer Staatstugend machen wollte. — Er begab ſich nun unter den Schutz Laffittes, aber kaum hat er bei dieſem einigen Fuß gefaßt, ſo gab er ſich ſelbſt die Miene eines Protectors, und ſuchte ſich wichtig zu machen, indem er mit Jedermann von der Geſchichte der Revolution ſprach, die er herauszugeben gedenke. Zugleich ſuchte er ſich im Finanzfach zu unterrichten, und gab Notizen über den berüchtigten Law heraus, nachdem er Duvrard, der damals im Schuldgefängniß ſaß, zu Rathe

gezogen hatte. — Durch einen alten Buchhändler (Schubart) wurde er auch mit dem Hrn. v. Cotta bekannt, der ihm eine damals sehr hoch stehende und gesuchte Aktie des Konstitutionel verschaffte. Als später Schubart, der den Rest seines Vermögens mit Thiers getheilt hatte, in tiefes Elend kam, ignorirte er ihn gänzlich.

Der erste Urheber dieser Geschichte der französischen Revolution war eigentlich Felix Bodin, der das Projekt und den Plan zu derselben Herrn Thiers mittheilte, und diesem die Mitbearbeitung vorschlug; als aber der erste Theil derselben im Manuscript beendigt war, wußte Thiers den Urheber des Werkes schlau zu entfernen, und gab es für sich allein heraus. Bis jetzt hatte man noch wenig oder nichts von Hrn. Thiers gewußt, aber die Erscheinung dieses Werkes, das allgemein ansprach, machte ihm schnell einen Ruf. Thiers gab nun auch den Constitutionel auf, den ganz unter sein Commando zu bringen, ihm nicht gelang, und verband sich mit dem sehr talentvollen Armand Carrel, ein Mann von Ehre und großem Muth, um den National zu gründen; hier schien es, als sollte er durch seinen ihm überlegenen Mitarbeiter verdunkelt werden, als die freiheitsmörderischen Ordonnanzen Karls X. und Polignacs erschienen, und Thiers die Protestation der Journalisten unterschrieb. — Nachdem die Julirevolution geglückt war, verließ er den National und begab sich wie so viele andere auf die Aemterjagd. Er bot Lafayette, Hrn. Guizot, Hrn. Lafitte und Ludwig Philippe seine Dienste an. Baron Louis öffnete ihm die Thüren beim Finanzwesen und des Staatsraths. — Aber noch wollte er die Rolle eines Volkstribuns spielen, und machte den Bewunderer der Propaganda und der Barrikadenhelden. Bald aber wehte ein anderer Wind, und der Wetterhahn drehte sich nach demselben, er ignorirte gänzlich Lafitte, den er nicht einmal mehr grüßte, und nahm die Erblichkeit der Pairie, die Civilliste, die großen Gehalte für gleichzeitige Aemter u. s. w. in Schutz; freilich ließ ihm Kasimir Perrier monatlich 2000 Franken aus den geheimen Fonds auszahlen.

Im October 1832 erlangte der kleine Mann endlich, wonach er schon so lange strebte, ein Portefeuille, und setzte besonders die Polizei in Bewegung. Als Minister gelang es ihm, dem niederträchtigen Juden Deutz das Geheimniß des Aufenthalts der Herzogin von Berry abzukaufen, woraus er sich ein großes Verdienst machte. In der Vendée, in einem hinter einem Kamin an-

gebrachten Verſteck verhaftet, das ſie noch mit den Worten: ah c'est vous mon cher Deutz, der Jude beſaß ihr ganzes Vertrauen und wurde reich von ihr belohnt, verließ, ließ ſie Thiers in die Citadelle von Blaye bringen. — Der Marſchall Soult, Miniſter-Präſident konnte den queckſilbernen Thiers nicht leiden, und hatte ihn in einem Anfall von übler Laune: „Saeri foutriquet" (nicht wohl überſetzbar) genannt; bald gelang es dem Beleidigten, Soult aus dem Miniſterium zu drängen, ihm folgten bald der Marſchall Gerard, der Marſchall Mortier, endlich auch die Hrn. Broglio und Guizot, und Thiers wurde Miniſter-Präſident. — Bei Hof war er jetzt ziemlich wohlgeſehen, die Doctrinäre unterſtützten ihn, aber in der Kammer, wo er ſich vergeblich bemühte, ſeine kreiſchende Stimme ſonor zu machen, und ſeinen Bewegungen Anmuth zu geben, brachte ſein Auftreten dennoch nur eine allgemeine Heiterkeit hervor. Man nannte ihn nur den widerlichen Schreier, der vom Pathos zum Hallenweibergeſchwätz überſprang, und ſeine Bewegungen auf der Rednerbühne verglich man den Bewegungen, die der Teufel in einem Weihkeſſel machen müſſe. Nachdem er mehreren Miniſterien vorgeſtanden, fiel es ihm plötzlich ein, dem König ſein Portefeuille heimzugeben; man bat ihn, es doch gefälligſt behalten zu wollen, und es gelang den deßhalb an ihn abgeſchickten Perſonen, ihn zu bewegen, das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten und die Stelle eines Miniſters-Präſidenten anzunehmen. Man ſieht, der kleine Mann verſtand es, ſich bitten zu laſſen, ſeine größten Wünſche zu erfüllen. Thiers, dem nun die Preßfreiheit, der er doch ſein Emporkommen zu verdanken hatte, in Tod verhaßt war, wollte dieſelbe mit einem Schlag vernichten, und ſuchte ſeine deßhalb erſchrockenen Collegen mit den Worten zu beruhigen: „Ich war lange genug bei der Oppoſition, um zu wiſſen, wie man mit den Journaliſten umgehen muß, ich werde ſie mit einem Hieb niederwerfen." Er ſchlug nun ein Geſetz vor, welches dem Miniſter des Innern die Vollmacht ertheilen ſollte, alle Perſonen, die als Mitglieder geheimer Geſellſchaften verdächtig ſchienen, ohne weiters aus Paris entfernen zu können. Aber auch dieſer Vorſchlag, der eine offenbare Verletzung der Charte bezweckte, erſchreckte die Miniſter. — Da Armänd Carrel durch ſeine Polemik Herrn Thiers ſehr zu ſchaffen machte, ſo beging er die Niederträchtigkeit, dieſen in den Proceß des Fieſchi zu verwickeln, und ließ ihn verhaften. — Im

Augenblick seiner Verhaftung rief Carrel aus: »Sagt dem Hrn. Thiers, daß er mir dieß theuer bezahlen wird!« Als sich hierauf mehrere Personen zu dem allmächtigen Minister verfügten, um ihn von der völligen Unschuld des Gefangenen zu überzeugen, um ihm das Gehässige seines Verfahrens begreiflich zu machen, gab er ihnen lächelnd zur Antwort: »Es soll mir sehr lieb sein, wenn Carrel unschuldig ist, sobald er dieß bewiesen haben wird, werden wir ihm die Freiheit wieder geben. Man ist aber nicht das Haupt einer Republik umsonst, und muß ihr auch ein Opfer zu bringen wissen, denn auf jeden Fall hat die Republik den Streich (Fieschis Höllenmaschine) geführt.« Sich nun für unfehlbar und unentbehrlich haltend, nahm Thiers die bekannten Worte: „Le roi régne et ne gouverne pas" zu seiner Devise, und glaubte sich auch nun der Linken in der Kammer versichern zu müssen und machte dieser jetzt den Hof. Dieß hinderte jedoch nicht seinen Fall, nachdem er den Einfall in Spanien verlangt hatte. Jetzt warf er sich wieder in die Arme der Opposition, griff die Septembergesetze, die sein Werk waren, an, und nannte sie eine Infamität, nannte Lamartines Partei die Träumer, den Marschall Soult, um sich für den kleinen Soutriquet zu rächen, einen hölzernen Säbel, eine berühmte Scheide, wogegen ihm Madame Girardin den Spottnamen eines Fliegen-Mirabeau beilegte. Dennoch ging die Opposition in seine Falle und es gelang dem politischen Taschenspieler, das Ministerium Molé zu stürzen. Um sich populär zu machen, verlangte er von England die Herausgabe der zu St. Helena ruhenden Asche Napoleons, und erlangte sie ohne große Mühe. Fast zu derselben Zeit als die irdischen Reste des Kaisers in Frankreich ankamen und im Triumphzug durch die elysäischen Felder einzogen, wurde sein Neffe Ludwig Napoleon wegen seinem verunglückten Versuch bei Boulogne zur Gefängnißstrafe in die Citadelle von Ham verurtheilt. Damals blähte sich der kleine Mann mehr denn je, nannte England seinen treuen Verbündeten, spielte den Sentimentalen und ahnte nicht, daß er selbst nur der Spielball des Lord Palmerston war, der damals den berühmten Traktat von London (15. Juli 1840) projektirte. Als Thiers hievon etwas spät officielle Kunde erhielt, schrieb er ein langes Memorandum, zappelte mit den Füßen, schrie laut: das hat man mir nicht umsonst gethan, schlug mit der Hand an seinen Degengriff, gab drei- oder viermal sein Ultimatum, und

der Scandal endigte mit der Note vom 8. October, — und Hr. Thiers konnte mit Shakespeare ausrufen: «alles ist schlecht, was ein schlechtes Ende nimmt.» — Er hatte sich schon im Geiste als Europa's Dictator gesehen, organisirte nach seiner Weise das Heer, versah die Kavallerie zum Theil mit theuern Schindmären, suchte die Marine zu verstärken, befestigte Paris, bedrohte Deutschland, und hätte es leicht dahin bringen können, daß Paris zum Drittenmal das Schauspiel des Einzugs der verbündeten Heere gesehen hätte. Und nun — war er gezwungen, um seinen Abschied einzukommen, denn der klügere König mißgönnte seinem Volk dieß Schauspiel. — Thiers hätte sich noch zur rechten Zeit mit Glanz zurückziehen und so die ihm entfallenen Worte: „Regiere nach mir wer kann", wahr machen können. Aber seine Energie war dahin, und er wurde gleich einem Bedienten entlassen, nachdem er im Innern wie nach Außen alles verwirrt, und die Besetzung Syriens durch die Engländer als eine Thatsache hatte hinnehmen müssen, und sich durch Schreien und Toben Luft zu machen suchte. — Viele Personen hatten ihm sogar napoleonische Ideen zugetraut, d. h. daß er im Sinne gehabt hätte, sich zum Souverän von Frankreich zu machen, doch diese thaten ihm offenbar Unrecht, so hoch verstiegen sich seine Gedanken nicht, auch hat er genug Verstand, die Unmöglichkeit, ein solches Projekt auszuführen, einzusehen. Herr Thiers ist sonst ein guter Junge, ohne eigentlichen Haß und ohne Freundschaft, ungeduldig, Vielschwätzer, manchmal etwas zerstreut, unbescheiden, kümmert sich nicht viel um die öffentliche Meinung, die er zu verachten affektirt, und die ihn verachtet, hält sich für einen geistreichen Politiker und feinnasigen Diplomaten, betrügt aber eigentlich Niemand als seine Freunde — und sich selbst, doch hat er sich als Minister mit Hilfe seines Schwiegervaters, dem er eine einträgliche Stelle gab, ein ungeheures Vermögen zu erwerben gewußt. Ohne Grundsätze bei großer Charakterlosigkeit, ohne Ueberzeugung und folgerechte Ideen, ist er zugleich ein großer Schwätzer und Aufhorcher, Zweifler und leichtgläubiger Tropf, oberflächlich und Grübler, Kleinigkeitskrämer und Fliegenfänger. — Nach seinem schwerfälligen Sturz ging er wieder zur Opposition über, in der Hoffnung, daß man ihn bald wieder bitten werde, aus Gnade und Barmherzigkeit die Zügel der Regierung zu übernehmen, schien sich aber dießmal gewaltig verrechnet zu haben, wußte in-

deſſen der Regierung beſonders mit Hilfe der Journale große Schwierigkeiten zu bereiten.

Nachdem ich Einſicht von dem ſchon vorhandenen Manuſcript der Geſchichte des Conſulats genommen hatte, fand ich, daß dieſes Werk bei weitem der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution nachſtand, mit großer Parteilichkeit geſchrieben war, und einem Roman eher als einer Geſchichte ähnlich ſah, ſo daß ich mich nicht mehr darum bemühte, daſſelbe zu übertragen, ſondern an die Ueberſetzung ein paar anderer ſehr intereſſanter Geſchichtswerke machte, welche damals erſchienen, und mit denen meine Verleger in Deutſchland ſicher keine ſchlechten Geſchäfte machten, da hier nicht ſo leicht eine Concurrenz zu fürchten war, während bei der Uebertragung der Sue'ſchen, Dümas'ſchen und anderer Romanfabrikanten, über die alle Welt herfiel, und meiſt unter aller Kritik ſchlecht überſetzt wurden, Niemand Seide ſpann. Herr Thiers reiſte ohnehin bald mit ſeiner Familie nach Lille ab, wo er einige Zeit verweilte, und ſpäter frequentirte ich ſeine etwas langweilig politiſche Salons nicht mehr.

Durch den Doctor Koreff erhielt ich auch eine Einladung zu den großen Ballfeſten, die Herr Guizot, damals Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, im Hôtel des Kapücins alljährlich zu geben pflegte. Dieſe waren wirklich traurig-glänzend, wie es die meiſten officiellen Feſte zu ſein pflegen. Uniformen von allen Farben und Staaten, beſternte und mit den Orden der ganzen Welt behängte Diplomaten, ungeheurer Aufwand der Damen-Toiletten, die mit Brillanten und Edelſteinen überſäet waren, einige hatten mehr Werth an Steinen an ſich, als die jährlichen Einkünfte von zehn Departementen abwerfen, waren die Glanzpunkte. Lange Begaffungs-Promenaden in den überfüllten Sälen, wo man vor Hitze und Kerzendampf faſt erſtickte, Erfriſchungen aller Art im Ueberfluß, rauſchende Muſik, dieß waren ungefähr die Annehmlichkeiten, welche dieſe Feſte gewährten; und wenn man einmal die Muſterung aller Schönheiten gemacht hatte, ſo ſtellte ſich doch bald Ermüdung und Langeweile ein.

Koreff ſtellte mich Herrn Guizot vor, aber ich hatte mich bald der höchſten Ungnade Sr. Excellenz zu erfreuen, und zwar aus folgendem Grund: Noch mit Sch. in Stuttgart aſſocirt, hatte ich eine Ueberſetzung der Geſchichte der engliſchen Revolution von Guizot veranſtaltet und herausgegeben, nun aber hatte dieſer das

Werk, von dem erst zwei Bände erschienen waren, unvollendet gelassen, Sch. aber drang in mich, dasselbe zu vollenden, weil wir sonst die beiden ersten Bände sämmtlich zurück erhalten würden, da Niemand in Deutschland ein solches Buch unvollendet kaufen oder behalten würde. Ich sah dieß wohl ein, und machte mich an die Arbeit, nachdem ich mir die zuverlässigsten Quellen, meist englische Werke, dazu verschafft hatte, und schloß so das Ganze mit einem dritten Band, auf dessen Titel ich jedoch die Worte: „nach Guizot bearbeitet", natürlich wegließ. Koreff theilte Sr. Excellenz mit, daß ich seine Geschichte der englischen Revolution von der Thronbesteigung Karl I. bis zum Falle Jakob II. deutsch herausgegeben habe, und fragte mich, ob ich ihm nicht ein Exemplar davon verschaffen könne, das er dem Minister zeigen wolle, was mir von Nutzen sein könne. Ich gab nun dem Doctor die drei Bände, die er mir aber nach ein paar Tagen schon wieder mit den Worten zustellte: Na, da haben Sie etwas Sauberes gemacht, der Minister ist wüthend, daß Sie sein Werk, das er unvollendet gelassen, beendigt und ihm einen dritten Band zugefügt haben. — Das mußte ich, weil die beiden ersten sonst in Deutschland Makulatur geworden wären, und außerdem ist ja sein Name auf dem Titel des dritten Bandes weggelassen. — Das thut nichts, Guizot ist im höchsten Grad deßhalb aufgebracht, und will nichts von Ihnen wissen, und selbst mich haben Sie dadurch kompromittirt, indem ich Sie damit empfehlen wollte. — Das Unglück ist nicht so groß, ich habe ja die Protektion Guizot's durchaus nicht gesucht, und Sie kann er als einen der geschicktesten Aerzte zu Paris nicht wohl entbehren, und so können wir uns beide wohl trösten. — Koreff gab sich nun auch zufrieden; er war in der That ein ganz vorzüglicher Arzt, dabei aber ein großer Verehrer der Frauen, ohne jedoch das zu besitzen, was die Damen am meisten anzieht. So hatte er in Berlin das Unglück gehabt, der Gemahlin des Staatskanzlers Hardenberg, deren Arzt er war, durch seine etwas zudringliche Liebeserklärung sehr zu mißfallen, was Ursache war, daß der Herr Geheimerath, er hatte diesen Titel von dem König von Preußen erhalten, sich wieder nach Paris begab, wo er schon früher gewesen, und wo er wieder schnell eine außerordentlich reiche und glänzende Praxis erwarb. Unglücklicherweise für ihn kam es zu einem Proceß zwischen ihm und einer reichen Dame, die er von einer sehr

ſchlimmen Krankheit geheilt hatte, und von der er dafür allerdings eine übermäßig große Summe als Honorar für die Heilung verlangte, die ihm verweigert wurde. — Der ganze, etwas ſkandalöſe Rechtsſtreit wurde in der Gazette de tribinaux abgedruckt, und that Koreff großen Eintrag, ſo daß er viele ſeiner angeſehenſten Kunden verlor, und andere ſich ſcheuten, den theuern Doctor um Rath und Hilfe anzuſprechen. Dennoch wandten ſich immer noch viele reiche Leute an den wegen ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit berühmten Arzt, ſo daß er immer ein reichliches Auskommen hatte, aber bei ſeinen großen Ausgaben es dennoch nicht zu einem Vermögen bringen konnte. — Durch ihn wurde ich auch mit der Gräfin Bocarmé bekannt, die den Doctor ſehr in Schutz nahm, aber es nach dem erwähnten Proceß doch mit aller Mühe nicht dahin bringen konnte, ihn in den großen Häuſern des Faubourg St. Germain einzuführen, obgleich ſie mit mehreren derſelben verwandt war.

Guizot war damals ſo ziemlich allmächtig und das Faktotum Ludwig Philipps, hatte aber ſehr viele Feinde und war im Allgemeinen verhaßt. Als Schriftſteller und Pädagog hatte er nicht gewöhnliche Verdienſte und würde, obgleich Pedant, als Unterrichtsminiſter ſeine Stelle gut ausgefüllt haben, was aber die höhere Politik anbetraf, ſo gehörte er zu jener kurzſichtigen Schule, die einen Metternich als einen großen Staatsmann pries, und war dabei im Umgang nichts weniger als angenehm oder leutſelig, der Schulmeiſterton herrſchte immer vor.

Guizot war der Sohn eines Advokaten, der während der erſten Revolution guillotinirt wurde. Er war in Nimes 1787 geboren, aber zu Genf erzogen. Das traurige Schickſal ſeines Vaters ſcheint ihm etwas Menſchenfeindliches eingeprägt zu haben, das alle, die ihn näher kennen, an ihm bemerken wollen. Es ſcheinen in der That zwei verſchiedene Naturen in ihm vereint, der verdienſtvolle Schriftſteller, der große und gediegene Werke zu Tage fördert, und der kleinliche obſtinate Staatsmann, der ſeinem Eigenſinn und ſeinen irrigen Anſichten das Wohl ganzer Völker aufopfern kann; ſein Starrſinn gränzt wirklich oft an's Unglaubliche und verblendet den ſonſt klugen Mann. Was ihm die Franzoſen nicht verzeihen können, iſt, daß er 1815 mit Ludwig XVIII. nach Gand flüchtete, und daß, während er Juſtizminiſter war, Ney, Labedoyere, Mouton-Düvernet ꝛc. verur-

theilt und hingerichtet wurden, was doch wahrlich nicht seine Schuld war, und noch weniger die blutigen Saturnalien zu Nimes, Toulouse, Marseille und Avignon, die man ihm auch zur Last legen will, obgleich er als Protestant seine Glaubensgenossen möglichst zu beschützen suchte; aber es war nicht in seiner Macht, die Gräuel zu Nimes ꝛc. zu verhindern. Mit eben so großem Unrecht wirft man ihm vor, daß er den Einmarsch der Fremden in Frankreich, so wie deren Einfluß beförderte, und zu der Demüthigung seines Vaterlandes freudig gejauchzt, das Volk immer hintergangen und die blutbedeckte Fahne der Lilien durch fremde Bajonette zurückgeführt habe. — 1841 hatte ihm Thiers in der Kammer zugerufen: „Sie haben Frankreich entehrt!" Das Einzige, was man ihm mit Recht vorwerfen kann, ist sein an's stupide gränzender Starrsinn, seine hiedurch veranlaßte Kurzsichtigkeit, seine Unfähigkeit, die Staatsmaschine gehörig lenken zu können, seine Fähigkeiten selbst zu überschätzen, und statt sich, obgleich Pedant, in der ihm angewiesenen Sphäre zu bewegen, nämlich dem Unterrichtswesen, durchaus den unfehlbaren Steuermann spielen zu wollen, und sich noch obendrein der verächtlichsten Instrumente, wie eines Granier aus Cassagnac und Consorten zu bedienen, um seine Ansichten durchzusetzen, und seine Zwecke zu erreichen, was ihm außerordentlich schadete, ja selbst die jämmerlichen Dienste eines Klindworths verschmähte er nicht. — Doch dieß ist schon mehr als hinreichend, seine Unfähigkeiten für den Posten, den er bekleidete, darzuthun, und es ist Unrecht und überflüssig, ihm Verrath und Treulosigkeiten, die er nicht beging, aufbürden zu wollen.

Unter allen Salons der großen Welt, die damals in Paris den glücklichen Auserwählten offen standen, waren unstreitig die des Seine-Präfekten, Hrn. von Rambüteau, die im Hôtel de Ville Statt fanden, die glänzendsten und zugleich die unterhaltendsten. Der Hr. Präfekt, obgleich schon ein sechzigjähriger Schmetterling, hatte doch noch die Leidenschaft, die schönsten Damen zu umflattern, und ohne viel nach Rang und Stand zu fragen, versammelte er die ersten und liebenswürdigsten Schönen von Paris in seinen Soiréen und Bällen. Hier sah man, was die Weltstadt elegantes und außerordentliches an reizenden Schönheiten aufzuweisen hatte, vereint, so wie die schönsten, reichsten und geschmackvollsten Toiletten. Zwar nannte Madame Appony,

die Frau des österreichischen Gesandten, die Versammlungen bei dem Präfekten, die: Cohue Rambuteau, doch schien dieß mehr aus Neid zu geschehen, denn die Soireen in ihrem Hôtel athmeten vollkommen die österreichische nichtssagende und lächerliche Steifigkeit, und hätten nicht die französischen Gäste diesem Salon einige Anmuth verliehen, so hätte man sich wirklich in eine jener hocharistokratischen Wiener-Gesellschaften versetzt glauben können, von denen ein englischer Lord sagte: „daß sie noch nicht einmal einer Pariser-Domestiken-Versammlung die Stange halten." Das Einzige, was bei Rambüteau auszusetzen, war die große Ueberfüllung seiner sieben Salons, in denen ein Meer von Köpfen sich bewegte, wodurch die Hitze manchmal so unausstehlich wurde, daß das Eis schmolz, noch ehe man es an die Lippen brachte, mit den Aermeln streifte man die Creme von den Kuchen, und die Sorbetti, der Madera, Champagner ꝛc. floß oft auf den kostbaren Teppichen in Strömen, da das Gewühl oft arge Anstöße verursachte. — Da ich das Glück hatte, mit einer deutschen Dame, die wegen ihrem ausgezeichneten musikalischen Talent und ihrer über alle Beschreibung schönen Stimme in allen Salons der haute volée und der reichsten Häuser außerordentlich gesucht und fetirt war, auf einem sehr intimen Fuß zu stehen, jedoch in allen Ehren, so wurde ich durch dieselbe in all diesen Häusern eingeführt, und lernte so die große Pariserwelt in all ihren Nüancen kennen, und war auch selbst wegen meinen musikalischen Fähigkeiten kein unwillkommener Gast. Die Stimme dieser Dame war von einer Lieblichkeit und ihr Gesang und Vortrag machte einen so bezaubernden Eindruck auf alle, die sie hörten, daß sie Jedermann entzückte und in Extase versetzte. Auch erhielt sie nicht selten einige zwanzig der dringendsten Einladungen auf einen und denselben Abend. — Sie sang mit gleicher Virtuosität und Leichtigkeit die größten Bravour-Arien, so wie italiänische Cavatinen, französische Romanzen und deutsche Lieder und ihre Tyroliennes rißen Jedermann bis zum Entzücken hin. — So war ich nun in Stand gesetzt, das Treiben der sogenannten vornehmen Welt zu Paris durch und durch kennen zu lernen und beurtheilen zu können, wurde ganz in ihre Mysterien eingeweiht und wohnte mitunter recht ergötzlichen Salons-Scenen bei, deren ich in den nächsten Kapiteln erwähnen werde, und machte so zugleich die Bekanntschaft der Pariser Notabeln jeder Gattung.

# IX.

Die intereſſanteſten Pariſer Salons. — Banquier Leo, Chopin, Pandoucke, H. Herz; Konradin Kreuzer in Paris. — Die Herzogin von Praslin; die Gräfin Ida Bocarmé. — Aguado; Rothſchild; die Fürſtin Czartoryska; der Polenball. — Madame Rekamier. — Gräfin Merlin. — Baronin M..... — Die Salons der Parvenüs. — Ora Caſtellane. — Das Athenäum. — Der Verein für religiöſe und klaſſiſche Muſik des Fürſten von der Moskowa. — Concerte deſſelben und des Oeuvre de la miséricorde.

Einer der angenehmſten und unterhaltendſten Salons und der auch höhere Genüſſe der Kunſt und Litteratur bot, war zu jener Zeit der des Banquier Leo in der Straße Louis le Grand. Die ausgezeichnetſten Fremden, die nach Paris kamen, traf man hier. — So hatte ich unter andern Alexander Humboldt und Oehlenſchläger, der eines Abends ein neues Stück von ihm, noch Manuſcript, vortrug, hier kennen gelernt. Die Malibran und die Sonntag hatten früher hier ihre Silberſtimmen ertönen laſſen, und Chopin, der Paganini des Pianos, den man ſonſt nirgends hörte, der jede Mitwirkung bei einem Concert verſchmähte und ſelbſt keine geben wollte, hörte man hier ſeine Zauberklänge dem Piano entlocken. Chopin war wirklich einzig, er iſt weder mit Liſzt, noch mit Thalberg, noch mit irgend einem der berühmten Klaviervirtuoſen der neueren Zeit zu vergleichen, er wußte dem ſonſt eben nicht ſehr dankbaren Inſtrument einen noch nicht gekannten Reiz zu geben, in ſeinen Phantaſien und Melodien glaubte man das geheimnißvolle Flüſtern der Elemente zu vernehmen, ſie entzückten nicht nur das Ohr, ſondern Herz und Gemüth wurden von einem unnennbaren Gefühl ergriffen; ſeine herrlichen Kompoſitionen ſind zu bekannt, als daß ſie hier erwähnt zu werden brauchten. Chopins Geſtalt hatte gleich der Paganinis etwas Unheimliches, doch mit dem Unterſchied, daß der erſtere mehr geiſterartig, der andere aber mehr geſpenſterartig ausſah. Sein intimes Verhältniß zu dem rüſtigen George Sand

(Madame Dudevant), mag dem ohnehin sehr schmächtigen Chopin gewaltig zugesetzt haben, und mit an seinem leichenähnlichen Aussehen Schuld gewesen sein, auch sprachen fast alle seine zum Theil himmlische Phantasien etwas Klagendes und Leidendes aus. Auch Rosenhains Meisterspiel ergötzte nicht minder Leos Gäste und den mit Leo verwandten Moscheles, dessen Kompositionen freilich etwas veraltet waren, bekam man hier zu hören. Was aber diesem Salon noch einen großen Reiz verlieh, war die zwar nicht schöne, aber außerordentlich geistreiche und gescheidte Gattin des Banquiers, deren scharfer Verstand sie in allen Dingen, auch den verwickeltsten und schwierigsten, klar sehen und ein sehr richtiges Urtheil fällen ließ; dieß war selbst in der höhern Politik der Fall, und ich bin überzeugt, daß, wenn sie dem König Ludwig Philipp hätte rathen können, statt einem Guizot und Konsorten, alles eine ganz andere Wendung genommen haben würde. Mehr als einmal mußte ich ihre Voraussicht bewundern, da so manches genau eintraf, wie sie es vorhergesagt hatte. Ohne mit dem Hof und seinen unseligen Rathgebern in direkter Verbindung zu stehen, war sie doch immer auf das genaueste von allen Verhältnissen in den Tuilerien und dem Kabinet des Kö[illegible]s unterrichtet, und Stundenlang konnte ich ihr zuhören, und mit jeder Minute wuchs mein Erstaunen über ihren auszeichneten Scharfsinn und ihre richtigen Ansichten. — Madame Leo war eine geborne Hamburgerin.

Ein anderes nicht minder angenehmes Haus war das des berühmten Buchhändlers Panckoucke, dessen Soireen in litterarischer und artistischer Hinsicht zu den unterhaltendsten und angenehmsten in ganz Paris gehörten. Eine Reihe von Gemächer und Gallerien standen hier den Eingeladenen offen, von denen ein jedes seinen besondern Reiz und seine besondere Kuriositäten enthielt. Eines derselben war unter andern ganz mit Taschenuhren tapeziert, und man sah hier an den Wänden von unten bis oben die seltensten und merkwürdigsten Exemplare dieser Uhren in chronologischer Ordnung von ihrer Erfindung bis auf die neueste Zeit aufgehangen, und von denen manche noch einen besondern Werth hatten, weil sie sehr berühmten Personen oder gekrönten Häuptern angehört hatten. Ein anderes Gemach war ganz mit alterthümlichen Gegenständen angefüllt, die in Herkulanum und Pompeji ausgegraben worden waren, und von denen die kost-

barsten in Glasschränken aufbewahrt wurden. In einer langen Gallerie fanden sich Rüstungen und Waffen der Vorzeit aufgehangen u. s. w., und dabei wandelte man zwischen Blumen und Gebüschen. Die Korridore und Treppen, die man von der Hausthüre bis zu den Salons zu passiren hatte, waren alle mit kostbaren Teppichen belegt und die Wände eben so kostbar zeltartig drapirt. Auch hier waren die Gemächer oft bis zum erdrücken angefüllt, und die bedeutendsten Künstler von Paris entzückten durch ihre Virtuosität die Anwesenden, so wie die nicht gewöhnlichen Talente der Dilettanten. — Eines Abends war ich indessen Zeuge einer seltsamen Scene, wie sie nur in den Salons von Paris vorkommen können. Der bekannte Pianist und Komponist Henry Herz, der in den meisten Salons von Bedeutung eingeladen war, hatte von seiner letzten Reise nach Deutschland, wo er die Saison in Baden zugebracht hatte, eine Dame, eine etwas fratzenartige Schönheit, die sich in einiger Entfernung nicht übel ausnahm, mitgebracht, welche er in allen Häusern, in denen er Zutritt hatte, als seine junge Frau, die er in Deutschland geheirathet habe, und eine Russin von sehr guter Familie aus St. Petersburg sei, vorgestellt hatte. — Das Paar befand sich in einer großen musikalischen Soirée bei Panckoucke mit einem russischen General zusammen. Madame Panckoucke sagte zu dem letztern: wenn es Ihnen Vergnügen macht, Herr General, so werde ich Sie einer liebenswürdigen Landsmännin vorstellen. Der General nahm das Anerbieten mit Dank an, und Madame Panckoucke führte ihn zu der angeblichen Madame Herz, zu der sie sagte: hier Madame, habe ich die Ehre, Ihnen einen Landsmann, den General von C.... vorzustellen. Dieser aber, statt der Dame das Kompliment zu machen, drehte sich rasch um und entfernte sich ihr den Rücken wendend. — Madame Panckoucke ganz erstaunt über ein solches Benehmen, eilte dem General nach und stotterte ein: „Mais Monsieur que ..... Mais Madame c'est la femme de mon tailleur de St. Petersbourg, fiel er ihr in's Wort. — Höchst bestürzt wollte die Dame wieder Frau Herz aufsuchen, diese war aber indessen unwohl geworden und hatte sich schnell mit ihrem Gatten entfernt. Die Sache klärte sich bald auf. Herz hatte die russische Dame, die wirklich die Gattin eines reichen Schneiders war, am Spieltische zu Baden, wo sie sich hoch pointirte, kennen gelernt, und wurde so von ihrer Liebens-

würdigkeit bezaubert, daß er sie nach Paris entführte, nachdem sie ihm vorher noch einige dreißigtausend Franken verspielt hatte, und man sagte, daß sogar der Mann mit dieser Entführung einverstanden und sehr zufrieden gewesen sei, seine theure Ehehälfte auf diese Art los zu werden. Diese Geschichte war schnell in Paris herum, dessen Salons sich nun für Hrn. Herz und seine Liebste schloßen. — Hr. Herz war fast mittellos nach Paris gekommen, wo er bald einige Schüler für den Unterricht im Klavier erhielt, und nachdem er bekannter geworden war, hatte er eine Lehranstalt für das praktische Klavierspielen errichtet. Diese und seine unzähligen Kompositionen, mehr als hundert, die, obgleich sie keinen großen Werth hatten, dennoch sehr gesucht wurden, weil sie dem Geklimper, das der Geschmack der Zeit war, huldigten und angepaßt waren, machten, daß Herz bald zu bedeutenden Mitteln gelangte, so daß er nun auch eine Pianoforte-Fabrik etablirte, deren Instrumente jedoch nie einen großen Ruf erhielten, da sie nur sehr mittelmäßig waren. Zugleich baute er einen äußerst eleganten und geschmackvollen Concertsaal in einem Hôtel der Straße Viktoir, der nun von allen bedeutenden Concertgebern gesucht wurde, da er der glänzendste in Paris war, und bald so Mode wurde, daß man einem Concert, das nicht im Herz'schen Saal gegeben wurde, keine große Bedeutung verlieh. Dagegen ließ er sich für einen Abend mit schöner Beleuchtung 400 Franken, und für eine Matinée 200 Franken Miethe bezahlen. — Ich selbst habe in diesem Saal einmal ein ganz deutsches Concert veranstaltet, in welchem die herrlichsten klassischen Gesangstücke von Mozart, Beethoven, Haydn rc. vorgetragen wurden, und hatte einige fünfzig Deutsche, die sich damals in Paris in den verschiedenartigsten Stellungen befanden, aber alle gute und sonore Stimmen hatten, dazu aufgebracht. Die trefflichen Chöre der Zauberflöte wurden mit seltener Präcision vorgetragen, ebenso Kreuzers vierstimmige Gesänge. — Konradin Kreuzer, der sich gerade damals in Paris befand, um seine Oper: „das Nachtlager" durch die Italiäner aufführen zu laßen, dirigirte das Ganze, seine Bekanntschaft hatte ich bei dem Banquier Leo gemacht. — Diesem Ehrenmann haben indessen die Italiäner abscheulich mitgespielt und so lange intriguirt, bis er selbst auf die Aufführung seiner Oper verzichtete. — Der Vertrag wegen derselben war bereits mit dem Direktor der italiänischen Oper ab-

geſchloſſen, aber mehrere Sänger derſelben, und ganz beſonders Ronconi, intriguirten dagegen, und letzterer ſagte gerade heraus: Jo non canto queste porcherie tedesche. (Ich ſinge dieſe deutſche Schweinereien nicht.) Der Direktor vertheilte nun die Geſangpartien unter lauter untergeordnete Subjekte, ſo daß vorauszuſehen war, daß mit einer ſolchen Beſetzung ſelbſt dieſe wundervolle Tonſchöpfung durchfallen mußte. Kreuzer opponirte dagegen und es kam zu einem Prozeß, der jedoch zu Gunſten der Direktion entſchieden wurde, da in dem Vertrag keine Rede davon war, durch welche Sänger die Rollen beſetzt werden ſollten, und dieß dem Gutachten des Direktors anheimgeſtellt war. Die Aufführung unterblieb nun, da beide Theile ſie nicht mehr wünſchten, und Kreuzer verließ Paris tiefgekränkt. — Ronconi, der Hauptanſtifter dieſer gemeinen Intrigue kam indeſſen auch nicht ganz leer aus, denn ſeine Leiſtungen und namentlich ſein Figaro in Roſſinis Barbier von Sevilla wurden ihrem Verdienſt gemäß in den geleſenſten franzöſiſchen Blättern beſprochen, und namentlich ſein plumpes, gemeines, ja oft pöbelhaftes Spiel, das zu der Rolle des ſchlauen, gewandten Figaro wie eine Fauſt auf's Auge paßte. — Die einzige Rolle, die ich je von ihm geſehen, in der er ganz an ſeinem Platz war, iſt die des Papagenos, da ſeine Plumpheit hier an ihrem Platz und zu ertragen iſt, will er ſich aber gar zum Don Juan verſteigen, dann wird er zur gemeinſten Karrikatur, zum Marionetten-Hanswurſt, dabei iſt ſeine Stimme durchaus nicht von der Art, daß man ihr zu Liebe Nachſicht für ſein Spiel haben könnte.

Nach dem Vorfall bei Panckoucke fing auch Hrn. Herzens Stern in Paris zu erbleichen an, und trotz dem großen Verdienſt, den er gehabt, waren ſeine finanziellen Umſtände gerade nicht die glänzendſten, ſeine koſtbare Dame und ihre Toilette und Badereiſen eines Theils, und ſeine Pianoforte-Fabrik, die durchaus nicht vorwärts gehen wollte, anderer Seits, verminderten das Erworbene gewaltig. Zwei Brüder waren ihm nach Paris gefolgt, von denen der eine, Jakob, ebenfalls Klavierſpieler und Pianoforte-Fabrikant war, und der andere, ich entſinne mich nicht mehr, welches Gewerbe er trieb; ſie hatten es jedoch nicht weit gebracht.

Madame Panckoucke war über den Vorfall mit Herz nicht wenig beſtürzt, ich ſuchte ſie jedoch darüber durch Vernunftgründe

zu beruhigen, indem ich ihr vorstellte, daß sich dieselbe Scene in jedem andern Salon hätte zutragen können, und noch ganz andere zugetragen hätten, wofür es Niemand, der noch seine fünf Sinne habe, in Sinn kommen könne, den Wirth verantwortlich machen zu wollen; auch hatte die Soirée ihren ungestörten schönen Fortgang, und bei dem bezaubernden Gesang einer jungen deutschen Dame vergaß man bald, was so eben vorgefallen war und von dem die wenigsten Gäste etwas bemerkt hatten.

Die Familie Panckoucke war schon vom Großvater her berühmt und in Paris sehr angesehen und ihre Verlagshandlung wohl eine der ersten in Europa. — Karl Joseph Panckoucke war im Jahr 1736 in Lille geboren und etablirte sich 1764 als Buchhändler und Buchdrucker in Paris, wo ihn die Herausgabe des französischen Merkurs bald berühmt machte. Er war mit Voltaire und Beaumarchais sehr befreundet, und mit letzterem vereint gab er die Werke des ersteren heraus (die Ausgabe von Kehl). Er war es, der den Plan zur Encyclopedie methodique entwarf, und den noch bestehenden, weltbekannten Moniteur gründete, das Blatt, welches seit langer Zeit das offizielle Organ der Regierung ist. Ebenso war er der Verleger des berühmten Werkes über Egypten, das Napoleon herausgeben ließ. Er selbst war Verfasser verschiedener Werke und politischer Brochüren, und hat den Ariost und den Tasso übersetzt, und eine Sprachlehre für die Jugend ꝛc. bearbeitet. Sein Vater, der Buchhändler in Lille gewesen war, war ebenfalls Autor, und hat unter andern ein philosophisches Handbuch geschrieben, das zu seiner Zeit großes Aufsehen erregte, und der Enkel Franz Josephs, Herr Fleury Panckoucke, von dessen Salons hier die Rede ist, hat sich gleich seinem Vater und Großvater einen Namen als Schriftsteller gemacht, und namentlich den Tacitus vollständig übersetzt, und war der Verleger des großen Diktionärs der medizinischen Wissenschaften. — Mit diesem hatte ich bereits den Plan zu einem großen und sehr umfassenden historischen, geographischen, mythologischen und naturhistorischen Werk ausgearbeitet, das mit nicht weniger als einigen tausend Abbildungen ausgeschmückt werden sollte, und zu denen schon mehrere Zeichnungen von bedeutenden Künstlern verfertigt waren, als Hr. Panckoucke leider plötzlich starb. Er zählte noch nicht 64 Jahre, und so unterblieb das Unternehmen, das in drei Sprachen französisch, englisch und deutsch erscheinen

ſollte, zu meinem großen Bedauern, und auch Panckoucks Salons waren geſchloſſen. Madame Panckoucke war eine große Freundin der deutſchen Litteratur und hatte mehreres von Goethe in's franzöſiſche übertragen.

Noch ein Salon, der in muſikaliſcher Hinſicht höchſt ausgezeichnet war, war der der Gräfin Merlin, und die ſchöne und gediegene Muſik, die man daſelbſt zu hören bekam, da die Gräfin ſelbſt ſehr muſikaliſch und eine treffliche Sängerin war, machte, daß ſich faſt die ganze haute volée von Paris bemühte, hier Zutritt zu erhalten. Selbſt Hrn. Thiers und ſeine Damen ſah ich einmal da. — Hier lernte ich auch die Herzogin von Praslin zuerſt kennen, die eben ſo ausgezeichnet durch ihren nicht gewöhnlichen Geiſt, als wie durch ihr ſehr einnehmendes Benehmen war, und die ein etwas leidendes und melancholiſches Ausſehen noch intereſſanter machte; ſie zählte damals einige dreißig Jahre, war aber noch hübſch und hatte trotz der vielen Kinder, die ſie gehabt, noch immer ein jugendliches Ausſehen. Bei den Proben, welche vor den Concerten der Gräfin Merlin, bei denen ich mitwirkte, Statt fanden, lernte ich dieſe intereſſante Frau näher kennen, und ſie lud mich ein, ſie bisweilen in ihrem Hôtel im dem Faubourg St. Honoré zu beſuchen, wo ich näher mit ihren Verhältniſſen bekannt wurde. Sie war die Tochter des Marſchall Sebaſtiani, und in den glänzendſten Vermögensumſtänden, und hatte in einer ſehr glücklichen Ehe mit ihrem Gatten gelebt bis vor etwa einem Jahr, nachdem ich mit ihr bekannt wurde, eine Mademoiſelle Lüzzi, eigentlich Deluzzi Desportes, als Gouvernantin ihrer Kinder in's Haus kam, welche ſich in kurzer Zeit die Zuneigung des Hrn. v. Praslin in ſo hohem Grad zu erwerben wußte, daß ſie das ganze Haus regierte und die arme Herzogin nur noch eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielte; daher der Kummer, der beſtändig an ihrem Herzen nägte und der ihr das melancholiſche Ausſehen verlieh. — Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, dieſe Demoiſelle Lüzzi zu ſehen und zu beobachten. Sie war hübſch, blühend und hatte allerdings etwas äußerſt anziehendes in ihrem ganzen Benehmen wie in ihrem Aeußern, ihre geiſtigen Fähigkeiten hatte ich jedoch nie Gelegenheit zu prüfen, da ich immer nur wenige Höflichkeitsworte mit ihr wechſelte. Die Herzogin jedoch verglich ſie mit einer glänzenden unter Blumen lauernden Schlange. — Ihrem Anzug und ihrer Friſur nach zu

urtheilen, hätte man ſie eher für eine Engländerin als eine Franzöſin gehalten. Aus dem Hôtel Sebaſtiani, welches die Familie Praslin in Paris bewohnte, waren ſeit ihrer Ankunft alle Freuden geſchieden und ſelbſt auch die gewöhnliche Geſelligkeit gewichen, ſo daß zuletzt keine Soireen mehr daſelbſt Statt fanden.

Eine andere nicht minder intereſſante Bekanntſchaft machte ich an der Gräfin Ida Bocarmé, die Tochter des Marquis von Chasteler, deſſen hübſche junge Maitreſſe ich einſt in Mainz intime kennen gelernt. Durch den Geheimerath Koreff wurde ich bei dieſer Dame eingeführt, welche in der Regel den Winter mehrere Monate in Paris zubrachte, wo ſie eine ziemlich beſcheidene Wohnung in der Straße Lille inne hatte und bisweilen kleine Abendgeſellſchaften gab, die indeſſen durch ihre Zuſammenſetzung äußerſt intereſſant waren. So traf man hier mehrere notable Modeſchriftſteller, beſonders Balzac an, auch mehrere altariſtokratiſche Familien aus dem Faubourg St. Germain, wie die des Marquis Court-d'Avelles, mit denen die Gräfin verwandt war, ſodann vornehme polniſche Flüchtlinge; die Fürſtin Canino, die zweite Gemahlin Lucian Bonapartes, eine geborne Bleschamp aus Calais, die jedoch ziemlich rauhe Manieren hatte, lernte ich hier kennen — Die Gräfin Ida, obgleich ſchon eine Vierzigerin, war immer noch eine ſchöne Frau und Mutter von drei Kindern, zwei Mädchen, von denen beſonders die ältere ſo ſchön als liebenswürdig war, und einen Sohn Hypolit, den ich aber nur ſelten bei der Mutter ſah, und der mir in ſeinem Benehmen und Ausſehen faſt wie ein halber Wilder erſchien. — Ich hatte es übernommen, mit der Gräfin Bocarmé vereint, die Geſchichte des berüchtigten Galeerenſklaven, der, nachdem er aus dem Bagno zu Toulon entwiſcht war, unter dem Namen eines Grafen S. Helene von Pontois eine bedeutende Rolle am Hof Ludwig XVIII., der ihn zum Stabsoffizier ernannt hatte, ſpielte, bis ihn ſein ehemaliger Kettenkamerad entlarvte, in einen Roman zu bearbeiten, der großes Intereſſe verſprach, und von dem wir ſchon ein großes Stück beendigt hatten, als einſt Balzac dahinter kam, und ſagte: Ach mein Gott, ich bearbeite daſſelbe Sujet, und bin bald fertig damit, und habe es auch theilweiſe ſchon in meiner Geſchichte der Dreizehn benutzt. Nun ließen wir natürlich die Arbeit liegen. Doch kam ich bald dahinter, daß es von Balzac

nur Intrigue und eine Art Eiferſucht war, welche ihn veranlaßte, die Herausgabe dieſes Romans zu verhindern. Er ſtand in einem ſehr vertrauten Verhältniß mit der Gräfin Ida, welche ihn, wenn er dem Wechſelfieber zu lieb ſich auf irgend einem Dorf oder Landgut in der Nähe von Paris heimlich aufhielt, ihn nicht nur Tagelang beſuchte, ſondern auch öfters die fälligen Billets Balzacs, der, trotz dem hohen Honorar, das er erhielt, in ewigen Finanzverlegenheiten war, und die Urſache davon dem König Ludwig Philipp in die Schuhe ſchob, „weil dieſer nicht dem belgiſchen Nachdruck ein Ende mache, was er gewiß bewerkſtelligen könne, wenn er nur den guten Willen dazu habe", bezahlte, und ihn außerdem mit ſo bedeutenden Summen unterſtützte, daß ſie oft ſelbſt in Verlegenheit gerieth. — Den Sommer brachte ſie in der Regel auf ihren Gütern zu Leuze in Hennegau zu, wohin ſie mich auch mehrmals einlud, namentlich um der Hochzeit ihres Sohnes Hypolit beizuwohnen, der die Tochter eines ehemaligen für ſehr reich geltenden Spezereikrämers heirathete, nachdem ihn das ſchöne blonde Fräulein Ida von Pfaffenhofer mit den an ſeine Mutter gerichteten Worten: „Ich mag den wilden Menſchen nicht", ausgeſchlagen hatte, obgleich ſie dieſer, als ihrer Wohlthäterin, vielen Dank ſchuldig war.

Die Gräfin Ida hatte übrigens ſeltſame Schickſale gehabt. Kaum 16 Jahre alt, wurde ſie von ihrem Vater an den Grafen Bocarmé verheirathet, der damals Gouverneur der den Holländern zugehörigen Inſel Java war. — Schon ihre Ueberfahrt dahin war ſehr ſtürmiſch, und um ſo peinlicher, da ſie hoch ſchwanger war. In der Nähe des Kaps der guten Hoffnung angekommen, überfiel die Reiſenden ein furchtbarer lang anhaltender Sturm, wie ſie in jener Gegend ſo häufig vorkommen. Mehrere Wochen ſchwebten ſie in Lebensgefahr und es war ein halbes Wunder, daß die Fregatte, auf der ſie ſich befanden, und die von vielen Seiten Waſſer ſchöpfte, nicht unterging. Dieſes Schickſal war jedoch dieſem Schiff auf ſeiner Rückfahrt nach Europa vorbehalten, wo es mit einem halben Tauſend Menſchen unterſank, und zwar nicht gerade bei dem ſchlimmſten Wetter. Während dieſem Sturm und gegen das Ende deſſelben kam die junge Frau unter Convulſionen mit einem Sohn nieder, der Hypolit getauft wurde und ſein ganzes Leben lang von Zeit zu Zeit an heftigen Convulſionen litt. Nach einer Reihe von Jahren kehrte ſie endlich

nach Europa zurück, und wohnte abwechselnd in England, in Frankreich, in Belgien und am Rhein, während ihr Gatte, fast menschenscheu geworden, seinen Abschied aus holländischen Diensten genommen und sich mit seinem Sohn Hyppolit in die amerikanischen Wildnisse, den Einöden von Arkansas zurückgezogen hatte, und dort das Handwerk der Jägerei trieb. Nur ein alter Diener und eine Negerin waren ihm dahin gefolgt, und hatten hier eine Hütte erbaut. Seine Gattin hatte ihn selbst einmal in dieser Wildniß, wohin sonst kein menschliches Wesen drang, aufgesucht, und er selbst kam nur auf kurze Zeit zur Hochzeit seines Sohnes nach Europa. Die Gräfin Ida hatte die verschiedenartigsten ausgezeichnetsten Talente; sie malte sehr schön, besonders nach der Natur, ihre Gedichte in französischer Sprache waren allerliebst, und auch in der Musik leistete sie nicht Gewöhnliches. Ihre beiden Töchter waren sehr gut erzogen und auch nicht ohne Talente, doch bei Weitem nicht das, was die Mutter. Lamartine sah ich einigemal in diesem Haus, und er schien sich in der geistreichen Unterhaltung der Gräfin, die er schon länger kannte, immer zu gefallen. Ihre Vermögensumstände waren indessen nicht mehr die glänzendsten, und der alte Marquis Chasteler, ihr Vater, der immens reich gewesen, hatte so ziemlich alles durchgebracht, als er starb. Doch hatte sie eine Aussteuer von hunderttausend Franken für jedes ihrer Kinder zurückgelegt. Dr. Koreff hatte übrigens ihr ganzes Vertrauen und sie unternahm nicht leicht etwas von Wichtigkeit, ohne ihn um Rath zu fragen. Etwas hatte sie sich jedoch angewöhnt, das mir bei Damen ganz unausstehlich war, sie rauchte nämlich Cigarren, und mehrmals traf ich ein geheimes Damencomitée rauchend bei ihr an, zu dem die Fürstin Canino, Madame Koreff, und eine Polin, deren Name mir entfallen ist, gehörten.

Unter den Salons der Geldaristokratie waren die der Banquiers Aguado, Rothschild und einiger reichen Wechselmakler und Parvenues die gerühmtesten. Bei Aguado herrschte im Ganzen ein sehr anständiger Ton, und man sah dem Herrn Marquis an, daß er früher Militär gewesen. Dieser Mann, ein gebornes Spanier aus Sevilla, hatte Dienste in der französischen Armee genommen und war zuletzt Adjutant des Marschall Soult gewesen. Sein großes Vermögen, das man auf mehr als 20 Millionen Franken schätzte, hatte er, nachdem er 1815 seinen Abschied genommen, durch sehr glückliche finanzielle Spekulationen, namentlich

durch spanische Anleihen gewonnen. Ferdinand VII. machte ihn dafür zu seinem Hofbanquier und stempelte ihn auch zu einem spanischen Marquis. Dessenungeachtet blieb er in Frankreich, wo er sich auch naturalisiren ließ. Da er auch die neugriechische Anleihe unterstützt hatte, so machte König Otto einen Ritter des Erlösers aus ihm. — Eines Abends hatte er zu einer großen Soirée die Sänger der italiänischen Oper kommen lassen, um seinen Gästen einen großen Genuß zu bereiten, was außer ihm nur noch Rothschild bisweilen that, da dieß sehr kostspielig ist und jedesmal eine Ausgabe von wenigstens 15 – 20,000 Franken verursacht. Nun aber hatte er den Abend zu dieser Fête sehr unglücklich gewählt, da an demselben auch der alljährlich wiederkehrende Ball der Civilliste zum Besten der Diener Carl X. veranstaltet worden war, und der trotz dem hohen Eintrittspreis, 20 Franken, außerordentlich besucht wurde, da man auf demselben in der Regel fast das ganze Faubourg St. Germain traf, und hier Gelegenheit hatte, fast den ganzen alten hohen Adel in seinem Prunk und komischen Hochmuth versammelt zu sehen. — Indessen fanden sich alle geladenen Gäste nach neun Uhr in den Salons Aguados ein, aber nach zehn Uhr verschwanden sie nach und nach sämmtlich wieder, um sich auf den Ball der Civilliste zu begeben, und die Italiäner mußten vor fast leeren Stühlen singen, was besonders Madame Aguado zur Verzweiflung brachte, so große Ausgaben für nichts gemacht zu haben. Aguado's Tod erfolgte bald nachher, und sein Monument auf dem Père Lachaise ist eins der reichsten und prächtigsten in der großen Todtenstadt.

In den rothschildischen Salons in der Straße Lafitte, war eine große Ostentation vorherrschend, und schon der Empfang, den der Herr Baron seinen Gästen, die ihn zum Erstenmal besuchten, in der Regel machte, deutete darauf hin und war komisch genug. Seine stereotype Phrase, die er in einem mit dem Frankfurter jüdischen Accent gesprochenen Französisch vorbrachte, war: „Madame je suis charmé que vous venez me faire l'honneur de me voire dans mon chenil" — (meine Dame ich bin erfreut, daß sie mir die Ehre erzeigen, mich ich in meinem Hundsstall zu besuchen), wodurch er die Pracht seiner Gemächer noch mehr hervorzuheben hoffte. Nachdem sich jedoch das Charivari einmal darüber lustig gemacht, unterließ der Herr Baron diese Anrede. — Unter den fünf Brüdern Rothschild war es Jakob, der sich

James nannte, welcher am meiſten mit ſeinem Reichthum zu prunken liebte. Man erinnert ſich noch des Feſtes, das er einſt zu Ehren des Herzogs von Orleans veranſtaltete, und zu dem über ein halbes Tauſend Rebhühner, an 400 Haſen, über 200 Faſanen ꝛc., die er in ſeinen Park hatte bringen laſſen, den Tag vorher geſchoſſen wurden, wie faſt alle Journale berichten mußten. Auch war der ganze Park, der früher dem berüchtigten Fouchs gehört hatte, auf das Brillanteſte erleuchtet und ein prächtiges Kunſtfeuerwerk erhöhte noch den Glanz dieſes Feſtes.

Einmal ſpielte jedoch das Schickſal, oder vielmehr die Habſucht der Dienerſchaft des Herrn Baron, demſelben einen argen Streich bei Gelegenheit eines Feſtballs, dem ein großes Souper um Mitternacht folgen ſollte. Das Arrangement des Speiſeſaals und der äußerſt prachtvoll und reich ſervirten Tafel, ſo wie das Feſt ſelbſt, zog viele Neugierige an das Thor des Hôtel Rothſchild, welche dieſe Herrlichkeiten gar zu gerne näher in Augenſchein genommen hätten. Die am Eingang ſtehende Dienerſchaft ließ ſich merken, daß man vermittelſt eines kleines Trinkgeldes zur Erfüllung dieſes Wunſches wohl gelangen könne, und es fanden ſich viele Perſonen, welche ein Zehen-Sousſtück und ſelbſt einen Franken nicht ſcheuten, um dieſe Pracht zu ſehen, wobei ſich die Diener gut ſtanden. Als die Neugierigen jedoch die herrlich garnirte, mit den Leckerbiſſen aller Welttheile reichlich beſetzte Tafel eine Zeitlang ſtaunend begafft hatten, da konnten mehrere der Verſuchung nicht widerſtehen, auch etwas davon zu koſten, was jedoch die Dienerſchaft nicht ſogleich wahrnahm, da es anfänglich nur verſtohlen geſchah. Das böſe Beiſpiel aber fand ſchnell Nachahmung, und ſämmtliche Perſonen, nahe an hundert, welche ein Entrée bezahlt hatten, wollten nun auch etwas dafür haben, und wer einmal gekoſtet, verſpürte Luſt nach noch mehr, das franzöſiſche Sprichwort: l'appétit vient en mangeant, bewährte ſich hier vollkommen, und bald waren viele der kalten Schüſſeln geleert, und die wenigen Bedienten waren außer Stand, das Unheil abzuwenden, und die nicht gebetenen Gäſte vom Verzehren der köſtlichen Speiſen abzuhalten, da half weder Bitten, noch Drohen, noch Abwehren, und bald hatte die Tafel das Anſehen einer Verwüſtung, ähnlich der Gartentafel meiner guten Großmama in Berkersheim, nachdem ſie die Hunde, Katzen und Hühner ſo übel zugerichtet, hier waren es aber hungrige Menſchen, die

für ihr weniges Geld sich nicht mit dem bloßen Anschauen begnügten, sondern einen reellern Genuß verlangten. Als der arme Baron erfuhr, was vorgefallen war, gerieth er außer sich, aber in Paris ist, Sterbefälle ausgenommen, kein Unheil so groß, das sich nicht mit Gold schnell wieder gut machen ließe, und wäre es auch mitten in der Nacht, und in einigen Stunden waren die geleerten Schüsseln wieder eben so glänzend gefüllt, als sie es früher gewesen, das einzige unbequeme war, daß die Mägen der Gäste erst um drei Uhr Morgens, statt um Mitternacht zufrieden gestellt wurden, was freilich manche lange und verzerrte Gesichter hervorbrachte, auch suchte man die Ursache dieser Verzögerung möglichst geheim zu halten, aber das Geheimniß war bald keines mehr, und schon den andern Morgen unterhielt man sich von dem Vorgefallenen lachend in ganz Paris, und die Journale sprachen davon, ohne jedoch Namen zu nennen. Jakob v. Rothschild ist es auch, von dem man sich das bekannte Bonmot oder auch Mauvaismot erzählt, indem er, als 1839 die Rede von dem bevorstehenden Krieg war, sich geäußert haben soll: „Ja sie (die Mächte) hätten sich schon lange beim Kopf, wenn ich das Geld zum Kriegführen hergeben wollte, aber ich laß es bleiben". Andere behaupten jedoch, daß es der ältere Bruder in Frankfurt war, dem diese lächerlich-arrogante Aeußerung entwischte. Doch hier kann man das: se non é vero é ben trovato vielleicht anwenden.

Ein sehr angenehmes Haus machte auch Fürst Czartorysky und seine äußerst liebenswürdige und geistreiche Gattin, eine Dame, die mit höherer wissenschaftlicher Bildung eine ungewöhnliche Annehmlichkeit des Umgangs verband. Sie hatte auf der stillen Insel S. Louis in Paris, die wie bekannt mitten in der geräuschvollen Weltstadt eine Art Einöde bildet, wo man nur selten ein Fuhrwerk und nie eine öffentliche Dirne begegnet, ja, wo selbst das bürgerliche Leben der 10,000 Einwohner die sie enthalten mag, ein ganz anderes, als in dem übrigen Paris ist, das alte Hôtel Lambert, einst durch Voltaires Aufenthalt berühmt, für eine bedeutende Summe erkauft. Dieß geräumige Gebäude mit seinen vielen und großen Gemächern, war jedoch in einem sehr verfallenen Zustand, und es kostete die Fürstin große Summen, es nur einigermaßen wiederherzustellen, und bewohnbar zu machen. Eine Zeitlang war es sogar der geheime Aufenthalt

einer höchst gefährlichen und verwegenen Gauner- und Räuberbande gewesen, welche in den unterirdischen Gewölben desselben ihr Wesen unter der Regierung Ludwig XVIII. daselbst trieben. Später wurde es zu einem Magazin für militärische Effekten, wie Bettgestelle, Matrazen ꝛc. benützt. Die herrlichsten Kunstgegenstände, die fast jedes Gemach enthielt, und die zum Theil den ausgezeichneten Talenten eines Le Sueur, Le Brun, Romanelli, Van-Ostal, Bassan ꝛc. ihr Dasein verdankten, wurden indessen möglichst geschont. Doch hatte man die schönen Gemälde, welche den Marssaal und das Cabinet der Liebe zierten, schon früher ins Museum des Louvre gebracht. In diesem Hôtel war es nun, wo die Fürstin Czartoryska ihre in artistischer, litterarischer und politischer Hinsicht höchst anziehende Abende veranstaltete, bei denen sich immer eine sehr auserlesene Gesellschaft ohne Rücksicht auf Rang und Stand, einfand. Polen, seine Schicksale und seine Hoffnungen, waren natürlich meist der Hauptinhalt der politischen Unterhaltungen, und man hoffte und wünschte, den Fürsten Czartorysky einmal als König dieses Landes begrüßen zu können, wozu nach meiner Ansicht wenig Aussicht vorhanden war. — Was das reiche und größere Publikum in Masse in dieses Hôtel zog, war der sogenannte Polenball, den die Besitzerin desselben zu Gunsten ihrer unglücklichen Landsleute, denen sie überhaupt eine höchst mildthätige Göttin war, jährlich hier veranstaltete. Bei dieser Gelegenheit wurde das ganze Hôtel, wie durch Zauber in einen wirklich feenartigen Palast, und der geräumige Hof in einen erleuchteten Garten mit Springbrunnen, Citronen- und Orangenalleen, reizenden Blumenbeeten ꝛc. umgewandelt. — An den Thoren, den Eingängen zu den Gemächern, und in den Corridoren standen bei dieser Gelegenheit Hellebardiere mit Saxifenspießen, in rothen polnischen Uniformen und dreieckigen Hüten auf den Köpfen, Wache. Dieß waren wirkliche polnische Soldaten, die in den Aufständen gegen Rußland mitgekämpft hatten. Ebenso waren alle Ceremonienmeister und Ballkommissäre Polen. Obgleich auch hier der Eintrittspreis zwanzig Franken à Person war, so nahmen doch fast alle Klassen der Pariser Einwohner Theil an diesem Fest, und die Fürstin selbst vergab mehrere hundert Billete für ihre Rechnung an Bekannte. Alle europäische Sprachen hörte man hier sprechen, und ich sah selbst Russen von meiner Bekanntschaft natürlich in großem Incognito hier,

doch waren besonders die Engländer in großer Mehrzahl vorhanden. Die Wagenreihen der Gäste dehnten sich vom Louvre an längs den Quais bis zum Hôtel Lambert auf der Insel S. Louis hin, und es währte oft über zwei Stunden bevor man an das Aussteigen kam, so besucht waren diese Bälle. Auf einem derselben gerieth das Vestiaire, (die Garderobe zur Aufbewahrung der Mäntel, Hüte, Röcke, Shawls ꝛc. ꝛc.) in eine so furchtbare Unordnung, daß fast alle Kleidungsstücke verwechselt wurden und viele Personen um ihre Mäntel, Hüte ꝛc. kamen, oder gar hutlos den Heimweg machen mußten.

Einigemal wurde mir auch das Glück zu Theil, den kleinen Salon der Madame Recamier besuchen zu dürfen, bei der ich durch den berühmten Verfasser des „Génie du christianisme," Herrn Vicomte von Chateaubriand, dessen Bekanntschaft ich in andern legitimistischen Salons gemacht hatte, eingeführt wurde. Die nicht minder wegen ihrer außerordentlichen Schönheit, sie galt einst für die erste Schönheit Frankreichs (la plus belle des belles), wie durch ihre außerordentlichen Geistesgaben und ihre alles bezaubernde Einfalt berühmte Dame hatte jetzt eine bescheidene Wohnung in der Straße Sevres, in dem alten, aber doch ziemlich elegant restaurirten Kloster l'Abbaye-aux-Bois; so genannt, weil sich das Gebäude einstens außerhalb Paris, von so dichten Gebüschen und hohen Bäumen umgeben befand, daß kaum ein Sonnenstrahl bis zu demselben dringen konnte, bis es durch die fortwährende Vergrößerung der Hauptstadt, in deren Mauern zu liegen kam, und die unerbittliche Art der Zimmerleute die prächtigen Bäume auf das Unbarmherzigste fällte. — Hier bewohnte Madame Recamier einige bescheidene Gemächer, zu denen nur wenig Auserwählte den Zutritt fanden und in denen sie sich von dem geräuschvollen und wilden Tumult der großen Welt, die sie nie sehr geliebt, stille zurückzog. Es ist hier wohl nicht an der unrechten Stelle, einige nähere Details von dieser merkwürdigen Frau mitzutheilen, die ich zum Theil ihr selbst verdanke. Sie war im Jahr 1777 (nicht 1780), wie einige Biographien irrthümlich berichten) zu Lyon geboren, wo ihr Vater, Bernard, höherer Postbeamter war, jedoch unter dem Consulat, als Anhänger der verbannten Königsfamilie abgesetzt wurde. Noch zählte sie kaum 16 Jahre, als sie den sehr reichen Banquier Recamier zu Paris heirathete. Ihr Haus wurde nun eines der ersten, wo nicht das erste, jeden-

falls das geſuchteſte in der Hauptſtadt Frankreichs, ſo daß es bald das Rendez-Vous der berühmteſten Männer und größten Geiſter jener Zeit (unter dem Conſulat und dem Kaiſerreich) wurde und der neuen Regierung faſt gefährlich ſchien. — Der General Moreau, Lucian Bonaparte, Bernadotte, der nachmalige König von Schweden, Laharpe, Benjamin Conſtant, der Maler David, Frau von Stael, die beiden Montmorency, ſpäter Chateaubriand ꝛc. ꝛc. waren die täglichen Gäſte und es bildetete ſich hier ein Cirkel von Notabilitäten jeder Gattung, wie wohl nirgends ein zweiter anzutreffen war. Nachdem ihr Vater in Ungnade gefallen war, ſchien ihr Salons der damaligen Regierung des erſten Conſuls förmlich Oppoſition machen zu wollen. Bald aber hatte ihr Gatte das Unglück, durch fehlgeſchlagene Spekulationen ſeinen Reichthum einzubüßen und mußte ſogar falliren. Madame Recamier beſuchte nun öfters ihre Freundin Madame Stael, die verbannt zu Coppet lebte, dieß erregte den Verdacht und Unwillen der Polizei, ſo daß ihr der fernere Aufenthalt zu Paris unterſagt wurde, worauf ſie ſich nach Italien begab und dort den Wiſſenſchaften und der Kunſt lebte. Erſt nach dem Fall des Kaiſerreichs kehrte ſie nach Frankreich zurück, und nahm 1819 ihren Aufenthalt in der Abbaye-aux-Bois, wo ſie eben ſo ſehr von den ausgezeichnetſten Perſonen aufgeſucht wurde, als zur Zeit, wo ihre Vermögensumſtände und ihre außerordentliche Schönheit, letztere hat ſie übrigens ſehr lange zu erhalten gewußt, ſo daß noch in ihrem hohen Alter die Spuren davon nicht ganz verwiſcht waren, in ihrem höchſten Glanze ſchimmerten. Obgleich ſeit ihrer früheſten Jugend von einem Schwarm Anbeter aller Art und oft vom höchſten Rang umgeben, konnte ſich doch Niemand rühmen, ihre Gunſt in einem höhern Grad erlangt zu haben, als ein unendliches Wohlwollen, welches ihr reines Gemüth jedem bezeugte, den ſie deſſelben würdig hielt. — Der Raum ihres Salons in der Abbaye war ſo beſchränkt, daß er wenig mehr als ein Paar Dutzend Gäſte auf einmal zu faſſen vermochte, und nur zweimal des Monats ſtand er für eingeladene Gäſte offen. Beglückt fühlten ſich alle, denen dieſe Gunſt zu Theil ward. Hier wußte ihr unendlich milder und dabei doch durchdringender Geiſt, ſelbſt die größten Gegner, wenn auch nicht gerade zu vereinigen, doch zu verſöhnen, und wenn ſie ſprach, herrſchte eine Todesſtille. Jedermann lauſchte ihrer Rede, von der man auch nicht ein Wort

verlieren wollte, und ihre Ausſprüche wurden gleich Orakeln aufgenommen. — Obgleich nicht ſelten witzig und pikant, verdrängte ihr Geiſt doch nie ihre Anmuth, die ſich immer gleich blieb, und eben ſo wenig ihr wohlwollendes Weſen, und immer wußte ſie Jedermann für ſich einzunehmen, welches auch die Gegenſtände waren, die ſie zur Sprache brachte, ſie konnte ſicher ſein, daß ſie augenblicklich das allgemeine Intereſſe in Anſpruch nahmen. Selbſt Chateaubriand, wohl der glänzendſte Stern unter dem männlichen Theil dieſer ausgezeichneten Verſammlung, ſchien nur durch die Strahlen der ſeltenen Frau ſeinen Glanz zu erhalten. Ballanche, den ſie noch von Lyon her kannte, Lerminier, Edgar Quinet, Kerkorlay, Pasquier, Touqueville, Ampère, Sainte-Beuve, und ähnliche Geiſter waren es, die man hier begegnete. — Gleich berühmt und würdig war dieſe Frau durch ihre körperlichen wie geiſtigen Reize, durch ihre Tugend und die Reinheit ihrer Sitten, die jeder Verführung zu widerſtehen gewußt hatte. Weder der große Reichthum, noch das unverſchuldete große Unglück waren im Stande, in ihrem Charakter die geringſte Aenderung hervorzubringen, eine philoſophiſche Heiterkeit begleitete ſie in jeder Lage und in ihrem Unglück wurde ſie eben ſo bewundert und geachtet, als wie ſie auf dem Höhepunkt ihres Glanzes und Reichthums ſtand. Obgleich ihr Charakter und ſelbſt ihre Grundſätze unendlich verſchieden mit denen der berühmten Verfaſſerin der Corinna waren, ſo war ſie dennoch deren erprobte Freundin unter allen Umſtänden und theilte freiwillig die Leiden der Verbannung mit ihr. Ihr holdes Weſen, ihre lieblichen Manieren und ihr ausgezeichneter Verſtand, verſüßten die letzten Jahre ihres alten Freundes Chateaubriand, der immer nur mit Extaſe von ihr ſprach, und meinte, mit ihr würden die feinen, ſchönen, eleganten Manieren des alten, loyalen und legitimen Frankreichs, die man leider nur noch in ihrem Salon antreffe, für immer erlöſchen. Der alte Herr war trotz ſeines Genies nichts weniger als frei von Vorurtheilen, die ihm bis ins Grab anhingen. Mit ihr, meinte er, (und mit ihm) würde die ſchöne alte Welt, deren Allerheiligſtes ſich in den Salon der Madame Recamier, als ſein letzter Zufluchtsort geflüchtet habe, auf ewig untergehen. — Wie es Madame Recamier verſtand, ſchnell auch die heftigſten Discuſſionen, ſobald ſie drohten in Diſput überzugehen, in Güte und Frieden beizulegen, davon hier nur ein Beiſpiel, das ſich

in meiner Gegenwart zutrug. — Zwei Herren, von denen der eine den Religiösen ſpielte, wohl mehr um Madame Recamier zu gefallen, welche bei allem Geiſt ſehr fromm war, und der andere den Freigeiſt, ſtritten ſich über den Werth und Unwerth der Bibel, oder vielmehr des alten Teſtaments, und der eine von ihnen, der dieſes Buch als das wahrhafte Wort Gottes pries, brachte dabei Friedrich den Großen und Voltaire mit in's Spiel, die er verächtliche Religionsſpötter nannte, worauf ihm der andere gereizt entgegnete: „Wie können Sie aber verlangen, daß Geiſter und Genies, wie Voltaire und Friedrich, an ſolche, aller Vernunft hohnſprechende Abgeſchmacktheiten, wie ſie das alte Teſtament in Unzahl enthält, glauben ſollen; erſt muß man den Menſchen die Vernunft rauben, bevor man ihnen ſolchen Unſinn zumuthen kann. — Was ſoll man von einem Gott denken, der Menſchenſchlächtereien anbefiehlt, der einem Vater befiehlt, ſeinen Sohn zu ſchlachten, um zu prüfen, wie weit ſein Gehorſam gehe, als ob der Allmächtige und Allwiſſende dieß auch nicht ohne Prüfung wiſſe, ein Gott, der in der Frau des Loth das Verbrechen der Töchter beſtraft, der dem Geſetzgeber vom Berg Sinai die abſcheulichen Worte: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" diktirte, und der ſeinen Getreuen befahl, ohne Mitleid alle die zu erſchlagen, die das Wort „Siboleth" nicht rein ausſprechen. Iſt ein ſolches Weſen nicht vielmehr ein Teufel als ein Gott?"

— Aber Friedrich und Voltaire verachteten ja nicht allein das alte Teſtament, nein, ſie haßten auch die chriſtliche Religion, deren größter Feind letzterer war, erwiederte der Erſte.

— Eben ſo wenig als ein vernünftiger Menſch vom alten Teſtament glauben kann, daß es das Wort Gottes ſei, eben ſo wenig kann er an die lächerlichen Wunder des neuen, an den heiligen Kram, an den Unſinn des Papſtthums u ſ w glauben, jede geſunde Vernunft muß ſich darob empören, daß man ihr zumuthet, eine Jungfer Mutter zu verehren, zu glauben, daß ein allmächtiger Schöpfer einen Sohn erzeugen, gebären und kreuzigen laſſen muß, um die Menſchheit zu retten und zu erlöſen. Wie jämmerlich und erbärmlich müßte nicht ein Gott erſcheinen, der zu einer ſo lächerlich blutig dummen Komödie ſeine Zuflucht nehmen muß, die Menſchheit zu bekehren! — Kein Menſch, der noch ein Quentchen Verſtand und Ueberlegung beſitzt, kann ſolche ſtupiden

Fabeln gutheißen, unſinniger als alle heidniſche Mythen, wie viel weniger ein Geiſt wie Voltair!

Das war denn doch dem Gegner ein wenig zu arg, und er ließ ſo beleidigende Worte fallen, die eine Herausforderung unausbleiblich zur Folge haben mußten, dabei wurden beide Herren ſo laut, daß die ganze Geſellſchaft aufmerkſam werden mußte. Jetzt trat Madame Recamier mit ihrer himmliſchen Anmuth zwiſchen beide, ſah ſie groß an und ſagte dann mit ſanftmüthigem Ernſt: „Meine Herrn, ich wollte wetten, daß Sie in dieſem Augenblick vergaßen, wo ſie waren, ſchnell verſöhnen Sie ſich, und ich will vergeſſen, was hier vorgefallen.“ Dabei warf ſie einen ihrer ſo unwiderſtehlichen Blicke auf beide, daß ſie ſich zugleich die Hand boten, und ihre Entſchuldigungen ſtammelten, und der Religionsfeind ſetzte am Ende noch hinzu: Freilich, wer vermag noch an Engeln und Heiligen zu zweifeln, wenn er Madame Recamier erblickt. — Daß das Duell unterblieb, verſteht ſich von ſelbſt.

In den Salons des Hrn. Lutheroth ereignete ſich eines Abends folgender Vorfall. An einem der Spieltiſche ſaß ein Herr, der mit ſo außerordentlichem Glück ſpielte, daß er bald ganze Haufen Goldes vor ſich hatte und dadurch die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Jedermann fragte, wer der glückliche Spieler ſei, aber Niemand wollte ihn kennen, und ſelbſt der Herr und die Dame des Hauſes wußten weder Auskunft über ihn zu geben, noch zu ſagen, wie er in dieſe Geſellſchaft gekommen ſei. Hr Lutheroth bat nun den Unbekannten auf einen Augenblick in ein Nebenzimmer, wo er ihn fragte, wer er ſei und wie er in ſeine Salons gekommen? Der Fremde gab einen wahrſcheinlich fingirten Namen an und ſagte, es habe ihn ein anderer Herr, deſſen Bekanntſchaft er erſt dieſen Nachmittag bei einer Parthie Billard gemacht, mit hieher genommen und eingeführt. Hr. L. bat ihn nun, ihm den Herrn, deſſen Namen der Befragte nicht zu ſagen vermochte, zu zeigen, und ging zu dieſem Zweck alle Gemächer durch, ohne daß es dem ungebetenen Gaſt möglich war, den, der ihn eingeführt, ausfindig zu machen, und der, wie er meinte, ſchon wieder weggegangen ſein müſſe. Jetzt bat der Hausherr den Unbekannten, gefälligſt ſeine Salons ſofort verlaſſen zu wollen, widrigenfalls er die Hilfe der Polizei in Anſpruch nehmen müſſe. Der Fremde entfernte ſich nun, einige

Worte von unhöflichem Benehmen, so etwas sei ihm noch nie passirt, fallen lassend, ziemlich eilig. Durch das Examiniren der Bedienten stellte es sich auch bald heraus, auf welche Weise der Mensch sich hier eingeführt hatte. — Er hatte nämlich eine Zeitlang Poste am großen Hofthor, wo die Wagen anhielten, gefaßt, und sobald ein Wagen anfuhr, aus dem nur Damen ausstiegen, bot er im strengsten Löwenkostüme mit Paille-Handschuhen denselben den Arm, und führte sie so die Stiege hinauf an den Eingang der Gemächer, wo der die Ankommenden laut verkündende Diener stand. Er hatte die Damen vorher um ihre werthen Namen gefragt und dann diese dem fragenden Bedienten mitgetheilt, der sie laut ausschrie und der Fremde schlüpfte so unangefochten durch. So etwas ist freilich nur in Paris möglich, wo man die Wuth hat, meist dreimal so viel Leute einzuladen, als die Gemächer bequem zu fassen vermögen, und die Gäste nicht selten in den Corridoren, ja sogar auf den Treppen weilen müssen, um von Ferne der Musik zu lauschen. — Mir selbst ist es einmal begegnet, daß mich eine mir bekannte Dame, die Baronin M., die gerne einer großen musikalischen Soirée, welche die Gräfin Merlin gab, zu der sie aber nicht geladen war, beiwohnen wollte, auf dem Corridor am Arm packte, indem sie zu mir sagte: Allons Monsieur vous allez m'introduire, und so ganz ungenirt in einem der Neben-Salons Platz nahm. Dieselbe Dame gab selbst sehr gesuchte musikalische Soirées, und war obgleich schon ziemlich bei Jahren, sie hatte schon zwei verheirathete Töchter, Dank ihrer Toilette, noch schön, obgleich sie gegen das Ende der Kaiserzeit schon eine der berühmtesten Schönheiten, die an Hof und in den ersten Salons glänzten, gewesen. Diese Rolle spielte sie auch während der Restauration mit großem Aufsehen, da sie zugleich eine sehr geistreiche Dame und sogar Schriftstellerin war. Sie war viel gereist und hatte die Eindrücke ihrer italiänischen Reise so wie die ihrer Rheinreise in mehreren Bänden herausgegeben, die man besonders wegen ihrem eleganten Styl gerne las. Unter den vielen Virtuosen, die ich in ihrem Salon hörte, war auch der Tenorist Stighelli. — Sie selbst war sehr musikalisch, sang und spielte das Clavier nicht übel. — Ich unterhielt mich gerne mit ihr, da sie überall zu Hause und bewandert war, und unsere Unterhaltungen gingen nicht selten in kleine Zänkereien über, da wir oft sehr verschiedener

Meinung, namentlich über franzöſiſche Zuſtände waren. Eines Tages als die Rede davon war, daß, während man ohne Bedenken in Deutſchland und England jungen Mädchen geſtattet, ohne Begleitung auszugehen, man den unverheiratheten Franzöſinnen nicht erlaubt, ohne ſehr ſorgfältige Bewachung nur auer über die Straße zu gehen, und ich zu der Frau von M . . . . ſagte: Dieß beweiſe wenig Vertrauen zur Tugend der franzöſiſchen Töchter, erwiederte ſie mir ſehr naiv: „Que voulez vous, si nous permettions pareille chose à nos filles, toutes se feraient faire des enfants avant l'âge de quinze ans.“ — Das müſſen freilich die Mütter am beſten wiſſen, antwortete ich lachend. Die Baronin war durch ihre galante Abentheuer ziemlich bekannt. — Die Soiréen bei Madame Ancelot, Gattin des Direktors des Vaudeville, waren gleichfalls äußerſt anziehend: auch dieſe Dame war ein Blauſtrumpf und die talentvollſten Künſtler verſammelte ſie um ſich. — So nenne ich unter den vielen Häuſern, welche wöchentliche Abendgeſellſchaften empfingen oder von Zeit zu Zeit eingeladene Soiréen gaben, nur noch die des Herzogs von Caraman im Faubourg St. Germain, wo bisweilen Luſtſpiele aufgeführt wurden, die der verſchiedenen Ambaſſaden, der Redakteure und Chef mehrerer großen Journale, wie Bertin, des Geheimerath Koreff, wo man jedoch nur durch ihren ſocialen Liberalismus ausgezeichnete, vorurtheilsfreie Geiſter antraf; Heine habe ich einigemal da geſehen, der Generalin Baraignes, der Marquiſe Saffraie, des Herzog Larochefoucauld, des Baron Pfaffius, der Gräfin Guiche, der alten Baronin Godoi, des Marquis d'Alligre ꝛc. ꝛc., die alle ihre beſondere Anziehungskraft und Reize, manchmal auch ihre eigene Langeweile hatten. Doch kann man im Allgemeinen über die letztere in den Pariſer Salons nicht klagen, da man in einem jeden derſelben immer wieder andere Geſichter ſieht und neue Bekanntſchaften macht, was in den Departementen und Provinzialſtädten nicht der Fall iſt, wo man in der Regel immer wieder auf daſſelbe Perſonal ſtößt. Uebrigens kommt und geht man in den Pariſer Salons ſo ungenirt, daß man ſie zu jeder Zeit unbemerkt verlaſſen kann, um einen andern zu beſuchen, und es iſt mir, ſo wie vielen andern, die ſelbſt eine Gewohnheit daraus machen, häufig begegnet, in einer und derſelben Nacht oft drei bis vier, ja ein halbes Dutzend ſolcher Soiréen zu beſuchen, in denen man ſich auch oft erſt nach

den beendigten Theatern, das heißt um Mitternacht einfindet; so wie man häufig Besuche um diese Zeit abstattet. — Vielen solcher Soiréen geht oft ein großes Diner voraus, zu dem jedoch nur die beliebtesten und auserwähltesten Gäste geladen werden, und wo es dann an den ausgesuchtesten Leckerbissen und den feinsten Weinen aller Weltgegenden nicht fehlt. — Eins ist jedoch, was diesen Pariser Gesellschaften fast ganz abgeht, und das sind junge Mädchen, nie oder nur selten sieht man ein solches in diesen Soiréen, in welchen durchaus nur verheirathete Damen jedes Alters glänzen. Die Mädchen bleiben in der Regel in ihren Instituten oder Klöstern bis zu ihrer Verheirathung, und gehen aus einer ziemlich strengen, fast kerkerartigen Bewachung, die jedoch nicht hindert, daß sie über gewisse Dinge wenigstens theoretisch gut unterrichtet sind, in die fast unbegränzteste Freiheit über, deren jede Französin der höhern Stände sich von dem Augenblick ihrer Verheirathung an zu erfreuen hat. — Was den Pariser Gesellschaften eine große Annehmlichkeit verleiht, ist, daß hier jeder Unterschied der Stände wegfällt, und der ärmste und unbedeutendste Mann, welchem Stande er auch angehören mag, einmal eingeladen, mit eben der Achtung, Aufmerksamkeit und Artigkeit behandelt wird, wie ein Prinz vom Geblüt, wenn sich einer da findet, oder Herzoge und Grafen vom höchsten Adel und fünfzigmal Millionäre, das ist in London nicht der Fall, — ja es gibt Salons daselbst, wo die hohe Aristokratie vermittelst einer trennenden Schnur vor der Berührung mit andern Personen, namentlich Künstler, bewahrt wird. Aber warum lassen sich diese solchen Unbill gefallen, es geschieht ihnen schon Recht, besäßen sie Gemeingeist genug, sich einmal plötzlich aus einem solchen Salon zu entfernen, oder sich das Wort zu geben, ihn nicht mehr mit ihrem Besuch zu beehren, so würde diese hocharistokratische Impertinenz gewiß auf einmal ein Ende nehmen. In Paris verschmelzen sich mit wenig Ausnahmen im Faubourg St. Germain die Aristokratie des Adels, der Literatur, der Kunst, des Handels, der Politik ꝛc. in einem und demselben Salon so sehr, daß es fast unmöglich wird, sie zu unterscheiden, und bilden ein sehr lebendiges höchst anziehendes Gemälde, indem das sonst allenthalben dominirende goldene Kalb durchaus nicht vorherrschen kann. Nur durch die übermäßige und überladene Pracht, welche in den Salons reicher Parvenüs, sie mögen Banquiers, Kauf-

leute, Wechſelmackler ꝛc. ſein, wurde man daran erinnert, daß man ſich in der Behauſung eines ſolchen befinde. Da ſind die doppelten und vierfachen Behänge der Wände, Thüren und Fenſtern von dem ſchwerſten genueſiſchen Thronſammet, ſo daß die Töne der Muſik durch dieſelben faſt ganz erſtickt werden, die Beleuchtung iſt ſo übermäßig, daß man Gefahr läuft, lebendig gebraten zu werden, die Meubeln müſſen alle von Paliſander- oder Roſenholz und mit Schildkröte, Perlmutter, Gold und Silber reich eingelegt ſein. Bergeren, Divans, Voltaires, Soffas, Cauſeuſes, Fauteuils und welche zum Theil burleske Namen man all dieſen Sitzmaſchinen beilegen mag, ſind mit den koſtbarſten Seidendamaſten überzogen, die Fußböden mit perſiſchen und türkiſchen Teppichen von ungeheuern Preiſen belegt, und die Tapeten reich mit Gold oder Silber durchwirkt, die Vergoldungen überhaupt ſo überladen angebracht, namentlich auch bei den Rahmen der ungeheuern Spiegel und Schildereien, daß man die letztern vor den erſtern kaum bemerkt, und die Kamine, Etagen, Conſolſchränke ꝛc. ſind mit ſehr theuern aber nichtsſagenden Spielereien ſo gewaltig überladen und beſtellt, daß man ſich eher in den Quincallerie-, Goldarbeiter-, Spielwaarenhändler-, Muſchelkrämer- ꝛc. Läden, als in einem geſellſchaftlichen Salons glaubt, und oft iſt das geſchmacklos genug geordnet. In dieſem Verhältniß ſind auch die in Nebenzimmern die ganze Nacht aufgeſtellten Buffets beſtellt, wo man nur zulangen darf, und ſich mancher Gourmand den Magen auf eine ganze Saiſon verdirbt. Mit demſelben Luxus ſind auch die Damen des Hauſes gekleidet, ſo entſinne ich mich in einer Soirée des reichen Agens de Change Honoré, bei dem ich durch Leo eingeführt worden war, Madame Honoré und ihre Tochter ſo mit Armbändern aller Gattung beladen geſehen zu haben, daß die Aerme faſt bis über die Ellenbogen damit bedeckt waren, und die prächtigſten Spitzen hatte ſie von den Knöcheln bis zum Scheitel in Menge angebracht. Uebrigens wurde dort herrliche Muſik gemacht und große Enſembleſtücke ausgeführt, welche in der Regel der berühmte Spontini dirigirte, deſſen hölzernem gelecktem Aeußeren bei ſeinen ſiebenzig Jahren man wahrlich nicht anſah, daß er der Schöpfer der unübertrefflichen Veſtalin und des Cortez war. Bei den Soirées Honorés wimmelte der mitten im Winter von blühenden Geſträuchen umgebene Hof von Municipal-Gardiſten zu Fuß und zu Pferd, und von den letztern

hielten immer zwei Wache an dem großen Hofthor. Bei einem andern Parvenüe der Art, Herrn Charannes auf dem italiänischen Boulevard, der sein kolossales Vermögen als Unternehmer des pompes funèbres (Leichenprunk), also durch Spekulation auf die Todten, erworben hatte, waren von der Hausthüre bis zum Eingang des Salons, Gänge, Treppen und Wände mit breiten silbernen Borden auf das reichste ausgeschmückt, die entweder schon bei Leichengepränge gedient hatten, oder noch dazu dienen sollten. — Hier hörte man Thalberg, der auch der Tochter Unterricht im Klavierspielen à 20 Franken die Stunde gab. Chopin erhielt 30 und sogar 50 Franken, wo es ihm beliebte, Unterricht zu ertheilen, namentlich bei reichen Russen. — An Karrikaturen aller Art ist in all diesen verschiedenen Salons, wie man sich leicht denken kann, auch kein Mangel. Da bekam man siebenzigjährige hochgeschminkte Schönen zu sehen, die fast bis an den Nabel dekolletirt und rabenschwarz perückt waren, und dabei noch wie Wiesen tanzten, Marquis und Chevaliers aus der Kaiserzeit, gepudert, kurze anliegende Beinkleider nebst seidenen Strümpfen à jour, durch die man die stark wattirten Steckenbeine gewahrte; Fratzen und Figuren in den seltsam überladenen Kostümen bewegten sich in so komischen Attitüden, daß das: Risum teneatis amici, zur Unmöglichkeit wurde.

Noch muß ich eines Hauses erwähnen, in welchem Herz und Geist eine nicht alltägliche Unterhaltung fanden, es war dieß das Hôtel des Grafen und der Gräfin Julia von Castellane in der Straße Faubourg St. Honoré. — In den äußerst geschmackvollen eleganten und reichen Salons war es besonders ein geistiger Hauch, der dieselben belebte, und Herz und Kopf gleich ansprach; hier schien auch noch ein alter ritterlicher, fast mittelalterlicher Geist zu herrschen, die höhere Dichtkunst spielte hier eine Hauptrolle, dramatische und poetische Vorlesungen, bisweilen auch kleine theatralische Darstellungen, bei denen sich die Herzogin von Abrantes früher sehr hervorgethan, füllten die Abende aus, welche die Geladenen immer mit großer Befriedigung verließen. Aehnlich waren die Genüße, die Graf Castellane seinen Gästen auf seinem romantisch gelegenen Schloß des Eligalades in der Provence im Sommer verschaffte, dessen malerischer Anblick durch die reizendste Vegetation auf einem vom mittelländischen Meer benetzten Bergabhang schon allein entzückt. Graf Castellane unter-

nahm es auch, das Athenée royal in der Straße de Valois, das Palais royal, das längst seinen alten Glanz und Ruf verloren hatte, zu restauriren und seine frühere Bedeutung wieder zu geben, und ohne seine Bemühungen würde dieses schöne Institut ganz eingegangen sein, in welchem man die gediegensten Vorträge der ausgezeichnetsten Gelehrten zu hören bekam. Herr v. Castellane brachte zu diesem Zweck eine große Menge der Actien des Athenäums käuflich an sich, wodurch er gewissermaßen Eigenthümer des Instituts ward, und veranstaltete nun jede Woche literarische Vorlesungen und musikalische Vorträge und bisweilen förmliche Concerte in demselben, die mit zu den ausgezeichnetsten von ganz Paris gehörten, und bei denen Künstler ersten Ranges sogar goldene Medaillen erhielten. Hier wurde über alle wichtigen neuen Erscheinungen der Literatur disputirt, Georg Sand und ihre Werke, so wie anderer Autoren besprochen, ebenso die neuesten dramatischen Erzeugnisse, und Victor Hugos Bur[illegible] unter andern scharf kritisirt. Die Rachel und andere Künstler gaben Deklamationen zum Besten, so wie die Sängerinnen der großen Oper und ausgezeichnete Dilettanten Vokalmusik. Die Beiträge waren 120 Franken jährlich. Nur eins war dabei auszusetzen, nämlich das beschränkte und ziemlich niedrige Lokal, das zugleich zu chemischen Arbeiten diente, und daher mit Kolben, Destillir-Apparaten, ausgetrockneten Reptilien, allerlei Schädel ꝛc. so angefüllt war, daß man sich fast in Macbeths Hexenküche wähnte, und dadurch viel von der künstlerischen Illusion verloren ging. Eines Abends hatte die Rachel eine Deklamation zugesagt, blieb aber aus, und während Jedermann auf ihr Erscheinen mit Ungeduld paßte, kam ein von Schweiß triefender reitender Bote an, der statt ihrer ein Schreiben von ihr aus Chantilly brachte, in welchem sie sich entschuldigte und sagte: daß es ihr unmöglich sei, ihr Versprechen zu erfüllen, da man sie fast mit Gewalt daselbst bei einem Festessen zurückhalte. — Sie war mit mehreren ihrer Anbeter zu dem dortigen Pferderennen gefahren. Ihr sehr unorthographisch geschriebener Brief circulirte im ganzen Saal und wurde belacht. — Statt ihrer Deklamation trug der Tenorist Dupré von der großen Oper eine Arie mit seiner bereits abgenützten Stimme vor *).

*) Das Athenäum hatte ursprünglich der Marquis Pilatre de Rozier 1781 gegründet und 1785 hatte es der Herzog de la Rochefoucauld förmlich

Unter den vielen muſikaliſchen Vereinen jeder Gattung, die damals in Paris beſtanden, und Concerte gaben, ſtand die Societät der religiöſen und klaſſiſchen Vokalmuſik des Fürſten de la Moskowa unbedingt oben an, und ihre Leiſtungen ſtanden ſelbſt unendlich höher als die des Conſervatoriums, wo überhaupt nur die Inſtrumentalmuſik Vorzügliches leiſtet, aber der Geſang und die Ausführung der Geſangparthien äußerſt mittelmäßig iſt. Dagegen hörte man in dem Concertverein des Sohns des Marſchall Ney die größten Meiſterwerke der Vokalmuſik in höchſter Vollendung. Dieſer Verein beſtand aus einer Geſellſchaft von Muſikliebhabern, die ſowohl hinſichtlich der Talente als der ſocialen Stellung zu den auserleſenſten von Frankreichs Hauptſtadt gehörten. Dreizehn Damen erſten Ranges, unter denen die Herzoginnen von Grammont, von Albufera, von Talleyrand, v. Coigny, v. Maſſa, die Fürſtinnen von der Moskowa, v. Craon, die Gräfin Merlin ꝛc., waren die Damen-Patroneſſen des Vereins, den der Fürſt von der Moskowa, ſelbſt ein ſehr ausgezeichneter Muſiker, der den Taktirſtab wenigſtens eben ſo gut handhabte, als ſein un-

konſtituirt, und hier ſah man damals die ganze Elite der höchſten Pariſer Geſellſchaft. Laharpe, Montesquieu, Marmontel, de Bluville, Cuvier, Lemercier ꝛc. ꝛc., waren nicht nur Mitglieder deſſelben, ſondern wirkten thätig durch ihre Kenntniſſe und Talente mit zu der Unterhaltung der Geſellſchaft. Seine Säle waren immer überfüllt, und Berühmtheiten jeder Art ſah man daſelbſt. Nach der Revolution von 1789 und beſonders in der Schreckenszeit, wo Mord-, Raub- und Diebsgeſindel herrſchten, kam es ganz herunter, und hatte ſich ſeitdem nie wieder zu ſeinem erſten Glanz erheben können. Jetzt verſuchte es der Graf von Caſtellane, ihm ſeinen alten Ruhm wieder zu verſchaffen, und ſcheute kein Opfer deßhalb. Er ließ weiße Marmortafeln machen, in welchen die Namen aller Gelehrten und Künſtler, deren Talente und Wiſſen zum Glanz des Athenäums beitrugen, mit goldenen Lettern eingegraben werden ſollten. Goldene und ſilberne Medaillen ſollten alle ausgezeichnete mitwirkende Talente erhalten, auf denen man die Inſchrift: Honneur au mérite. L'Athenée reconnaissant: und als Legende die Worte: A tous les talents de l'Europe las. Auf der Kehrſeite las man den Namen des Präſidenten und die Jahreszahl. Die Ehrenmitglieder erhielten Ehrendiplome auf Pergament, und den Künſtlern ſollten auf ihr Verlangen Empfehlungsſchreiben für alle Länder, in die ſie ſich begeben wollten, mitgegeben werden, ſo wie den Gelehrten ſolche Auszeichnungen werden, die ſie der gelehrten Welt in ganz Europa bekannt machen würden.

glücklicher Vater den Marſchallsſtab, ſelbſt dirigirte. Niedermeyer war zweiter Dirigent. Auber, Adam, Caraffa, Halevy, Meyerbeer, Roſſini, Spontini waren Ehrenmitglieder deſſelben und bildeten einen Ausſchuß, und von Künſtlern wurden nur ſolche aufgenommen, die in jeder Hinſicht ausgezeichnet waren, und man war bei ihrer Aufnahme ſehr vorſichtig, daher deren Zahl ſehr beſchränkt war, ſie erhielten dann Ehrendiplome, die von dem Fürſten und den Damen-Patroneſſen unterzeichnet waren. Hier hörte man nun die vortrefflichſte religiöſe und klaſſiſche Vokalmuſik aller Zeiten und aller Länder, ſowohl in Enſemblestücken und Chören als in Soloparthien in einer Vollkommenheit vortragen, wie nirgends in der Welt; ſelbſt in der Sixtiniſchen Kapelle zu Rom habe ich das Miſerere nicht in dieſer Vollendung gehört. Dieß war aber kein Wunder, da ſogar in den Chören ſehr viele Stimmen waren, die auf den erſten Opernheatern als Soloſänger Glück gemacht haben würden, und die faſt alle friſch und nicht durch übermäßige Anſtrengungen abgenutzt waren, und es waren mehrere hundert ſolcher Stimmen, unter denen man die Auswahl für die Soloparthien traf. Mehrere deutſche in Paris lebende Damen mit herrlichen Stimmen waren Mitglieder dieſes Vereins. Hier hörte man Paleſtrinas dreihundert Jahre altes: „Fratres ego enim", welches zu Rom nur am grünen Donnerſtag in der pontifikaliſchen Kapelle vorgetragen wird; den Pſalmen Miserere mei deus von Orlande von Laſſus, Kapellmeiſter Karl IX., ebenfalls vor dreihundert Jahren componirt; das Duo aus dem Stabat von Pergoleſe, die Aria Vidit suum dulcem aus dem Stabat von Haydn; Bachs Aria mit Chören: Qui presso al mio Gieſù; die ſchönſten Stücke aus Haydns Schöpfung; I cieli immensi narrano; Fragment des 18ten Pſalmen, von B. Marcello, Kapellmeiſter an der St. Markuskirche in Venedig, 1686 geboren; die vierſtimmige Antienne (Vorgeſang) von T. L. Vittoria, 1576 zu Sevilla componirt, und die man zu Rom nur am Palmſonntag in der päpſtlichen Kapelle ſingt; Händels Arie des Alexanderfeſtes, das wahrhaft himmliſche Doppelchor O filii et filiae Wolckmar Leisrings, der 1560 zu Gebſtadt in Thüringen das Licht der Welt erblickte; Haydns vierſtimmiges insanae et vanae curae; Allegris Miſerere, welches den Charfreitag und darauf folgenden Sonnabend in der Sixtiniſchen Kapelle geſungen wird; das Salve regini von Pergoleſe;

Spirito di Dio, ein vierſtimmiges Madrigal mit Begleitung von Trompeten und Pauken, von Lotti komponirt, und in Venedig nur bei der Vermählung des Dogen mit dem adriatiſchen Meer, auf dem Bucentaur aufgeführt; Grauns Aria aus dem Tod Jeſus; das Halleluja von Händel; Dove sei, Aria aus der Rotelinda von demſelben; das Finale aus der Schöpfung von Haydn; das Magnifikat von Gabrieli im 16ten Jahrhundert komponirt; die Canite Tuba von Paleſtrina, aus derſelben Zeit; die berühmte Aria: Signor Pietà von Stradella, die dieſem das Leben rettete, da zwei zu ſeiner Ermordung gedungene Banditen durch den Vortrag derſelben ſo gerührt wurden, daß es ihnen unmöglich war, den blutigen Auftrag auszuführen. — Und ſo wurden nach und nach alle Meiſterſchöpfungen der ältern italiäniſchen, deutſchen und franzöſiſchen Muſik mit der ſeltenſten Virtuoſität von den wohlklingendſten Stimmen vorgetragen. Von den deutſchen waren es beſonders Händel und Haydn, deren beſte Tonſtücke man nach und nach zu hören bekam; doch wurde Leiſring, Bach, Graun, Glück, Beethoven und Mozart nicht ſelten gehört; von den Italiänern waren es Paleſtrina, Pergoleſe, Orlande de Laſſus, Allegri, Lotti, Glari, Marcello, Gabrieli, deren Schöpfungen am meiſten entzückten; Franzoſen nur ſehr wenig und ſelten, ich entſinne mich nur der Schlacht von Marignan, ein Chor, welches Jannequin 1515 zu Ehre des Sieges, den Franz I. bei Marignan davon getragen, komponirt hatte; von den Spaniern wurde nur Vittoria bisweilen gehört. — Da man um keinen Preis Eintrittskarten zu dieſen Concerten, ſondern nur durch die mitwirkenden Mitglieder Einladungs-Billette, und zwar nur ſpärlich, erhalten konnte, ſo waren die Bemühungen um ſolche Billette erſtaunlich, und Geſuche um dieſelben wurden nicht ſelten Miniſtern und Präfekten abgeſchlagen. Da jedoch ein anderer Verein, der de l'oeuvre de la miséricorde (Werk der Barmherzigkeit), der eben ſo hochſtehende Damen zu Patroneſſen hatte, und deſſen Hauptzweck einzig und allein war, würdige, herabgekommene Familien und verſchämte Hausarme zu unterſtützen, zu dieſem Zweck bisweilen ein Concert gab, bei welchem dann der Verein des Fürſten von der Moskowa größtentheils mitwirkte, ſo konnte man hier die Leiſtungen des letztern, doch nur zu ſehr hohen Preiſen, hören. Dieſe Concerte fanden, wie jene der religiöſen und klaſſiſchen Muſik, in dem Herziſchen Saal ſtatt, und der Eintrittspreis war zu 20 Fr.

festgesetzt, da jedoch oft zwei bis dreimal so viel Personen als der Saal Raum hatte, sich hiezu meldeten, so wurden nicht selten die Billette mit 50 und 100 Franken und mehr bezahlt, und Personen abgekauft, die sie aus Spekulation an sich gebracht hatten. Manche wohlwollende Reiche vom Adel schickten wohl auch ein 500 oder gar 1000 Franken-Billet zu diesem löblichen Zweck ein. — Was mir noch weit mehr Genuß gewährte als die Concerte selbst, waren die vielen Proben, die einer jeden Aufführung derselben vorangingen, wobei man weniger genirt, manche sehr interessante Bekanntschaft machte, und die tiefe Gediegenheit dieser altklassischen Musik erst recht schätzen und kennen lernte, als bei einmaligem Anhören in den Concerten, wo ohnehin Prunk der Damen-Toiletten, die Schönen selbst und die ganze Versammlung zu sehr zerstreute. — Auch die großen Concerte, welche die beiden Freimaurerlogen zum Besten Unglücklicher in dem prächtigen Saal ihres Lokals in der Douanenstraße gaben, gehörten zu den ausgezeichnetsten.

# X.

Der Hof. — Die Salons des Herzogs von Orleans. — Die Herzogin von Orleans und ihre Stiefmutter, die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin. — Die königliche Familie. — Ludwig Philipp. — Abscheuliche Intriguen gegen das Haus Orleans. — Der gewaltsame Tod des Herzogs von Bourbon. — Dessen Lebensskizze. — Die Baronin Fouchéres. — Die Sibylle Lenormand. — Ihre Art zu weissagen. — Ihre Biographie. — Sie erhält Besuche der bedeutendsten Personen. — Die Sibylle im Gefängniß. — Ihre merkwürdigsten Prophezeihungen.

Während dem ersten Jahr meines Aufenthaltes zu Paris, und auch einem großen Theil des zweiten, war die königliche Familie wegen dem schrecklichen Unglück, das sie durch das so beklagenswerthe Ende des Kronprinzen, Herzogs von Orleans, betroffen, in tiefe Trauer versetzt und bei Hofe, wo natürlich jede Art von Festlichkeiten eingestellt waren, ging es sehr stille und geräuschlos zu. Sehr besucht waren früher die Soiréen des Herzogs von Orleans im Pavillon Marsan in den Tuilerien, in denen ein zwar sehr anständiger, aber doch nichts weniger als steifer Hofton geherrscht hatte, und wo man bei fürstlicher Liberalität ganz ungezwungen und ungenirt war, und sich sehr à son aise gefühlt haben soll. Die bedeutendsten Schriftsteller, Künstler, Gelehrte und Staatsmänner begegnete man hier, und alle wurden ohne Unterschied des Standes von dem königlichen Wirth mit gleicher Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit bewillkommt, empfangen und behandelt, und die Herzogin von Orleans, obgleich eine deutsche Fürstentochter, unterstützte durch ihre unendliche Anmuth und äußerst liebreiches Benehmen die Bemühungen ihres Gemahls, seine Gäste in gute Laune und Wohlbehagen zu versetzen. Prinzessin Helena von Mecklenburg-Schwerin war in dem reizenden Städtchen Ludwigslust geboren und die Tochter des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig, und der wegen ihrer Intelligenz und

Schönheit gleich berühmten Prinzeſſin Caroline von Sachſen-Weimar, von der Römer in ſeinen Mittheilungen über Goethe ſagt: Es war ein himmliſches Gemüth, und welche die Einwohner von Weimar ihren Schutzengel nannten. Leider verlor Prinzeſſin Helena ihre Mutter, als ſie kaum zwei Jahre alt war. Ihr Vater verheirathete ſich nach ein Paar Jahren wieder, und zwar mit der eben ſo geiſtreichen als liebenswürdigen Prinzeſſin Auguſte von Heſſen-Homburg, ſtarb aber 18 Monate nach dieſer Vermählung. — In der letzten Gemahlin ihres Vaters hatte die junge Prinzeſſin glücklicherweiſe eine zweite Mutter gefunden, die ſelbſt kinderlos, ſich mit aller Liebe und Zärtlichkeit der Stieftochter, und als Wittwe mit aller Ergebenheit der Erziehung ihres Adoptivkindes widmete, wozu ſie um ſo geeigneter, da ſie ſelbſt hochwiſſenſchaftlich gebildet war. Mit Hilfe vortrefflicher Lehrer gelang es ihr auch, aus der jungen Prinzeſſin ein wahres Phänomen von Weiblichkeit, Tugend, Hochſinn und geiſtiger Bildung zu machen, und ſo die ſeltenen Gaben und Talente, die ihr die Natur verliehen, in hohem Grad auszubilden; die ſeltene Stiefmutter war die treue Führerin auf der dornigten Lebensbahn, welche die Prinzeſſin zu durchlaufen beſtimmt war. Zwanzig Jahre verlebte die verwittwete Erbgroßherzogin in Ludwigsluſt, die ſie ganz der Erziehung und dem Unterricht Helenens widmete; ſie geleitete dieſelbe nach Frankreich, als ſie beſtimmt war, die Gattin des Thronerben dieſes Landes zu werden, für den ſie ſo bald die tiefſte Trauer anlegen ſollte, und als ſie das entſetzliche Unglück erfahren, welches die junge Kronprinzeſſin und die königliche Familie betroffen, da flog ſie aus dem entlegenſten Theile Deutſchlands nach Paris, die Unglückliche ſo viel als möglich zu tröſten und durch Frömmigkeit und Zärtlichkeit ihr Schickſal zu mildern. Welche außerordentliche Theilnahme bewies nicht ganz Mecklenburg an dem Schickſal der Prinzeſſin Helena, ſeitdem ſie das Land verlaſſen hatte, in dem ſie wegen ihrer großen Tugenden ſo innigſt geliebt wurde, allen war es, als hätte ein geliebtes Kind ſeine Eltern verlaſſen, und jede Nachricht von Paris und ihr wurde mit ungeduldiger Haſt verſchlungen. Das Volk und die Einwohner von Ludwigsluſt hatten die Prinzeſſin unter ihren Augen groß werden ſehen, und alle waren ihr mit gleicher Liebe und Ehrfurcht zugethan, und nahmen gleichen Antheil an Frankreichs Schickſal, das ſie jetzt eng verbunden mit

dem der geliebten Fürſtentochter, die ſie nur „unſere Helena" nannten, betrachteten. Ebenſo war man in Weimar entzückt von ihr, wo ſie öfters mehrere Monate bei ihrem Oheim, dem Großherzog zubrachte, und Jedermann vom Palaſt bis zur Hütte bezauberte, und ſie ihrer geliebten Mutter Caroline gleichſtellte. Auch in Frankreich übte ſie dieſen Zauber auf die Gemüther der Perſonen aus, die ſie kannte und die ihr näher ſtanden, und nur die verblendete Parteienwuth und die Rohheit und Gemeinheit derer, die glaubten, nur in einem Umſturz alles Beſtehenden ihr Heil und Glück finden zu können, konnten eine ſolche Fürſtin haſſen und ihr Unglück wünſchen. Leider gab es Menſchen oder vielmehr Unmenſchen genug, die über das Unglück des Herzogs von Orleans frohlockten, und der königlichen Familie, die beſte, die Frankreich je gehabt, bei jeder Gelegenheit eine Geringſchätzung auffallend kund gaben. So ſtellte ſich, wenn die Herzogin die proteſtantiſche Kirche in der Straße Chauchat beſuchte, immer ein Haufen roher Menſchen, die ſich Republikaner nannten, vor die Kirchthüren und ſahen der unglücklichen Fürſtin recht frech und höhniſch in's Geſicht, wenn ſie aus dem Wagen ſtieg und die Kirche betrat, ohne ſie zu grüßen, Mützen oder Hüte auf einer Seite des Kopfes, und dabei ſchadenfroh lächelnd, und das während ihrer tiefſter Trauerzeit. Eines Tages ſtellte ich mich mitten unter das Geſindel und zwar in die vorderſte Reihe deſſelben, und nahm bei dem Ausſteigen der Herzogin ehrerbietig den Hut ab, mich tief verneigend, wofür ſie mir ſehr freundlich dankte; es ſchien ordentlich, als daß ihr dieß hier ſo ungewöhnliche Benehmen wohl that. Aber um mich her entſtand ſogleich ein Murren und ich hörte deutlich die Worte: „un vil aristocrat" ausſprechen. Ich wandte mich nun um, ſah der Canaille feſt ins Geſicht und ſagte ganz laut: Eh bien dans la france libre on aura bien la liberte de saluer qui bon nous semble? (Nun in dem freien Frankreich wird man doch wohl noch die Freiheit haben, zu grüßen, wenn man will.) Die Antwort blieb man mir ſchuldig und ich ging mitten durch das Geſindel, ohne irgend eine Anfechtung. Nur der iſt verloren, der hier Furcht zeigt.

Es iſt unglaublich, mit welchem Haß man die ganze königliche Familie damals in Frankreich verfolgte, Dank den Anhängern der ältern Linie der Bourbonen und Legitimiſten, denen auch keine Mittel zu ſchlecht, zu gemein und zu niederträchtig waren, den

König und sein ganzes Haus in den Augen der Nation herabzusetzen und verächtlich zu machen, die blind genug war, nicht einzusehen, daß noch nie eine würdigere Familie über Frankreich geherrscht, und von der alle Mitglieder eine überaus sittliche Aufführung hatten, und sich nicht das Leiseste zu Schulden kommen ließen, das hätte Anstoß geben können; besonders war auch der weibliche Theil dieser Familie, an deren Spitze die tugendhafte, engelreine Königin stand, deren Mitleiden und Wohlthätigkeit keine Grenzen kannte, in allen weiblichen Tugenden höchst ausgezeichnet, und keiner der Prinzen war ausschweifend. War die Kasse der Königin erschöpft, was so oft der Fall war, so ging sie zu dem König, Hilfe zu suchen, und erwiederte ihr dieser, daß auch er kein Geld mehr habe, so sagte ihm seine Gattin: „Ja Sire dann müssen Sie welches anschaffen, ich kann meine Armen nicht leiden lassen"; und der König schaffte welches an. Nicht minder mildthätig war Prinzessin Adelaide, des Königs Schwester, eine durch hohe Geistesgaben und seltene Kenntnisse ausgezeichnete Dame.

Legitimisten und Republikaner hatten allgemein ausgesprengt, Ludwig Philipp sei der größte Geizhals, den es gebe: er häufe Schätze auf Schätze, Haufen auf Haufen, in den Gewölben der Tuilerien und in der Bank von England habe er Milliarden stehen und das dumme Volk, ja sogar viele Personen aus den gebildeten Ständen schenkten diesem albernen Mährchen Glauben, um so mehr, da man wußte, daß das Vermögen der Orleans wirklich sehr groß war und bedeutende Renten abwerfen mußte. Aber wer nur ein wenig zu berechnen im Stande war, und nur oberflächlich die ungeheuern Ausgaben kannte, die der König machte und zu machen gezwungen war, konnte sich mit wenig Mühe überzeugen, daß die Privateinkünfte desselben mit seiner nur zwölf Millionen betragenden Civilliste vereint, nicht hinreichten, sie zu bestreiten; auch hatte Ludwig Philipp immer Schulden, und stand in Rechnung mit dem Haus Rothschild in Paris, dessen Debitor er immer für einige Millionen war, was manchen Nachtheil für ihn hatte, indem Rothschild dadurch Zutritt bei ihm, und der Ruf, in dem der König stand, daß er nur reiche Leute achte und gerne sehe, dadurch neue Nahrung erhielt. Man erzählte sich in dieser Hinsicht folgende Anekdote. Eines Morgens [illegible]arteten schon längst Marschälle, Generale, Minister ꝛc. in den Vorzim-

mern des Königs, der dießmal ungewöhnlich lange verweilte, bevor er sichtbar wurde. Jetzt kam auch Rothschild noch zu der ungeduldig harrenden Versammlung, und als man ihm mitgetheilt, daß man schon anderthalb Stunden vergeblich warte, sagte er: „Geduld meine Herren, lassen Sie mich machen," und drang sofort in das Cabinett des Königs, mit dem er ein Paar Minuten darauf Arm in Arm erschienen sein soll. — Wenn auch die Sache, wie ich gewiß glaube, da General Gourgaud, Adjutant des Königs, mich versicherte, daß er nichts davon wisse, es wenigstens nicht zu der Zeit vorgefallen sei, in der er Dienst bei dem König hatte, eine von den unzähligen boshaften und witzigen Erfindungen war, an denen die Pariser Salons so fruchtbar sind, und deren Bosheit selbst Napolen zu seinem großen Verdruß nicht entschlüpfen konnte, so beweist dieß doch, in welchem Ruf Ludwig Philipp in dieser Hinsicht stand, da so etwas glaubhaft war. — In der That war es einer von den größten Fehlern, die der König beging, daß er fast nur solchen Personen große Gewogenheit und Achtung bezeugte, die sehr reich waren, oder es verstanden hatten, sich ein großes Vermögen zu erwerben, wenn auch die Mittel, die sie dabei anwendeten, nicht immer die rechtlichsten waren; dieß schadete ihm unendlich in der öffentlichen Meinung und gab seinen zahllosen Feinden gefährliche Waffen in die Hände, die sie vortrefflich zu ihren Zwecken anzuwenden verstanden. — Daß er auf seine Kosten das Schloß von Versailles mit ungeheuern Summen und Opfern zu einer weltberühmten Kunstgallerie machte, daß er die Gallerien des Louvres mit den seltensten Kunstschätzen bereicherte, daß er unendlich viel zur Verschönerung von Paris that, den Magdalenentempel ausbauen, den Triumphbogen (arc de l'étoile) vollenden, die Statue Napoleons auf die Säule des Vendomeplatzes setzen ließ, dem unglücklichen Concordienplatz durch den Obelisk von Luxor und zwei Riesenspringbrunnen seine schönste Zierde verlieh, daß er Napoleons Asche von St. Helena hatte zurückkommen und im Dom der Invaliden beisetzen lassen, daß er, seine Gattin und seine Schwester alle Armenanstalten auf das Großmüthigste bedachten, und letztere wahre Mütter der Armen waren, daß ganz Frankreich unter seiner Regierung freier als je unter einer andern war, und die persönliche Freiheit sich des größten Schutzes zu erfreuen hatte; das und noch so viele andere Wohlthaten, welche der König und seine Familie dem Land zu-

kommen ließen, fruchteten alle nichts, Dank den Intriguen ſeiner Gegner und Feinde und man muß es ſagen, ſeiner durch den ſtarrſinnigen Guizot geleiteten verkehrten und nicht immer rechtlichen Politik, die im Innern faſt ausſchließlich nur dahin gerichtet war, ſich die Mehrheit der Kammern, gleichviel durch welche Mittel zu verſichern, und der kurzſichtige Guizot glaubte mit dieſer alles gewonnen zu haben, ohne zu bedenken, daß die ungeheure Mehrheit der Nation fortwährend gegen die der Kammer war, und die letztere am Ende nothwendig unterliegen mußte. — Etwas, was die Feinde der Familie Orleans auch gut zu benutzen verſtanden, waren die Fehler, Vergehungen, ja auch Verbrechen, welche von manchen, derſelben naheſtehenden Perſonen begangen wurden, und die man dann der ganz unſchuldigen Familie, wenn auch nicht gerade zur Laſt legte, was unmöglich war, doch die Schuld ſo viel als immer thunlich, auf ſie ſchob. — Die ſchönen jungen Prinzeſſinnen, auf welche die Bosheit ſelbſt auch nicht den mindeſten Makel werfen konnte, da ſie auch jeden Schein einer Zweideutigkeit mit großer Vorſicht vermieden, hatten aber, ſo wie die Königin ſelbſt, manche Damen in ihrer Umgebung, deren Sittlichkeit freilich vieles zu wünſchen übrig laſſen mochte, aber der Lebenswandel derſelben war ſchwerlich ihren Herrinnen ganz oder nur theilweiſe bekannt, und dann weiß man ja, wie es in dieſer Hinſicht bei allen Höfen zugeht, wo Hofdamen ſind, die noch nicht die vierzig oder fünfzig Jahre paſſirt haben, und überhaupt, wie wenig Familien mag es geben, in welchen nicht die Adamsſünden räudige Schaafe machen. Aber hier waren es gerade die ärgſten Sünderinnen des Faubourg St. Germain und anderer Quartiere, welche das furchtbarſte Geſchrei erhoben, wenn ſich irgend eine „Avantüre galante" bei Hofe zugetragen hatte oder haben ſollte, und die während der Regierung Carl X. in dieſem Punkte die tollſten und ſchamloſeſten waren; freilich waren ſie jetzt über die Jahre hinaus, und junge .... werden bekanntlich die unerbittlichſten Beſchwerern. — Oft mußte man die Damen, die einen ſolchen Eclat verurſachten, wegen ihrer Eheherrn ſchonen, die wichtige Stellen bekleideten, und deren Ehre man nicht ſo officiell preisgeben durfte. Indeſſen haben dieſe galanten Abentheuer keinen ſo großen Eindruck auf das Volk der Franzoſen, das in dieſer Hinſicht — und es weiß warum — wohl das nachſichtigſte der Welt iſt, gemacht, als daß ſie großen Einfluß auf die Ge-

ſinnung deſſelben gegen die königliche Familie hätten haben können, dagegen war es aber die Corruptheit und Beſtechlichkeit mancher hochgeſtellter Perſonen der vornehmen Männerwelt, die deſto mehr dazu diente, die Nation zu empören und aufzubringen, und die Waſſer auf die Mühle der Feinde des Hauſes Orleans war, die ſich nicht wenig darob gaudirten, und ihm dieß alles zur Laſt legten.

Die infamſte und ſchändlichſte Verläumdung, die jedoch die Legitimiſten erfanden, war die, welche man hinſichtlich des Todes des alten Herzogs von Condé erfand, ausſprengte, allgemein verbreitete und Baſils Grundſatz getreu: „verläumde nur zu, etwas bleibt immer hängen", fortwährend aufwärmte, ſo daß ſie endlich vom Volk faſt allgemein geglaubt wurde und den König der Verachtung Preis gab. Hier waren es wieder die Legitimiſten, die ſich dieſer ſcheußlichen Verläumdung, bei der ſie an den Republikanern eine gute Stütze fanden, ſchuldig machten, und gerade diejenigen, welche am wenigſten daran glaubten, oder vielmehr von der vollen Unwahrheit derſelben überzeugt waren, ſtellten ſich, als glaubten ſie ſolche ſteif und feſt. — Hier in wenig Worten, was ich durch authentiſche Quellen von dem ſcheußlichen Vorfall in Erfahrung brachte. — Der alte Prinz Conde, Herzog von Bourbon, der letzte Sprößling ſeines berühmten Hauſes, wurde eines Morgens, und zwar bald nach der Julirevolution, den 27. Auguſt 1830 an einem Fenſterhacken ſeines Schlafzimmers an zwei zuſammengeknüpften Tüchern erhängt gefunden, und zwar in ſeinem Schloſſe St. Leu. Dieſe tragiſche Begebenheit machte ungeheures Aufſehen, die Gerichte ſchritten ſogleich ein, unterſuchten alles ſehr genau und verſicherten, daß nach der Sachlage der Begebenheit, und ſo wie man den Leichnam gefunden, Niemand anders als der Herzog ſelbſt ſein Mörder geweſen ſein könne. Dieß habe ich auch von Perſonen, die bei der Unterſuchung gegenwärtig waren, und andern, die im Schloſſe gedient, ſagen gehört. Dagegen wurde gleich nach der That von den Feinden der Orleans ausgeſprengt, daß der alte Prinz Condé viel zu religiös und gottesfürchtig geweſen ſei, um Hand an ſich ſelbſt zu legen, wozu er ohnehin bei ſeinem hohen Alter, er ging in ſein fünfundſiebenzigſtes Jahr und ſeiner körperlichen Schwäche, die Kraft nicht gehabt, und daß man ihn erwürgt und ſodann an den Fenſterhacken aufgehängt habe. Wenn man dieſen Behauptungen

entgegenſetzte, daß die Zimmerthür von innen verriegelt war, ſo wurde erwiedert, daß ſehr geheime Tapetenthüren in das Zimmer führten, welche nur ſeine Vertrauteſten, oder vielmehr die Allervertrauteſte, die Baronin Foucheres gekannt. Indeſſen hat man nach dieſen geheimen Thüren die genaueſte Nachſuchung an allen vier Wänden und auf dem Fußboden und ſogar in der Decke des Zimmers angeſtellt und ſie nicht gefunden. Ich ſelbſt habe das Lokal ſpäter beſichtigt und keine Spuren von andern als der Zimmerthüre entdecken können. — Es gehört übrigens auch gar keine große Kraft dazu, einen Strick oder ein Tuch an einem Fenſterhaken zu befeſtigen, dieſelben um den Hals zu binden und ſich ſodann fallen zu laſſen, wodurch man allerdings erwürgt wird, und daß der Prinz einſt das Schlüſſelbein des rechten Armes gebrochen, machte ihn auch nicht unfähig, wie man behauptete, einen Stuhl zu beſteigen, und mit den Füßen umzuwerfen, nachdem er ſich das Tuch um den Hals gebunden, und ſich ſo zu erhängen. Als aber nach der Eröffnung des Teſtaments bekannt wurde, daß der Herzog von Aumale, der vierte Sohn Ludwig Philipps, zum Haupterben des Verſtorbenen eingeſetzt, und der Baronin Foucheres zwei Millionen baares Geld und viele koſtbare Mobilien ſammt dem Schloß St. Leu vermacht worden waren, kannte die Verleumdung keine Grenzen mehr und behauptete ungeſcheut, die Baronin habe mit Zuſtimmung des Königs, ja auf deſſen Geheiß, den Mord vollzogen, weil der Verſtorbene nach der Julirevolution andern Sinnes geworden und mit dem Gedanken umgegangen ſei, das Teſtament wieder zu vernichten. Dieß war um ſo unwahrſcheinlicher, als der alte Herzog von Bourbon nur that was Frau von Fouchéres für gut fand und dieſe auf dem beſten Fuß mit dem König ſtand, und keine Intriguen der nähern Verwandten, wie der Rohans zu fürchten hatte, da ohne ihren Willen und Wiſſen Niemand mit dem Herzog ſprechen konnte. Das Verhältniß dieſer allerdings ſehr intriganten Frau mit dem Herzog war folgendes. Er hatte die Dame, eine geborne Engländerin, Namens Clarc und Witwe eines gewiſſen Dawes, in England kennen gelernt, wo ſie wie einige behaupteten, Schauſpielerin und Tochter eines Wirths, geweſen ſei. Sophie, dies war ihr Taufname, war damals eine große Schönheit, und hatte ungewöhnliche Geiſtesgaben, welche die Urſache waren, daß ſie der Herzog zu ihrer weitern Ausbildung

noch ein paar Jahre in ein gutes Inſtitut in Penſion gab. 1816 brachte er ſie nach Chantilly, wo ſie die Honneurs ſeines Hauſes machte, bald darauf zur katholiſchen Religion überging und dann den Baron Fouchéres, Adjutanten des Herzogs, heirathete. Die Ehe war jedoch keine glückliche, nach vielen Mißhelligkeiten kam es endlich zu einer förmlichen Trennung und Sophie nahm ihren Aufenthalt in einem Kloſter. Ihr Umgang war jedoch dem Herzog ſo zum Bedürfniß geworden, daß er ihn nicht zu entbehren vermochte, und Sophie veranlaßte, das Kloſter wieder zu verlaſſen, um bei ihm zu wohnen und mit ihm zu leben; dabei ſchenkte er ihr damals ſchon, 1825, eine Million Franken und vermachte ihr mehrere Güter. Früher als ſie mit ihrem Mann lebte, hatte ſie auch Zutritt am Hofe Ludwig XVIII. gehabt, der ihr aber nach ihrer Scheidung und als Geliebte des Prinzen nicht mehr geſtattet wurde. Carl X. war nachſichtiger und nach deſſen Thronbeſteigung ſah man ſie wieder bei Hof erſcheinen. — Wie ſie mit Ludwig Philipp näher bekannt wurde, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, aber Thatſache iſt es, daß auf ihre Veranlaſſung der Herzog von Bourbon im Jahr 1829 ein Teſtament, ganz von ſeiner Hand niederſchrieb, in welchem er den Herzog von Aumale zum Erben ſeines großen Vermögens einſetzte, und ſeiner Geliebten noch zwei Millionen zu der ſchon geſchenkten, nebſt Mobilien ꝛc. vermachte. — Man hat Briefe, die Ludwig Philipp in dieſer Beziehung an Condé geſchrieben, vorgefunden, in denen der König ſeinem Vetter für deſſen wohlwollende Geſinnungen gegen ſeine Familie herzlich dankt, und ihm zugleich empfiehlt, ſich mit ſeinen Anordnungen ja nicht zu übereilen, und ſich auch durchaus nicht für gebunden zu halten, wenn er ſpäter ſeine Geſinnungen und Beſtimmungen hinſichtlich ſeiner Erben zu ändern wünſche. — Natürlich beſchuldigten nun alle andern Verwandten des Herzogs die Orleans mindeſtens der Erbſchleicherei, wo nicht gar des Mordes, es erſchienen Brochüren in dieſem Sinn, Proceſſe wurden geführt, und obgleich drei Aerzte vom beſten Ruf auf Pflicht und Gewiſſen eidlich betheuerten, daß es ſich durch die Obduktion herausgeſtellt habe, daß keine fremde Hand die Erwürgung vollzogen haben konnte, und die Klagen deßhalb von dem ganz unabhängigen Gerichtshof zurückgewieſen wurden, ſo änderte dieß doch nichts in der einmal vorgefaßten Meinung des Publikums, das behauptete, jeder der Aerzte ſei mit einer Million,

nach andern mit einigen hunderttausend Franken bestochen worden, und die carlistischen Umtriebe hörten nimmer auf, diese Begebenheit, wie sie hofften, zu ihrem Vortheil auszubeuten.

Der alte Mann, der so unglücklich endete, hatte von seiner zarten Jugend an die Tücke eines unerbittlichen Schicksals, gegen das weder Rang, Reichthum noch Geburt schützt, hart genug empfunden. Er war der Sohn des Prinzen Louis Joseph von Condé und also der Sprößling der berühmten Seitenlinie des Hauses Bourbon-Condé, deren Stifter Louis I. von Bourbon, Prinz von Condé, nach der Herrschaft und Stadt Condé, die er ererbt hatte, so genannt war. Louis Heinrich Joseph kam im Jahr 1756 zur Welt, und verliebte sich kaum 15 Jahre alt, sterblich in die Prinzessin Louise von Orleans, die 6 Jahre älter als er war. Der König Ludwig XV. erlaubte auch nach vielen Einwendungen, daß der Knabe die Prinzessin heirathen durfte, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die junge Frau sogleich nach ihrer Trauung noch auf zwei Jahre in ein Kloster gesperrt würde, wozu der junge Prinz, freilich gezwungen, seine Einwilligung gab. — Aber seine Ungeduld erlaubte ihm nicht, seine Gemahlin noch so lange Zeit zu missen, und der Allmacht seines Goldes gelang es, die Klosterpforten zu öffnen und seine Frau zu entführen. Der König war anfänglich höchst entrüstet über diesen verwegenen Streich und Ungehorsam, wurde aber bald durch seine Maitresse, die berüchtigte Dubarry, welche die jungen Leute in Schutz nahm, besänftigt; sie soll ihm unter anderm gesagt haben: „Lieber Ludwig, zupfe dich doch an der eigenen Nase", er verzieh dem Prinzen, der, als er vor den König gebracht wurde, um wenigstens einen tüchtigen Wischer zu erhalten, sich mit großer Gewandheit vertheidigte, so daß ihn Se. Majestät wohlwollend und lächelnd entließ. — Nach etwas über neun Monaten sah sich der junge Prinz Vater, es war der unglückliche Herzog von Enghien, den ihm die Prinzessin geboren hatte, und der ein so trauriges Ende in den Schloßgräben von St. Vincennes finden sollte. Bald nach der Geburt dieses Prinzen stellte sich die Zwietracht bei dem jungen Ehepaar ein, und die frühere glühende Leidenschaft der Gatten verwandelte sich schnell in eine eben so frostige Abneigung. Das Betragen der Prinzessin war bald von der Art, daß ein Ehemann, der auf seine Ehre hält, nicht gleichgültig dabei sein konnte. Ein Duell, das Condé mit dem Grafen von

Artois, nachherigem Carl X. hatte, wobei es jedoch unblutig ablief, soll aus dieser Veranlassung entstanden sein, der Prinz ward aber deßhalb auf seine Besitzungen nach Chantilly verbannt. 1780 ließ er sich förmlich von seiner Gattin scheiden, und begleitete den Grafen von Artois nach Spanien, um der Belagerung von Gibraltar beizuwohnen, bei welcher Gelegenheit er zum Marschall avancirte. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution von 1789, ergriff er den Auswanderungsstab und begab sich nach Coblenz und wurde General bei der französischen Emigrantenarmee. Die schrecklichen Nachrichten, die von Paris kamen, die Hinrichtung des Königs und der Königin, die ihm so viel Schmerz verursachten, wurden noch dadurch vermehrt, daß er vernahm, daß seine geschiedene Gattin ihr ganzes großes Vermögen dem französischen Volk vermacht habe, was jedoch nicht hinderte, daß das gute Volk sie guillotiniren ließ, nachdem sie noch alle Trübsale einer sehr peinlichen Gefangenschaft hatte durchmachen müssen. — Der Prinz, nachdem er 1795 vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, mit Hülfe der Vendée das revolutionäre Frankreich zu bekämpfen, begab sich zuerst nach Rußland, dann, nachdem er einige Zeit am Rhein zugebracht, nach England, wo er vierzehn Jahre lebte, während welcher Zeit er das traurige Ende seines einzigen Sohnes erlebte, und 1814 endlich mit der vertriebenen königlichen Familie wieder nach Frankreich zurückkehrte, noch einmal (1815) auswandern mußte, dann aber als General-Oberst seinen bleibenden Sitz in Paris aufschlug und abwechselnd seine Schlösser zu Chantilly und St. Leu bewohnte, und sich besonders viel mit der Jagd beschäftigte, zu der er beständig viele Gäste einlud, und endlich seinem Leben ein so trauriges Ende machte.

Das Vermögen, welches er hinterließ, war weit über hundert Millionen Franken, und also kein leicht zu verschmähendes Erbtheil. — Was Ludwig Philipp bei dieser ärgerlichen Sache am meisten schadete, war, daß die Baronin Fouchères nach diesem Todesfall nicht nur Zutritt bei Hofe hatte, sondern sogar mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit von dem König und seiner Familie aufgenommen und mit außerordentlicher Artigkeit und Auszeichnung behandelt wurde. Dieß mußte allerdings vor den Augen der Welt bei den bekannten Umständen einen fatalen Schein auf die Orleans werfen und sie verdächtig machen. Eine ganze Woche

lang hatte man indeſſen die Leiche mit großer Pracht ausgeſtellt, und endlich mit gleichem Prunk in die Kirche von St. Denis abgeführt. Bei dieſer letzten Feier, welcher der Almoſenier des Verſtorbenen vorſtand, hob dieſer das in einer goldenen Kapſel verwahrte Herz des Prinzen hoch empor, und verſicherte die bei der Todtenfeier Gegenwärtigen, unter denen auch drei Söhne des Königs, namentlich der reiche Erbe waren, mit lauter und hocherhobener Stimme, daß er die ſichere und unfehlbare moraliſche Ueberzeugung habe, daß der ſelig Verſtorbene keinen Selbſtmord begangen. — Aber auch dieſer Prieſter war ein den ältern Bourbons ganz ergebener Legitimiſt. — Die Baronin Feuchères ſtarb 1840 in London, wohin ſie ſich zurückgezogen hatte, da ihr Aufenthalt bei dem ſchmählichen Verdacht, der auf ihr laſtete, und den beſonders die Rohans ſchürten, in Frankreich unmöglich von langer Dauer ſein konnte. Ihre Hinterlaſſenſchaft gab noch zu einem ſcandalöſen Proceß Veranlaſſung.

Das innere Familienleben des Königs war ein ſehr gemüthliches, faſt patriarchaliſches, und die Unterhaltung zwiſchen den verſchiedenen Gliedern derſelben ſehr zutraulich, die Politik kam in dem traulichen Abendzirkel nur ſehr ſelten zur Sprache, und man hätte glauben ſollen, einen altbürgerlichen Hausvater im Kreis der Seinigen zu ſehen, der mit gleicher Liebe und Sorgfalt an allen ſeinen Kindern hängt. Die jungen Prinzeſſinnen waren beſonders liebe Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit. Die immer etwas ernſte Herzogin von Orleans ſchien ihm jedoch noch mehr als die andern am Herzen zu liegen. — Auch behandelte er ſie mehr als Dame, während er die andern jungen Prinzeſſinnen faſt als Kinder betrachtete. Der Herzog von Nemours veranſtaltete öfters große soirées dansantes und kleine Concerte. Seine Gattin, eine Coburg Kohary, war ſehr muſikaliſch, hatte eine hübſche Stimme und nahm noch fortwährend bei dem berühmten Geſanglehrer Bordogni Unterricht, der ihr eine deutſche Dame zuführte, mit der ſie oft Duette ſang. Das alljährlich wiederkehrende Dreikönigsfeſt (la fête des rois), wobei der ſogenannte Bohnenkönig die Hauptrolle ſpielte, gab Veranlaſſung zu gar manchen fröhlichen Scherzen in der Familie, wurde aber gleich andern Feſten durch den Tod des Herzogs von Orleans auf längere Zeit unterbrochen.

Ludwig Philipp war nicht nur ein aufgeklärter Denker,

ſondern hatte ſich von all den Vorurtheilen, welche Perſonen von ſo hoher Geburt bis in's Grab begleiten, frei zu machen gewußt. Freilich hatte er eine ſehr harte und bittere Schule durchmachen müſſen, die wohl geeignet war, auch einen weniger geſcheidten Mann von der Nichtigkeit hochfürſtlicher Schnurpfeifereien zu überzeugen, wogegen es bei der älteren Linie der Bourbonen ſtarrſinnige Klotzköpfe gab, die nichts im Stande war zu beſſern, und auf die man mit Recht das bekannte: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergeſſen" anwenden konnte, obgleich ſie dennoch die Hauptſache vergeſſen hatten, nämlich die gewaltigen Lehren, welche ihnen das Schickſal gegeben, die ſie wenigſtens nicht zu benützen verſtanden. Dieß war anders mit Ludwig Philipp, er ſah in allen Dingen ziemlich klar und ſehr gut ein, daß die Zeit der alten höfiſchen Harlequinaden, Krönungs-Komödien, Ahnenproben, Hoffähigkeiten und ähnliche Lappalien, wenigſtens in Frankreich längſt vorüber war, und Niemand, als höchſtens die alten Damen im Faubourg St. Germain noch imponiren konnte, und ſtatt zu imponiren, vielmehr dazu geeignet waren, lächerlich und verächtlich zu machen. In den Sälen und auf den Bällen der Tuilerien ſah man faſt alle Stände vertreten, und in der Uniform der Offiziere der Nationalgarden erfreuten ſich oft Fleiſcher, Schneider und andere Handwerker des Glücks vom König huldvoll angeredet zu werden. — Bei dieſem Syſtem würde der König, der übrigens, ſo ſehr als es in Frankreich unter den vorhandenen Umſtänden nur immer möglich, ſelbſt herrſchte und regierte, ganz wohl gefahren ſein, um ſo mehr, da er trotz allen gehäſſigen Verläumdungen, ſich nach und nach der Gunſt und des Wohlwollens des Mittelſtandes zu erfreuen hatte, wenn ihn nicht der ſtarrſinnige und ſchlecht unterrichtete Guizot, dem er ſein Vertrauen geſchenkt, auf Irrwege geführt hätte, und Fehltritte hätte thun laſſen, die ein ſchlimmes Ende befürchten ließen.

Man erzählte ſich, daß die Königin und Madame Adelaide einmal die berühmte franzöſiſche Sibylle Lenormand im tiefſten Inkognito und ganz insgeheim aufgeſucht hätten, um ſich von ihr den Schleier der Zukunft lüften zu laſſen, und um ſich wegen den Befürchtungen derſelben, die ſie ſehr quälten und ihnen ſchlafloſe Nächte verurſachten, wo möglich zu beruhigen; daß ihnen jedoch die alte Wahrſagerin, welche die Königin gleich erkannt hatte, ſolche Dinge geſagt, worüber letztere ohnmächtig geworden, und

es viele Mühe gekoſtet habe, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Madame Adelaide habe ſich dann das weitere prophezeihen verbeten, und Amalie ſagte: Man ſoll Gott nicht verſuchen, worauf beide Damen in die Tuilerien zurückeilten, dem König das gehabte Abentheuer eingeſtanden, der ſie aber deßhalb geſchmäht und dann derb ausgelacht haben ſoll.

Dieſe Demoiſelle Lenormand, die ich ſelbſt einmal aus Neugierde beſucht, und dabei verſchiedenes gefragt, um ſie auf's Eis zu führen, zu deſſen Beantwortung ſie mich aber nach drei Tagen wieder beſchied, indem ſie mir ein Ei zuſtellte, das ſie mir empfahl während dieſer Zeit bei mir zu tragen, war eine äußerſt verſchmitzte Perſon, von mehr als auffallender Häßlichkeit, was allerdings geeignet war, den Glauben, daß ſie eine Hexe ſei, zu ſtärken. Ich kehrte nicht mehr zu ihr zurück und zerſchlug das Ei, denn ich hatte gleich eingeſehen, daß die dreitägige Friſt nur dazu dienen ſollte, ſich auf zweideutige Antworten zu beſinnen, die zu erhalten, ich nicht der Mühe werth achtete. Wenn man ſich zu ihr begab, wurde man durch einen ganz ſchwarz gekleideten Bedienten bei ihr angemeldet, der dann gewöhnlich ſagte, Mademoiſelle iſt beſchäftigt, Sie müſſen ſich ein wenig gedulden. Nach Verlauf einer Viertelſtunde wurde man endlich vorgelaſſen und in ein längliches düſteres Gemach geführt, wo in einem Winkel deſſelben die gewaltig dicke und gut genährte Sibylle auf einer Art Divan ſaß und ihr lächerliches Gewerbe trieb. Ihr Anzug war gewöhnlich ein mit Brandebourg beſetztes dunkles Kleid und der häßliche Kopf war mit einer Toque geſchmückt, an der auf der linken Seite eine Quaſte herabhing; manchmal trug ſie auch einen Turban. Ein weißes Halstuch bedeckte ihre Bruſt. Ihr ſehr ernſtes in finſtere Falten gelegtes Geſicht konnte mir nicht imponiren, ſondern, wie es mir in der Regel bei ſolchen Gelegenheiten geht, hatte ich Mühe, das Lachen zu unterdrücken. In einem Bücherſchrank ſah man einige Reihen meiſt myſtiſcher Werke prächtig eingebunden, unter denen Noſtradamus ꝛc. Ihre gewöhnliche Fragen waren: „Wie alt ſind Sie? In welchem Monat und an welchem Tag ſind Sie geboren? — Welches ſind die erſten Buchſtaben Ihres Vor- und Ihres Taufnamens? Welches iſt Ihre Lieblingsfarbe? — Welches Thier lieben Sie und welches verabſcheuen Sie am meiſten?“ Die Damen fragte ſie auch noch nach ihrer Lieblingsblume, worauf ſie dann ihren

Hokus Pokus begann, der entweder in dem Kartenſchlagen, in der Unterſuchung eines Eiweiß, in der des Kaffeſatzes, in der Betrachtung der Linien der flachen Hand, in der Alektromantie (Wahrſagen aus dem Gekrähe der Hahnen), dem Berathen algebraiſcher Zettel u. ſ. w. beſtand. — Bei der Alektromantie beobachtete ſie folgende Faxen: ſie zeichnete einen großen Kreis, um welchen herum ſie die Buchſtaben des Alphabets malte. Auf jeden derſelben legte ſie ein Korn. Nun ſetzte ſie einen lebendigen Hahn in die Mitte des Kreiſes, der nach und nach ſämmtliche Körner auffraß, und notirte ſich jeden Buchſtaben nach der Reihe, wie der Hahn die Körner davon gefreſſen hatte, und legte ſie nach ihrem Gutdünken aus, und an ſolches Zeug glaubten dann die dummen Leute, die ſich von ihr wahrſagen ließen, und die meiſt zu den oberſten Klaſſen der Geſellſchaft gehörten, und ſich für hochgebildet hielten! — Wenn ſie die Zukunft aus Eiern prophezeihen wollte, dann zerſchlug ſie dieſelben in ein Glas Waſſer, und die Gebilde, welche dann das Eiweiß formirten, inſpirirten die alte Herenmutter. Bei all dieſen Proceduren machte ſie ein paar Augen, die faſt wie glühende Kohlen, oder die einer Katze bei Nacht funkelten, und allein hinreichten, ſchwachköpfigen Menſchen bange zu machen oder zu imponiren, ſelbſt wenn ſie gelaſſen ſprach, ſchienen dieſe Augen ſchon Feuer zu ſprühen. — Bisweilen war es auch nur ein Tropfen Waſſer, mit dem ſie einen venetianiſchen Spiegel benetzte, der ihr die Zukunft enthüllte.

Die Kaiſerin Joſephine, die bekanntlich wie faſt alle Creolen, ſehr an Aberglauben kränkelte, war es, die dieſer überſchlauen Sibylle zuerſt die große Reputation machte, deren ſie ſich ſpäter erfreute und die bald europäiſch wurde, und machte, daß viele hohe und höchſte Perſonen der Dame ihre Aufwartung machten, von denen manche wohl durch bloße Neugierde zu ihr hingezogen wurden. Dank ihrer Zaubereien, war ſie nun bald mit irdiſchen Gütern reich geſegnet und machte Rothſchild zu ihrem Banquier.

Hier will ich in wenig Zeilen das merkwürdigſte aus dem Leben dieſer berühmten Fürſtin der modernen Wahrſagerinnen und Kartenſchlägerin mittheilen. — Maria Anna Lenormand war 1772 zu Alençon in der Normandie geboren. Sie hatte ihre beiden Eltern ſehr früh verloren und wurde von Stiefeltern erzogen. Als Kind ſoll ſie ſehr munter, luſtig und frech geweſen ſein und an Erwachſenen und Kindern viel und gerne Schabernack aus-

geübt haben. Um ſie los zu werden, ſperrten ſie ihre Stiefeltern in ein Kloſter der Benedikter-Nonnen ein. Hier ſoll ſie nun, kaum ſieben Jahre alt, ſchon ihre prophetiſche Gabe auf eine wunderbare Weiſe kund gethan haben, indem ſie der Aebtiſſin weiſſagte, daß ſie abgeſetzt und durch ein rothhaariges Weib erſetzt würde, was auch in Erfüllung ging. Schade nur, daß dieſe Prophezeihung erſt dann bekannt wurde, nachdem ſie längſt in Erfüllung gegangen war, wie dieß faſt mit allen Prophezeihungen der Fall iſt. Alte Weiber verſicherten indeſſen, daß ſie dieſelbe wirklich früher vernommen, und daß das Kind ſogar das Alter, den Namen, die Lebensgeſchichte und den Stand der neuen Aebtiſſin vorausgeſagt habe, und ſchon nach ſechs Monaten die Weiſſagung wahr wurde. Aus dieſem Kloſter kam das Mädchen in das der Viſitatio Mariä Virginis (Heimſuchung der Jungfrau Maria) und in noch einige andere, in denen man Penſionäre aufnahm. Als ſie nach der Reihe aus all den Klöſtern zu Alencon und der Umgegend fortgeſchickt worden war, that ſie ihre Mutter zu einer Näherin in die Lehre. Hier war ſie aber noch weniger ruhig, zerbrach alle Nadeln, verbrannte den ihr anvertrauten Zwirn, und endigte mit der Erklärung, daß ſie durchaus nach Paris gehen müſſe, wie es ihr eine dreimalige gehabte Erſcheinung befohlen. Ihre Stiefmutter gab ihr nun einen ſechs Livres-Thaler, mit dem ſie ſich vierzehn Jahre alt auf den Weg machte, und der ihr ganzer Reichthum war. In Paris wurde ſie auf Empfehlung ihres Stiefvaters als Ladenjungfer in einer Boutique untergebracht, wo ſie durch ihr munteres Weſen und ihre Eulenſpiegelei anfänglich dem Beſitzer derſelben und noch mehr den Kunden gefiel, die alle verlangten, von dem dicken normänniſchen Mädchen bedient zu werden. Beſonders nahm ſie einer der Commis in ſeinen Schutz und lehrte ſie die Anfangsgründe der Arithmetik und die Buchhaltung. Bald aber wußte die lernbegierige Schülerin eben ſo viel wie der Lehrer, wo nicht mehr, und voll Zutrauen auf ihre Kenntniſſe wollte ſie ſich in eine unabhängige Lage verſetzen, und errichtete eine Schreibſtube in der Straße Tournon, die ſchnell von verliebten Köchinnen, Kammerfrauen, Mägden, Knechten, und Bürgermädchen ſo ſtark beſucht wurde, daß ſich Mariana ganz gut dabei ſtand. Damals fing Galls Lehre an, großes Aufſehen zu machen, und die junge Lenormand beſchloß, ihn in London aufzuſuchen. Sie raffte nun alle ihre Erſparniſſe zuſammen, und

hatte auch noch 1200 Franken in der Lotterie, wie sie behauptete, durch ihre eigene Berechnung gewonnen, gab ihre Schreibstube auf und machte sich auf den Weg nach England. Hier suchte sie sogleich den Doctor Gall auf, dem ihr seltsames Betragen und ihre Manieren auffielen, und der sich für sie interessirte. Bei ihrem ersten Besuch befühlte Gall ihren Schädel sorgfältig, und soll sich geäußert haben: Mademoiselle, ob sie gleich nicht zur Zauberin geboren sind, so werden Sie dennoch die erste Zauberin der Welt werden. — Wenn dieß wahr ist, so war Gall noch ein größerer Prophet als die Sibylle selbst. Er nahm das Mädchen nun in seinen besondern Schutz, gab ihr Unterricht in der Phrenologie, und zeigte ihr den Weg, die Berechnungen der Giromantie, so wie die Nekromantie zu erlernen. — Hierauf verschaffte er ihr viele und reiche Kunden, denen er sie dringend empfahl, und bald war die dicke junge Normännin in London zur Mode geworden. Die reichsten Damen der Bürgerschaft und der hohen Aristokratie suchten sie auf, und es regnete Guineen in ihren Schooß. Als sie sich im Besitz eines ziemlichen Kapitals sah, stellte sich jedoch die Sehnsucht nach ihrem Vaterland bei ihr ein, sie verließ London und kehrte nach Paris zurück, wo sie sich in derselben Straße Rue Tournon, in welcher sie ihre Schreibstube, die den Grund zu ihrem Glück gelegt, gehabt, etablirte, und bis zu ihrem Tod verblieb. Es war Anfangs der französischen Revolution von 1789, als sie nach Frankreich zurückkehrte, der Augenblick, um als Vorhersagerin aufzutreten, war günstig, da alle Welt, und besonders die Damen, die verhängnißvolle Zukunft erforschen wollten, auch war der Zulauf zu der Sibylle ungeheuer, und abermals regnete es Gold in ihren Schooß. Selbst Maria Antoinette und der Graf von Artois sollen sie aufgesucht haben, und die Prinzessin Lamballe, deren Tod sie vorausgesagt haben soll, besuchte sie sehr oft, so wie fast alle Hofdamen, nachdem die Revolution ausgebrochen war, aber immer und meistens in groben Gewändern verkleidet. — Als Maria Antoinette im Gefängniß saß, soll die Lenormand ihre Befreiung versucht, und sich zu dem Ende als Obsthändlerin verkleidet mit einigen Körben voll Früchten in die Conciergerie begeben haben, wo sie von der Frau des Kerkermeisters, Madame Richard, die bestochen war, zur unglücklichen Königin geführt wurde, die aber wenig Hoffnung mehr in die Zauberkünste der Sibylle setzte. Bald darauf wurde

der Verwalter des Gefängniſſes abgeſetzt, und damit alle fernere Verſuchung einer Befreiung vereitelt.

Ungefähr zu jener Zeit fanden ſich eines Abends drei Männer bei der Lenormand ein, und verlangten lächelnd, daß ſie ihnen ihre Zukunft weiſſage. Sie nahm deren Hände in die ihrige und nachdem ſie ſie eine Zeitlang aufmerkſam betrachtet hatte, fuhr ſie erſchrocken und todesblaß zurück. — Der jüngſte derſelben nahm nun das Wort und ſagte zu ihr:

— Sprich ohne Furcht Bürgerin Here, wir ſind ſtarke Geiſter, wie auch immer deine Vorherverkündigungen lauten mögen, wir werden ſie ohne eine Miene zu verziehen anhören.

Da ſie ihrer Gemüthsbewegung nicht Herr werden konnte, und ihr ſogar die Stimme verſagte, ſo miſchte ſie lange Zeit mit zitternden Händen die Karten. Endlich hatte ſie ſich auf das Zureden der Fremden ſo gefaßt, daß ſie das Orakel mit ſchwacher Stimme zu verkünden im Stande war, aber die drei Beſucher lachten bei ihren Unheil und Tod verkündenden Worten laut auf, obgleich ihnen das traurigſte Ende angezeigt wurde.

Das Orakel irrt, ſagten ſie, die Sibylle verlaſſend, wenn auch uns die Revolution verſchlingen ſoll, ſo müſſen wir alle drei in derſelben Stunde und an demſelben Ort umkommen.

Dieſe drei Männer waren keine andern als Robespierre, Marat und S. Jüſte!

Von der Lenormand begaben ſich die drei Blutmenſchen in den Heil-Ausſchuß, und dachten bald nicht mehr an die Prophezeihung der Bürgerin Here. Als jedoch bald darauf Marat durch den Dolch der Charlotte Corday fiel, da erinnerte ſich Robespierre und S. Jüſte wieder an die fatale Prophezeihung, begaben ſich abermals zur Lenormand, die jetzt mißtrauiſch gemacht, ſehr zweideutig ſprach und ihrer erſten Vorausſagung eine andere Wendung zu geben ſuchte. — Dennoch dauerte es nicht lange, daß auch ſie in das Gefängniß abgeführt wurde, das man damals nur verließ, um das Schaffot zu beſteigen.

Sie wurde in der Petite Force eingeſperrt, wo ſie viele Damen aus den höchſten Ständen fand, unter andern befand ſich auch Fräulein von Montanſier, die ehemalige Directrice des Hoftheaters daſelbſt. Eines Tages wollte man dieſe mit noch mehreren andern Damen nach der Conciergerie abführen. „Legen Sie ſich zu Bett, ſagte ihr die Zauberin, ſtellen Sie ſich ſehr

krank, ein Wechseln des Gefängnisses würde unfehlbar Ihren Tod herbeiführen, und retten Sie sich, so werden Sie ein hohes Alter erreichen."

In der That wurden alle nach der Conciergerie abgeführten Personen kurz darauf guilotinirt, und Fräulein von Montansier so wie ihre Rathgeberin wurden durch die Begebenheiten des 9 Thermidors gerettet.

In demselben Gefängniß war es, in welchem die Lenormand die erste Bekanntschaft Josephinens, der zukünftigen Kaiserin von Frankreich machte, die damals noch mit Hrn. v. Beauharnais verheirathet war. Diese Dame verlangte ebenfalls ihr zukünftiges Schicksal zu wissen, so wie das ihres Gatten. Das Orakel soll sich haben vernehmen lassen: „Der General Beauharnais wird ein Opfer der Revolution werden; seine Wittwe wird einen jungen Offizier heirathen, dessen Glücksstern ihn auf den höchsten Gipfel des Glanzes führen wird."

Nachdem sie frei geworden, griff sie wieder zu ihrem alten, so einträglichen Handwerk, und 1795 fragte sie selbst Bonaparte, der mit dem Gedanken umging, türkische Dienste zu suchen, deßhalb um Rath. Die Antwort lautete: „Sie werden keinen Paß erhalten; Sie sind bestimmt, eines Tages eine große Rolle zu spielen. Eine Wittwe wird Ihr Glück machen, und durch ihren Einfluß werden Sie zu einem sehr hohen Rang gelangen; hüten Sie sich aber undankbar gegen sie zu sein, denn Ihr beiderseitiges Glück würde vernichtet werden."

Diese Prophezeihung wurde erst durch Josephine bekannt, als sie längst Kaiserin war und schon befürchtete, daß Ihr Gemahl mit dem Projekt umging, sich von ihr scheiden zu lassen. Sie stand damals auf dem vertrautesten Fuß mit der Lenormand, und erzählte auch, daß eine Hexe ihr auf der Insel Martinique prophezeiht habe, daß sie einst eine Königin werden würde, und als sie dieß der Pariser Sibylle gesagt und sie gefragt, ob diese Wahrsagung in Erfüllung gehen würde, ihr dieselbe mit „Nein" geantwortet und zugesetzt habe:

„Sie werden mehr als Königin, Sie werden eine Kaiserin werden."

Solche Aeußerungen der abergläubischen Creolin waren mehr als hinlänglich, das Glück der Lenormand zu gründen, die ohnehin schon Madame Tallien, Madame Recamier und andere berühmte

Schönheiten der großen Welt zu kunden und unter dem Directorium Zutritt in den Salons des Luxemburg gehabt hatte.

Josephine erzählte ferner, daß, als sie im Begriff war, dem kleinen, eben erst General gewordenen Bonaparte ihre Hand zu reichen, und man ihr abrieth, indem man zu ihr sagte: das ist keine passende Parthie für die Wittwe des Vicomte Beauharnais, und glaubte, die Träume einer großen Zukunft durch diese Heirath zu vernichten, sie sich, ehe dieselbe stattfand, noch einmal zu Mademoiselle Lenormand begab und bewog auch ihren Bräutigam, sie dahin zu begleiten.

Die Sibylle nahm wieder ihre Hand, und nachdem sie dieselbe lange und genau betrachtet, rief sie aus:

— Es hat sich durchaus nichts geändert in Ihrem Schicksal, Ihre Zukunft bleibt die nämliche.

Hierauf nahm sie auch die Hand des jungen Generals und betrachtete sie mit sichtbarer Bewegung, und sagte dann: „Die Linien dieser Hände bezeichnen höchst glückliche Feldzüge, und auf dem Weg des Ruhms wird der Sieger zur höchsten Macht gelangen." Hierauf soll sie ihm sogar seine geheimsten Absichten enthüllt, und er ganz erstaunt ausgerufen haben: „Wohl, ich werde mein möglichstes thun, Ihre Orakel zu erfüllen."

Es wird auch erzählt, daß es Bonaparte der Mühe werth gehalten, sie noch auf eine weitere Probe zu stellen. Wenn man durch diese Sibylle sein Schicksal zu erfahren wünschte, ohne sich selbst zu ihr zu begeben, so mußte man sie folgendes wissen lassen: 1) das Jahr seiner Geburt, den Monat und den Tag derselben; die Blume, die man am meisten liebt; den Geruch, den man vorzüglich gerne hat. — Napoleon unterwarf sich diesen Bedingungen und schickte ihr die verlangten Notizen durch ein junges Mädchen, das taubstumm war und weder lesen noch schreiben konnte, die Antwort lautete:

„Der, welcher meinen Rath verlangt, ist auf einer Insel geboren, hat seinen Vater bereits verloren; hat vier Brüder und drei Schwestern. — Sein Charakter ist fest, sein Wille eisenhart, er ist sehr ernst, Frauen haben wenig oder keinen Einfluß auf ihn; sein Zutrauen ist nur schwer zu erwerben, er fürchtet, daß man ihn verrathen möchte, weßhalb er seine wahre Absichten sorgfältig zu verbergen sucht, ist sehr empfindlich gegen Beleidigungen, die er nie verzeiht. Er ist in diesem Augenblick mit

etwas beschäftigt, das fast alle seine Geisteskräfte in Anspruch nimmt, und ist selbst ungewiß über das, was er thun soll, was bei ihm selten der Fall ist, da er sich immer sehr rasch entschließt. Ein Schritt, den seine Gattin thun muß, wird viele Leute in Erstaunen setzen, aber die Dame wird auf einige Hindernisse stoßen. Endlich wird diese Sache im Zeitraum von 28 Mondeswechsel vorgehen, von diesem Tag an gerechnet; es wird eine Trennung erfolgen, welche die traurigsten Folgen für den, der mich um Rath fragt, haben wird. Vier Dinge hat derselbe zu vermeiden und von einem derselben hängt sein Leben ab. Der mich Befragende ist ein Staatsmann und arbeitet oft geheim in seinem Kabinet. Er hat dreierlei Freunde; wahrhaftige, die ihm aus Dankbarkeit anhängen; andere, die es so lange sein werden, als sein Glück dauert; und noch andere, die nur seine Handlungen erspähen wollen. Er wird die höchsten Ehrenstellen erklimmen, die einem Sterblichen möglich sind, wenn er mich aber zwischen hier und sieben Jahren öfters befragt und an meine Aussagen denkt, so wird dieß von großem Nutzen für ihn sein. Ich sehe so viele Begebenheiten vor mir, die ihn angehen, daß man ein dickes Buch damit anfüllen kann . . . . Er muß vor allem sich nicht an den Weihgefäßen vergreifen und den Nordwind meiden!"

Diese Prophezeihung, welche die Lenormand wirklich gemacht haben soll, wurde, wie mich Gourgaud versicherte, von den beiden Weibern, Josephine und der Sibylle verabredet und abgekartet.

Josephine ließ sie während dem Consulat öfters nach Malmaison kommen, wo sie immer neue Größe und Glück prophezeihte. Als sie aber, während man das Lager zu Boulogne bildete, prophezeite, daß, wenn Bonaparte eine Landung in England versuchte, er bei diesem Unternehmen unglücklich sein würde, zog ihr diese Prophezeihung etwas zu, was sie nicht vorausgesehen hatte. Der Polizeipräfekt Fouché ließ sie nämlich einsperren. Doch dauerte ihr Gefängniß dießmal nur vierzehn Tage. Fouché, an den sie in Versen um ihre Befreiung geschrieben, und ihm zugleich eine glückliche Zukunft vorausgesagt, setzte sie am Neujahrstag wieder in Freiheit. Als aber eines Tages die Kaiserin Josephine ganz zerstört und laut weinend in das Kabinet des Kaisers drang und ihm sagte, sie wisse, daß er eine Scheidung mit ihr vorbereite, gerieth Napoleon in gewaltigen Zorn, und rief aus:

„Ha ich werde den Verräther zu entdecken und zu bestrafen wissen, er mag sein, wer er wolle, und es kann kein anderer sein, als einer von den dreien, denen ich vertraute . . .“ — „Nein Sire, fiel ihm jetzt Josephine ins Wort, beruhigen Sie sich, keiner Ihrer Getreuen hat Sie verrathen, sondern diejenige, die mir meine Erhebung voraussagte, hat mir auch meinen Fall vorausgesagt, es ist dieß die Alles wissende Lenormand.

Eine Stunde später stand die Sibylle vor dem Polizeiminister, etwas das die Alles wissende wieder nicht gewußt, und Fouché sagte ihr in einem spöttischen Ton: Hatten Sie denn nicht in Ihren Karten gelesen, daß Sie heute verhaftet werden würden?

— Doch, Sie werden es in den Mappen finden, wenn Sie sie durchsuchen lassen.

Dieß geschah etwas später, und man fand wirklich Tag und Stunde mit allen Umständen ihrer Verhaftung aufgezeichnet, und diese Aufzeichnung war von 14 Tagen früher datirt.

Die Zauberin hatte Mittel gefunden, vermittelst des allmächtigen Goldes diese Hexerei zu bewerkstelligen und es war ein von der Polizei Angestellter selbst, der ihr den Dienst erwies, den im Gefängniß geschriebenen Zettel noch denselben Tag und zwar eine Stunde später, als sie vor dem Minister gestanden, in eine von ihr bezeichnete Mappe zu praktiziren.

Fouché, anfänglich sehr erstaunt darüber, vermuthete jedoch, daß man ihm einen Streich gespielt habe. Die Lenormand ließ ihn aber wissen, ob er sich denn nicht entsinne, daß er sie einmal besucht, als er noch Deputirter beim Convent gewesen, und daß sie ihm damals gesagt: „er sei schon einmal sehr hoch gestiegen, werde aber noch weit höher steigen“; Fouché erinnerte sich dessen, und es hatte mit dieser Prophezeihung folgende Bewandtniß:

Eines Tages hatte der junge Fouché mit einem Luftschiffer im Angesicht der ganzen Bevölkerung von Nantes, dessen Ballon bestiegen und sich unter dem Beifall der Menge in die Lüfte erhoben, bis man ihn aus dem Gesicht verlor. Dieses, damals noch sehr kühne Wagestück des jungen Professors der Philosophie hatte einen so günstigen Eindruck auf die Anwesenden gemacht, daß ihn das Volk später zum Deputirten des Departements der Loire-inferieure wählte, und so führte eine Erhebung die andere herbei.

Dieß hinderte indessen Fouché nicht, der Sibylle wegen ihrer oft sehr unpolitischen und zweideutigen Prophezeihungen

seine Meinung etwas derb und mit Drohungen verbunden zu sagen.

Eines Tages, als sie Fouché hatte holen lassen, um ihr abermals Vorwürfe zu machen, zog sie während dessen Rede ihre Karten aus der Tasche, legte sie vor, und sagte von Zeit zu Zeit mit leiser Stimme: „Immer der fatale Kreuzbube."

Fouché sagte ihr endlich, daß sie abermals ins Gefängniß wandern müsse, wo sie diesmal einen langen Aufenthalt haben würde.

— Wie können Sie das wissen, antwortete sie, hier ist der Kreuzbube, der mich bälder frei machen wird, als Sie glauben.

— Wie, hat dieser Kreuzbube so viel Gewalt?

— Ja Excellenz, denn es ist der Herzog von Rovigo, der bald Ihren Posten einnehmen wird.

In der That wurde bald darauf Savary General-Minister der Polizei, wie bekannt, aber sie blieb dennoch in Ungnade, da sie die Wiederherstellung des alten Königthums abermals prophezeihte, was übrigens Tausende von Franzosen damals gethan.

Nachdem endlich Napoleon gestürzt war, kam Mademoiselle Le-Normand wieder völlig in Mode, und hatte sich besonders der ganzen Gunst der Damen des Faubourg St. Germain zu erfreuen. Sogar der russische Kaiser Alexander beehrte sie mit einem Besuch und nun war ihr Ruf größer als je.

Einer Dame zu Gefallen, ging ich noch einmal zu ihr, sie erkannte mich indessen nicht wieder, wie ich gefürchtet hatte, sondern sagte mir nur, ich käme ihr so bekannt vor, als habe sie mich schon irgendwo gesehen. Das ist unmöglich, versicherte ich Sie, denn ich bin erst seit 24 Stunden zum Erstenmal in Paris. Die arme Sibylle glaubte diese Worte und begann nun ihren Spuck mit der Dame, der sie ganz alltägliche, auf Tausende anzuwendende Dinge sagte.

Sie hatte auch ein Patent als Buchhändler gelöst und über ihrer Thüre las man die Worte: Mademoiselle Lenormand, libraire. — Sie war die Verlegerin ihrer eigenen Werke. — Das Cabinet, in welchem sie die Pythia spielte, war gleicher Erde im Grunde eines Hofes in der Straße Tournon Nro. 5. Seit vierzig Jahren trieb sie hier ihr Wesen.

Unter ihren Werken sind die bekanntesten: „die historischen und geheimen Memoiren der Kaiserin Josephine", die, obgleich

zu Gunsten derselben geschrieben, doch nicht ohne Interesse sind, und „die Sibylle auf dem Congreß zu Aachen 1818“; letzteres Opus zog ihr einen Prozeß in Belgien zu, den sie jedoch gewann. Ihre eigenen Memoiren, die sie versprochen hatte, nach ihrem Tod erscheinen zu lassen, sind nie herausgekommen, und ich habe in Erfahrung gebracht, daß ihre Erben für schweres Geld das Manuscript an Personen verkauft haben, denen an ihrer Unterdrückung viel gelegen war, und die sie wahrscheinlich vernichtet haben. Ein Verzeichniß aller hohen und ausgezeichneten Personen, die sie besucht, und deren Anliegen soll dabei gewesen sein. — Im Ganzen hat sie einige zwanzig Bände geschrieben.

Ich lasse hier noch einige von ihren letzten Prophezeihungen folgen, die unter der Aufschrift: „Mes dernières relévations“ (meine letzten Offenbarungen) gefunden wurden, und wenigstens das Verdienst haben, eher bekannt zu werden, als sie in Erfüllung giengen, was bei einigen vielleicht zufällig der Fall war, doch zeugen manche von Scharfsinn und kluger Voraussicht.

„Das Königreich wird zum zweitenmal ein Kaiserreich werden. Die Gränzen, die ehemals sein Adler festsetzte, werden wieder anerkannt werden, und eine Allianz mit einem großen Volk wird stattfinden.“ — Diese Prophezeihung, von der bereits die erste in Erfüllung gegangen, wurde schon 1843 in einigen Almanachen abgedruckt. Aber fast alle Bonapartisten haben dasselbe prophezeiht. Der zweite Theil dieser Wahrsagung wird noch einige Zeit auf sich warten lassen.

„Ich sehe einen Mann kommen, ein großes Genie industrieller Schöpfungen; er wird eine große, von vielen Personen für unmöglich gehaltene Aufgabe lösen. Alle Eisenbahnen, die Europa durchkreuzen, alle Dampfbote, welche Flüsse und Meere befahren, wird er unnöthig machen und ich sehe die Menschen die Räume der Lüfte nach allen Richtungen und bei allen Winden durchschneiden.“ — Wir sind in der Erwartung, daß diese Prophezeihung eine Wahrheit werde, aber auch sie ist durch zahllose Personen längst geschehen.

„In den Straßen, auf den Plätzen, auf den Promenaden wird es Kugeln regnen. Die Vesten, welche Paris umgürten,

werden den Tod in die Mitte der Stadt schleudern, deren wüthendes Volk selbst das Feuer an ihre Paläste und öffentlichen Gebäude legen wird. Endlich aber wird ihr der Sieg bleiben." — Wer Paris einigermaßen kennt, ist im Stande dasselbe zu prophezeihen, das sich hier immer von Zeit zu Zeit wiederholen wird.

„England! England! der Tag, wo du deine Sünden wirst büßen müssen, naht. Irland freue dich, die Stunde der Rache hat geschlagen, dein Tribun wird dich befreien. — Jetzt sehe ich Blut, mörderischen Kampf, überall Schrecken und Zerstörung . . Schaffotte in großer Zahl . . Unglückliche Königin, du solltest dich nicht Viktoria nennen, denn du wirst besiegt werden." — Diese Prophezeihung dürfte schwerlich in Erfüllung gehen, denn ganz Irland wandert aus.

„Schwarze Männer, Soldaten Loyalas, ich sehe, wie ihr im Finstern schafft. Ehrgeizige, ihr trachtet nach dem Scepter der Welt, aber ihr kämpft vergeblich. Noch einmal aus Frankreich verwiesen, werdet ihr auch in der Fremde den Samen der Zwietracht streuen. Die Lektionen, die euch die Vergangenheit gab waren vergeblich, euer Hochmuth wird euch endlich völlig verderben." — Auch zu dieser Voraussagung gehören gerade keine übermenschlichen Fähigkeiten.

„Gen Norden sehe ich einen ungeheuern Adler seine Flügel schwingen. Ein glänzendes Licht umgibt seinen Kopf. Ungeheures russisches Reich, dein Schicksal ist ein ruhmvolles, und du darfst ausrufen: „Die Welt gehört mir!" doch nimm dich vor dem weißen Adler in Acht, du glaubst ihn todt und er schläft doch nur."

„Du Republik der dreizehn Cantone, bewache wohl deine Grenzen; ich sehe ein Heer gegen sie heranrücken, es kommt aus dem Süden, Osten und Westen und umringt dich. Vergeblich sind deine Anstrengungen, deine Zeit ist um, bald wirst du nicht mehr bestehen." — Die arme Schweiz ist noch gewaltig ungläubig.

„Paris, modernes Babylon, ſieh dieſe ſchwarzen Wolken, die ſich dir nähern. Es iſt eine ſchreckliche Peſt, die dich verheeren wird, und dein Heer von Aerzten wird dir nicht helfen und nichts die entſetzliche Plage beſchwören können. Deine Straßen, deine Plätze, deine Gärten, werden ſich mit Leichen füllen, und Niemand wird vorhanden ſein, ſie wegzuſchaffen."

---

„Ihr, die Ihr wollt, daß völlige Gemeinſchaft unter allen Menſchen ſei, ich ſehe, daß der Baum, den ihr pflegt, keine Früchte tragen und bald Aſche ſein wird."

„Du, der ſeine Reichthümer nicht zählen kann, König der Juden, Judenkönig, um ſie zu retten, wirſt du die Religion deiner Väter abſchwören, du wirſt auf den Gott Iſraels ſpeien, du wirſt die Blätter des Talmud zerreißen, du wirſt die ſiebenarmigen Leuchter zerbrechen, aber vergeblich wirſt du ein Renegat geworden ſein, denn ſelbſt dein Name wird bald erlöſchen."

„Altes Reich des Propheten, ich ſehe deinen Halbmond erbleichen und erlöſchen. Den ſchwachen Händen eines entarteten Kindes entfällt dein Schwert. Stadt Conſtantins, das Kreuz wird wieder an die Stelle des Halbmondes, die Bibel an die des Korans treten."

„Lilie, die man geknickt, aber nicht entwurzeln konnte, deine weißen Blumen werden von Neuem blühen. Der liebliche Wohlgeruch deines Kelchs wird bis zu mir dringen. Um deinen Stengel werden treue und ergebene Freunde wachen. Es wird ſich ein Geſchrei hören laſſen, welches das Volk erheben wird, und du wirſt den Thron deiner Väter wieder beſteigen."

„Ein Buch iſt bereits geſchrieben, aber noch nicht herausgegeben. Den Tag, an dem es erſcheinen wird, wird ganz Frankreich erſchrecken; es wird die Schandthaten eines Menſchen kennen, und wird dieſen Mann mit all denen, die ſeinen Namen tragen, fortjagen."

---

Nicht lange vor ihrem Tode machte sie noch folgende Prophezeihung von der Zerstörung der Stadt Paris:

„Wenn die wüthende Anarchie wieder unter uns entfesselt wird, so schaudere ich, wenn ich an das gräßliche Unheil denke, das über unser Vaterland kommen wird. Paris wird ganz besonders davon betroffen werden, denn ich sehe, wie die Flammen des Himmels die irdischen der Feinde in ihrem Zerstörungsakt unterstützen werden. Ich höre die Sturmglocken heulen. Krieger, Weiber, Greise und Kinder, alle werden ohne Unterschied der Schärfe des Schwerdtes anheim fallen. Die Pariser selbst werden, Wuth und Verzweiflung im Herzen, mit zerstörender Hand die vertilgenden Anstrengungen der Barbaren unterstützen, um den gänzlichen Ruin ihrer Stadt herbeizuführen. Man wird die Brandfackeln auf die Dächer der Häuser schleudern, und ganz Paris wird nur noch ein ungeheures Flammenmeer bilden. Die Brücken werden mit ihren Bogen zusammenstürzen, die Ruinen des Palastes der Könige werden den Boden bedecken, alle Tempel werden einstürzen, und viele Tausende werden unter den rauchenden Ruinen ihrer Wohnungen verschüttet und begraben, oder vom Feuer verzehrt werden. Paris wird dann, von allem beraubt, was seinen Ruhm und seine Größe macht, in die engen Grenzen zusammenschrumpfen, die es zu Zeit der barbarischsten Jahrhunderte hatte. — Ch Franzosen, jeden Ranges und jeden Alters, denkt immer an diese furchtbare Prophezeihung, denn sie wird in Erfüllung gehen!" — Aber wann? — Daß Paris nicht dem Schicksal alles Irdischen entgehen wird, ist gewiß, aber ein wahrhafter Prophet muß den Zeitpunkt bestimmen können.

Kurz vor ihrem Ende machte die berühmte Sibylle noch folgende Weissagung von sich selbst.

„Diesen vierten Tag nach dem Wechsel des Mondes, wo Saturn die nächtliche Stunde beherrscht, wurde ich durch den Flügelschlag des Todesengels Azrail geweckt. — Ich stand ruhig und mit Ergebenheit auf. Sterben ist das Gesetz, dem wir alle gehorchen müssen. Ich beobachtete den Himmel: Zu den Füssen des glänzenden Sirius sah ich meinen Stern, der nur noch ein sehr mattes Licht warf. Ich habe nur noch wenig Monate zu leben. Meine Stunde wird bald auf der großen Uhr der Ewigkeit schlagen. Jetzt vom prophetischen Geist be-

feelt, habe ich, die Sibylle des Jahrhunderts, dieſe Zeilen der Zukunft auf Pergament niedergeſchrieben."

Aus all dieſen Prophezeihungen ſieht man, daß ſo ziemlich Jedermann mit einiger Kenntniß der Geſchichte und der Begebenheiten unſerer Zeit ausgerüſtet, dieſelbe hätte machen können, auch ohne mit einem prophetiſchen Geiſt ausgerüſtet zu ſein. Uebrigens mag die Sibylle bei mancher derſelben gedacht haben, wie jener gefährlich kranke Mann, der ſein Aufkommen prophezeihte, und ſpäter darum befragt, wie er dieß thun konnte, antwortete: genas ich, ſo hielt man mich für einen Prepheten, und ſtarb ich, was lag mir daran, ob man mich für einen Lügner hielt.

Wenn ich etwas weitſchichtig in der Angelegenheit der Lenormand geworden bin, ſo wird man mir verzeihen, wenn man bedenkt, welche Rolle dieſes verſchmitzte Weib ſelbſt in der politiſchen Welt geſpielt hat, und welchen Unſinn man bis jetzt über deren Treiben und wundervolle Prophezeihungen verbreitet hat. Hier hat man wenigſtens Wahrheit, ſo weit ſie zu erforſchen war.

Mademoiſelle Lenormand ſtarb den 25. Juni 1843 und ward auf dem père Lachaise begraben, wo ſie ein ſchönes Denkmal hat, in deſſen Innerem ihre Büſte von Marmor aufgeſtellt iſt.

# XI.

Die notabelſten Schriftſteller und Journaliſten des modernen Frankreichs. — Charles Dürand. — Alexander Dümas. — George Sand (Madame Dudevant). — Beranger. Der Fürſt de la Moskowa. — Lamartine. — Michel Chevalier. — Balzac. — Eugene Süe. — Victor Hugo. — Couſin. Jeanne Arago. Marraſt. — Chateaubriand. Jules Janin. Die Epoque. Granier de Caſſagnac. Das Portefeuil diplomatique.

Bald nach meiner Ankunft zu Paris ſuchte ich Dürand auf, der ſich nach St. Germain zurückgezogen hatte, wo er literariſche Vorleſungen hielt, die ziemlich beſucht wurden, da ſein eminentes Talent als Redner anzog, aber er ſelbſt war nicht beliebt, obgleich ſeine Perſönlichkeit die anziehendſte war. St. Germain iſt der Ort, wohin ſich vorzugsweiſe altadeliche Familien zurückziehen, deren Vermögensumſtände nicht mehr die glänzendſten und die alſo zu ökonomiſiren genöthigt ſind. — Nun hatte es aber Dürand als Redakteur des Capitols, ſowohl mit den Legitimiſten wie mit den Orleaniſten und Republikanern verdorben, und die Bonapartiſten waren damals ohne allen Einfluß und Mittel, und Dürand, nachdem er das Gefängniß verlaſſen, fand nirgends Unterſtützung für ſein Talent, das ihm jetzt nur ſehr dürftigen Verdienſt gab, mit dem er um ſo weniger auskommen konnte, als Madame Dürand durchaus keine Haushälterin war. Ihr Mann gab daher auch noch Vorleſungen im Saal der Mairie aux petits pères, den man ihm unentgeldlich eingeräumt hatte, der ihm aber bald wieder geſchloſſen wurde, da er die nicht unbeträchtlichen Koſten der Beleuchtung nicht berichtigte, und zwar ſehr unerwartet, denn als an einem der zu dieſen intereſſanten Vorleſungen beſtimmten Abende ſich das ziemlich zahlreiche Auditorium vor der Mairie verſammelte, fand es den Mairieſaal verriegelt und Niemand, der über dieſe unerwartete Sperrung hätte Aufſchluß geben können. Nachdem man ungeduldig eine halbe Stunde vor der Kirche Notre Dame des Victoires, die an die Mairie grenzt, hin und her ſpaziert war, und ſich alle mög-

liche Ideen über die Urſache dieſes Ereigniſſes machte und mittheilte, kam endlich Dürand und kündigte der Geſellſchaft an, daß unüberſteigliche Hinderniſſe eingetreten ſeien, welche für dieſen Abend die Vorleſungen unmöglich machten, und er die ehrbare Verſammlung wiſſen laſſen werde, wenn ſie wieder ſtatt haben würden. Man trennte ſich nun allmälig murrend und ſeine Gloſſen machend; beſonders waren es die zum Theil in ſchönen Toiletten gekommene Damen, die ihren Unwillen am lauteſten kund gaben. Später erfuhr man, was die unüberwindlichen Hinderniſſe geweſen und lachte, aber der Saal war und blieb geſchloſſen, und die Vorleſungen hatten ein Ende. Dürand ging's nun immer hinderlicher, und man ſah wieder, daß nur gar zu oft ein eminentes Talent nicht hinreicht, ſich eine ſorgenfreie Exiſtenz zu creiren, ja unter Umſtänden gerade eine ſolche untergräbt. Dürand war als Redner und Journaliſt gleich ausgezeichnet und ſeine politiſchen Artikel riſſen oft gegen die Ueberzeugung hin. Guizot, ein alter Bekannter Dürands, und A. Dümas, hatten ihn zwar ſchon mehrmals mit bedeutenden Summen unterſtützt, allein das waren bei der Art wie Madame D. die Haushaltung führte, Tropfen auf einen glühenden Stein.

Alexander Dümas fand ich von ſeiner theuern Gattin Ida, bei deren Vermählung unter andern auch Chateaubriand Zeuge geweſen, getrennt, und er ſelbſt führte für den Augenblick ein ſehr unſtätes Weſen und lebte in Hôtels, machte auch öfters Reiſen nach Italien, hielt ſich längere Zeit in Florenz auf, wo er einen höchſt unangenehmen Auftritt auf öffentlicher Promenade mit einem jungen Menſchen hatte, der ihn thätlich beleidigte. Bei ſeinem großen Einkommen, welches ihm ſeine literariſchen Arbeiten und Unternehmungen verſchafften, war er doch immer in großer Geldklemme, beſonders nach ſeiner Verheirathung. Seiner Frau, die jetzt in Florenz lebte, hatte er ſich verbindlich gemacht, ein ſehr bedeutendes Jahrgehalt, einige zwanzigtauſend Franken zu bezahlen, er ſelbſt rechnete nie und zahlte alles, was man verlangte, dabei war er äußerſt freigebig gegen ſeine Bekannte, die ſich in der Noth befanden, und mit denen er oft das letzte Tauſend-Frankenbillet theilte. — Er erſuchte mich, ihm doch ältere deutſche Romane zu bezeichnen, die ſich dazu eigneten, Stoff und Materialien zu einer franzöſiſchen Bearbeitung zu geben. Ich ſchlug ihm nun vor, mein Lieblingswerk: Adolph, der Kühne, Raugraf

von Dassel, von Cramer, zu übersetzen, das er sodann passend für das französische Publikum bearbeiten könne. Der Vorschlag war ihm willkommen, und ich machte mich bald an die Arbeit und überbrachte ihm die ersten Kapitel dieses Romans, die er auch sogleich umarbeitete, und mir das Manuscript zur Einsicht gab. — Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich sah, daß Dumas die diesem Werk eigene Charaktere, die mit dessen Hauptverdienst sind, so ganz und gar verstümmelte, daß sie nicht mehr zu erkennen waren, und aus dem redlichen derben altdeutschen Rangrafen einen übergalanten französischen Ritter machen wollte, da zog ich mich schnell von der Arbeit zurück, indem ich ihm sagte, daß ich nach reiflicher Ueberlegung gefunden, daß sich das Werk durchaus nicht für das französische Publikum eigne, was zum Theil auch Wahrheit war, denn die demselben eigene Sprache läßt sich, ausgenommen im englischen, nicht wiedergeben, und am allerwenigsten im französischen, und ohne diese verliert es schon viel von seinem Reiz. Die Sache unterblieb nun. — Die Art, wie es A. Dumas anfängt, so ungeheuer produktiv mit seinen literarischen Schöpfungen zu sein, war vielen Personen lange ein Räthsel, das mir jedoch bald klar wurde. Er hatte immer mehrere junge Leute von Talent an der Hand, denen er den Inhalt eines Kapitels seiner Romane, wie er ihn ausgeführt zu sehen wünschte, mittheilte, ungefähr so, wie ein Kaufmann seinen korrespondirenden Commis aufgibt, Briefe in seinem Sinn zu schreiben; dann sah er die Arbeit durch, verbesserte nöthigenfalls hie und da etwas und gab dem Schreiber ein anderes Kapitel auf u. s. w., wobei er jedoch immer das Verdienst der Erfindung hatte. Eine Gliederin, mit der er jetzt lebte und die eher häßlich als hübsch zu nennen war, mußte ihm oft den Inhalt älterer deutscher Romane und Chariäken mittheilen, um seiner Einbildungskraft neuen Stoff und Ideen zu einem modernen französischen Roman zu geben. Eines Tages kam die Sprache auf Schiller. A. Dumas, der nur eine schlechte Uebersetzung von mehreren dramatischen Werken des großen Dichters gelesen, gab dennoch zu, daß Schiller kein gewöhnlicher Geist sei, „aber eine unverzeihliche Albernheit hat er dennoch begangen", meinte der große Romanenfabrikant.

Und die wäre? fragte ich ihn.

„Wie war es möglich, daß er die Jungfrau von Orleans in einen Engländer verliebt machen konnte, das verhunzt das

ganze Stück." — Ja so, erwiederte ich lachend, aber Sie vergessen, mein Lieber, daß die Liebe blind ist, ob Sie es gleich aus Erfahrung wissen müssen — Hierauf blieb er mir die Antwort schuldig.

A. Dumas war der Sohn eines französischen Generals dieses Namens, dessen Vater der Marquis Dela Pailleric, ein reicher Colonist auf St. Domingo, und dessen Mutter eine afrikanische Sklavin war, daher auch das mulattenartige Aussehen und der schwarze Krauskopf des Enkels. Der General, Vater des letztern, noch ein vollkommener Farbiger, hatte sich unter Dumouriez ausgezeichnet und alle seine Grade durch sein Verdienst und seine Tapferkeit erlangt. Im Jahr 1798 hatte er während dem Treffen bei Brixen allein den Uebergang einer Brücke vertheidigt, von deren Besitz der Erfolg des Tages abhing, was ihm den ehrenwerthen Beinamen: „Horatius Cocles von Tyrol", verschaffte. Während der Expedition in Egypten, bekämpfte er an der Spitze einiger Tapfern einen Aufstand, dessen Opfer bereits der General Dupuy zu Cairo geworden war. Bald zwang ihn jedoch Krankheit, sich zurückzuziehen und er starb 1807 ganz verarmt in Villers-Cotterets, wo sein Sohn Alexander einige Jahre früher auf die Welt gekommen war, dessen Mutter sich nur sehr mühsam durchbringen konnte, da sie weder eine Pension noch sonst eine Unterstützung hatte. Ungefähr zwanzig Jahre alt machte sich der junge Mensch auf den Weg nach Paris, um dort sein Glück zu versuchen, und erhielt durch die Bemühungen des Generals Foy, der seinen Vater gekannt, eine Anstellung in dem Büreau des damaligen Herzogs von Orleans, Ludwig Philipp. — Hier beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit literarischen und poetischen Versuchen, an denen besonders der älteste Sohn des Herzogs, später Kronprinz von Frankreich, Gefallen fand, und durch dessen Wohlwollen er bald Bibliothekar seines Vaters ward, eine Stelle, die er jedoch nach der Julirevolution mit seinem Willen verlor. Der junge Kronprinz, jetzt Herzog von Orleans, hörte indessen nicht auf, den produktiven Schriftsteller zu protegiren, und half ihm öfters mit bedeutenden Geldgeschenken aus seinen kritischen Lagen. — Viele Personen warfen A. Dumas vor, daß er in den meisten seiner Schriften einer ungesetzlichen und verbotenen Liebe das Wort geredet und den Hang zu solchen Ausschweifungen befördert habe, namentlich auch durch das Drama

Heinrich III. den Weg ſolcher Werke in Frankreich gebahnt habe. Als wenn dieß nicht ſchon längſt, und lange vor ſeiner Zeit, durch hunderte von Werken, alle noch weit ſchädlicher, frivoler und unſittlicher, geſchehen wäre. Auch hat Paul de Kock in der neueren Zeit weit mehr als alle übrigen modernen Autoren und Romanſchreiber zu der Unſittlichkeit der Pariſer und aller Franzoſen und auch jenſeits der Grenzen Frankreichs am meiſten beigetragen, um ſo mehr, da er bald der Lieblingsſchriftſteller der unterſten Klaſſe wie der gebildetſten höchſten Damen, die ihn insgeheim verſchlingen, wurde. Und doch hat er eigentlich nur das Pariſer Leben nach der Natur geſchildert.

Die ungeheuern ohne alle Berechnung gemachten Ausgaben, ſo wie die überaus koſtſpieligen fürſtlichen Liebhabereien, denen er ſich im Vertrauen auf ſeine unerſchöpfliche Imagination hingab, verbunden mit ſeiner Freigebigkeit mußten natürlich endlich Dümas gänzlichen Ruin herbeiführen, da ſeit dem unglücklichen Ende ſeines hohen Protektors ſich kein anderer fand, ſeine Thorheiten wieder gut zu machen, unter denen manche alle Grenzen überſchritten, wie wir ſpäter noch ſehen werden. — Eines Tages hatte ihn ſein Lieblingshund, den er ſehr gereizt, in die Hand gebiſſen, worauf er denſelben im erſten Zorn erſchoß. Als dieß in Paris bekannt wurde, wollten ſeine vielen Gläubiger verzweifeln, da ſie fürchteten, daß nun ihr Schuldner toll werden würde, und ſie alsdann keine Ausſicht mehr hätten, jemals ihre Forderungen zu erhalten.

Eines Abends ſaß ich mit einigen Bekannten auf dem Boulevard vor der bekannten Eisbude Tortonis, wo wir uns mit köſtlichen Plombières (Eis mit eingemachten Früchten) bei der ſchwülen Pariſer Sonnenhitze erfriſchten. Da trat plötzlich ein noch ziemlich jung ausſehender unhöflicher Menſch mit beſpornten Stiefeln, einer Reitgerte in der Hand, einer Cigarre im Mund heran, warf ſich auf einen Stuhl, und rief mit einer kaſtratenähnlichen Stimme: Garçon des glaces!

— Ah, das iſt George Sand, flüſterte mir mein Nachbar zu. — Ich habe die Mannsdame, von der ich ſchon manches geleſen und noch mehr gehört, noch nicht geſehen und war daher äußerſt begierig, ſie wenigſtens von Anſehen kennen zu lernen. Näher mit ihr bekannt zu werden, lag mir nicht ſehr am Herzen, da ich mich von jeher von ſolchen martialiſchen Schönheiten fern

dicht, wenn ſie auch in mancher Beziehung noch ſo intereſſant ſein mögen und von Geiſt überſprudeln. Sie befand ſich in Geſellſchaft eines Herrn: den aber Niemand von uns kannte. — So anziehend ich manche ihrer Schriften gefunden, ſo wenig fand ich mich durch ihr faſt durſchikoſes Benehmen angezogen. Daß aber ein Weſen und ein Geiſt wie der ihrige ſich nicht in den gewöhnlichen engen Schranken der Weiblichkeit gebulden konnte, fand ich nicht nur verzeihlich, ſondern auch ſehr natürlich. Auch ihr warf man vor, daß ſie durch ihre Werke die Sitten auf das ſchrecklichſte gefährde und verderbe, und einer der Coriphäen ſei, welche der modernen franzöſiſchen Literatur eine ſo verderbliche und unmoraliſche Richtung gegeben. — Sie mag nach den Anſichten der ungeheuern Mehrheit des männlichen Geſchlechts allerdings ein wenig zu weit gegangen ſein, da ſie eine völlige Befreiung der Weiber von der Abhängigkeit der Männer verlangt, und behauptet, daß die Frauen gleiche Rechte und gleiche Freiheiten mit dieſen haben müßen, und ſelbſt ſo lebt, als ſei das ſchon Geſetz. Daß ſie aber auch die Ehe abgeſchafft wiſſen will, hat ihr die meiſten Frauen zu Feinden gemacht, die wohl fühlen, daß es ihnen bei einer ſolchen Emancipation ergehen würde, wie den Kindern, deren Vater ihren Wunſch, ſich ſelbſt regieren zu wollen, erfüllte, und die noch denſelben Tag gelaufen kamen, um ihn zu bitten, doch ja die väterliche Herrſchaft wieder übernehmen zu wollen. In der That, was würde aus den meiſten Frauen ohne männlichen Schutz?

— — — — — —

„Ein Mann muß eure Herzen leiten,
Denn ohne ihn pflegt jedes Weib
Aus ſeinem Wirkungskreis zu ſchreiten"

läßt der oft verkannte Schikaneder den Sarastro ſingen.

Georg Sand, deſſen wahrer Name Frau Aurora Düdevant iſt, hat allerdings ein ziemlich wüſtes und wildes Leben geführt, weßhalb ſie viele Damen zu verachten affektiren, und gar manche insgeheim beneiden. Sie iſt eine der Ausnahmen ihres Geſchlechts, und als eine ſolche muß man ihr manches zu gut halten. Ein Leben wie die Aurora zu führen, ohne die Aurora zu ſein, das heißt, ohne ihre Qualitäten zu beſitzen, würde andern Frauen ſehr übel bekommen, und mit ſolchen Ausnahmen muß man auch eine Ausnahme machen.

Demoiselle Dupin wurde im Jahr 1802 geboren und ist die Tochter eines ehemaligen Adjutanten des ehemaligen Königs von Neapel, den ich gekannt habe. — Man fand für gut, das schon ziemlich wilde Mädchen so früh als möglich zu verheirathen, in der Hoffnung, daß ein gestrenger Ehemann ihr bester Hüter sein würde, und vermählte sie deßhalb an den Marquis von Dudevant, einen französischen Offizier höhern Ranges. — Aber schon in den Flitterwochen gab es Hader und Streit, und es war dem unglücklichen Mann fast unmöglich, die junge wilde Frau zu zähmen, was ihm selbst dann schwerlich gelungen sein würde, wenn er die Rolle des Ehemanns in: „Stille Wasser sind tief", oder in Shakspears Widerspenstiger, gespielt hätte. Sie hatte zwar ein paar Kinder von ihm, doch änderte dieß nichts in ihrem Betragen und es scheint, daß sie wahres Muttergefühl nie gekannt. Sie war schon früh eine sehr kühne und gewandte Reiterin, und die wildesten Pferde waren ihr die liebsten. — Einst fiel es ihr plötzlich ein, den Herrn Gemahl zu verlassen, um sich auf eigene Faust in Paris niederzulassen, sie hatte bisher meistens in der Provinz gelebt. — Eine förmliche Trennung war die Folge dieses Schrittes, und um sich geschwinder frei und völlig unabhängig zu machen, opferte sie einen großen Theil ihres bedeutenden Vermögens, das sie dem Verlassenen überließ. Sie suchte sich nun einen Erwerb durch ihre Feder zu verschaffen, und begann damit, Aufsätze für verschiedene Journale und namentlich für den sehr witzigen und geistreichen Figaro zu schreiben, die sehr gelesen und gut honorirt wurden. Damals war es J. Sandeau, der sich ihrer Gunst in hohem Grad zu erfreuen hatte, und mit dem sie zusammen literarische und andere Arbeiten machte. — Bald nach ihrer Ankunft zu Paris hatte sie ihre Frauenkleider abgelegt und gegen männliche vertauscht, die sie nur äußerst selten ablegte. So verkleidet besuchte sie alle öffentlichen Orte von Paris und trieb sich in Kaffeehäusern, Gärten, Weinschenken und sogar Kneipen und verdächtigen Häusern herum, jedoch nur, um das Treiben des Volkes in allen seinen Abstufungen kennen zu lernen, wie sie behauptete, und die erlangten Kenntnisse für ihre schriftstellerischen Arbeiten zu benützen; so sagen wenigstens ihre Freunde. — Selbst vor den Gerichten, vor denen sie manchmal erscheinen mußte, legte sie die männliche Kleidung nicht ab. Nachdem sie Sandeau müde geworden, dessen abgekürzten Namen sie jedoch

auf dem Titel ihrer Schriften, ſich Georg Sand nennend, fortwährend beibehielt, reiſte ſie eine Zeitlang mit dem berühmten Pianiſten Liſzt und lebte mit ihm in Genf. Von dieſem getrennt ſchenkte ſie ihre Gunſt dem bekannten Verfaſſer der „paroles d'un croyant", dem Abbé Lamenais, der wieder einem Schauſpieler Platz machen mußte. Zur Zeit als ich ſie kennen lernte, war es Chopin, der ſich ihrer höchſten Gunſt in Paris zu erfreuen hatte, ihr bisweilen auch auf ihr Landgut bei Chartre folgte, welches überhaupt oft der Schauplatz ihrer galanten Abentheuer war. — Dem armen, ohnehin ſo ſchmächtigen Chopin hat ſie das Leben wenigſtens um ein Dutzend Jahre durch das Uebermaß ihrer Liebe verkürzt.

Den franzöſiſchen Langbein, wenigſtens iſt vielen ſeiner Gedichte die liebenswürdige Frivolität des deutſchen Dichters eigen, und bei manchen, wo die Pfaffen herhalten müſſen, ſogar dem Inhalt nicht ganz unähnlich, Beranger, entſinne ich mich nur einigemal in von mir beſuchten Salons begegnet zu haben. Das freundliche heitere runde Geſicht mit der offenen Stirne und blinzelnden Augen ſprach mich gleich ſehr an, auch ſeine Unterhaltung war ſehr gemüthlich, dennoch machte ich ſeine nähere Bekanntſchaft nicht, da er jetzt ſehr zurückgezogen lebte, was ſchon ſeit dem Tod ſeines intimen Freundes Laffittes der Fall war. — Ich hatte ihm indeſſen von Langbein geſprochen, der gleich ihm ein beliebter Volksdichter der Deutſchen ſei, ſich aber nicht wie Beranger bis zur Politik verſtiegen habe, was freilich zu Langbeins Zeiten noch etwas unerhörtes in Deutſchland geweſen wäre, und, nur wenig Ausnahmen abgerechnet, die deutſchen Poeten vermieden hätten. Ich hatte ihm aber verſprochen, mehrere Gedichte Langbeins in franzöſiſche Proſa zu überſetzen, und ſpielte darauf an, daß er es vielleicht der Mühe werth halte, wenn er ſie nach ſeinem Geſchmack fände, in Verſen zu übertragen. — Er meinte indeſſen, daß ſein Geiſt bereits zu abgeſtumpft ſei, um ſich noch an eine ſo ſchwierige Arbeit zu machen. Dennoch überſetzte ich das Hammelfell, die Wiege, die Abentheuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeiſters Backels, die Lebensſtationen, die Heufahrt, das Weingericht, und der Stubenſchlüſſel, nebſt einem Gedicht von Corvin: der Pfarrer zu Brügge, betitelt, das ich von dieſem als Manuſcript erhalten. Beranger fand dieſe Sujets allerliebſt, wollte ſich jedoch nicht mehr an die Arbeit wagen.

Der in jeder Hinsicht liebenswürdige Dichter war längst über all die alltäglichen Schnurpfeifereien und lächerlichen Ceremonien der gewöhnlichen Menschenkinder hinaus, und alle irdischen Größen waren ihm nicht wichtiger, als das Summen einer Fliege. — Seinen Vater hatte er frühzeitig verloren, und sein Großvater, ein ehrlicher Schneider, gleich dem unsers Goethes, übernahm seine Erziehung, und als er das gehörige Alter erreicht hatte, that er den jungen Menschen als Garçon (Kellner) in einen Gasthof untergeordneten Ranges, wo es ihm aber nicht lange behagte, und er vertauschte diese Stelle mit der eines Lehrlings einer Buchdruckerei. Hier, wo er so mancherlei Manuscripte unter die Hände bekam, zeichnete er sich schon durch sehr richtige Urtheile, die er über dieselben stellte, aus, wurde dadurch bekannt, empfohlen, und endlich als Schreiber bei der Pariser Universität angestellt. Als solcher machte er nun seine ersten poetischen Versuche, die bald allgemeinen Beifall erhielten und Lucian Bonaparte so sehr ansprachen, daß ihm dieser seinen Schutz und Unterstützung gewährte. Daß das Lied: „der König von Yvetot" *), welches er 1813 dichtete, eine Satyre auf den Kaiser Napoleon sei, wie man behaupten will, ist eine Abgeschmacktheit, da letzterer auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem König dieses Liedes hat; eher, wenn auch etwas unwahrscheinlich, kann man den „Senator" für eine Satyre auf ein Mitglied des damaligen Senats halten. — Dagegen machte er die Bourbons, die er bei ihrer Rückkehr herzlich bewillkommt hatte, da er den napoleonischen Despotismus verabscheute, und durch sie Frankreich von demselben befreit glaubte, sich aber getäuscht fand, in vielen seiner Lieder lächerlich und verächtlich, wodurch er mehrmals Gefängniß und

*) Yvetot ist ein Städtchen, das in der Normandie ungefähr 42 Kilo. von Rouen liegt und an 10,000 Einwohner hat. Es bildete früher eine Herrschaft, deren Besitzer den Titel König von Yvetot führten. Diesen Titel soll ihnen Clothar I. 534 verliehen haben, um den Mord abzubüßen, den er an einem der Herren von Yvetot in der Kirche zu Soissons begangen hatte. — Gewiß ist, daß diese Edelleute den Königstitel führten, wie man aus Urkunden früherer Jahrhunderte, namentlich des vierzehnten, ersieht. Die Könige Ludwig XI., Franz I. und Heinrich II. von Frankreich haben ihn auch anerkannt. Als im sechszehnten Jahrhundert die Herrschaft Yvetot durch Heirath an das Haus Belloy kam, wurde der Königstitel in den eines souveränen Fürsten verändert. — Auch dieser erlosch mit der Zeit und Yvetot wurde, wie alle andern Herrschaften, mit der Krone vereinigt.

Geldstrafen zu erdulden hatte. Noch kurz vor der Julirevolution wurde er zu drei Monate Gefängniß und 10,000 Franken Strafe verurtheilt, letztere zahlten seine Freunde für ihn, da er immer arm blieb, obgleich ihm hundert Gelegenheiten angeboten wurden, sich zu bereichern; selbst von Ministern angebotene Anstellungen verschmähte er, da er eine möglichste Unabhängigkeit als sein höchstes Gut achtete. Sein Freund Manuel hatte ihn unabhängig gemacht, indem er ihm eine Rente von 3000 Franken vermachte. Der Familie Orleans und dem König Ludwig Philipp war er zugethan, ohne die Fehltritte des letzteren und seiner Minister zu verkennen. Was dieser liebenswürdige Dichter in der Vorrede zur letzten Ausgabe von sich und seinen Liedern sagt, verdient wohl hier im Auszug mitgetheilt zu werden, da es ihn ganz charakterisirt, seine große Bescheidenheit darthut, und nicht ohne, ja sogar von hohem Interesse für die Geschichte unserer Zeit ist.

„In dem Augenblick, wo ich vom Publikum Abschied nehme, empfinde ich gerührt den großen Dank, den ich ihm für die vielen Beweise von Theilnahme, mit denen es mich seit zwanzig Jahren überhäuft hat, schulde."

„Leicht hätte ich durch dieses Wohlwollen verführt, mich über den Werth meiner Arbeiten täuschen können, aber ich habe die mir zu Theil gewordene Popularität lieber der Beständigkeit meiner politischen Gefühle und Meinungen, und dem uneigennützigen Interesse, mit dem ich sie vertheidigt und verbreitet habe, als meinem Verdienst als Dichter, zu danken."

„Es sei mir also erlaubt, diesem Publikum hier Rechenschaft über meine Gedichte und Gesinnungen abzulegen. Es ist dieß gewissermaßen eine vertrauliche Mittheilung zwischen Freunden und alten Bekannten."

„Meine Lieder, das bin ich selbst, und aus ihnen kann man leider das traurige Voranschreiten des Alters erkennen; auch die veränderten Zeiten trugen dazu bei, die Wahl der Gegenstände ernster und philosophischer zu machen."

„Die Lieder, die seit 1830 entstanden, neigen sich mehr zu dem socialen Interesse als zu politischen Diskussionen. Die Lieder aus der Epoche der Restauration sprechen für sich selbst, sie sind fast alle im Gefängniß de la force entstanden."

„Die Bewunderung, welche ich dem Genie des Kaisers zollte, und die eines Tags den würdigsten Gegenstand meiner Gesänge

machen sollte, hat mich niemals hinsichtlich des immer drückender werdenden Despotismus seiner Regierung verblendet. Im Jahr 1814 sah ich in dem Fall des Colosses nur das Unglück des Vaterlandes, welches mich gelehrt, die Republik anzubeten. Bei der Rückkehr der Bourbons, die mir gleichgiltig waren, schien es mir, daß ihre Schwäche die Wiedergeburt der nationalen Freiheiten leicht machen würde. Was das Volk anbelangt, von dem ich mich niemals getrennt hatte, so schien mir dessen Meinung nach der unglücklichen Beendigung unserer langen Kriege nicht gerade gegen die Herrscher gerichtet, die man für dasselbe wieder berufen hatte. Damals sang ich Frankreichs Ruhm, und zwar in Gegenwart der Feinde, die es besetzt hatten, doch tadelte ich schon die Lächerlichkeiten jener Zeit, ohne noch gegen das restaurirte Königthum feindselig aufzutreten."

„Man hat mir vorgeworfen, den Bourbons eine gehässige Opposition gemacht zu haben; das, was ich so eben gesagt, beantwortet diese Klage, die, ich bin dessen gewiß, wenig Personen heute noch widerlegen möchten, und die ich ehemals stillschweigend hinnahm."

„Die Täuschungen dauerten nur kurze Zeit, einige Monate reichten hin, sie zu erkennen und selbst dem Kurzsichtigsten die Augen zu öffnen, ich spreche nur von denen, die regiert wurden."

„Die Rückkehr des Kaisers theilte Frankreich in zwei Lager, und legte den Grund zu der Opposition, die 1830 siegte. — Sie hob die Fahne der Nation wieder auf und gab ihr, trotz Waterloo und seinen unglücklichen Folgen, eine Zukunft. — Während der hundert Tage ließ ich mich durch den Enthusiasmus des Volks nicht täuschen; ich sah ein, daß Napoleon nicht fähig war, verfassungsmäßig zu regieren, hiezu war er nicht gemacht. — So gut wie möglich drückte ich meine Befürchtungen in dem Lied: „Lisens Politik" aus, dessen Form so wenig mit dem Inhalt gemein hat. Noch hatte ich es nicht gewagt, dem Lied einen höhern Schwung zu geben, seine Flügel fingen erst zu wachsen an. Es war mir leichter, den Franzosen, die nicht errötheten, den Triumph und die Rückkehr der fremden Waffen zu wünschen, dem Lächerlichen Preis zu geben. Ich vergoß Thränen bei dem ersten Einzug der Fremden zu Paris; ich vergoß deren noch beim zweiten. Es gibt vielleicht Leute, die sich an ein solches Schauspiel gewöhnen können."

„Ich hatte damals die feste Ueberzeugung, daß es den

Bourbons unmöglich ſein würde, auf die Dauer in Frankreich zu herrſchen, noch daß es den Franzoſen möglich ſein würde, dieſen freiſinnige Grundſätze annehmen zu machen. Sie hatten ſeit 1814 alles wieder erobert, was ſie in der Schreckenszeit, während der Anarchie des Direktoriums, und dem Ruhm des Kaiſerreichs verloren hatten. Dieſe Ueberzeugung verdankte ich mehr dem Inſtinkt des Volks als meiner eigenen Einſicht. Das Volk iſt meine Muſe."

„Dieſe Muſe iſt es, welche machte, daß ich denen, die ſich ſo klug dünkten, widerſtand, und deren Rathſchläge, auf chimäriſchen Hoffnungen baſirt, mich ſo oft verfolgten. Die beiden Publikationen, welche mir harte gerichtliche Verurtheilungen zuzogen, ſetzten mich der Gefahr aus, mich von vielen meiner politiſchen Freunde verlaſſen zu ſehen. Ich ſetzte dieſe Freundſchaft auf's Spiel. Der Beifall der Maſſen blieb mir treu, und die Freunde kehrten zurück."

„Ich halte ſehr darauf, daß man wiſſe, daß zu keiner Zeit meines Lebens als Liederdichter ich irgend Jemand das Recht gegeben habe, mir zu ſagen: Thue dieß oder thue es nicht, gehe oder gehe nicht weiter. Als ich die beſcheidene Anſtellung aufgab, die ich Hrn. Arnault verdankte und die damals meine einzige Hilfsquelle war, machten mir Perſonen, für die ich immer eine große Erkenntlichkeit behalten habe, ſehr vortheilhafte Anerbietungen, die ich ohne zu erröthen, hätte annehmen können; aber ihre politiſche Stellung war viel zu ſehr anderer Einfluß ausgeſetzt, als daß ſie mich nicht bisweilen genirt haben würden. Meine Liebe zur Unabhängigkeit widerſtand der Verſuchung der Freundſchaft. Auch war ich erſtaunt, und es that mir weh, als ich erfuhr, daß man mich bald von Peter oder Paul, von Jakob oder Philipp penſionirt ſagte. — Wenn es geweſen wäre, ſo hätte ich gewiß nie ein Geheimniß daraus gemacht. Aber da ich weiß, welche Macht die Dankbarkeit auf mich übt, ſo habe ich immer gefürchtet, ſolche Verbindlichkeiten anzunehmen, ſelbſt von Menſchen, die ich am meiſten hochſchätzte."

„Nur ein einziger Menſch hätte vielleicht endlich über meine Bedenklichkeit durch ſein wiederholtes Dringen obgeſiegt, wenn das Unglück Frankreichs ſeiner Großmuth nicht Grenzen geſetzt hätte, und dieß war, wie meine Leſer vielleicht errathen, Laffitte, dieſer tugendhafte Bürger, der einzige Mann unſerer Zeit, der den Reichthum populär zu machen verſtand."

„Auch die Julirevolution wollte mein Glück machen; ich behandelte sie aber wie eine Macht, die ihre Launen haben kann, denen man sich in Stand setzen muß, widerstehen zu können. Alle, oder fast alle meine Freunde sind in's Ministerium gekommen, ich habe selbst noch einen oder zwei, die noch an dieser Kletterstange hängen. Ich glaube, daß sie mit ihren Rockschößen hängen geblieben sind, und sich ungeachtet aller Anstrengungen nicht los machen konnten. — Ich hätte also meinen Theil an der Aemter-Austheilung haben können. Unglücklicherweise liebe ich die Sinekuren durchaus nicht, und jede gezwungene Arbeit ist mir unerträglich. — Böse Zungen behaupteten, ich wollte den Tugendhelden spielen. Pfui, ich spielte nur den Faulen. Die Faulheit hat bei mir manche Eigenschaft ersetzt, auch empfehle ich sie vielen ehrlichen Leuten. Man setzt sich indessen sonderbaren Vorwürfen dabei aus. Dieser süßen Faulheit haben es strenge Richter zugeschrieben, daß ich mich so entfernt von meinen ehrenwerthen Freunden gehalten habe, als sie das Unglück hatten, an das Ruder der Macht zu gelangen. Indem sie mir viel zu viel Ehre erzeigten, mich einen guten Kopf zu nennen, vergaßen meine Beurtheiler, daß noch eine große Distanz zwischen der gesunden Vernunft und der Fähigkeit, große Geschäfte zu leiten, existirt, und behaupteten, daß mein guter Rath gar manchen Minister hätte erleuchten können. — Wenn man ihnen glauben soll, so hätte ich hinter einem samtenen Armstuhl unserer Staatsmänner stehend, alle politischen Stürme beschwören oder zerstreuen, und Frankreich in einem Ocean von Glück schwimmen machen können. — Wir alle würden noch Freiheiten zu verkaufen oder vielmehr zu verschenken gehabt haben, doch wir kennen noch nicht genau deren Preis. Ach, meine guten Herren, meine zwei oder drei Freunde, die ihr einen Liederdichter für einen Zauberer haltet, man hat euch also noch nicht gesagt, daß die Macht eine Glocke ist, welche diejenigen, die sie in Bewegung setzen und läuten, hindert, irgend einen andern Klang zu hören? — Ohne Zweifel fragen die Minister manchmal diejenigen um Rath, die ihnen am nächsten stehen; Berathen ist ein Mittel, um von sich zu reden, das man selten vernachlässigt. Aber es reicht nicht hin, Leute mit Vertrauen um Rath zu fragen, die ihn geben können, man muß auch ihren Rath befolgen. Die reinsten Absichten, der aufgeklärteste Patriotismus reichen nicht immer aus. Man sah oft hochgestellte Personen

einen Rathgeber mit dem muthigen Entſchluß, ſeinen Rath zu befolgen, verlaſſen, und einige Augenblicke ſpäter kehrten ſie, ich weiß nicht durch was, verblendet, zu ihm zurück, höchſt verlegen, den muthigen und klugen Entſchluß wieder aufgeben zu müſſen. Ach, riefen ſie aus, man wird uns nicht wieder fangen! An welche Galeere ſind wir doch geſchmiedet! — Der ehrlichſte ſagt wohl auch: Ich möchte Sie wohl an meiner Stelle ſehen. Wenn ein Miniſter das ſagt, ſo kann man verſichert ſein, daß er ſchon den Kopf verloren hat."

„Ich kenne nur einen einzigen Menſchen, den ich ſelbſt, wenn er Miniſter geworden wäre, nicht hätte verlaſſen können, und der mit ſeinem geſunden Verſtand fähig war, den beſten Rath zu ertheilen, und den ſeine Beſcheidenheit alle die aufſuchen ließ, deren Vernunft er erprobt hatte. Einmal einen Entſchluß gefaßt, führte er ihn ohne alle Prahlerei aus, und war es ein anderer, der ihm die Idee dazu gegeben, was jedoch ſehr ſelten der Fall war, ſo vergaß er nie, dieſem die verdiente Ehre deßhalb zu geben. Dieſer Mann war Manuel."

„Aber es iſt Zeit, daß ich noch einen Blick auf meine Lieder werfe. Ich geſtehe zuerſt, daß ich die Vorwürfe wohl begreife, welche ſtrenge Sittenrichter mir machten, die nicht geneigt ſind, irgend etwas zu verzeihen, nicht einmal einem Buch, das durchaus keine Anſprüche darauf macht, bei der Erziehung junger Mädchen zu dienen. — Ich will, und zwar nicht als Vertheidigung, ſondern nur als Entſchuldigung hinzufügen, daß dieſe Lieder die heitern Früchte meiner Jugend, ſehr nützliche Begleiter der ernſten Reime, der politiſchen Verſe waren. Ohne ihren Beiſtand glaube ich nicht, daß dieſe ſo allgemein weder in den niedrigen noch in den höchſten Klaſſen verbreitet worden wären, und ſollten ſich ſelbſt die Salons über dieſe letzten Worte ſcandaliſirt finden."

„Einige meiner Lieder wurden als gottlos bezeichnet: die Armen, und zwar durch die königlichen Herrn Prokuratoren, die Generaladvokaten und ihre Subſtituten, Leute, die bei den Gerichtsſitzungen alle ſehr religiös ſind. Ich kann in dieſer Hinſicht nur wiederholen, was man ſchon hundertmal geſagt hat. Wenn in unſern Tagen ſich die Religion zum politiſchen Werkzeug hergeben muß, ſo ſetzt ſie ſich der Schmach aus, ihren heiligen Charakter verkannt zu ſehen, die toleranteſten Leute werden dann intolerant gegen ſie: die Gläubigen, welche andere Dinge

glauben, als die sie lehrt, gehen dann oft so weit, Wiedervergeltung zu üben, sie bis in ihrem Allerheiligsten anzugreifen. — Ich, der ich ein Gläubiger bin, ich bin nie so weit gegangen, ich habe mich begnügt, die Livrée des Katholizismus lächerlich zu machen. Ist dieß gottlos?"

„Endlich verdankt eine große Zahl meiner Lieder ihr Dasein nur der Eingebung traulicher Gefühle oder dem Eigensinn des Geistes eines Vagabunden; und diese sind gerade meine liebsten Kinder; dieß ist alles, was ich zu ihren Gunsten dem Publikum sagen will. Ich will nur noch bemerken, daß, indem ich eine große Mannichfaltigkeit in meine Sammlung brachte, dieses für den Erfolg der politischen Lieder von großem Nutzen war."

„Diese letztere, selbst nach dem Urtheil der heftigsten Gegner der Meinung, die ich während fünfzehn Jahren verfochten, haben einen mächtigen Einfluß auf die Massen ausgeübt, die der einzige Hebel sind, welcher jetzt noch große Dinge möglich macht. Die Ehre dieses Einflusses habe ich nicht im Augenblick des Sieges angesprochen: mein Muth verliert sich bei dem Geschrei, das er erschallen läßt; und ich glaube in der That, daß Niederlagen meiner Laune mehr zusagen. Jetzt wage ich es aber, meinen Antheil an dem Sieg von 1830 zu reclamiren, den ich erst lange nachher besang, und zwar vor den Gräbern der Bürger, denen wir ihn verdanken. Mein Lied „d'adieu" enthält etwas von dieser Aufregung politischer Eitelkeit, welche ohne Zweifel durch die Schmeicheleien, die eine enthusiastische Jugend an mich verschwendete, hervorgerufen wurde. Voraussehend, daß die Lieder und der Sänger bald im Meer der Vergessenheit untergehen würden, war dieß ein Epitaphium, das ich unserm gemeinschaftlichen Grab setzen wollte."

„Ungeachtet, was die Freundschaft für mich that, ungeachtet aller Huldigungen der öffentlichen Meinung, habe ich immer geglaubt, daß mich mein Name nicht überleben wird, und daß mein Ruf, durch das Interesse der Partheien nothwendigerweise vergrößert, sich um so geschwinder verlieren würde."

„Ich habe nie höhere Ansprüche, als auf den Titel eines Liederdichters gemacht, da ich wohl fühlte, daß, indem ich meinen ganzen Ruhm darein setzte, diesen Titel, dem ich soviel verdanke, zu erhalten, und ich werde ihm noch zu verdanken haben, daß man mich mit Nachsicht beurtheilt, indem ich dadurch weit entfernt

und tief unter allen großen Berühmtheiten des Jahrhunderts stehe *). Die Nothwendigkeit dieser socialen Position hat mir immer den Gedanken nehmen müssen, höchsten literarischen und beneidetsten Würden nachzujagen, so sehr mir auch meine Freunde deßhalb zusetzten, die, ich schäme mich fast, es zu sagen, mir mehr Glück versprachen, als Benjamin Constant, der große Publicist, der große Redner, der große Schriftsteller gehabt." — Armer Constant!

„Denjenigen, die an der Aufrichtigkeit meiner Worte zweifeln, antworte ich: die ehrgeizigsten politischen Träume haben meine Jugend gewiegt; es giebt vielleicht keine hohe Stellung, die ich nicht stillschweigend gesucht hätte. Um im zwanzigsten Jahr eine unabsehbare Laufbahn auszufüllen, ohne alles Studium, selbst nicht einmal lateinisch zu können, habe ich doch gesucht, das Genie unserer Sprache zu erkennen und die Geheimnisse des Styls zu erforschen. Hiezu gab man mir die edelsten Aufmunterungen. Nun frage ich, glaubt man, daß mir von dem allem nichts mehr geblieben ist? und daß heute, indem ich einen sehr traurigen Blick auf das, was ich geleistet, werfe, ich geneigt sei, den Werth meiner Leistungen zu überschätzen? Aber ich habe mein Leben als Dichter nützlich gemacht, und dieß ist mein Trost. Es mußte einen Mann geben, der zum Volk in der Sprache redete, die es versteht und die es liebt, und der viele Nachahmer fand, um dasselbe Sujet zu variiren. Ich war dieser Mann **). Die Freiheit und das Vaterland wird man sagen, konnten diese Reime wohl entbehren. Aber die Freiheit und das Vaterland sind keine so hohen Damen, als man glaubt; sie verachten nicht die Unterstützung der Popularität. — Es wäre, dünkt mich, ungerecht, bei der Beurtheilung meiner Lieder den Einfluß, den sie gehabt, nicht in Rechnung zu bringen. — Es gibt Augenblicke der Nationen,

*) Der gute Beranger irrt, denn während viele dieser großen Berühmtheiten schon längst der Vergessenheit anheim gefallen sind, wird sein Name immer noch mit Enthusiasmus genannt, und noch lang genannt werden.

**) Hier irrt sich der gute Beranger gewaltig in dem guten Volk, von dem er glaubt, daß es seine Lieder zu einer bessern Einsicht der Dinge gebracht, die ihm wirklich heil und nützlich sind. Rohheit und Raubsucht sind nicht durch Lieder zu bessern oder zu bändigen, und wenn sie Gott selbst dichtete.

in denen der Sturmschritt der Trommelschläger die herrlichste Musik ist."

„Wenn man nach dem allem findet, daß ich die Wichtigkeit meiner Lieder übertreibe, so mag man es dem Veteran, der sich zurückzieht, verzeihen, wenn er seine Dienstleistungen vergrößert. Man möge wohl bemerken, daß ich kaum meiner Wunden erwähne — Uebrigens vergrößert die Belohnung, die ich anspreche, das Budget des Staats um keinen Centime."

Ich habe diese letzten Worte, welche der edle Mann zu dem Publikum gesprochen, gerne mitgetheilt, weil sie viel gesunde Philosophie enthalten, und man bei allen Irrthümern, die sie enthalten mögen, doch den ehrlichen Glauben des Dichters, der freilich später gewaltig erschüttert worden sein mag, bewundern muß. Auf jeden Fall ist Beranger unter den Franzosen eine seltene Erscheinung, ja wohl eine ungewöhnliche Ausnahme. Seine Lieder wird man, so lange es eine französische Sprache gibt, immer mit großem Interesse und Vergnügen lesen.

Meine literarischen und journalistischen Arbeiten brachten mich nach und nach mit allen schriftstellerischen und publicistischen Notabilitäten in Berührung, von denen ich jedoch die meisten schon in verschiedenen Salons gesehen und theilweise ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Mit andern ausgezeichneten Personen, wie dem Fürsten von Moskowa, Habenec, Niedermeier ꝛc. wurde ich durch die Musik bekannt. — Moskowa war, wie ich schon erwähnt, ein ausgezeichneter Musiker, dagegen als Ehemann und Familienvater nicht glücklich, zum Theil wohl mit durch seine Schuld. Er hatte die Tochter des reichen Bankier Lafitte geheirathet, obgleich er wußte, daß dieses schöne Mädchen die seltsamsten Grillen und Launen hatte, und alle Eigenschaften besaß, um einen Mann — unglücklich zu machen. Dieß war auch die Ursache, daß sie schon zwanzig Jahre passirt, trotz ihrem Geld und ihrer Schönheit noch keine passende Parthie gefunden hatte, in Paris eine große Seltenheit, da man hier die Mädchen kaum mannbar geworden schon an den Mann zu bringen sucht und auch bringt, besonders wenn sie vermögend sind, und will dieß nicht gelingen, so hat dieß gewiß einen Haken, wie es hier der Fall war. — Die Hochzeit des Fürsten von der Moskowa hatte das Volk aller Klassen in Bewegung gesetzt und am Tag der Vermählung war das Gedränge um das Hôtel Lafitte und in und vor der Kirche,

in welcher die Trauung ſtand fand, ſo ungeheuer, daß man Gefahr lief, erdrückt zu werden. Die Namen Ney und Laffitte waren es, welche die vielen Tauſende anzog und das Brautpaar glücklich pries. Lange ſollte dieſes vermeintliche Glück nicht währen, bei dem Charakter der jungen Frau war alle Nachſicht, alle Güte, alles Zureden, alle Strenge des jungen Mannes fruchtlos: die unangenehmſten häuslichen Scenen fielen täglich, ja ſtündlich vor, und das Ende vom Lied waren Proceſſe, und die Gerichte mußten dieſe unſeligen Verhältniſſe ſchlichten. Der Fürſt ſuchte nun Troſt bei der himmliſchen Tonkunſt und in einem intimen Verhältniß mit der liebenswürdigen Gräfin M . . . , die zugleich eine treffliche Sängerin war, und in ſeinen Concerten mitwirkte.

Den berühmten Dichter der Méditations poètiques, Lamartine, hatte ich gleichfalls in einigen Salons begegnet, und mich ihm mehrmals genähert, und mit ihm über die Politik des Tages unterhalten, aber bald gefunden, daß der Staatsmann dem Dichter das Waſſer nicht reichte. Lamartine leidet an einem Uebel, an dem mit äußerſt ſeltenen Ausnahmen faſt alle Franzoſen, ſelbſt die höchſtgeſtellten leiden, und das iſt eine gänzliche Unwiſſenheit aller auswärtigen Verhältniſſe, woher es denn auch rührt, daß ſie ſich oft ſo ſonderbare als komiſche Vorſtellungen von den Zuſtänden anderer Staaten machen, welche die ſeltſamſten Vorurtheile erzeugen, die man in Preußen kaum in den Kaſernen und den Wachtſtuben der gemeinen Soldaten verzeihlich finden würde. Einen einzigen Franzoſen habe ich kennen gelernt, der eine ehrenvolle Ausnahme macht, und dieß iſt Michel Chevalier, deſſen Vorleſungen über politiſche Oekonomie im Collège de France klaſſiſch ſind, und von einem hochunterrichteten, vorurtheilloſen Geiſt zeugen; ſo wie alles, was dieſer talentvolle Mann, es ſei in Werken oder in Journalartikeln bekannt gemacht hat, namentlich auch ſeine Schriften über Amerika, welche höchſt lehrreich ſind. Er hat Amerika, England, Belgien, Deutſchland, Frankreich, die Republik Andorre ꝛc. bereiſt, aber nicht à la Thiers, um ſich als ein Wunderthier bewundern zu laſſen, und einige oberflächliche Notizen zu ſammeln und Schlachtfelder anzuſtarren, wie die Kuh ein neues Scheunenthor, ſondern um ſich wirkliche Kenntniſſe zu ſammeln, deren er in der That einen großen Schatz beſitzt. Seine Briefe über Nordamerika, die ſchon viele Auflagen erlebt haben, ſind vortrefflich. Die Regierung Ludwig Philipps wußte die

außerordentlichen Verdienste dieses Mannes anzuerkennen, ertheilte ihm mehrere wichtige Missionen, ernannte ihn zum Staatsrath und zum Direktor der Bergwerke. Seinen Bemühungen und seinem Werk: Des intérêts materiels de la France etc. verdankt man hauptsächlich das Voranschreiten der französischen Eisenbahnen. Er hat seine ersten Studien in der polytechnischen Schule zu Paris gemacht, hatte sich auch eine kurze Zeit zu dem St. Simonismus verirrt.

Die Salons, die am meisten geistige Unterhaltung gewährten, und dem scharfsinnnigen Beobachter unendlichen Stoff zur Erweiterung seiner Menschenkenntniß lieferten, waren unstreitig die Lamartine's, in welchen jeden Sonnabend die verschiedenartigsten Celebritäten Frankreichs und des Auslandes mit den unbedeutendsten Personagen aus allen Ständen zusammentrafen; eben so waren hier alle Meinungen, alle Parteien, alle religiösen Nuancen vertreten. Trotz diesem seltsamen Mischmasch herrschte doch bei diesen Reunionen ein gewisses ceremonielles Wesen, oder vielmehr eine gewisse schüchterne Bescheidenheit, welche eine Art ehrfurchtsvoller Scheu vor dem gefeierten Dichter hervorzubringen schien, und die man in keinem Salon der Minister und höchsten Autoritäten wahrnahm. Trotz dem fühlte man sich hier weder befangen, noch auf irgend eine Weise genirt; aber der Herr des Hauses war die Sonne, um die sich alles drehte, und der, obgleich er sich gegen Jedermann ohne Unterschied des Standes, der Capacität, des Talentes und des Ranges, mit gleicher Herzlichkeit, Artigkeit und Zuvorkommenheit benahm, doch allen eine gewisse Ehrfurcht einzuflößen wußte, welche größere Intimität nicht zuließ. Selbst Victor Hugo, Odilon Barrot, Graf Montalembert, Emil Girardin, die man häufig in seinen Salons traf, so wie die ungebundensten Journalisten, die hier Zutritt hatten, traten in seiner Nähe modester auf, und die Fremden, namentlich Polen, bezeugten ihm eine fast sklavische Verehrung. Wahr ist es, daß sein Aeußeres, seine Anmuth, seine Bewegungen, seine sehr gewählte Sprache allerdings geeignet war, zu imponiren, besonders wenn man sein Talent als Dichter damit in Verbindung brachte. Seine Gestalt ist erhaben, sein Wuchs edel, seine hohe und breite Stirne verräth eine große Einbildungskraft, und obgleich seine etwas hagern und langen Züge gerade nichts Poetisches haben, so vermindern sie doch den

Zauber nicht, den ſein ganzes Weſen über alle, die ihn kennen, verbreitet.

Alphons Prat de Lamartine, wurde den 21 Oktober 1790 zu Macon geboren, wo ſein Vater als Oberſtwachtmeiſter (Major) bei der Cavallerie unter Ludwig XVI. diente, ſeine Mutter war eine Enkelin der Frau von Desrois, die Gouvernante der Prinzen des Hauſes Orleans geweſen. — Aus einer adeligen Familie ſtammend, entging dieſe nicht den Verfolgungen der Revolution von 1789, und wurde nach langer Gefangenſchaft erſt nach Beendigung der Schreckenszeit, wieder aus dem Kerker befreit, worauf ſie ſich in das kleine Schloß Milly zurückzog. Hiedurch wurde dem Kinde ſchon der Haß gegen die neue Ordnung der Dinge eingeprägt, und dieſer Widerwillen blieb auch dem Jüngling während der Kaiſerzeit eigen. Schon früh verließ er das Vaterhaus, und erhielt ſeine Erziehung in dem Collegium der Väter des Glaubens zu Bellei, worauf er einige Zeit nach Lyon und dann nach Italien ging, deſſen ſchöner Himmel und pittoreske Gefilde ihn für die Poeſie begeiſterten. Erſt im Jahr 1813, als die Grundfeſten des Kaiſerreichs ſchon gewaltig erſchüttert waren, kam er auf eine kurze Zeit nach Paris, das er jedoch bald wieder verließ, um nach dem Frieden von 1814 zurückzukommen. Nun trat er in die Leibgarde Ludwig XVIII., verließ aber nach der Rückkehr Napoleons den Dienſt wieder, um ſich ungeſtört der Poeſie zu widmen, die ſeine ganze Seele erfüllte. 1820 offenbarte ſich zuerſt ſein Dichtergenie, und der Erfolg ſeiner poetiſchen Meditationen war unermeßlich, über 50,000 Exemplare wurden in kürzeſter Zeit abgeſetzt. Nach und nach erſchien nun „der Tod des Sokrates;" der letzte Geſang des Child-Harold, le Sacre, Joselyn, der Fall eines Engels, die poetiſchen Sammlungen, die Reiſe in den Orient" u. ſ. w. und alle dieſe Werke hatten ſich einer außerordentlichen Theilnahme zu erfreuen. Im Jahr 1821 erhielt Lamartine eine Sekretairsſtelle bei der Geſandtſchaft zu Florenz, wo er ein Duell mit dem bekannten Neapolitaner, General Pepe, zu beſtehen hatte, deſſen Urſache eine verächtliche Aeußerung hinſichtlich des ehemaligen Königs von Neapel, Murat, war, und in dem er eine bedeutende Wunde davon trug. Hier lernte er eine reizende und äußerſt liebenswürdige ſehr reiche junge Engländerin kennen, deren ſchöne blaue Augen ihm bald noch eine weit tiefere, wenn auch unblutige Wunde ſchlugen, indem

sie sein Herz trafen. Glücklicherweise verstand er es, sich bei der hübschen Tochter Albions sehr in Gunst zu setzen, deren Hand und Herz die Wunde schnell heilte, wie es denn überhaupt keinen bessern Verband als Hymen für dergleichen Wunden giebt. Unterdessen öffnete ihm sein Talent die Pforten der Akademie, und er erhielt einen Sitz unter den 40 Unsterblichen, von denen schon viele Hundert längst verblichen und vergessen sind. In dem Augenblick als die Julirevolution ausbrach, war er zum bevollmächtigten Minister für Griechenland ernannt worden, und die neue Regierung wollte ihn in dieser Eigenschaft bestätigen, er war aber damals noch zu sehr Legitimist, um dieß Anerbieten anzunehmen. Da er indessen sah, daß sich ihm Aussichten darboten, noch eine glänzende politische Rolle zu spielen, so suchte er in Toulon und Dünnkirchen zum Abgeordneten erwählt zu werden. Aber beide Versuche scheiterten.

Bald darauf schiffte er sich mit seiner Gattin und seinem Kinde, einem hoffnungsvollen Mädchen nach Asien ein, um in dem alten poetischen Orient die so unpoetische französische Politik zu vergessen. Als er in Egypten angekommen war, erhielt er die Nachricht, daß sich die Einwohner Dünnkirchens eines Bessern besonnen und ihn dennoch zu ihrem Vertreter gewählt hätten. Aber Lamartine verweilte jetzt 16 Monate im Orient, wo er seine einzige Tochter verlor und von wo er sein herrliches Werk: „Le voyage en Orient" mitbrachte und trat dann in die Deputirtenkammer ein. — Es war den 4. Januar 1834, daß der Dichter zum Erstenmal die Rednerbühne bestieg. Jedermann war neugierig zu erfahren, welche politische Farbe der neue Abgeordnete adoptiren würde. Er sprach wie ein Mann, dem alle diese abgenutzten Systeme, die man bisher verfolgt, alle diese Parteien und Personen, deren ganzes Dichten und Trachten nur dahin ging, die Gewalt an sich zu reißen, nur Mitleid und Abscheu erregten. Von allen Seiten war man hoch erstaunt, so etwas hatte man sich nicht erwartet, fast alle Staatsmänner fanden die Rede des neuen Abgeordneten zwar sehr wohlklingend, sagten aber die Achsel zuckend: Der Mensch ist ein Utopist, ein Träumer, eine Wolkenperücke. — Allerdings hörte man den Dichter zuviel. — Später trat Lamartine jedoch in die Reihen der Opposition; er wollte, wie er selbst sagte, eine: „Organische und progressive Constitution der Demokratie, und das expansive Prinzip

der gegenseitigen sich unterstützenden Nächstenliebe, und der organisirten socialen Brüderschaft zur Zufriedenheit der Massen angewendet." — Jedes dieser Worte verräth wieder den Dichter, auch spotteten fast alle Deputirte über diese pomphaften Phantasien und unausführbaren Ideen, wie sie sein Projekt nannten. Indessen fühlte sich Lamartine immer mehr zur Demokratie hingezogen. Nachdem er das Journal „le Bien public", jenes Organ der Demokratie gegründet hatte, trat er immer freimüthiger und energischer auf, und bei dem famosen Banket, das 1843 zu Macon stattfand, sagte er:

„Unter Demokratie verstehen wir die Nation: die eine und untheilbare Nation; und zwar die vollständige Nation! das Uebrige würde nur eine traurige und unheilvolle Reaktion sein, wie die der ersten Jahre nach 1789 war, eine Versetzung des Despotismus und keine Freiheit, der Despotismus von unten, statt von oben. Wir wollen ihn aber weder von oben noch von unten, noch von der Mitte. Das Recht allenthalben, die Freiheit für alle; dies ist für uns die Demokratie, das Volk."

Schöne Worte, nur Schade, daß Lamartine der Dichter nicht der Mann war, sie wahr zu machen. Wie wenig er zum Staatsmann taugte, sollte er später noch auf das eclatanteste darthun. Dem sey übrigens wie ihm wolle, Lamartine ist einer der angenehmsten Gesellschafter, die ich in meinem Leben kennen lernte, und doch kam ich einmal in einen ziemlich ernsten Wortwechsel mit ihm, da er die lächerliche Behauptung, „das linke Rheinufer gehöre Frankreich von Rechtswegen und es müsse es wieder haben," aufstellte und festhielt; ich endigte die Discussion mit den Worten: „Mein Herr, Sie sind ein großer Dichter, und folglich auch großen Illusionen unterworfen, wie alle Poeten." —

Sobald vom Ausland und seinen Verhältnissen die Rede war, zeigte er sich als ein eben so großer Ignorant, wie fast alle seine Landsleute. Dagegen hatte er, was französische Angelegenheiten anbetraf, manchmal sehr richtige Ansichten. So war er durchaus gegen die, in jeder Hinsicht unnütze Befestigung von Paris, die, wie ich glaube, Ludwig Philipp mehr deßhalb unternahm, um eine große Menge Arbeiter auf längere Zeit zu beschäftigen, als weil er von ihrer Nothwendigkeit oder Nützlichkeit überzeugt gewesen wäre, doch hatte auch er geglaubt, daß diese

Forts detachés jede fernere Empörung und Aufstände unmöglich machen würden. Zu spät und zu seinem Unglück mußte er durch die Erfahrung eines Bessern belehrt werden.

Eine andere, nicht minder interessante Bekanntschaft, die ich der Journalistik verdankte, war die des Emil Girardin, dessen Persönlichkeit auch viel Anziehendes hatte, da er im Umgang eine freundliche Gewandtheit und große Artigkeit bewies, doch ließ er sich in der Hitze des Gesprächs manchmal gehen und dann blickte der nicht immer sehr gelassene Publicist unter der glatten Hülle hervor. — In Salons entsinne ich mich, ihn nur äußerst selten begegnet zu haben, dagegen sprach ich ihn oft auf dem Redaktions-Bureau seines Journals, der Presse, wo er gewöhnlich jeden Abend nach 10 Uhr, oft auch erst gegen Mitternacht, ankam, wie dies fast bei allen Redaktionen der Fall ist, da die Pariser Journalistik meist in der Nacht fabricirt wird, und sich sämmtliche Redakteure oder Mitarbeiter aus den Theatern, von Bällen, Soirées ꝛc. kommend, einfinden, und jeder die von ihm übernommene Arbeit redigirt, die dann dem Druck sogleich übergeben wird, und man trennt sich in der Regel erst gegen Morgen. Aus den Mittheilungen und den Instruktionen, die mir Girardin hinsichtlich der Arbeiten für sein Journal gab, und die er annahm oder abschlug, hatte ich bald heraus, daß er von gewissen Regierungen Subventionen erhielt, und namentlich von einer, deren stupide Politik und rohe Brutalität mir in den Tod verhaßt war, weßhalb ich mich auch bald wieder von der Presse zurückzog. — Indessen kann man dem Emil Girardin nicht absprechen, daß er der gewandteste und fähigste Publicist in Frankreich ist und ein großes Talent hat, die Sache, die er vertheidigt, sie sei noch so bizarr, verkehrt oder nichtswürdig, in einem günstigen Licht darzustellen, welches den gewöhnlichen Leser besticht. Nicht zu leugnen ist es, daß seine Ansichten oft sehr richtig sind, von einem großen Scharfsinn zeugen, und er selbst bei seinen Behauptungen oft den Nagel auf den Kopf trifft. Bei alledem wollte es ihm trotz aller Anstrengung nie gelingen, eine bedeutende Anstellung oder ein ministerielles Portefeuille zu erlangen, wonach von jeher sein ganzes Streben und Treiben ging. Ich hätte ihn gern einmal am Ruder gesehen, um seine Fähigkeiten als Staatsmann, die in der Theorie allerdings sehr zu seinem Vortheil sprachen, auch praktisch erprobt zu sehen. Sein mehr als zweideutiger Ruf hinsichtlich seines Privatlebens, besonders legt man ihm Bestech-

lichkeit und ſogar durch ſeine Agenten verübte Betrügereien zur Laſt, wobei er ſich jedoch ſo ſchlau zu benehmen gewußt, daß man ihm ſelbſt gerichtlich nichts anhaben konnte, während jene verurtheilt wurden, waren wohl Haupturſachen, daß ihm keine Anſtellung werden konnte, ſo ſehr auch die Regierung wünſchte, ſein außerordliches Talent zu benützen, und deßhalb ſeine Wahl in die Kammern unterſtützte. Nichtsdeſtoweniger wurde ſeine, 1839 durch Beſtechungen und höchſt unlautere Intriguen erfolgte abermalige Wahl in die Kammer von derſelben als ungültig erkannt, und zwar aus dem Grund, weil Girardin nicht im Stande war, einen Taufſchein aufzubringen, oder auch nicht aufbringen wollte, der ſeine Geburt, die in ein myſtiſches Dunkel gehüllt iſt, klar machte. Er iſt ein uneheliches Kind, was er gar zu gerne zu bemänteln ſucht, obgleich das Vorurtheil, das man im Allgemeinen gegen ein ſolches Herkommen hat, in Frankreich weit weniger als in andern Ländern herrſchend iſt. Sein Vater ſoll der General Alexander von Girardin geweſen ſein, über ſeine Mutter herrſcht Ungewißheit und Meinungsverſchiedenheit, manche wollen ſogar, daß ſie eine Prinzeſſin aus königlichem Geblüt ſei, dieß iſt jedoch eine offenbare Lüge, von den Feinden des Hauſes Orleans erfunden, und die Dame, welche man damit zu verdächtigen und zu verläumden ſuchte, war viel zu edeldenkend, als daß ſie ſo gänzlich alles Muttergefühl verleugnet, und von dem Kind ihrer Liebe ſo ganz und gar keine Notiz genommen hätte. Später erwies ſich auch der Ungrund dieſer Behauptungen auf das Evidenteſte. — Auch über ſeine Kindheit und Erziehung iſt man noch ziemlich im Dunkel und Emil Girardin ſelbſt ſcheint abſichtlich die Welt darüber in Ungewißheit laſſen zu wollen. In ſeinem 36. Jahr verheirathete er ſich mit der ſchönen Delphine Gay, die auch eine talentvolle Schriftſtellerin und ſehr geiſtreiche Frau iſt. Was Girardin unzählige und ſehr gefährliche Feinde zuzog, war das unglückliche politiſche Duell, in welchem er ſeinen Gegner, den allgemein geliebten und geachteten Armand Carrel, einer der Gründer und Hauptredakteure des einflußreichen National, tödtete. Nach dieſem Vorfall erhielt er noch unzählige Herausforderungen, die er jedoch alle unter dem Vorwand ablehnte, ein Gelübde gethan zu haben, ſich nie mehr zu duelliren, und ſelbſt eine Ohrfeige, die ihm einer dieſer Herausforderer öffentlich im Theater gab, konnte ihn nicht andern Sinnes machen, ſondern er übergab

die Sache den Gerichten, welche den Herausforderer zu mehreren Jahren schwerer Gefängnißstrafe verurtheilten. Girardins Feinde behaupten, es sei Furcht vor dem Tod und also Feigheit, welche ihn jeden Zweikampf ausschlagen lasse. Ich hatte diese Saite einmal bei ihm berührt, er antwortete mir jedoch ausweichend.

Wie und wo ich Balzac's Bekanntschaft gemacht, habe ich bereits erwähnt, und will hier nur noch einiges über das Leben dieses fruchtbaren und vielgelesenen Romanenschreibers nachtragen. Ueber seine Werke, die fast Jedermann gelesen, viel zu sagen, ist überflüssig, nur so viel will ich hier bemerken, daß derjenige, welcher glaubt, durch dieselben eine genaue Kenntniß des Pariser Lebens in allen Ständen und Nuancen zu erlangen, gewaltig irrt, denn trotz den so lebendigen Schilderungen, welche Balzac von denselben entwirft, so sind es dennoch nur einzelne Abrisse, und man würde Jahre lang in Paris Jagd nach den Originalen machen, ohne sie aufzuspüren. Balzac hatte viel Imagination, wählte aber zu phantastisch. — Weit mehr ist der triviale Paul de Kock geeignet, um das sittliche Leben der Franzosen zu studiren. Balzac's Paris marié, Paris à table, Paris à l'eau etc. gibt wenig mehr, als was jeder Fremde in einigen Wochen wahrnehmen kann, und seine Gemälde aus der höhern Welt sind zwar ansprechend, aber durchaus nicht aus dem Leben gegriffen. Balzac war der Sohn eines ehemaligen Secretärs des königlichen geheimen Rathes. Er war 1799 zu Tours geboren, und machte seine Studien im Colleg Vendome. Noch sehr jung betrat er die literarische Laufbahn, und gab unter dem Pseudonamen Horaz von St. Aubin mehrere Romane heraus, die jedoch wenig Beruf zu solchen Schöpfungen verriethen, und wenig Leser fanden. Eine Zeitlang, von 1826 bis 1829 war er sogar Drucker zu Paris, und nachdem er als solcher große Verluste erlitten hatte, gab er dieses Geschäft wieder auf, und ward wieder Schriftsteller. Jetzt gab er 1829 unter seinem wahren Namen den Roman: „der letzte Chouan" heraus, der schon einiges Aufsehen machte, ein Jahr später erschien von ihm: die Physiologie des Eheſtandes, eine ziemlich pikante Satyre, die ihn in Ruf brachte. Von jetzt an war seine Produktionskraft erstaunlich, und ununterbrochen erschien ein Band nach dem andern, und er füllte die Feuilletons der Journale mit den Früchten seiner Einbildungskraft und seiner Beobachtungen des französischen Lebens und Treibens. Auch im Drama versuchte er sich, jedoch

mit weniger Glück. Sein Drama Vautrin, das er im Jahr 1840 auf die Bühne brachte, gefiel nicht, trotz, daß es sehr unmoralisch war, und die Wiederholung desselben wurde verboten. — Sein Verdienst als Sittenmaler kann man ihm zwar nicht abstreiten, aber sein Colorit ist oft zu grell, seine Farben zu dick aufgetragen, und das Ganze zu buntscheckig. Sein Styl ist indessen originell und pittoresk, wenn auch nicht so correkt, als es der litterarische Pedantismus fordert, dem Formen oft mehr als Inhalt gelten. Was ihm am meisten gelungen, sind die Schilderungen der Weiber aus den untern Klassen, besonders ihrer lächerlichen und komischen Seiten, aber sie bezeichnen auch nicht selten einen schlechten Geschmack. Er gefällt sich überhaupt, die traurigsten Zustände der Gesellschaft grell hervorzuheben und in seinen Schriften zeigt er gern den Mann ohne Grundsätze, der bald den Gleichgültigen, bald den frechen Cyniker, dann wieder den strengen Moralisten oder gar den mystischen Träumer spielt. Eine besondere Eigenheit von ihm war es, daß er seine Schriften erst, nachdem sie abgesetzt und ihm die Korrekturbogen gebracht waren, verbesserte, ausdehnte, ja selbst umarbeitete, was oft die Verzweiflung der Setzer machte, da er fast keine Zeile, so wie sie war, stehen ließ. Sein geselliger Umgang war gerade nicht sehr anziehend, seine Unterhaltung oft schroff und barsch, und überall ließ er seinen Haß gegen Ludwig Philipp durchdringen, der den schon erwähnten komischen Ursprung hatte, und da ich mich einmal deßhalb des Lachens im Salon der Gräfin Bocarmé nicht enthalten konnte, so nahm dieß Balzac übel, und es wäre wahrscheinlich ohne die Dazwischenkunft der Gräfin, die noch bei Zeit die Vermittlerin machte, zu sehr ernsten folgenreichen Erklärungen zwischen uns gekommen. Auch das verdroß ihn, daß ich deutsch mit Fr. v. Bocarmé sprach. Sein Aeußeres hatte nichts sehr Anziehendes, sein ziemlich korpulenter Körperbau, sein etwas breites Gesicht mit sehr kleinen Augen, sprach nicht an, auch machte er nur Glück bei schon etwas bejahrten Damen.

Als „die Geheimnisse von Paris" im Feuilleton des „Journal des Debats" erschienen, und immer mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme erregten, ich aber mit der Wendung, welche dieser Roman nahm, so wie überhaupt mit seiner Tendenz durchaus nicht einverstanden war, machte ich, nachdem ich mich schon bei Bertin, dem Redakteur des Journals, darüber ausgesprochen,

dem Verfaſſer, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon gemacht hatte, einen Beſuch, um ihm meine Anſichten deßhalb ſo verblümt als möglich mitzutheilen. Eugene Sue wohnte damals in der Straße Pepinière, in einem von ihm allein bewohnten Haus, das im Hintergrund eines kleinen, mit dichtem Gebüſch verwachſenen und ſehr originell angelegten Gartens lag. Das Innere dieſes Hauſes war ſo düſter, daß man ſelbſt bei hellem Tage hätte Lichter anzünden können, dieſe Finſterniß wurde durch die Schlingpflanzen und Epheuranken hervorgebracht, die faſt alle Fenſter ſo ſehr bedeckten, daß man ſie von außen kaum entdecken konnte, und überdieß hatten ſie noch viele gemalte Scheiben. In dem Salon, in den ich geführt wurde, und der mit alten Rüſtungen, Waffen und andern Anticaglien ausgeſchmückt war, da es der Brauch bei faſt allen franzöſiſchen Modeſchriftſtellern iſt, wenigſtens einen alten Harniſch und einige Speere und Schwerdter aus dem Mittelalter in ihrem Gemach aufzuhängen, und auch den Gang oder das Vorzimmer damit zu tapeziren, war ebenfalls ein allgemeine Düſterheit verbreitendes Helldunkel oder beſſer Dunkelhell. An den Wänden hingen mehrere ziemlich luxuriöſe, ja wohl obſcöne Gemälde und Kupferſtiche, auf dem Kamingeſimſe und ſonſt ſtanden eine Menge Statuetten und andere Spielereien, und auf einem runden Tiſch lagen einige illuſtrirte Bücher, Manuſcripte und alte Scharteken von Büchern, deren Alterthum ihren ganzen Werth ausmachte, und mitten unter dieſem Plunder ſtand ein ſilbernes Körbchen mit Viſitenkarten überfüllt. — Nachdem ich einige Minuten gewartet hatte, kam Sue ſelbſt in einem Schlafrock von Cachemir, entſchuldigte ſich, daß er mich habe warten laſſen, und ließ ſich neben mir auf einem antiken Ruhebett nieder, das ringsum mit alten Spitzen garnirt war. Wir ſprachen zuerſt von Politik und nach und nach leitete ich das Geſpräch auf ſein neues literariſches Produkt, welches damals die Geheimniſſe von Paris wären, und unter dem Vorwand ihn um Aufſchluß über manches zu bitten, ließ ich manche kritiſirende Bemerkung mit einſchlüpfen, die er freundlich hinnahm, und mich deßhalb eines Beſſern zu belehren ſuchte. Aber unumwunden geſtand ich ihm, daß es mich äußerſt befremdete, daß er einen regierenden deutſchen Fürſten eine ſo ſeltſame Rolle in dieſem Roman habe ſpielen laſſen, die ſich weit eher für einen excentriſchen engliſchen Mylord gepaßt hätte, wer unſere deutſchen Fürſten nur einiger-

maßen kenne, wiſſe, daß ſie ſolcher Heldenthaten, wie ſie der Fürſt im Roman verübe, in jeder Hinſicht unfähig ſeien. Sue antwortete mir hierauf, daß er, indem er einem ſouveränen Fürſten dieſe Rolle zugetheilt, geglaubt, dem ganzen Werk eine weit größere Wichtigkeit zu geben, und, da einen König dazu zu verwenden, doch gar zu unwahrſcheinlich geweſen wäre, ſo habe er ſich mit einem kleinen deutſchen Fürſten begnügt. Nach einer halben Stunde einer nicht unintereſſanten Unterhaltung wollte ich mich wieder entfernen, da es aber gerade um Mittag war, ſo bat er mich, zum Frühſtück bei ihm zu bleiben, was ich auch annahm und das ſo reich und mannichfaltig beſetzt war, und bei dem eine ſolche Auswahl von feinen Weinen ſervirt wurde, daß ſelbſt ein deutſcher Fürſt vollkommen damit hätte zufrieden ſein können, doch fehlten Damen, was, wie man mir ſagte, eine Ausnahme wäre. Die Geheimniſſe von Paris hatten damals ganz Paris von den Tuilerien bis zu den verworfenſten Kneipen in ſo große Aufregung verſetzt, daß man ſich die Debats, ſobald ſie erſchienen, einander aus den Händen riß, und die adelſtolzeſte Dame im Faubourg St. Germain war eben ſo entzückt und eben ſo ungeduldig, die Fortſetzung dieſes klaſſiſchen (!) Romans zu erhalten, als das Hallweib oder die Obſthöckerin, die leſen konnte. — Erſt ſpäter fiel es den Damen der hohen und ſchönen Welt ein, eine Art Verachtung für das Werk zu affektiren, das ſie früher mit Heißhunger verſchlungen, und meinten es ſei nur eine Lektüre für ihre Kammerjungfern, ſentimentale Nähmädchen und Putzmacherinnen u. ſ. w. Man kann ihnen zwar nicht ganz Unrecht geben, aber ſie kamen nur ſehr ſpät und erſt dann zur Einſicht, nachdem es die Kritik gewagt, ihr Urtheil auszuſprechen, und gegen den großen Strom der Verehrer der Geheimniſſe zu ſchwimmen. Auch von dem ewigen Juden war man noch entzückt, obgleich er die längſt abgedroſchene Jeſuitenfreſſerei wieder auffriſchte und überhaupt weit weniger die Erwartung ſpannte, als es die Pariſer Geheimniſſe gethan, die nun ein Heer von Geheimniſſen aller Art hervorriefen, die alle längſt enthüllt und veröffentlicht waren. — Eugene Sue ſpielte zugleich die Rolle des Communiſten, während er vielleicht eine der größten Egoiſten iſt, die es giebt, und wollte man die ſue'ſchen Worte: „Niemand hat das Recht, etwas Ueberflüſſiges zu beſitzen, bevor nicht Jedermann mit dem Nothwendigen verſehen iſt," zur Wahrheit machen, was bliebe

dann ihrem Autor, der faſt nichts als Ueberflüſſiges beſitzt. — Folgende Beſchreibung gab eine etwas ſpäter erſchienene Brochüre, die den Titel führte: „Unbekannte und verkannte ſociale Wahrheiten" von dem Landſitz des Eugene Sue, dem Schloß und dem Park des Bordes.

„Man kann ſich keinen Begriff von dem daſelbſt herrſchenden Luxus, von dem Prunk der Pracht und den Phantaſien jeder Art machen", heißt es in derſelben, „welche die Launen ſeines Beſitzers hervorgerufen haben. Hier findet man einen Speiſaal, deſſen Buffets und Geſchirrgeſtelle mit dem koſtbarſten Porzellan und Kryſtall und ſilbernen Tafelgeſchirr überladen ſind. Schüſſeln und Teller mit den feinſten Blumenmalereien erhöhen noch das Vergnügen des Gaumens, der den leckerſten Biſſen verzehrt. Gleich daran ſieht man in einer innern Gallerie Gemälde, Zeichnungen, Kupferſtiche und Statuen, alle geeignet, die Einbildungskraft auf das höchſte zu reizen."

„Das Arbeitskabinet iſt mit Antiquitäten und alten Truhen, die mit ſolchen angefüllt ſind, reichlich verſehen, in den prächtigen Bücherſchränken ſieht man hinter böhmiſchem Glas Werke, deren Einband von unerhörtem Reichthum iſt, eine Menge Kunſtgegenſtände, zum Theil von hohem Werth, ſtehen und liegen überall in einer berechneten Unordnung herum. Nur ein düſteres Licht dringt durch die gemalten Fenſter und die Vorhänge vom ſchwerſten und reichſten Stoff, und gibt dieſem Kabinet ein myſteriöſes Anſehen, welches zum Schweigen und zum Arbeiten einzuladen ſcheint. Hier iſt es, wo der Verfaſſer der Geheimniſſe von Paris ſeine excentriſche Ideen ſchöpft. — Auf ſeinem mit wundervoller Bildhauerarbeit verſehenen Schreibtiſch von Paliſander und mit Roſenholz eingelegt, liegen zum Druck bereite Manuſcripte des Romanſchreibers, und eine große Zahl Huldigungsſchriften, die man dem Verfaſſer zugeſchickt, und die ihm ſo wie die täglichen Journale von dem Kammerdiener auf einer ſilbernen Schüſſel präſentirt werden müſſen."

„Ueberall iſt Gold und Silber, Sammet und Seide mit ungeheurer Verſchwendung angebracht, man geht nur auf hochſchwellenden orientaliſchen Teppichen von ungeheurem Preis, und tritt überall, wo man ſich niederläßt, auf bengaliſche Königstigerfelle oder Leopardenhäute. — Auf tauſenderlei Weiſe hat es die Kunſt verſucht, die Augen auf ſich zu ziehen. In einem weiten

Salon, der mit einer kaum denkbaren Raffinerie möblirt iſt, ſieht man in dem künſtlichen Schnitzwerk eines gothiſchen Kamins eine Magdalena aus Emaille, welche zu den Füßen des Herrn Jeſu liegt, der ihr ſagt, daß ihr ihre Sünden verziehen würden, weil ſie viel geliebt habe."

„Aus dieſem Salon tritt man durch eine große Glasthüre, deren Spiegel aus einem einzigen ſechs Fuß hohen Stück beſteht, in ein Treibhaus, in welchem exotiſche Pflanzen geſchmackvolle Gruppen und Pyramiden bilden. Von Kronleuchtern, welche hängende Gebüſche vorſtellen, fallen die prächtigſten lebendigen Blumenguirlanden herab. Goldorangen, Citronen, Ananas ſind im Ueberfluß vorhanden, und mitten unter den ſeltenſten Produkten der Kunſtgärtnerei ſchimmern die Camelias aller Farben hervor, und die Wohlgerüche der feinſten Blumen müſſen hier die Naſe ihres Herrn ergötzen. In den Kryſtall-Baſins der ſprudelnden Springbrunnen ſpiegeln die kleinen Fiſchchen in Gold, Silber und allen Farben, und lebendige Laub- und Blumenguirlanden bekränzen die Marmorwände."

„Des Abends wird, wenn der Herr hier iſt, dieſes feenartige Treibhaus mit Kerzen erleuchtet, die in Blumenkelchen verſteckt oder hinter großen Blättern verborgen ſind, was die Beleuchtung wahrhaft magiſch macht."

„Eine kleine mit friſchem Grün tapezirte und großen Blumenſträußen verzierte Gallerie führt zu einem Rondel, welches ein Parterre umgibt, das die berühmteſten Kunſtgärtner unterhalten müſſen, und deſſen Unterhaltung Unſummen koſtet. Alle dieſe Schönheiten ſpiegeln ſich da in einem kryſtallklaren Waſſer, auf welchem blendend weiße Schwäne ſchwimmen. Dieſer Spazierplatz iſt vor Wind und Regen, wie vor Sonnenhitze gleich geſchützt. Von einem grünen künſtlich geflochtenen Blätterdom, in der Art eines Strohdaches überwölbt, verſpürt man hier weder Hitze, noch Froſt, noch Näſſe."

„Dieſe ganze Beſitzung iſt ein irdiſches Paradies, der ſehr ſchön angelegte Park bietet die herrlichſten Promenaden, die man nach Belieben zu Fuß, zu Pferd und im Wagen machen kann. Die verſchiedenen Wege führen zu hübſchen Kiosk, zu ländlichen Hütten, zu zierlichen Brücken, und beſonders zu einer Faſanerie, in der jedes Jahr Tauſende dieſer ſchönen Thiere aufgezogen werden, um ihrem Herrn, dem berühmten Communiſten, zu

einem leichten und nicht gefährlichen Jagdvergnügen, und dann zum Gaumenkitzel zu dienen. Sie werden streng gehütet und bewacht, damit ja kein ungebetener Jäger oder Liebhaber ein solches Thier erbeuten kann."

„Die Nebengebäude dieser Villa sind dem Hauptgebäude ebenbürtig. Ein geräumiger, schöner, sehr reinlich gehaltener Hof führt zu den Ställen der Wagenpferde, von denen er einem den Namen „Parador" gegeben hatte, und dieser Name war über seinem Ständer angeschrieben. Dieser Stall, der von oben bis unten getäfelt, grün bemalt und gefirnißt war, glich eher einem schönen zierlichen Gemach, und von außen und innen waren die schönsten polirten Beschläge von Messing, die jeden Tag geputzt werden mußten, an den Thüren und hohen Fenstern angebracht, und alles, woran man das zu dem Bedürfniß und der Reinigung der Pferde nothwendige Werkzeug hing, war von demselben Metall."

„Ganz nahe bei diesem eleganten Stall befand sich ein anderes Gemach, in welchem nur ein einziges Pferd seine Wohnung aufgeschlagen, welches die gute Lady (Good Lady) hieß, und die Lieblingsstute Eugene Sues war. Diesen Stall, wenn man ihn so nennen darf, nannte man box (eine kleine Villa) und er war noch weit eleganter eingerichtet als der andere. — Die vierfüßige Favoritin hatte volle Freiheit, ihn nach Gutdünken zu verlassen, und befand sich in diesem Fall in einer ihn umgebenden schönen Umzäunung, wo sie alles fand, was ein Pferd nur zu seiner Nahrung sich wünschen kann. Die good Lady war übrigens sehr wohl erzogen, und gleich den besten Schülern Franconis dressirt: bei dem geringsten Zeichen ihres Herrn kam sie zu ihm, und befolgte auf das pünktlichste, was dieser wollte. — Eine Sattelkammer in der Nähe der Ställe war mit Teppichen und Lamberien ausgeschmückt. — Zwei Familien hätten bequem in diesen Pferdsgemächern wohnen können, in denen alles, was zum Pferdsgeschirr gehörte, auf das sorgfältigste durch die Stallknechte unterhalten wurde. Röhre leiteten die Wärme und Wohlgerüche des Treibhauses in die Ställe, wodurch Zügel, Zäume und Sättel parfimirt und geschmeidig erhalten wurden."

„Auch die Hunde wohnten nicht minder bequem, und zwar in Hundsställen, die zu bewohnen gar mancher arme Arbeiter sich glücklich geschätzt haben würde."

„Aber rings um diesen prächtigen Landsitz, des reichen Ro-

manenſchreibers lagen ärmliche Pächterswohnungen und Bauernhütten, um die ſich derſelbe wenig oder gar nichts bekümmert, dagegen waren alle Fußpfade, auf denen er ſpazieren zu gehen pflegte, auf das beſte unterhalten; überall waren weiche Mooſsitze angebracht, damit er, auf denſelben ausſtreckend, bequem neue Ideen ſchöpfen und ausdenken konnte. Die ärmlichen Wohnungen, zum Theil nicht einmal hinlänglich bedeckt, um den Regen abzuhalten, deren verfaulte Dächer er von dieſen weichen Sitzen überſchauen konnte, ſchienen ihn ſo wenig als deren faſt an allem Mangel leidenden Bewohner zu rühren, welche oft zwei Drittheile des Jahres an hartnäckigen Fiebern zu laboriren hatten, welche ſie ihrem ungeſunden, meiſt feuchten Aufenthalt verdankten. Dagegen nahm ſich der ſchwelgende Communiſt deſto mehr aller Nothleidenden in ſeinen Romanen und Schriften an. — Alles, was er beſaß, war für ihn nur das Nothwendigſte, wo mag wohl für ihn das Ueberflüſſige angefangen haben!"

Es iſt bekannt, daß Eugene Sue zuerſt die Chirurgie ſtudirt hat, und als Chirurgius mit der franzöſiſchen Armee 1823 nach Spanien marſchirte, und ſpäter bei der Marine als Schiffsarzt angeſtellt wurde, und als ſolcher mehrere Seereiſen gemacht, und auch bei der Zerſtörung der türkiſchen Flotte im Hafen von Navarin war. Auch in der Malerei hatte er ſich, jedoch ohne große Fortſchritte zu machen, verſucht, bis ihn endlich ſein Glücksſtern, oder ſein Unſtern, denn man kann ja, wie ſchon Solon ſehr richtig ſagt, vor dem Tode Niemand glücklich preiſen, auf den Gedanken brachte, Romane zu ſchreiben.

Der Verfaſſer des bekannten phantaſtiſchen Werkes: Notre-Dame, Victor Hugo, lud mich gleichfalls ein, nachdem ich ſeine Bekanntſchaft bei einem Dejeuner, wo mehrere franzöſiſche Schriftſteller zugegen waren, gemacht hatte, ſeine Soiréen, oder vielmehr ihn in den Nachtſtunden zu beſuchen, wo ſich eine nur ſehr wenig zahlreiche Geſellſchaft einfand, worunter einige recht hübſche und intereſſante Frauen waren. Schon ſeine Wohnung ſchien einen Liebhaber des ſchauerlich-phantaſtiſchen zu verkünden. Er hatte ſeine Reſidenz auf dem Platz Royal aufgeſchlagen, der bekanntlich ein ganz beſonderes von dem übrigen Paris ſehr verſchiedenes Anſehen hat. Er wurde unter Heinrich IV. erbaut und war lange Zeit der geſuchteſte Aufenthalt der franzöſiſchen Großen und der alten Ariſtokratie. Dieſer Platz bildet ein großes regu-

läres Viereck, in deſſen Mitte ſich ein Parterre von Raſenplätzen mit grünen Bäumen umgeben, in der Art wie die Squares zu London befindet, auf dem die Statue Ludwig XIII. von Bronze errichtet iſt. Nach der Revolution von 1789 hatte man ſie umgeworfen, und durch ein Baſſin mit einem prächtigen Springbrunnen erſetzt; nach der Rückkehr der Bourbons mußte aber das freundliche Waſſer wieder der alten bronzernen Majeſtät Platz machen. Die vier Seiten dieſes Platzes ſind von 39 ganz gleichen Häuſern oder Pavillons, aus rothen Steinen oder Backſteinen erbaut, und mit ungeheuern hohen Schieferdächern bedeckt, wie man ſie an keinem andern Ort von Paris mehr zu ſehen bekommt, umgeben. Die Vorderſeiten dieſer Häuſer haben neun Fuß breite Arkaden, mit doriſchen Pilaſtern verziert. In einem dieſer Häuſer, welche zur Zeit Ludwig XIII. und Richelieues und noch früher und ſpäter von lauter berühmten Perſonen der damaligen Zeit bewohnt waren, hauſte nun der Vertreter der neuen romantiſchen franzöſiſchen Schule, die er auf das leidenſchaftlichſte vertheidigte, und durch ſeine Werke emporzubringen ſuchte, was ihm auch theilweiſe durch ſeine Dramen Lucrezia Borgia, Marie Tudor, Marion Delorme u ſ w gelang, und wobei er durch A. Dümas und einige andere unterſtützt, bei einem Theil des Publikums allerdings Geſchmack für dieſe Schauſpiele hervorrief, während jedoch die Anhänger Racines, Corneilles, und der drei griechiſchen Einheiten überhaupt, Feuer und Flammen gegen dieſe, allerdings etwas ausartende Neuerungen, ſpieen. V. Hugo und Dümas hatten von Shakespearſchen und Schillerſchen Erfolgen geträumt, und dabei nicht in Rechnung gebracht, daß ſie weder Shakespear'ſche noch Schiller'ſche Genies waren. Und hier ſind wieder des unſterblichen Schillers Worte: „Wie er ſich räuſpert, wie er ſpuckt ꝛc." zur eclatanten Wahrheit geworden. — Dennoch kann man nicht läugnen, daß dieſe Dramas mit allen ihren barbariſchen Auswüchſen, mit allen ihren tollen Erfindungen und graſſen Karrikaturen dennoch weit unterhaltender ſind, als die wunderſchönen Verſe Corneilles, Racines, Crebillons ꝛc., in denen man Handlung und Imagination faſt gänzlich vermißt. Daher die Langeweile, welche faſt Jedermann bei der Aufführung ſolcher klaſſichen franzöſiſchen Stücke befällt, wenn nicht ein Talma, eine Düchenois, eine Rachel in denſelben auftritt, und ihnen einen eigenen Reiz verleiht. — Mehr als einmal habe ich mit ſehr

wiſſenſchaftlich gebildeten Franzoſen dieſerhalb discutirt, aber nicht einer, Chateaubriand ausgenommen, hatte das geniale, das wirklich große und erhabene, die Rieſengedanken, welche in den Shakespear'ſchen Werken vorhanden, aufzufaſſen vermocht. Wie wäre dieß auch wohl möglich geweſen, da die meiſten außer Stand waren, den großen Dichter im Original zu leſen, oder wenn ſie ihn ſo laſen, nicht verſtanden, während die ungeheure Mehrzahl ſich mit den jämmerlichſten, oft gerade das Gegentheil von dem, was der Dichter ſagt, beſagenden Ueberſetzungen begnügen mußten. War es demnach ein Wunder, wenn ſie den Hamlet als das chaotiſche Produkt eines verbrannten Gehirns anſahen? Noch weniger Kenntniſſe hatten ſie von Leſſing, Goethe und Schiller, von denen ſie einiges ebenfalls nur durch die ſchofelſten Ueberſetzungen kannten. Erſt ſpäter wurden Werthers Leiden, der Fauſt und einige Schiller'ſche Stücke beſſer übertragen, doch werden ſolche Ueberſetzungen auch nicht im entfernteſten den Originalen gleichkommen, das macht ſchon die Verſchiedenheit der Sprachen unmöglich. — „Wer möchte auch ſeine Zeit an der Erlernung einer ſo barbariſchen Sprache wie die deutſche, von der ſelbſt die Buchſtaben kleine Ungeheuer ſind, verſchwenden", ſagte mir einmal der Feuilletoniſt des Journals des debats, Jules Janin, ohne zu ahnen, welchen fatalen Streich ihm einmal die Unkenntniß der deutſchen Sprache ſpielen würde, als ihn ſeine Brodherren nach Deutſchland ſandten, muſikaliſche Berichte von dorther einzuſenden.

Komiſche Böcke machen dieſe Herrn auch in ihren Reiſeeindrücken, mit denen ſie zurückgekommen, das franzöſiſche Leſepublikum zu unterrichten vermeinten. So erzählt Victor Hugo unter andern, daß an faſt allen Häuſern Frankfurts Caryatiden angebracht ſeien, und als ich ihm ſagte, daß ich ein geborner Frankfurter, mich nicht entſinnen könne, dergleichen geſehen zu haben, erwiederte er mir, „vielleicht habe ich mich in dem Namen der Stadt geirrt", und A. Dümas ſpricht in ſeiner Reiſe am Rhein, von den deutſchen Studenten, die ihn ſo oft auf der Landſtraße angebettelt hätten. Ich ſtellte ihn deßhalb zur Rede, und ſagte, daß er einen gewaltigen Bock geſchoſſen, indem dieß nur reiſende Handwerksburſche geweſen ſein könnten. „Ja man hat mir das ſo geſagt", war die Antwort.

Indeſſen iſt Victor Hugo unſtreitig immer einer der befähig-

ſten der modernen franzöſiſchen Schriftſteller und Dichter, und weniger von Vorurtheilen gegen das Ausland befangen, als es bei dieſen Herren in der Regel der Fall iſt. Seine Burggrafen haben freilich viel Stoff zu einer gerechten Kritik gegeben, ſind aber dennoch, obgleich ſie im franzöſiſchen Theater durchfielen, nicht ohne poetiſche und originelle Schönheiten. Nur hatte er ſich ſelbſt ganz falſche Ideen von der Eigenſchaft und der Würde eines Burggrafen, und was es eigentlich für eine Bewandtniß mit dieſen hatte, gemacht, daher auch manche mehr als komiſche Situationen in dieſem Stück.

Victor Hugo iſt der Sohn eines franzöſiſchen Stabsoffiziers und hat ſeine früheſte Kindheit auf der Inſel Elba zugebracht, noch lange bevor ſie das kleine Reich des geſtürzten Napoleons wurde. Als Knabe von zehn Jahren kam er mit ſeinem Vater, der als Commandant in eine kleine neapolitaniſche Stadt verſetzt wurde, nach Italien, das er jedoch nach ein paar Jahren wieder mit ſeiner nach Frankreich zurückkehrenden Mutter verließ. In Paris machte er nun ſeine Studien, aber verlor daſelbſt bald ſeinen beſten Beſchützer und Lehrer, einen mit ſeinen Eltern ſehr befreundeten General, der ſich unglücklicherweiſe in die Mallet'ſche Verſchwörung gegen Napoleon eingelaſſen hatte und erſchoſſen wurde. — Von dieſer Zeit an ſchwur der junge Hugo allen Bonaparten unverſöhnlichen Haß. Als ſiebenzehnjähriger Jüngling erhielt er ſchon den Preis für ein Gedicht in den „jeux floraux." Ein großer Verehrer liebenswürdiger und ſchöner Frauen, brachte ihn dieſe Leidenſchaft mehr als einmal in arge Verlegenheiten, da er ſie zu befriedigen, nicht vorſichtig genug zu Werk ging, oder auch bei unvorhergeſehenen Ueberraſchungen nicht Geiſtesgegenwart genug beſaß, ſich klug aus ſolchen Verlegenheiten zu ziehen.

Mit dem großen Philoſophen unſerer Zeit, Couſin, deſſen Syſtem iſt, aus allen philoſophiſchen Syſtemen die Quinteſſenz zu extrahiren und ſo eine optimiſtiſche oder beſte Philoſophie zu creiren, hatte ich einmal eine ziemlich lebhafte Diſcuſſion über dieſen Gegenſtand. Couſin hat die neueren deutſchen Philoſophen ſtudiert, und viele ihrer unbeſtreitbaren Albernheiten adoptirt und in Schutz genommen, und in ſeiner Eigenſchaft als Profeſſor der Philoſophie, und während ſeiner verſchiedenen Anſtellungen, als Direktor der Normalſchule, Staatsrath, Miniſter des öffentlichen

Unterrichts, das er jedoch kaum acht Monate blieb ꝛc. in Frankreich zu verbreiten geſucht. — Nachdem ich nach und nach, und ſo gut ich es vermochte, ihm das einfältige und nichtige und oft abſurde unſerer deutſchen Philoſophen klar zu machen ſuchte, und ihm unter andern hinſichtlich des famöſen Nichtichs (non moi) geſagt, daß hierunter jeder vernünftige Menſch nichts anders verſtehen könne, als alles das, was nicht zu ſeinem individuellen Weſen gehöre, erwiederte er mir, ich möchte ihn doch mit der Philoſophie bekannt machen, zu welcher ich mich bekenne. Nichts leichter als das, erwiederte ich ihm, ich bin weder Kantianer, noch Hegelianer, noch Fichtianer, noch Schellingianer, noch irgend ein J—aner, älterer oder neuerer Philoſophen, ſondern glaube nur ganz einfach an einen Schöpfer, der alles, was da iſt, geſchaffen. Welchen Namen man ihm auch immer geben mag, es iſt immer daſſelbe allmächtige, unergründliche und unerforſchliche Weſen. — Von ſeinen guten oder auch böſen Eigenſchaften zu ſprechen, oder ſie zu beurtheilen, unterfange ich mich nicht, ob ich gleich nicht begreife, zu welchem Zweck die Tauſende von Uebel, welche wir arme Menſchenkinder zu erdulden und zu ertragen haben, gut ſein mögen. Gerne geſtehe ich, daß dieß über meinen Horizont geht, wie wenn z. B. hunderte von fleißigen Arbeitern, zum Theil Familienväter, die mit ihrem Schweiß Frau und Kinder ernähren müſſen, in einer Grube verſchüttet werden, oder warum ein Erdbeben ganze Städte mit ſammt ihren Einwohnern lebendig begräbt, dieſen kann man wenigſtens nicht die Schuld geben, daß menſchlicher Vorwitz oder menſchliche Hab- und Gewinnſucht das Unglück veranlaßt habe, eben ſo wenig wie wenn furchtbare Ueberſchwemmungen Habe, Gut und Leben unglücklicher Menſchen vernichten. Doch gebe ich auch hier gerne zu, daß mein ſchwacher Verſtand, ſo wie der jedes Menſchen nicht ausreicht, die Gründe ſolcher Begebenheiten zu ergründen, es wäre ja auch möglich, daß in dem Augenblick, als wir dieſe Menſchen für die unglücklichſten Geſchöpfe halten, ſie gerade des höchſten Glücks theilhaftig werden. — Doch ich habe bereits genug, ja wohl ſchon zu viel geſagt von dem, was ſich über den allmächtigen Erſchaffer der Welten ſagen läßt, und daß ich nach dem Geſagten eben ſo wenig Sinn für alle philoſophiſchen Hypotheſen und Syſteme haben kann, als für all den religiöſen Unſinn, den Aberglauben, Dummheit, Pfaffenkniffe und Herrſchſucht von

jeher erdacht und erfunden haben, um die Menſchen nach ihren Gelüſten zu gängeln, werden Sie einſehen. Mein Glaube hinſichtlich der Gottheit iſt alſo in den wenig Worten enthalten: Es gibt einen allmächtigen Schöpfer, deſſen Weſen und Abſichten zu ergründen keinem Sterblichen möglich iſt. — Was nun unſer eigenes Ich anbetrifft, ſo ſind und bleiben wir über deſſen Beſtimmung in alle Ewigkeit eben ſo ſehr im Dunkeln, als über die Abſichten unſers Schöpfers, und ich halte es eben ſo thöricht, für deſſen Fortdauer und Unſterblichkeit, als dagegen zu ſtreiten. Eines iſt eben ſo unmöglich wie das andere zu beweiſen, und es iſt eben ſo möglich, daß das Bewußtſein unſerer ſelbſt auch nach dem Tode wieder auflebt, als daß es mit demſelben für alle Zeiten untergeht, und alles, was die Herrn Philoſophen jeder Klaſſe darüber gedacht, geſagt und in viel tauſenden von Bänden niedergeſchrieben, iſt und bleibt Larifari. — Meiner Meinung iſt demnach die beſte Philoſophie, ſich über all dieſe unergründlichen Dinge gar nicht den Kopf zu zerbrechen, ſondern wie das Volk ſagt: „Unſern Herrgott einen lieben Mann ſein zu laſſen", und ſich das kurze Daſein ſo erträglich als möglich zu machen ſuchen. — Alles, was darüber iſt, iſt vom Uebel. Dabei bin ich jedoch der Meinung, daß man diejenigen, die Troſt und Vertrauen in religiöſen Alfanfereien finden, ungeſtört laſſen ſoll. Der Glaube macht ſelig, und wer glaubt, Hilfe und Seligkeit bei einer Jungfrau-Mutter, einem gekreuzigten Sohn Gottes, einem Heer von Heiligen, einem Wunder von Reliquien zu finden, den laſſe man dabei, und wolle ihn nicht aufklären, was ohnehin bei Individuen, die wirklich an dergleichen glauben können, nicht wohl möglich iſt.

Couſin hatte mich, ohne mich zu unterbrechen, ausreden laſſen, und ſagte, nachdem ich aufgehört: Ich ſehe wohl, Sie ſind ein eben ſo ſonderbarer Philoſoph als ſchlechter Chriſt, und Sie zu bekehren, will ich nicht unternehmen.

Bei all dem kam es mir doch vor, als hätte ich den großen Philoſophen in ſeinem Glauben an ſeine beſte Philoſophie etwas erſchüttert.

Wir ſprachen nun von andern Dingen, beſonders von den deutſchen politiſchen Zuſtänden. Er erzählte mir ſeine Verhaftung in Dresden, von wo er nach Berlin gebracht wurde, und daß man ihn in enger Verbindung mit deutſchen Demagogen geglaubt,

während er doch nur deutsche Philosophie habe studieren wollen, daß man beschämt gewesen, als man seinen Irrthum eingesehen u. s. w. — Nach Paris zurückgekehrt, hielt er wieder philosophische Vorträge, und ward sogar Mitglied der 40 Unsterblichen. — Nachdem er zum General-Inspektor der Universität ernannt worden war, machte er in dieser Eigenschaft nochmals eine Reise nach Preußen, um daselbst das Wesen und die Art des Unterrichts auf den deutschen Hochschulen kennen zu lernen. Die französische Geistlichkeit ist ihm todtfeind, weil er, wie sie meint, das gottlose deutsche philosophische Wesen zuerst nach Frankreich gebracht habe, die heiligen Herren zürnen ihm jedoch ohne Grund, denn Cousins Philosophie hat so wenig wie irgend eine deutsche Anhang unter dem Volk gefunden. Die große Mehrzahl der geistlichen Herren sind selbst ihre eigenen größten Feinde, so wie die ihrer Religion, indem sie durch ihre Gelderpressungen unter allen möglichen Vorwänden sich verächtlich machen, und man kann jeden Tag vom gemeinen Mann in Frankreich hören: „was soll uns ein Gott, dessen Diener wir die geringsten Dienstleistungen mit Geld und Geld aufwiegen müssen, und der dem reichen Verbrecher verzeiht, weil er hunderte von Messen für das Heil seiner Seele kann lesen lassen, und den armen Teufel verdammt, der nicht dreißig Sous zu einer aufbringen kann. Von der Taufe bis zum Begräbniß müssen wir jede Kleinigkeit und der Kirche Dienst mit unserm sauer erworbenen Pfennige bezahlen!"

Die drei Brüder Arago lernte ich auch nach und nach kennen, doch kam ich nur mit Jacques Arago dem excentrischen Verfasser der dreijährigen Reise um die Welt, in nähere Berührung und Verbindung, der leider schon seit Jahren erblindet, aber nichtsdestoweniger in der Literatur sehr thätig war, und fortwährend schrieb oder diktirte. Wenn er schrieb, so geschah dieß auf einem Schieferstein, auf dem Drähte gespannt waren, welche gerade Linien formirten, zwischen denen er mit einem Griffel seine Gedanken aufzeichnete, dann sich vorlesen ließ, und zum copiren gab. — Jacques Arago ist ein sehr excentrischer Mensch, dabei nichtsweniger als Oeconom, und lag beständig mit seinen beiden Brüdern in den Haaren, namentlich mit dem berühmten Astronom, François Arago. Seine Reise um die Welt, bei welcher freilich manches phantastische und ideale mituntergelaufen sein mag, und die mit eben so schönen als wunderlichen Abbildungen geschmückt ist,

gründete seinen literarischen Ruf, doch entsprachen seine späteren Arbeiten nicht den Hoffnungen, die man sich nach der Erscheinung jenes Werkes gemacht hatte, obgleich sein Jampolo nicht ohne gute Charakterschilderungen ist, und viel Imagination verräth. — Das „kleine Opernschmeichen" erzählt auch recht unterhaltende Dinge. — Er erkundigte sich viel nach den deutschen Schriftstellern, und besonders nach Goethe bei mir, dessen Faust er sich in einer schlechten Uebersetzung hatte vorlesen lassen, und von dem er daher keinen guten Begriff hatte. Es gelang mir jedoch, ihm bald eine bessere Meinung von diesem Meisterwerk beizubringen, indem ich ihm, so gut es nur immer möglich war, den deutschen Faust in der Hand, dessen schönste und tiefgedachteste Stellen in's französische übertrug. Er kam nun auf den Gedanken, einen französischen Faust schreiben zu wollen, und zwar im Verein mit mir. Ich nahm das Anerbieten mit Vergnügen an, aber es ging mir hier wie mit dem Alexander Dümas. Aragos Ideen waren so excentrisch, und schweiften so sehr in jeder Richtung aus, daß ich unmöglich damit einverstanden sein konnte, und so ließen wir die Arbeit liegen, nachdem wir schon einige Kapitel fertig hatten. Ich behielt mir vor, selbst einen französischen Faust zu schreiben, was ich auch später in einem Feuilleton eines Journals des Departement Seine-Inferieure ausführte. — Wir blieben nichtsdestoweniger Freunde, und manchen Abend brachte ich in seiner Gesellschaft und in seinen kleinen aber äußerst unterhaltenden Soiréen zu, die zum Theil von Schauspielerinnen und Sängerinnen, von denen er trotz seiner Blindheit ein großer Freund war, der verschiedenen Theater sehr besucht waren. Arago besitzt das Talent, eine Gesellschaft einen ganzen Abend auf das angenehmste durch geistreiche Einfälle und Erzählungen zu unterhalten. Er war verheirathet, seine noch ziemlich junge Frau war die Tochter des Garderobiers der großen Oper, hübsch und sehr musikalisch, aber etwas mehr als kokett, und stand auf einem sehr intimen Fuß mit einem jungen Schreiber ihres Mannes. Letzterer bechrte dagegen Artisten mit seinen intimen Besuchen. Die Frau componirte nicht übel mehrere Romanzen, die ihr Gatte gedichtet hatte, später ganze Albums, die jedoch wenig beachtet wurden und keine Aufnahme fanden. — Die alte, jetzt fastdicke Schauspielerin Georges kam häufig zu Aragos; diese, einst eine Caprice Napoleons, war jetzt so unförmlich geworden, daß

ſie faſt Ekel erregt. Doch das iſt ja das Loos des Schönen auf Erden!

In dem Redacteur en chef des National, Herrn Maraſt, lernte ich einen ſehr intereſſanten und wahrhaftigen Republikaner, das heißt, einen Mann kennen, dem es wirklich um die Gründung einer demokratiſchen Republik zu thun war, ohne alle Nebenabſichten; ſolche Menſchen ſind unter denen, die ſich Republikaner nennen, weiße Raben, und vielleicht kein halbes Dutzend in ganz Frankreich ausfindig zu machen; denn alle, die ſich Republikaner zu nennen belieben, gebrauchen dieſen Aushängeſchild nur, höchſt egoiſtiſche Abſichten zu erreichen, was glücklicherweiſe unmöglich ſcheint. — Ich habe mich mehrmals, faſt eine halbe Nacht mit Maraſt auf dem Bureau des National, wo er in der Regel nach 10 Uhr Abends eintraf, unterhalten, und mit großer Freimüthigkeit ſprach er ſeine An- und Abſichten gegen mich aus; aber es gelang ihm nicht, einen Republikaner aus mir zu machen, und zwar aus dem Grund, weil ich in ganz Europa keine Materialien zu einer Republik auffinden konnte, und Herrn Maraſt oft wiederholte: Eine Republik ohne Republikaner iſt ein Unding, grade ſo wie ein Heer ohne Soldaten, eine Cavallerie ohne Pferde, oder eine Flotte ohne Schiffe, und die Franzoſen eignen ſich unter faſt allen Völkern, vielleicht am wenigſten zu Republikanern. Unſere Sitten, unſere Bedürfniſſe, unſer phyſiſches und moraliſches Ausarten paßt durchaus nicht zu einer Republik; und außerdem habe ich durch die Geſchichte aller Republiken, von den altgriechiſchen bis auf die franzöſiſche von 1793 gelernt, daß ſie durchaus nicht geeignet ſind, die Völker zu beglücken, ſondern daß ewige Unruhen, furchtbare Grauſamkeiten, Mord und Verbannungen und blutige Partheikämpfe die Menſchen unglücklich und in immerwährender Furcht und Angſt erhielten.

Maraſt entgegnete mir jedoch, daß die Republik der vereinigten Staaten hierin bis jetzt eine ehrenvolle Ausnahme mache. — Ich gab das zu, mit dem Bemerken, daß dieſe Republik noch ſehr jung ſei, und man einen Staat wie einen Menſchen vor ſeinem Ende nicht glücklich preiſen dürfe, wenn gleich Generationen unter ſeiner Regierung glücklich geweſen ſeien, indeſſen leide dieſe Republik an einem ſchmachvollen Uebel, das kein anderer chriſtlicher Staat dulde, nemlich an dem Sklaventhum und Handel mit Men-

schen. — Ein Achselzucken war Alles, was mir Marast hierauf antwortete. — Ich meinte, am Ende könne man sich doch mit einer Verfassung wie die englische zur Noth begnügen, da in dieser sublunarischen Welt nun einmal an eine Vollkommenheit nicht zu denken sei, und man in Großbritanien sich doch in jeder Hinsicht der größtmöglichsten Freiheit zu erfreuen habe.

Marast schüttelte aber den Kopf und rief aus: Was Sie mir auch immer sagen mögen, ich bleibe Republikaner, und er war es allerdings in dem besten Sinn, und seine Armuth bewies seine Rechtlichkeit. Als bei dem scheußlichen Schwindel mit den Nordbahnactien man allen großen Journalen eine bedeutende Anzahl Actien zu einem sehr niedrigen Preis zuschickte, um sie dadurch zum Schweigen über diese Infamität zu bringen, war der National das einzige Blatt, welches die ihm zugesandten 1200 Actien mit Protest zurückschickte, was eben so viel sagen wollte, als eine Summe von ungefähr einer halben Million ausschlagen.

Marast war ein Zögling der Normalschule und hatte vortreffliche Studien gemacht. Er widmete sich anfangs dem Unterricht, und würde ein schnelles Avancement gemacht haben, wenn seine Liebe zur Unabhängigkeit und zur Freiheit ihn nicht daran verhindert, und ihn der Regierung der Restauration verdächtig gemacht hätte. Er verlies das Collegium von Pont-le-Voy, bei dem er angestellt gewesen, und ging nach Paris, um sich daselbst eine möglichst unabhängige Existenz zu schaffen, die seinem Geschmack und seinen Kenntnissen mehr zusagte. Hier gab er zuerst einige Brochüren über die verschiedenen philosophischen Schulen heraus, die Talent und Einsicht verriethen, aber Marast hatte weder Beschützer noch Gönner, und blieb bis zur Revolution von 1830 ziemlich unbekannt. Als diese ausgebrochen, kämpfte er während drei Tagen in den Reihen des Volks. Als der Sieg erfochten war, legte er die Waffen nieder und griff wieder zur Feder, gründete die Zeitschrift, die Tribune, ein sehr freimüthiges republikanisches Journal, und wurde ein geachteter und gefürchteter Publicist. — Gefängniß, Geldstrafen und Confiscation wurden ihm und seinem Journal bald zu Theil. Vor die Schranken der Deputirtenkammer gerufen, wegen zwei Artikel, die er hinsichtlich der Prostitution dieser Kammer geschrieben, ließ er die dem

Miniſter ſo gefällige Majorität derſelben, derbe und harte Wahrheiten hören.

Wegen dem April-Complott verhaftet, da man ihn irrig für einen der Verſchwörer deſſelben hielt, mußte man ihn bald wieder frei geben. Jetzt gab er eine Brochüre heraus, die den Titel führte: Zwanzig Tage geheime Haft oder das April-Complott. Dieſe Schrift machte ein außerordentliches Aufſehen, und war die Urſache, daß man ihren Verfaſſer, der ſich einige Zeit nach England hatte flüchten müſſen, ſpäter zum Redacteur en chef des National an die Stelle des von E. Girardin im Duell getödteten Armand Carrel, ernannte. Bekannt iſt, daß dieſes Blatt fortwährend eine demokratiſch-republikaniſche Tendenz hatte, und ſich mit der größten Freimüthigkeit, ja wohl auch Ausgelaſſenheit, für die Republik ausſprach und deren Schöpfung anſtrebte.

Wie ich Chateaubriands Bekanntſchaft gemacht, habe ich ſchon erzählt, und will hier nur noch etwas, ſeine Perſönlichkeit betreffend, nachtragen.

Der große Dichter, Exminiſter, Exgeſandter ꝛc. war mit einer großen Doſis Eitelkeit begabt, ſprach gerne von den Zeiten, die nicht mehr waren, und in denen er eine glänzende Rolle geſpielt, und mit ſichtbarem Leidweſen über das Vergängliche der irdiſchen Herrlichkeiten, oft auch in einem prophetiſchen Ton von der Zukunft, und ſchien dann wirklich inſpirirt. Die Damen lauſchten ſeiner Rede mit banger Aengſtlichkeit, und ſein ehrwürdiges Aeußere und ſilbergelocktes Haupt verlieh ſeinen Worten in ſolchen Augenblicken einen ganz eigenen Eindruck. — Er ſprach gerne und öfters von ſeinen Memoiren, die nach ſeinem Tode erſcheinen und manches, was noch dunkel, enthüllen ſollten, doch ließ er merken, daß man die große Rolle, die er auf der Weltbühne geſpielt, erſt recht durch dieſe Memoiren kennen lernen werde. — „Aber was iſt aus allen glanzvollen Thaten früherer Jahrhunderte geworden", ſagt er irgendwo, „aus jener Zeit, wo ein Shakespeare *) und Milton, eine Eliſabeth, ein Cromwell, ein Oranien, ein Pitt lebten. Das Alles iſt verſchwunden, als wäre es nie da geweſen. Alles Große, alle Liebe und giftiger

*) Chateaubriand iſt einer der wenigen Franzoſen, die Shakespeare und die engliſche Literatur überhaupt näher kennen und verſtehen.

Haß, alles Glück wie alles Elend, alle Schlachtopfer und ihre Henker, Könige und Völker — alles iſt untergegangen in demſelben Staub, und vom größten Genie iſt kaum ein Schatten mehr übrig! — Durch wie viele Revolutionen ſind wir nicht gekommen, um wieder am Rand einer neuer neuen zu ſtehen! und die größer und furchtbarer ſein, als die noch je da geweſen, die dieſelbe Welt und unſere Nachkommen umfaſſen wird". — Der Erfüllung dieſer Prophezeihung werden wir ſchwerlich entgehen.

„Ich ſah England, wie es noch an ſeinen alten Sitten hing, ſeine alten Kirchen, Thürme und Friedhöfe, die engen Straßen ſeiner alten Städte, ſeine herrlichen Thäler mit den prächtigen Heerden, ſeine reizenden Parks, ſeine prunkenden Schlöſſer hatte. Englands Fluren waren mir nicht die Gefilde Andaluſiens, in denen ich alte Chriſten und liebende Paare, die Trümmer der mauriſchen Pracht zwiſchen Aloegeſträuchen und Palmbäumen fand, nicht die der römiſchen Felder, die durch immer neue Reize anlocken, nicht das Vorgebirg, auf dem Plato lehrte, jenes Junium, wo mich die Grille mahnte, das Minervens Tempel verwaiſt ſteht; — England war mir das Alles nicht — aber von ſeinen zahlloſen Schiffen umgeben, mit ſeinen von Heerden bedeckten üppigen Weiden, ſtolz auf ſeine große Macht und ſeine großen Männer, war es mir nichts deſto weniger eine der reizendſten Gegenden der Erde — Aber ſeitdem wurden die herrlichen Thäler durch den Rauch zahlloſer Schmieden und Hämmer verdunkelt, ſtatt der ſchönen Heerſtraßen durchkreuzen einförmige Eiſenbahnen das Land nach allen Richtungen, und ſtatt von Milton und Shakespeare iſt nur noch von Dampfkeſſeln die Rede. Die Schulen der Wiſſenſchaft, da wo der Lorbeer in Maſſen gedieh, Oxford und Cambrigde, werden immer einſamer und verlaſſener, und bald ein Raub der Zerſtörung werden. In den melancholiſchen gothiſchen Kapellen liegen die in Marmor gegrabenen Annalen längſt untergegangener Geſchlechter vergeſſen und Ruinen bedecken Ruinen! — So wie die menſchliche Geſellſchaft jetzt beſchaffen iſt, kann ſie nicht lange mehr beſtehen; je mehr die Völker bis in die unterſten Schichten unterrichtet werden, deſto ſchneller werden ſie mit den beſtehenden Verhältniſſen unzufrieden werden, ſie werden deren Blößen und ſchwächſte Seiten und die geheime Wunde entdecken, welche die geſellſchaft-

liche Ordnung, so wie sie bis jetzt war, und welche die einzige Ursache alles Mißbehagens und aller Unzufriedenheit der Völker ist, untergräbt. — Die viel zu große Ungleichheit der Stände und des Besitzes, ertrug man geduldiger, so lange in den untern Klassen eine große Unwissenheit herrschte, wodurch man in den obern Regionen vermittelst einer künstlich zusammengeflickten Staatsorganisation die Massen gängeln und dupiren konnte. — Aber von dem Augenblick, als Jedermann diese nicht natürliche Ungleichheit und die Schwächen der Regierungen erkennen wird, ist das Todesurtheil der jetzt bestehenden gesellschaftlichen Ordnung gesprochen. Dampf, Eisen und Telegraphen werden die Entfaltungen materieller Kräfte und auch die Geistesarbeit wunderbar befördern. Aber mit dem Aufhören der Entfernungen werden nicht nur die Waaren, sondern auch Ideen und Gedanken mit Blitzesschnelle befördert und verbreitet, und kaum wird man die Nachricht von einem an einem Ende Europas entstandenen Brand haben, so wird er auch schon das Feuer dem andern Ende mitgetheilt haben, bevor man Vorkehrungen oder Löschanstalten wird treffen können. — Wie will man da noch Mittel finden, die Völker, welche ihre Vorurtheile abgeschüttelt haben, und nach Einheit streben, durch längst abgenutzte Principien zu knechten? — Frankreichs Monarchie war die älteste in Europa, sie ist gefallen, die andern werden sie nicht lange überleben. Wann der Moment kommt, wo sich Alles neu gestalten wird und muß, weiß nur der Allwissende, aber soviel ist gewiß, er naht mit Riesenschritten. — Der Mangel an energischen Herrschern, die geringe Zahl befähigter Geister, besonders in den höhern Regionen, die Entartung und Corruptheit der Geldmenschen, die aller Ehre baar sind, nur allein dem Schacher und Wucher fröhnen, als sollten sie ewig leben, und keinen andern Gott als ihren Vortheil kennen, eine gänzliche Charakterlosigkeit und Abnahme aller moralischen und religiösen Gesinnungen, eine völlige Gleichgültigkeit für Tugend und Laster, eine kurzsichtige Sorglosigkeit, die man für die Ereignisse hegt, die heute oder morgen die Welt umstürzen werden, alle diese bedeutungsvolle Vorzeichen kündigen nur zu bald den Beginn des schrecklichsten Dramas an, das je auf Erden aufgeführt wurde, und glücklich, die noch vorher von der Schaubühne abtreten, auf welcher eine totale Auflösung des Bestehenden aufgeführt werden wird. — Der Weg zu einer na-

türlichen Demokratie, zur Einheit, zu einer evangelischen Gleichheit, führt nur durch gesellschaftliche Auflösung, durch Anarchie, Blutmeere und Verbrechen, und man bahnt ihn bereits."

„Ich habe alle die großen Ereignisse seit 1789 an mir vorübergehen sehen, ich habe Washington und Bonaparte, Pitt und Mirabeau, Robespierre und Danton gesehen, — und das Begräbniß auf St. Helena erlebt. — Warum mußte ich diese Zeit und ihre Menschen überleben, denen ich seit dem Augenblick, in welchem mir meine Mutter durch meine Geburt die Pein und die Strafe des Daseins auferlegte, angehöre. In meiner Jugend genöthigt, in der gastfreundlichen Insel England Schutz zu suchen, übersetzte ich Miltons Verse, um in der Verbannung nicht Hunger zu sterben. Milton diente dem Cromwell, und ich habe mich gegen Napoleon aufgelehnt; dieser griff die Könige an, ich vertheidigte sie; er hoffte nicht (oder doch) auf ihre Verzeihung, ich zählte nicht auf ihren Dank. Jetzt, wo sich in Frankreich und England die Monarchie ihrem Ende zuneigt, haben wir, Milton, und ich, nicht mehr über Politik zu streiten ꝛc."

Schrecklich wird es denjenigen sein, welche die Erfüllung dieser Prophezeihungen erleben werden, aber alle handeln jetzt noch, als dächten sie «après moi le déluge» — und doch dürfte noch mancher unter uns diese wahrhafte Sturmdrangzeit, dieses irdische Ragnarökur erleben. — Wehe ihnen!

Chateaubriand stammt aus einer alten adlichen Familie, die schon im zehnten Jahrhundert bekannt war. Er kam 1768 zu St. Malo auf die Welt, brachte seine Kindheit auf dem väterlichen Schloß zu Combourg hin, machte seine Studien in den Collegen zu Dol und Rennes, trat 17 Jahre alt als Unterlieutnant in das Regiment Navarra, in dem er schnell avancirte und brachte die letzten Jahre der Regierung Ludwig XVI. bis 1791 in Paris zu. — Als die Excesse der Revolution begannen, schiffte er sich nach Amerika ein, wo er ein Jahr lang dessen unermeßliche Einöden und Urwälder durchstrich, mit den Wilden lebte und sein Gedicht Natchez entwarf. 1792 kehrte er nach Europa, wo er die Neuigkeit von der Einkerkerung des Königs bestätigt fand, die er zufällig schon mitten unter den Hurenen erfahren hatte. Er begab sich nun zu den Emigrirten nach Coblenz und nahm Dienst in deren Heer. Bei der Belagerung von Thionville lebensgefährlich verwundet, ging er nach seiner Hei-

lung nach London, wo er faſt von allem entblößt, ſein Daſein dadurch friſtete, daß er Unterricht in der franzöſiſchen Sprache ertheilte und dabei für Buchhändler Ueberſetzungen machte. Hier gab er auch ſein erſtes Werk: L'Essai sur les révolutions anciennes et modernes, dans leur rapport avec la révolution française, heraus, in welchem er ſehr kühne politiſche und religiöſe Ideen ausſprach, die mit denen, welche er ſpäter offenbarte, nicht harmoniren. Ein Brief ſeiner ſterbenden Mutter führte ihn zur chriſtlichen Religion zurück. Als er von der Liſte der Ausgewanderten geſtrichen war, kehrte er im Jahr 1800 nach Frankreich zurück, wo er im Verein mit Fontanes den Merkur redigirte und in demſelben ſein Atala, oder die Liebe zweier Wilden in der Einöde erſchien. Dieſes Werk erregte ſogleich allgemeine Aufmerkſamkeit und verrieth ein ungewöhnliches Talent; zu jener Zeit ſchrieb er auch René, ein etwas ſchwärmeriſches und ſchwermüthiges Werk, das er jedoch erſt 1807 herausgab, und von dem man ſagt, daß er das Geheimniß ſeines Herzens in demſelben niederlegte. 1802 gab er ſein berühmtes Werk: Le Génie du christianisme heraus, von dem Atala und René eigentlich nur Epiſoden ſind. Bonaparte gab ihn 1803 dem Kardinal Feſch als Geſandſchaftsſecretär nach Rom bei, und 1804 ſollte er Frankreich als Geſandter im Canton Wallis vertreten, als er aber die Hinrichtung des Herzogs von Enghien erfuhr, nahm er ſofort ſeinen Abſchied. Er beſchäftigte ſich nun faſt ausſchließlich mit der Literatur, machte Reiſen nach Griechenland, Paläſtina, Egypten, und ſchrieb nach ſeiner Rückkehr zu Auteuil, in einer ſtillen Zurückgezogenheit: Le Martyre, ein vortreffliches Gedicht, unſtreitig ſein beſtes Werk. Mit Enthuſiasmus begrüßte er 1814 die Rückkehr der Bourbons nach Frankreich, und gab nun ein Pamphlet heraus, das den Titel führte: de Bonaparte et des Bourbons, welches ungeheuern Abſatz fand, und von dem Ludwig XVIII. ſagte, daß es eine Armee erſetze. Er war ſchon zum Geſandten nach Schweden ernannt, als Napoleon von Elba landete, und begleitete nun den König nach Gent, wurde, nach dem Frieden von 1815, Miniſter und Pair von Frankreich, kam aber ſchon 1816 in Ungnade und mußte das Portefeuille wieder abgeben. Er ging nun zur ultraroyaliſtiſchen Oppoſition über, die königlicher geſinnt war als der König ſelbſt. Später wurde er wieder Geſandter zu Berlin und London, und war einer der Bevollmäch-

nigten bei dem Congreß von Verona, wo er sich für den Krieg gegen Spanien entschied. Er wurde noch einmal Minister, konnte sich aber mit Villele nicht vertragen, erhielt plötzlich seinen Abschied und ging diesmal zur liberalen Opposition über, und bekämpfte nun das Ministerium aufs Aeußerste, sowohl in der Pairskammer, wie im Journal des Debats. Die große Theilnahme, die er für die Befreiung Griechenlands bewies, machte ihn sehr populär. Nach Villeles Sturz wurde er Gesandter zu Rom, reichte aber seine Dimission ein, sobald er erfuhr, daß ein Ministerium Polignac ernannt worden war. Im Jahr 1830 zog er sich gänzlich von den Staatsgeschäften zurück, und erschien sogar nicht mehr in der Pairskammer. Sein Dasein gab er nur durch bittere Kritiken über die neue Regierung Ludwig Philipps kund, die er in mehreren Brochüren bekannt machte, und die ihn sogar vor die Schranken der Gerichte erscheinen machten, wo er jedoch freigesprochen wurde. Von jetzt an lebte er immer zurückgezogener, überließ sich fast ausschließlich literarischen Arbeiten, und besuchte außer dem Salon der Madame Recamier, deren unerschütterlicher Freund er blieb, nur noch einige Häuser in Faubourg St Germain. — Schon im Jahr 1811 hatte er angefangen seine Memoiren zu schreiben, die er: Mémoires d'outre-tombe betitelte, aber erst nach seinem Tod erscheinen sollten, da er sich aber, wie fast sein ganzes Leben lang, in großen Finanzverlegenheiten befand, so veräußerte er das Eigenthum derselben im Jahr 1836 an eine Gesellschaft, die darauf spekulirte, und ihm so lange er lebte, ein ansehnliches Jahrgehalt dafür bezahlte.

Den berühmten Feuilletonist des Debats, Jules Janin, hatte ich zuerst in den Theaterfoyers kennen gelernt, wo er als ein gewaltiger Tyrann gefürchtet wurde, und ihm alle Priester und Priesterinnen Thalias, Melpomenes und Terpsichorens den Hof machten. — Eines Morgens besuchte ich ihn in einer Theaterangelegenheit, fand aber die Feuilletons-Majestät in einem Zustand der Verzweiflung, so daß es mir fast unmöglich war, ein vernünftiges Wort mit ihm zu sprechen. — »Zwei-, ja dreihundert Franken, und selbst ein fünfhundert Frankenbillet will ich demjenigen geben, der mir ihn wiederbringt«, rief Jules einmal über das anderemal aus, und hatte für nichts anderes Sinn noch Gehör, und nicht ohne Mühe brachte ich heraus, daß es sich um einen Papagei handelte, der ihm denselben Morgen entflohen war, und dessen

Flucht ihn so außer aller Fassung gebracht hatte. — Uebrigens war er sonst ein ziemlich jovialer Gesellschafter und man merkte ihm seine israelitische Abkunft wenig an. Sein »todter Esel und die guillotinirte Frau« machten ihm zuerst einen literarischen Ruf, indessen erwartete man sich mehr von ihm als er leistete. Die verwünschte (maudite) deutsche Sprache konnte er nicht leiden, und machte ihm viel zu schaffen. Als ihn die Debats zu dem großen Musikfest nach Bonn abgeschickt hatten, um Berichte für das Journal darüber einzusenden, machte sich ein loser Vogel, den er ewig mit Fragen bestürmte, was dieß oder jenes sei oder bedeute, was man gesprochen hat, den Spaß, ihm fast alles verkehrt zu verdollmetschen, und oft grade das Gegentheil der Wahrheit zu sagen, daher es kam, daß diese Berichte in den Debats oft gar wunderlich lauteten.

Eines Morgens besuchte mich ein gewisser Olivier, der früher Schreiber bei Jaques Arrago war, wo er mich öfter gesehen hatte, und sagte mir, daß er bei dem eben gegründeten Journal l'Epoque, dessen Fonds nicht weniger als zwei Millionen betrage, angestellt sei, und man einen deutschen Schriftsteller suche, um Correspondenzen und Berichte über deutsche Zustände gegen ein bedeutendes Honorar zu liefern; er habe den Herrn (Solar und Granier de Cassagnac) von mir gesprochen und von diesen den Auftrag erhalten, mich zu fragen: ob ich nicht geneigt wäre, diese Arbeit zu übernehmen, und in diesem Fall meine Bedingungen zu machen. — Ich antwortete ihm, daß ich die Sache überlegen, und dann selbst meine Antwort auf dem Redactionsbüreau überbringen wolle. Ich verfügte mich auch den folgenden Tag dahin, und kam mit der Administration des Journals überein, ihr die gewünschten Arbeiten à 100 Fcs. für die Colonne zu liefern.

Die Epoque war auf Actien gegründet, und kam in einem ungeheuern großen Format zu dem äußerst billigen Preis von 44 Franken des Jahres heraus. Es war aber leicht zu berechnen, daß sich das Unternehmen auf diese Weise, selbst bei der größtmöglichsten Abonnentenzahl und sammt den Annoncengebühren unmöglich rentiren konnte, sondern unausbleiblich Verlust bringen müsse. Emil Girardin, dem dieses Unternehmen ohnehin ein Dorn im Auge war, wollte dem Publikum und den Actionairen, die es gegründet hatten, die Augen deshalb öffnen, und ließ mehrere Berechnungen in der Presse abdrucken, die klar be-

wiesen, daß hier Verlust entstehen müsse. Granier de Cassagnac und Solar, suchten ihn zwar zu widerlegen und diese Berechnungen als falsch auszugeben, sie wurden aber fortwährend in der Presse auf das schlagendste vom Gegentheil überführt, so daß nur ein Blinder noch an einen Gewinn bei diesem Unternehmen glauben konnte. — Eines Tags sprach ich mit Granier de Cassagnac deshalb, und sagte ihm, daß auch ich überzeugt sei, daß bei diesem Aufwand und den großen Kosten nur Verlust zu erwarten sei. — «Mein Gott» antwortete er mir, «das wissen wir so gut als Herr Emil Girardin, aber darauf kömmt es jetzt nicht an, sondern wir müssen vorerst trachten, unsere Abonnentenzahl durch die Wohlfeilheit und die große Mannichfaltigkeit des Inhaltes der Epoque ins Unglaubliche zu vermehren, und dies ist schon gelungen, denn jeden Tag kommen einige hundert Anbestellungen mehr, und die Zahl erstreckt sich bereits über 12,000.

«Aber mit all dem sind noch lange die Kosten nicht gedeckt, und werden es mit 50,000 Abonnenten noch nicht sein», erwiederte ich ihm. «Das weiß ich sehr wohl, aber unser Einfluß wird ungeheuer sein, und ist einmal der erwiesen, dann wird es uns an bedeutenden Subventionen von allen großen Regierungen nicht fehlen, die Presse existirt ja auch zum Theil durch solche, und der Kaiser von Rußland allein wird uns eine halbe Million zufließen lassen, ohne was Oesterreich, Preußen, die Niederlande ꝛc. noch zahlen werden, alle Regierungen des Continents werden uns tributpflichtig werden, und mehr als eine Million in unsere Kassen fließen lassen, so daß wir uns trefflich dabei befinden und im Ueberfluß leben können».

Ich belächelte wieder die große Unwissenheit des Gascogners, hinsichtlich der fremden Regierungen, und bemerkte ihm, daß, soviel ich den Kaiser von Rußland kenne, dieser nicht der Mann sei, der um die Gunst eines Journals, und sei es auch das erste der Welt, zu erlangen, mit halben Millionen um sich werfe, der König von Preußen noch weniger, und der österreichischen Regierung, selbst wenn sie den guten Willen dazu hätte, die Mittel fehlten. Diese Antwort versetzte Herrn Cassagnac in Zorn, und er sagte: eh bien nous verrons, worauf ich ganz ruhig erwiederte: quo J'ai eu raison. — Und so kam es auch. — Unterdessen wurden die tollsten Ausgaben gemacht, um dem neuen Journal sofort eine ungemeine Verbreitung zu verschaffen; mehrere hun-

dert Menſchen wurden in ziemlich koſtbaren Livreen gekleidet, und zum Verkauf deſſelben in den Straßen von Paris und allen größern Städten Frankreichs angeſtellt, was allein mehr als ein paarmal hunderttauſend Franken koſtete. Sodann wurde während dem Carneval von der Verwaltung dieſes Journals ein Zug von mehreren hundert Perſonen in Wagen, zu Pferd und zu Fuß veranſtaltet, welche ſämmtliche Perſonen, von denen in einem Feuilleton der großen Zeitung, »der Sohn des Teufels« betitelt, die Rede war, in den phantaſtiſchſten Coſtümen vorſtellte. Die drei Baſtarden Bluthaupts waren in blutrothe Mäntel gehüllt, und hielten bloße Schwerdter in ihren Händen. Auf einem mit 6 Pferden beſpannten Wagen lag die Heroine des Romans, wollüſtig auf rothen Sammetkiſſen ausgeſtreckt, und der ſchwarze geheimnißvolle Unbekannte ſtand vor ihr. Dieſem Wagen voraus ritt der Teufel an der Spitze von 50 Unterteufeln, unter dem Schall einer infernaliſchen Muſik. Hinter dem Wagen ſchwang Pluto ſeinen Zweizack, von einigen 50 mythiſchen Perſonen der Unterwelt umgeben. Auf Fahnen und Standarten, die aus der Mitte dieſes Zugs hervorragten, las man mit ſchuhlangen Buchſtaben die Worte: Lisez l'Epoque. Dieſer Zug bewegte ſich vom Morgen bis zum Abend über die Boulevards und durch alle Hauptſtraßen von Paris. Die Epoque wurde zwar geleſen, aber dieß alles brachte ihr kein Gewinn, und ſolche unſinnige Ausgaben mußten nur ihren Untergang beſchleunigen. Ich hatte Recht gehabt, die Subventionen blieben aus, und die Actionäre waren um ihr Geld geprellt, von dem ein großer Theil durch Caſſagnacs durchlöcherte Taſchen rollte, der ſich ohnehin in ewigen Wechſelſchwulitäten befand, was kein Wunder war, da er ebenſo unſinnige Privatausgaben machte. Das Ameublement ſeines Salons hatte allein über 20,000 Franken gekoſtet. Dabei waren ſeine häuslichen Verhältniſſe nicht die angenehmſten, er hatte ſeine Frau, mit der er ſchon vor der Verheirathung auf einem intimen Fuß geſtanden, ſo zu ſagen gezwungen heirathen müſſen, da deren Bruder ihm keine andere Wahl als zwiſchen der Ehe und einem Duell gelaſſen hatte. — Ich ſelbſt habe nur wenige Beiträge in die Epoque geliefert, und zwar meiſt über die deutſchkatholiſche Angelegenheit, die damals im Entſtehen war und Aufſehen machte, da man glaubte, jetzt würde es mit dem Papſtthum wohl zu Ende gehen. Aber Ronge war kein Luther, und die ganze Sache nur

eine Halbheit, die höchstens das Sectenwesen um eine Secte vermehren konnte. — Dagegen hatte ich mich bei einem andern Unternehmen, das wenigstens auf eine solidere Weise gegründet wurde, dem Portefeuille „Revue diplomatique" betheiligt, und lieferte demselben Aufsätze über deutsche Zustände, namentlich auch über die der freien Städte und besonders Frankfurts. L'herminier war der Redacteur dieser mit vieler Umsicht geleiteten Zeitschrift, welche sehr hochstehende Mitarbeiter und gut unterrichtete Correspondenten in allen Staaten hatte, aber nur einmal wöchentlich, jedoch 16 große Foliofeiten stark erschien. Der Redacteur en chef derselben, hatte mich selbst aufgesucht, und zu einem Frühstück im Rocher cancal eingeladen, bei dem sich mehrere Mitarbeiter einfanden, die mich alle baten, ihr College zu werden, was ich denn auch zusagte.

Außer den erwähnten Autoren und Journalisten lernte ich nach und nach alle nur einigermaßen bekannte Schriftsteller, wenigstens von Ansehen kennen, wie z. B. Friedrich Soulié, Louis Blanc, Cormenin, Lamenais, den Verfasser der berühmten: Worte eines Gläubigen, die Bertins, Veron, Flocon, Cappefigue, Leon Gonzales, Pitre Cheralier ꝛc. ꝛc.

# XII.

Die Deutſchen und ihr Treiben in Paris. — Die deutſchen Gelehrten, Handwerker, Bankiers, Kaufleute, Commis, Künſtler, Aerzte, Marktſchreier, Pianoforte-Fabrikanten, Hofmeiſter ꝛc. — Deutſche Zeitungen in Paris. — Die verunglückte deutſche Oper. — Der Komiker Börnſtein. — Das Vorwärts. — Das Wiener Kinderballet in Paris. — Kalkbrenner. — Die Violinſpielerin Zirges. — Staatsrath Gretſch. — Der Federkrieg, durch Cuſtines Werk über Rußland veranlaßt.

Paris war von jeher ein Zufluchtsort für Menſchen aus faſt allen europäiſchen Ländern, die mit oder ohne ihre Schuld in der Heimath unglücklich, mißvergnügt oder verfolgt, hier einen Anker des Heils oder ihr Glück zu machen ſuchten, was auch mehr als einem gelang, während viele andere im Meer des Elends und der Verlaſſenheit untergingen. Beſonders ſind es die Deutſchen, die in großer Mehrzahl ſich hier angeſiedelt, und meiſt auch ihr Fortkommen, hauptſächlich im Handwerksſtand gefunden haben: Leider ſind es aber auch wieder die Deutſchen, welche durch ihr oft mehr als lächerliches, linkiſches, ja kriechendes Benehmen die Franzoſen veranlaſſen, ſie zur Zielſcheibe ihres Spottes und nicht ſelten ſchalen Witzes zu machen, und zwar geben ſolche Deutſche, die zu der höheren Klaſſe der Gebildeten, namentlich Schriftſteller, Gelehrten und Philoſophen gehören, der Perſiflage die meiſten Blößen. — Sind wir ohnehin ſchon durch die metaphyſiſchen Abſurditäten, die Träumereien, durch nebulöſe Philoſophie, Pedantismus und Unverſtändlichkeit ſo mancher unſerer Autoren zum Spott des Auslandes geworden, ſo werden wir es noch mehr durch das Auftreten ſolcher Perſonagen, die ſich von Zeit zu Zeit nach Frankreich verlieren, durch Empfehlungsbriefe in Pariſer Häuſer eingeführt, hier mit in ernſten Falten gelegten Geſichtern und wichtig thuenden Mienen ſich präſentiren, die tiefſinnigen Denker affektiren, während es oft hohl und verwirrt genug in ihren Köpfen ausſieht. Dabei führen ſie gar oft eine

so gelehrte Sprache, eine Art Latein-Französisch mit Gott weiß welchem Accent, die sie vollends unverständlich oder lächerlich macht. — Auch der gelehrteste Franzose ist in seiner Rede immer sehr klar und einfach, wie in seinen Schriften. Wenn auch seine Sprache gewählt ist, so ist sie doch immer natürlich, und er sucht sie nie durch gesuchte gelehrte Ausdrücke und Worte zu verzieren oder vielmehr zu verunstalten, wie dieß bei so vielen deutschen Gelehrten der Fall ist, die eben so unklar sprechen, wie sie schreiben. Ja sie suchen oft sogar etwas darin, die einfachsten Dinge durch Weitschweifigkeit und seltsam gewählte Ausdrücke unverständlich zu machen. Ein gelehrter Schwabe machte mir selbst einmal den Vorwurf: Ja Sie schreiben wie man schwätzt, das ist keine Kunst; was Jedermann gleich versteht, ist niemals tief gedacht! — Auf der andern Seite wagt es ein so tiefgelehrter Mann fast nie, einem Franzosen zu widersprechen, sondern nimmt meist dessen Behauptungen, wenn sie auch noch so irrig sind, wie z. B. über Deutschland mit einem respektvollen Stillschweigen hin, und macht sich dadurch gerade bei ihm verächtlich; oft ist es freilich auch Mangel an hinlänglicher Sprachkenntniß oder an Gewandtheit sich in der französischen Sprache passend ausdrücken zu können, welche die Herrn schwerfällig oder stumm macht. Ich habe der französischen Arroganz und Anmaßung immer gehörig aufgetrumpft, und selbst wenn es deutsche Angelegenheiten galt, bei denen ich in meinem Innern leider nur zu sehr Recht geben mußte, so durften sie dennoch nicht Recht behalten, und dieß setzte mich in Respekt. Der einzige Deutsche, den ich gekannt, der die französische Rechthaberei in die gehörigen Schranken zurückzuweisen verstand, und ihr Besserwissenwollen mit Witz und Geist siegreich aus dem Felde schlug, war der Geheimerath Dr. Koreff, aber der Mann führte auch eine klare und verständliche Sprache, und sprudelte von Geist. — Einst befand sich in dessen Salon, der an einem Tag je der Woche geöffnet war, ein der Theologie befliffener Deutscher, nebst Heine, den man öfters da traf. Letzterer ließ einmal im Gespräch mit einem Franzosen die Worte fallen: „Die christliche Religion spricht aller Vernunft Hohn". Der Theologe wurde feuerroth und sagte: „Es ist gerade das Gegentheil, die Vernunft verhöhnt die christliche Religion, aber diese schert sich den Teufel darum, denn sie ist eben so erhaben über dieselbe, als das positive Element der Elevation über das negative Nicht-Element der negativen Größe der Hölle

und kein negativer Schlag kann ihr etwas anhaben." Die ganze Gesellschaft sah sich einander erstaunt an, machte große Augen oder lachte. Koreff sagte, der negative Schlag dieses negativen Herrn schmettert uns alle zu Boden, darum verordne ich niederschlagende Pulver, und ließ Limonade, Orgeade und Eis herumgeben, man lachte überlaut, aber der negative Theologe war verstummt.

Weniger Blößen geben den Franzosen, die ihnen oft sehr willkommenen Gewerbsleute, besonders die vom Handwerksstande, deren man nicht weniger, als 50—60,000 zählt, die meistens im Faubourg St. Antoine leben, und Tischler, Zimmerleute, Schneider, Schuhmacher, aus denen bald Schuh- und Stiefelfabrikanten werden ꝛc. sind. Früher war es hauptsächlich das Tabakrauchen, welches man ihnen nebst zu großem Durst zum Criminalverbrechen machte, und ich entsinne mich eines Artikel des Temps: „Usage du tabac en Allemagne" überschrieben, in welchem dieses Journal seinen Lesern erzählte, „daß in Deutschland der Tabak alle Straßen, alle Plätze, alle Häuser, alle Gesellschaften, alle Restaurationen, alle Möbel, alle Kleider, alle Kutschen ꝛc. verpeste, und daß alle Individuen nach diesem abscheulichen Parfüm riechen, und daß der Tabak die narkotische Macht der deutschen Journale verdopple. Nicht nur was man sieht, berührt, hört, sondern auch was man trinkt und ißt, ist in Deutschland mit Tabak gewürzt. Diese guten deutschen Tabaksfreunde ahnen gar nicht, daß in ihrem Bier, in ihrem Wein, in ihrem Brod, in ihrem Braten, Tabak enthalten ist. Selbst die Luft, die sie athmen, ist so mit Tabak geschwängert, daß die Lungen darunter leiden müssen. Dieß macht, daß Männer, Frauen und Kinder eine Hautfarbe bekommen, der von gesottenem Geflügel ähnlich! — Eine Oberfläche von mehreren Tausend Quadratmeilen ist mit solchem Rauch bedeckt, in welchem das menschliche Geschlecht gleich geräuchtem Fleisch aufbewahrt wird. Die Deutschen verkürzen dadurch ihr Leben, und verthieren vermittelst diesem Tabak ihre intellektuellen Fähigkeiten. Die endliche Wirkung des Tabaks bei den Deutschen, dieser bebrillten Nation ist, daß er ihnen das Blut, die Zähne, die Augen, das Gehirn austrocknet, und aus ihren Körpern lebendige Mumien, und aus ihrem Verstand eine metaphysische Abstraktion macht." Sollte man nicht glauben, ein deutscher Tiefdenker habe diese Artikel geschrieben? — Doch diese rauchen ja am meisten, also nicht wohl möglich. Ich gab mir damals die Mühe, die Uebertreibungen

deſſelben in einem franzöſiſchen Journal lächerlich zu machen, was mir nicht ſchwer wurde, indem ich der etwas ſtupiden Behauptung der Hautfarbe von geſottenem Geflügel, das prächtige Ausſehen der preußiſchen Soldaten, der ſchönſten in der Welt, und das unſerer blühenden norddeutſchen Frauen und Jungfrauen, mit den friſchen, von Schönheit, Geſundheit und Vergnügen ſtrahlenden Geſichtern, wie man ſie in Paris und Frankreich nur ſehr ſelten und ausnahmsweiſe findet, entgegenſetzte. Was das durch den Tabak ausgetrocknete Gehirn anbelangt, ſo antwortete ich durch die Namen Friedrich, Ziethen, Kleiſt, Möllendorf, Winter, Stein, Hardenberg, Scharnhorſt, Friedrich Wilhelm III., Blücher, Leiſing, Göthe, Schiller, Wieland, Klopſtock, Graun, Gluck, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven ꝛc. ꝛc. Jetzt wäre freilich eine ſolche Widerlegung unnöthig, denn man raucht in Paris und in ganz Frankreich mit den Deutſchen um die Wette, jedoch mit dem Unterſchied, daß man weder in Speiſe-, noch in Wohn-, noch in Schlafzimmern, weder in Reſtaurationen noch Kaffeeſälen, noch in öffentlichen Wagen etwas vom Tabaksrauch verſpürt, ſondern den Rauchern allenthalben beſondere Gemächer, wie zu gewiſſen menſchlichen Bedürfniſſen, angewieſen ſind, was in Deutſchland nur ſelten und ausnahmsweiſe der Fall iſt, da man ſich ſelbſt nicht ſcheut, in Gegenwart anſtändiger Damen zu qualmen, und zwar in Speiſezimmern.

Auch das Trinken und Biertrinken, und das ſich in Maſſe Betrinken, was man den deutſchen Handwerkern, Studenten und Arbeitern vorwirft, wird wie es ſcheint, auch in Frankreich immer mehr heimiſch, beſonders in den Seeſtädten, wo der Branntwein und Cognac eine bedeutende Rolle ſpielt, und es bleibt zuletzt den Franzoſen in dieſer Hinſicht nichts mehr übrig, als uns um das „Choucroûte" (Sauerkraut) zu beneiden.

Unter den deutſchen Handwerkern ſind manche, die ein großes Vermögen erworben haben, namentlich Schneider; einer derſelben war Beſitzer von drei großen Hôtels, von denen eines in der Straße Richelieu lag, und über eine Million gekoſtet hatte.

Die deutſchen Handwerksgeſellen, die nach Paris kommen, finden in der Regel ſchnell Arbeit und faſt eben ſo ſchnell eine Frau, obgleich ſie in dem Ruf des zu viel Trinkens ſtehen, ſo wie in dem, ſodann ſtreit- und händelſüchtig zu ſein. Dieß hält die Franzöſinnen nicht ab, ihnen Herz und Hand zu reichen, ſie finden ſchon Mittel, ihre Männer zu beſſern und völlig unter den

Pantoffel zu bringen, und einmal verheirathet, franzöſiren ſie ſich ſehr bald und zwar ſo, daß ſie ſogar ihre deutſche Heimath verleugnen und nur ein lauderwelſches Franzöſiſch ſprechen. Die Frauen haben ſie gern, weil ſie weit fleißiger ſind und viel mehr arbeiten, als die Franzoſen, und auch weit leichter als dieſe im Zaum zu halten ſind, keine Exceſſe machen und ſich nur in Geſellſchaft ihrer Weiber vergnügen, mit denen ſie Sonntags eine Promenade vor die Barrieren machen, und eine Kneipe oder Schenke beſuchen. Sind einmal Kinder da, ſo werden dieſe ganz franzöſiſch aufgezogen, und lernen faſt nie ein Wort deutſch. Das letztere iſt aber bei allen mit einer Franzöſin verheiratheten Deutſchen der Fall, welchem Stande ſie auch angehören mögen, und nur ausnahmsweiſe radebrechen Kinder von Bankiers, Kaufleuten, Künſtlern ꝛc. ein ſchlechtes Deutſch.

Viele der angeſehenſten Bankierhäuſer gehörten Deutſchen an, wie Leo, Schickler, Hagermann, Eichthal, Thurneiſen, Rothſchild, Königswärter, Oppermann ꝛc., eben ſo ſind die Firma's großer Waarenhandlungen, beſonders ſolcher, welche den Handel zwiſchen Nordamerika und dem Continent von Europa betreiben, Deutſche, weniger Deutſche haben verhältnißmäßig offene Läden, und ſind Boutiquiers, doch iſt auch ihre Zahl bedeutend und die meiſten prosperiren. Deutſche Wirthe und Caffeewirthe gibt es viele, und das erſte weltberühmte Hôtel des Princes in der Straße Richelieu gehörte einem Deutſchen aus Friedrichsdorf bei Homburg vor der Höhe, Namens Privat. Viele Geldwechsler und deutſche Juden, und das Heer der deutſchen Commis iſt zahllos, da man ſie in den Comptoiren den Franzoſen vorzieht, und an deutſchen Künſtlern jeder Art fehlt es auch nicht, beſonders iſt die Tonkunſt gut und zahlreich vertreten, und Liſzt, Thalberg, Roſenhain, Mainzer, Kalkbrenner, Kathinka v. Dietz, die Pianiſten zweier Königinnen ꝛc. ſind die ſprechendſten Beweiſe dieſer Behauptung. Beliebt waren auch die deutſchen allöopathiſchen und homöopathiſchen Aerzte, an der Spitze der erſteren ſtand Koreff mit ſeinen außerordentlichen Kuren, doch fehlt es auch an deutſchen Charlatans keineswegs, wie z. B. Wieſecke, der ſich von einem ehemaligen Berliner Kaffeehaus- und Billard-Aufwärter zu einem Pariſer Doktor der Homöopathie geſtempelt und namentlich einen Namen als Magnetiſeur gemacht hatte, indem er allerlei Frauenzimmer oft von mehr als zweideutigem Ruf zu dieſem Metier

abrichtete, und dabei leichtgläubigen Menschen, namentlich Franzosen und Französinnen bedeutende Summen abschwindelte und sie darum betrog. Ich wohnte einmal einer solchen Soirée bei, wo er mit Begleitung der Musik eines Pianofortes, ein solches Dämchen magnetisirte. Das Ganze war so plump gesponnen und so augenscheinlich präparirt und mit den Haaren herbeigezogen, und auf solche Gemeinsätze basirt, daß ich nicht begreifen konnte, wie das ziemlich zahlreiche Auditorium, nicht gleich mir, über diesen so tölpischen Betrug achselzuckend sich entfernte. Aber es gibt ja Leute, die durchaus hintergangen und getäuscht sein wollen, sei es auch noch so handgreiflich.

Auch unter den deutschen Apothekern gab es mehr als einen Marktschreier und Pfuscher, der Kranke mit unfehlbaren Geheimmitteln zu heilen vorgab. So hatte ein gewisser Leistner, in der Gegend von Leipzig zu Haus, wenn ich nicht irre von israelitischer Abkunft, mit einer Französin von geringem Herkommen aber großer Gemeinheit, eine Pharmacie in der Straße Chaillot erheirathet, und kam nun auf den Gedanken, sich durch die Fabrizirung eines wohlriechenden Wassers, das er „eau de Paris" nannte, schnell reich zu machen. Dieses Wasser, das er mit der größten Marktschreierei als eine köstliche nagelneue Erfindung anpries, war nichts anders, als ganz schlechtes Eau de Cologne (kölnisches Wasser) mit etwas Moschus versetzt, und eher übel- als wohlriechend. Auch gelang es dem Leistner nicht, es en vogue zu bringen, und es waren nur wenig unerfahrene Leute, die er damit anführte. Manche Deutsche haben auch Geschäftsbureaus etablirt, von denen nur wenige ihr Glück machen, da auch sie es auf die Prellerei ihrer Landsleute abgesehen haben; es sind oft verunglückte Advokaten, welche diese Branche ergreifen. — Am meisten Glück machen die deutschen Wagenfabrikanten und Sattler; ihre Arbeit ist sehr geschätzt, geschmackvoll und wird gut bezahlt, sie sind nächst den deutschen Handelsschneidern, die ihr Gewerbe ins Große treiben, und sogar Reisende darauf halten, diejenigen, welche am schnellsten zu Reichthum gelangen. Einige deutsche Pianoforte-Fabriken, wie die von Pleyel, Pape und Hazenbühler (letzterer, ein trefflicher, kunstverständiger Arbeiter fiel aber leider, da ihm die Mittel fehlten, in Wucherershände, die ihn auszogen und zu Grunde richteten), haben europäische Berühmtheit erlangt und verdienen sie auch. Manche deutsche Bäcker und Zuckerbäcker haben sich, wenigstens in Paris,

ſchnell einen Namen gemacht und wurden ſehr beſucht, wie z. B. Felix in der Paſſage Boufflers. Ein anderer, ein gewiſſer Zang, ehemaliger öſterreichiſcher Offizier, der ſich in der Straße Richelieu etablirte, und eine Wiener Bäckerei und Zuckerbäckerei errichtete, obgleich er großen Abſatz fand, machte doch, wie die Franzoſen ſagen, des mauvaises affaires. In den Häuſern der altadligen Ariſtokratie, ſo wie auch in denen der Geldariſtokratie, nimmt man gern und lieber Deutſche zu Hauslehrern und zum Unterricht der Kinder in verſchiedenen Wiſſenſchaften, da man ſie für weit weniger frivol und leichtſinnig hält, namentlich in puncto puncti, als die Franzoſen, doch irrt man ſich bisweilen gewaltig, und ſie wiſſen nur ihre Schwächen beſſer zu verheimlichen. — Bei alle dem möchte ich außer gewiſſen Handwerkern keinem Deutſchen rathen, ſo aufs Gerathewohl nach Paris zu gehen, um dort ſein Glück zu machen oder zu ſuchen; denn daſelbſt ein gränzenloſes Elend zu finden und endlich in demſelben umzukommen, iſt ihm neunundneunzigmal gewiſſer. Selbſt ungewöhnliche Talente, in der, doch ſehr beliebten Muſik, haben alle mögliche Mühe, ſich nach tauſenderlei Unannehmlichkeiten emporzuſchwingen, und bevor man ſich mit Unterricht, es ſei in welchem Fach es wolle, ſein Leben friſten kann, kann man hundertmal verhungern, da es in einer ſo großen Stadt ſehr ſchwer hält, auch nur einigermaßen bekannt zu werden. Nur ſehr gute Empfehlungen an viele bedeutende Häuſer und Familien vermögen hier etwas. Der Geſang macht jedoch eine Ausnahme, eine ausgezeichnet ſchöne Stimme macht ſich bald bekannt, und iſt ein passe partout, um den man ſich am Ende reißt, aber ſolche Stimmen ſind eine große Seltenheit; doch müſſen es ſelbſt dieſe ſich nicht einfallen laſſen, bei der franzöſiſchen großen oder komiſchen Oper eine Anſtellung zu ſuchen, hier iſt ihnen, auch bei der herrlichſten Stimme, der den Franzoſen unausſtehliche deutſche Accent im Weg, der ſich in einem gewiſſen Alter nie mehr beſeitigen läßt. Den reinen franzöſiſchen Accent zu erlangen, iſt man nur in der zarteſten Jugend fähig.

Eben ſo und noch weit mehr iſt es deutſchen Litteratoren zu widerrathen, aufs Gerathewohl nach Paris zu gehen, wenn ſie nicht der franzöſiſchen Sprache eben ſo mächtig, wie ihrer Mutterſprache ſind, und hinlängliche Kenntniß von den franzöſiſchen Zuſtänden haben, und ſelbſt dann müſſen ſie für die erſten Jahre

die Existenzmittel mitbringen, denn es hält selbst für Franzosen von Talent äußerst schwer, sich einen Weg zu bahnen und durchzudringen. — Viele verlassen sich darauf, wenn alles fehlschlägt, Unterricht in der deutschen Sprache zu geben, und bedenken nicht, daß sich hier mehr Lehrer als Schüler für dieselbe finden, und die deutsche Sprache diejenige ist, die der Franzose am ungernsten lernt, da ihm schon deren Buchstaben als eine furchtbare Schwierigkeit erscheinen. Das nicht savoir faire ist es, an dem die Deutschen bei allem savoir meistens scheitern.

Seit einem halben Jarhundert hat man es schon so oft versucht, in Paris ein deutsches Journal zu gründen und bestehen zu machen, was im ersten Augenblick bei einer Zahl von mindestens 80,000 deutschen Einwohnern als ein sehr gutes Unternehmen erscheint, da in einer deutschen Stadt von einer solchen Volkszahl wohl ein Dutzend verschiedener Blätter heraus- und fortkommen, aber bis jetzt sind noch alle derartige Unternehmungen nach kurzem Bestand gescheitert; die Haupturſache davon ist wohl mit, daß die in Paris lebenden Deutschen alles Interesse am Deutschen aufgeben, und sich mit wenig Ausnahmen, an solchen Unternehmen durch ein, wenn auch noch so billiges Abonnement, betheiligen, ihr Indifferentismus ist unglaublich, und die Theilnahme in Deutschland selbst für Pariser deutsche Zeitungen ebenfalls gering, wohl mit aus dem Grund, weil es mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, sie zu erhalten und über die Grenze zu bringen. Doch mag zum Theil auch Mangel an guter Redaction und an hinlänglichen pekuniären Mitteln die Ursache an dem schnellen Untergang aller dieser Blätter gewesen sein.

Nach meiner Ankunft in Paris erschienen in dem kurzen Zeitraum von ein paar Jahren nach und nach nicht weniger als vier deutsche Blätter, die sämmtlich nach kurzem Bestand wieder eingingen, unter ihnen war auch das berüchtigte Vorwärts, ein pöbelhaftes Sudelblatt des rohesten und gemeinsten Communismus, von dem weiter unten die Sprache sein wird. Ich selbst machte den Versuch mit einem nur belletristischen Wochenblatt, da ich die Mittel zu einer politischen Zeitung und die dazu gehörige Caution nicht aufzubringen vermochte, und es erging mir nicht besser als den andern, nach sechs Monaten mußte ich das Unternehmen mit bedeutendem Verlust aufgeben. — Dennoch bin ich fest überzeugt, daß eine gut redigirte politische deutsche Zeitung

mit hinlänglichen Fonds gegründet, ſich rentiren würde, mehr aber noch ein politiſches Wochenblatt, das nur einmal wöchentlich erſchiene, alſo nur unbedeutende Koſten machen würde, und deſſen Verbreitung auch viel leichter in Deutſchland ſelbſt ſein würde. Galignanis Meſſenger, von einem Italiäner in engliſcher Sprache herausgegeben, iſt ein Weltblatt, und ſeine Eigenthümer ſind Millionäre geworden.

Kurz vor meiner Ankunft zu Paris war das Schuhmanniſche Unternehmen einer deutſchen Oper daſelbſt mit großem Eclat geſcheitert; Schuhmann ſelbſt ſaß noch im Schuldgefängniß, und mehrere Mitglieder dieſes gänzlich verunglückten Unternehmens, namentlich Choriſten und Choriſtinnen, unter denen auch die Börnſteiniſche Familie, trieben ſich noch in Jammer und Elend, nicht wiſſend, was aus ihnen werden ſollte, in den Straßen der ungeheuern Stadt herum.

Niemals wurde ein ſo wichtiges Unternehmen der Art mit weniger Vorausſicht und ſo wenig Mitteln in artiſtiſcher wie in pekuniärer Hinſicht begonnen. — Schuhmann, Director vom Mainzer Theater, hatte einen Pfarrer in der Gegend von Mainz, der einiges Vermögen hatte, beredet, mit ihm eine deutſche Oper in Paris zu gründen. Er wußte dem Herrn Pfarrer die Sache ſo plauſibel und in einem ſo roſigen Licht darzuſtellen, daß der Mann Gottes, unermeßliche Reichthümer in einer nahen Zukunft erblickend, ſeinen geiſtlichen Beruf hintanſetzend, mit allem Eifer die Sache ergriff und ſich mit Schuhmann, nachdem vom franzöſiſchen Miniſter die Erlaubniß zu dem Unternehmen ſogar mit einer aufmunternden Antwort genehmigt worden war, auf den Weg nach Paris machte. Bei dem ganzen Perſonal, das die Herrn zu dieſem Zweck für Paris engagirten, war auch nicht eine hervorragende Perſönlichkeit, auch nicht ein Sänger, nicht eine Sängerin von Ruf und Talent. — Man kann ſich denken, wie die Truppe zuſammengeſetzt war, der triviale Komiker Börnſtein, von einem öſterreichiſchen Provinzialtheater, einer der Koriphäen dieſer Geſellſchaft war, deſſen Frau und Schwägerin, Choriſtinnen, hier figuriren ſollten. Das bischen Geld des Herrn Pfarrers war beinahe ſchon durch die Reiſe nach Paris aufgezehrt, da das Perſonal mit dem Chor ziemlich zahlreich war. Ja, da man das Poſtgeld für die Plätze der meiſten Mitglieder nicht bezahlt hatte, ſo hielten die Meſſagerien die Koffer und das Gepäck dieſer Paſſagiere zurück, bis ſie bezahlten,

wozu ein Hr. Kraus, ein ehemaliger Frankfurter Kaufmann die Mittel anschaffte und sich überhaupt der Ankömmlinge mit Eifer und Liebe annahm. So kamen denn endlich nach unsäglichen Mühen und Schwierigkeiten einige Vorstellungen in dem italiänischen Opernhaus zu Stande; da aber das Orchester nach den ersten nicht bezahlt worden war, so wollte es auch nicht mehr spielen, ohne die Rückstände erhalten zu haben, so daß beiden zuletzt angekündigten Vorstellungen man um sechs Uhr des Abends noch nicht wußte, ob sie wirklich stattfinden würden, bis man die Mitglieder des Orchesters durch Versprechungen und Bitten endlich so weit brachte, ihre Dienste zu leisten. — Unterdessen waren die Mitglieder der Gesellschaft höchst übel daran, von allen Mitteln entblößt, hatten sie nichts, ihren Hunger zu stillen, und da fast alle, so wie ihr Direktor und der Pfarrer mit der französischen Sprache nicht fort konnten, war ihre Verlegenheit doppelt groß. — Nach vier oder fünf Vorstellungen löste sich denn auch das Ganze in großem Elend auf, Schuhmann wurde in's Schuldgefängniß quartiert, und der Hr. Pfarrer (er hieß, glaube ich, Christ) hatte gerade noch so viel, um sich von demselben zu befreien und die Reise in die Heimath anzutreten. — Diejenigen Mitglieder, die noch so viel auftreiben konnten, die Reisekosten zu bestreiten, folgten ihm, andere blieben in Paris hängen, wie Börnsteins und fast alle weiblichen Choristen, die sich dann zu allem hergeben mußten, ihr Leben zu fristen. — Börnstein griff nun zur Feder und schickte Berichte an österreichische Lokalblätter über Pariser Zustände ein, die er von einer Dachkammer im siebenten oder achten Stock beobachtete, während seine Frauenzimmer in den Chören der Oper mitsangen! — Heinrich Börnstein machte auch den Versuch, ein deutsches Commissions-Bureau zu errichten, dem er die Firma: „Bureau Central pour l'Allemagne" beilegte. Aber ob er gleich der Commissionen gar mancherlei annahm und Gott weiß, welche machte, so konnte ihn auch dieses auf keinen grünen Zweig bringen. — Unterdessen war er mit Hrn. v. Bornstedt und durch diesen mit noch einigen andern Personen bekannt geworden. Ersterer hatte Mitleid mit der peinlichen Lage des Ex-Komikers, half ihm durch That und Rath, und brachte es durch seine Bemühungen dahin, daß die Mittel zur Gründung eines deutschen Journals herbeigeschafft wurden, als dessen Redacteur Heinrich Börnstein namhaft gemacht wurde,

und ihm als ſolcher von dem Unternehmer eine für ſeine Lage nicht unbedeutende Unterſtützung ausgezahlt wurde. — Börnſtein ließ nun ſeinen Bruder, der öſterreichiſcher Kanonier geweſen, ſammt deſſen Frau, eine öffentliche Perſon, kommen, um ihn bei der Expedition der Zeitung und lithographiſchen Arbeiten zu verwenden. Hrn. v. Bornſtedt ſollte es aber nur zu bald klar werden, mit welchen Perſonen er es zu thun hatte, da Börnſtein nicht nur höchſt undankbar an ihm handelte, ſondern auch die Nichtswürdigkeit beging, ihn, ſeinen Wohlthäter, der ihn doch momentan aus dem Elend gezogen, der preußiſchen ſo wie der franzöſiſchen Regierung verdächtig zu machen und als einen ſehr gefährlichen Menſchen zu ſchildern, während er ſelbſt dem unſinnigſten Communismus fröhnte, ſo lange er glaubte, ſeinen Vortheil dabei zu finden. Dieſe Schändlichkeiten blieben indeſſen ohne Erfolg. Das Journal, dem man den Titel: „Vorwärts“ verliehen hatte, ſchritt gar bald in jeder Beziehung rückwärts. Anfänglich, und ſo lange noch v. Bornſtedt daſſelbe redigirte, war es gar nicht übel und gemäßigt, bald artete es jedoch nach allen Richtungen hin aus. Bornſtedt, theils aus Ueberdruß, theils durch Börnſteins Gemeinheiten verdrängt, ſagte ſich von dem Blatt ganz los, welches nun den gemeinſten und ekelhafteſten Cynismus zur Schau trug, und ſich nur in Koth und Schmutz zu gefallen ſchien, und nicht einmal der unterſten Klaſſe der Deutſchen in Paris mehr zuſagte, ob es gleich dem Communismus hündiſch ſchmeichelte. Das Gedicht „Ohne Gott“, welches eine Nummer des Vorwärts enthielt, brillirte durch eine maßloſe Stupidität. Es war: „ein Handwerker“ unterſchrieben, man ſagte es aber von Heine verfertigt, ich glaubte es indeſſen nicht, denn Stupidität kann man Heine am wenigſten vorwerfen. — Die Herren vom Vorwärts hatten Heine anfänglich coram genommen, dieſer war ſchwach genug, ihnen dann Beiträge zu liefern, um ſich vor ferneren Angriffen zu ſichern. — Da Börnſtein manchmal arge Böcke machte, das heißt, aus Unverſtand der deutſchen radikalen Partei große Blößen gab, ſo waren Ruge und Marr deßhalb ſehr aufgebracht, und nahmen ihm die Redaction ab, die ſie nun dem Bernays übergaben, der die Maitreſſe eines italiäniſchen Grafen geheirathet hatte, und noch vor kurzem der eifrigſte Vertheidiger des unbeſchränkteſten Deſpotismus geweſen, jetzt den Schneider Weitling zu ſeinem Abgott

machte, und den unmöglichen Unsinn des Communismus hochpries. Ruge sagte sich jedoch auch bald wieder von dem Gesindel des Vorwärts los, und dieses segelte nun mit immer größerer Eile rückwärts. Nachdem das Blatt sogar dem Meuchelmord bei Gelegenheit des Tschech'schen Attentats eine Lobrede gehalten hatte, wurde es, da es die gesetzliche Caution nicht geleistet hatte und nicht leisten konnte, und sich mit der Politik, wenn auch sehr unpolitisch befaßte, hauptsächlich auf Antrieb des preußischen Gesandten gerichtlich verfolgt und verboten. Dieß war eine doppelte Absurdität, das Blatt laborirte längst an der Auszehrung und hätte sich keine vier Wochen länger fortgeschleppt, und dann war sein Erscheinen nur ein Vortheil für die bestehenden Regierungen, indem es durch seinen stupiden Cynismus deren bester Verbündeter wurde und dazu beitrug, den Communismus vollends lächerlich und verächtlich zu machen, und Jedermann vor dessen Emporkommen zu warnen. Bald darauf gab jedoch Guizot Befehl, sämmtliche communistische Litteraten aus Paris und Frankreich auszuweisen, namentlich auch alle, die am Vorwärts mitgearbeitet hätten. Der Polizeipräfekt erließ nun Befehle an Ruge, Herwegh, Marx, Mäurer, Heine, Bernays, Börnstein und sogar an Hrn. v. Bornstedt ergehen, sofort das Land zu verlassen. Da Heine naturalisirt war, so konnte dieser Befehl keine Wirkung auf ihn haben, Herweghs nahm sich der Gesandte der Schweiz an. Bernays saß noch im Zuchtgefängniß, und Börnstein wurde vermittelst der Protektion, die sich seine Frauenzimmer zu erfreuen hatten, ein provisorischer Aufschub gestattet, Marx ging nach Brüssel, Ruge nach Deutschland ꝛc. — Im Uebrigen ging es Börnstein trotz dieser zweideutigen Protektion immer hinderlicher, aber gerade als er ganz abgerissen und in der größten Misere war, machte ihn ein unerwartetes Ereigniß wieder flott. — Die Direktrice des Wiener Kinderballets, bei dem Börnstein als Knabe selbst mitgewirkt hatte, Madame Weiß kam plötzlich mit ihrem ganzen Kinderpersonale nach Paris, wo sie Niemand kannte, und da sie auch kein Wort französisch verstand, sich nun direkt an Börnstein wandte. Dieser, einsehend, von welchem Vortheil ihm das Erscheinen dieser Frau und ihrer funfzig Kinder sein könnte, bot ihr sogleich das Lokal seines Central-Commissions-Büreau an, auf dem ohnehin fast gar keine Commissionen gemacht wurden, und schuf dasselbe zu einer Kinderkaserne um, ließ

Strohſäcke und Matratzen bei dem erſten Frippier miethen und nahm ſo Madame Weiß mit allem, was ihr angehörte, in Beſchlag und verköſtigte ſie ſammt ihrem ganzen Perſonale zu ziemlich hohen Preiſen — Nun war die Frau ganz in ſeine Hand gegeben und übertrug ihm ihre Angelegenheiten beſtmöglichſt zu beſorgen, was Börnſtein ſo ausführte, daß er zuerſt ſeine eigenen beſtmöglichſt berückſichtigte, und Geldvorſchüſſe nahm. Doch wollte ſich die Sache nicht ſogleich machen laſſen, da der Direktor der großen Oper, Leo Pillet, anfänglich von dieſem Kinderballet, von dem er nie etwas gehört hatte, wie er denn ein gewaltiger Ignorant ſelbſt in den alltäglichſten Theaterangelegenheiten war, nichts wiſſen wollte. Erſt durch Zureden Rothſchilds, an den Madame Weiß einen Empfehlungsbrief mitgebracht hatte, willigte er ein, einer Probe von dieſem Kinderballet mit mehreren Sachverſtändigen beizuwohnen. Dieſe Probe fiel denn ſo zur Zufriedenheit dieſes Ausſchuſſes aus, daß die Aufführung des Ballets in der großen Oper einſtimmig beſchloſſen wurde, und auch den glänzendſten Erfolg hatte. Da nun Börnſtein den Zwiſchenhändler bei der Sache machte, und Madame Weiß ihm ganz freie Hand ließ, die Bedingungen mit Leo Pillet feſtzuſetzen und abzuſchließen, ſo machte er den Unterhändler mit ſo gutem Erfolg für ſich, daß er einen dreimal größern Nutzen von dieſen Darſtellungen als Madame Weiß ſelbſt hatte, der nach Abzug aller Koſten und des Unterhaltes in der Börnſtein'ſchen Kaſerne faſt nichts übrig blieb. — Aber damit war es noch nicht genug, Börnſtein perſuadirte Madame Weiß, die er übrigens mit guten Leckerbiſſen und Champagner für ihre Perſon fortwährend zu kirren wußte, nach den beendigten zahlreichen Pariſer Vorſtellungen nach London zu gehen, um daſelbſt welche zu geben. Madame Weiß willigte ein, und Börnſtein machte abermal den Unterhändler. Der Direktor der Londoner Oper, Hr. Lumley, eröffnete der Madame Weiß nun einen Credit von ſiebentauſend Franken in Paris, um die Reiſekoſten ſo weit es nöthig, damit zu beſtreiten. Kaum hatte Börnſtein hievon Nachricht, als er auch dieſe ganze Summe erhob und Madame Weiß mit ihren Kindern nach Havre transportirte und daſelbſt einſchiffte. Dieſe ganze Expedition hatte kaum 1200 Franken gekoſtet, und den Reſt der 7000 Franken ſteckte der Herr Spediteur für ſeine Mühe ein. — Lumley wollte zwar klagbar werden, aber unterließ es, um nicht

vielleicht noch größere Verluste durch einen Prozeß zu haben und am Ende doch nichts zu erhalten, da Börnstein längst ein Panier pavé war. — Dieß hatte indessen das Gute für Madame Weiß, daß er sich nicht mehr, wie er beabsichtigt hatte, auch in London in ihre Angelegenheiten mischen konnte, und sie doch den Ertrag ihrer Bemühungen für sich behielt. Börnstein fing nun mit den erprellten Mitteln eine Art Pachtwirthschaft in der Nähe von Paris an, das er mit trefflicher ungewässerter Milch, herrlicher Butter versehen wollte, und hatte sich zu dem Ende tüchtige Kühe angeschafft. Anfänglich war auch die von ihm gelieferte Waare gut, aber allmählig wurde sie schlechter und schlechter und stand zuletzt weit unter der schlechtesten Pariser Marktwaare. — Später wanderte Börnstein mit dem, was ihm noch von der Weißischen Beraubung blieb, nach Amerika aus.

Ich hielt mich so viel nur immer möglich, von den Deutschen in Paris entfernt, da ihr Umgang weder sehr ersprießlich noch angenehm war, und sie trotz aller Manie sich bald möglichst zu französiren, doch gerade dasjenige vom Deutschen beibehalten, was am unausstehlichsten ist. Auch Heine mied ich, da er mir wegen seinem Benehmen gegen den leider schon verstorbenen Börne zuwider war, doch sah ich ihn oft in dem Lesekabinet des Salon Montpensier im Palais-Royal, dem Hauptsitz der Correspondenten der deutschen Blätter, wo sie aus allen möglichen französischen Journalen ihre Berichte zusammenflicken, und dann nach Deutschland in die verschiedenenen Zeitungen einsenden. Einer der burleskesten war ein gewisser Haller, der hier gewissermaßen sein Hauptquartier aufgeschlagen, und von Morgens bis tief in die Nacht compilirte, um besonders den fränkischen Merkur und einige andere Blätter mit seinen Zeitungsbasereien zu beglücken. Für die Familie Strauß hatte ich Empfehlungsbriefe mitgebracht, und sie war mir um so interessanter, da Börne seine letzten Jahre in ihrem Schooß verlebt hatte, und Madame Strauß mich oft und lange von ihm und den Eigenheiten dieses genialen Kopfs unterhielt, den die hohe Obrigkeit in Frankfurt gleichfalls für einen sehr gefährlichen Menschen verschrieen hatte. Namentlich konnte man es ihm nimmermehr vergeben, daß er in einer seiner Schriften gesagt: „er könne wohl begreifen, wie der Mensch so weit sinken könne, zu allerlei Existenzmitteln zu greifen, sein Dasein zu fristen, aber wie er so tief sinken könne, Frankfurter Se-

nator zu werden, das gehe über ſein Faſſungsvermögen." — Mit dem Banquier Thurneiſen von Frankfurt war ich zwar auch bekannt und wohnte eine Zeitlang in demſelben Haus, aber dieſe Familie war kein Umgang für mich, ſie gehörte zu den Pietiſten, hatte auch außer den Frommen wenig Bekannte, und Madame Thurneiſen war beſonders eifrig, die Armen mit franzöſiſchen und deutſchen pietiſtiſchen Traktätchen zu beſchenken, ſonſt waren ihre Wohlthaten, obgleich ſie ſehr reich war, nicht von großem Belang, doch beſuchte ſie die von der frommen Geſellſchaft ſehr kärglich unterſtützten Hausarmen oft, inſpicirte ſtreng und empfahl ihnen, ja keine unnöthige Ausgaben zu machen, ſonſt würde man ſich genöthigt ſehen, die hilfreiche Hand zurückzuziehen. Andere Hilfsbedürftige wurden aber mit den Worten abgeſpeist: „Wir haben ſchon unſere Armen"; doch gab man ihnen ein paar Traktätchen, mit denen man überhaupt ſehr freigebig war, beſonders mit dem zwölf Seiten ſtarken Werkchen: Maria oder die letzte Nacht auf Erden; der fromme Joſeph ꝛc. — Als der Garçon de caisse des Hrn. Thurneiſen ſeine Frau plötzlich verloren hatte, die ihm ein paar noch unerzogene Kinder hinterließ, ließ ihn Madame Thurneiſen zu ſich kommen, um ihn vermittelſt allerlei frommen Ermahnungen und religiöſen Sprüchen zu tröſten. Zuletzt ſagte ſie ihm noch, er möge einen Augenblick warten, ſie wolle ihm etwas holen, und kam nach einer kurzen Entfernung aus einem Nebenzimmer zurück, und gab dem Garçon ein in weißes Papier gewickeltes dünnes Päckchen mit den Worten: ‚nehmen Sie, das wird Sie tröſten." Der arme Menſch empfahl ſich herzlich dankend, und eilte hinüber in die Kaſſe, dem Kaſſirer freudig das Papier zeigend, das er ſo eben erhalten, und in dem er ein paar Bankbillet oder etwas dergleichen vermuthete. Beide entfalteten daſſelbe und fanden ein paar — Traktätchen, die der getäuſchte Garçon ſogleich unter Fluchen in kleine Stückchen zerriß. — Madame Thurneiſen auch eine geborne Frankfurterin aus der Familie Goutard, hatte den Dünkel der dortigen Geldſeelen auch mit nach Paris gebracht und beibehalten. Wie hätte ſie ihn auch ablegen können, da ſie außer ihrem Pietiſtenklubb mit faſt Niemand in Berührung kam.

Unter den wenigen Deutſchen, die ich frequentirte, war mir beſonders der alte Kalkbrenner lieb und werth, denn es war kein gewöhnlicher Menſch, obgleich er auch an der Krankheit des

Künſtlerſtolzes litt, was bei einem ſo verdienſtvollen Mann am Ende noch verzeihlich iſt. Aber Jedermann, auch ohne Empfehlung, fand eine wohlwollende Aufnahme, guten und wohlgemeinten Rath und Unterſtützung bei ihm. Er war einer der erſten Pianofortespieler, die je gelebt, und hatte es auf einen ſo hohen Grad der mechaniſchen Fertigkeit auf ſeinem Inſtrument gebracht, wie kein anderer ſeiner Zeit und auch nach ihm. Die erſten Klavierſpielerinnen der neueſten Zeit, Madame Plevel und Kathinka Dietz waren ſeine Schülerinnen. Auch ſein Vortrag verrieth tiefes Gefühl und war ſo elegant als anſprechend. Er war mit Plevel der Gründer, der nach dem letztgenannten, in der ganzen Welt berühmten Pianofortefabrik, welche ſo vorzügliche Inſtrumente liefert. In der letzten Zeit war er auch noch Klavierlehrer der Herzogin von Orleans. — Kalkbrenner machte dabei ein großes und brillantes Haus, und ſeine Soirées waren berühmt und wurden von den bedeutendſten Männern des höchſten Ranges beſucht; daß man hier nur ganz vortreffliche Muſik zu hören bekam, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. — Bei all dem hatte der große Künſtler viele Feinde, beſonders unter den Deutſchen, bei denen der Neid gewiſſermaßen eine Erbſünde zu ſein ſcheint, denn wo ich auch immer geweſen, habe ich leider dieſe Erfahrung gemacht, und keine andere Nation ſucht ihre Landsleute auch in der Fremde ſo ſehr zu verkleinern, herabzuſetzen und deren Verdienſte zu ſchmälern, als wie der Deutſche.

Wie wenig auch Deutſche überhaupt im Ausland gegenſeitig nützlich zu ſein oder zu unterſtützen ſuchen, wie das doch bei den vielen andern Nationen der Fall iſt, davon gab wieder der durch einige wohlmeinende Männer in Paris gegründete deutſche Hilfsverein einen neuen Beweis. Die Beiträge zu demſelben floßen ſo ſpärlich und waren ſo kleinlich, daß es ein Jammer war, und mit äußerſt geringen Mitteln mußten die unglücklichen Deutſchen, denen in Paris alle Exiſtenzmittel ausgegangen waren, von dieſem Verein auf das dürftigſte unterſtützt, die Rückreiſe antreten, ebenſo konnten die Unterſtützungen für die in Paris wohnenden armen Deutſchen auch nur eine ſehr dürftige ſein, zudem nahmen die Verwaltungskoſten einen nicht unbedeutenden Theil der eingegangenen Gelder weg, die ohnehin in gar keinem Verhältniß zu dem Zweck ſtanden, den der Verein haben ſollte. Selbſt was einige wenige deutſche Souveräne dazu beitrugen, war kaum nennenswerth in Betracht der

ſchweren Aufgabe. Die königlich preußiſche Regierung machte eine ehrenvolle Ausnahme und bewilligte einen jährlichen Beitrag von Tauſend Franken, ebenſo Hannover von 500 Franken, Sachſen 400 Franken und Mecklenburg-Strelitz 300 Franken. Manches gräßliche Elend konnte indeſſen doch hin und wieder in Etwas gemildert werden, freilich waren der Unglücklichen eine große Zahl.

Eines Morgens erhielt ich einen Beſuch von dem ehemaligen Buchhändler Weſché in Frankfurt, der ſich in Paris niedergelaſſen und ein Kammermädchen, das bei einer deutſchen Familie diente, in zweiter Ehe heirathete. Er überſetzte meiſt Sue'ſche und Dumas'ſche Romane für die Kollmann'ſche Buchhandlung in Leipzig, womit er ſich ſo ziemlich ſeinen Unterhalt verdiente, auch war er ſehr häuslich geworden. Weſché brachte mir den Buchhändler Zirges von Leipzig mit ſeinem fünfzehnjährigen Töchterchen Hortenſia, das eine nicht ungewöhnliche Fertigkeit im Violinſpielen beſaß, und bat mich dieſelbe doch in einigen Häuſern meiner zahlreichen Bekanntſchaft einzuführen und zu empfehlen, was ich auch mit Vergnügen that, ſo daß Hr. Zirges bald in den Stand geſetzt wurde, ein einträgliches Concert zu geben. Durch Arago bewerkſtelligte ich auch, daß ſeine Tochter im Theater während den Zwiſchenakten ſpielen durfte, und ſowohl im Concert, wie in den Privatſoiréen, wo ich ſie einführte, wie auch im Theater, erhielt das talentvolle Mädchen großen und auch verdienten Beifall, denn die außerordentliche Reinheit ihres Tons und die große Fertigkeit ihres Spiels waren ausgezeichnet, nur hatte das Kind noch mit Schüchternheit und Angſt zu kämpfen. Hortenſia ging nach einiger Zeit wieder mit ihrem Vater und den Pariſer Lorbeeren beladen nach Deutſchland zurück, wo ſie ſich an mehreren Orten hören ließ und gefiel.

Eine andere intereſſante Bekanntſchaft machte ich an dem ruſſiſchen Staatsrath und Redakteur der zu St. Petersburg erſcheinenden nordiſchen Biene, Hrn. Nikolai Iwanowitſch Gretſch, der ſich damals in Paris aufhielt, und mich in Journal-Angelegenheiten eines Tags mit ſeinem Beſuch beehrte. Wegen ſeinem ziemlich langen Aufenthalt in Paris trug man ſich mit allerlei Gerüchten, und die deutſchen Demagogen behaupteten, er treibe das Handwerk eines Spions für ſeine Regierung, ohne auch nur den mindeſten Grund noch weniger Beweiſe für dieſe Verleumdung zu haben. Gretſch war damals in eine Art Ungnade bei

seinem Kaiser gefallen, wie ich aus dem Munde eines hohen russischen Stabsoffiziers, dem Fürsten C..., der dem Kaiser sehr nahe stand, erfahren, und zwar wegen einigen Artikeln seiner Zeitschrift, die seinem Herrn mißliebig waren, und dieß war die Ursache seines langen Aufenthaltes in Paris; er hatte jedoch die Schwachheit, dieß verheimlichen zu wollen, um für eine sehr einflußreiche Person bei seinem Monarchen zu gelten, und ließ manchmal Worte fallen, welche dieß andeuten sollten. Dieß war ein Grund, warum man ihn des Spionirens beschuldigte. — Gretsch ist kein gewöhnlicher, sondern ein wirklich ausgezeichneter Geist, und besitzt sehr ausgebreitete Kenntnisse, besonders auch Sprachkenntnisse, hat einen sehr offenen Kopf und nebst andern Talenten, auch das einer einnehmenden Darstellungsgabe. Er ist es, der zuerst Tabellen der russischen Deklinationen und einen Versuch über die russischen Conjugationen schrieb, und so die russische Sprachlehre bedeutend beförderte. — In Paris wurde er durch seine Widerlegung und scharfe Kritik des Werks, welches der Marquis von Güstine über Rußland herausgegeben hatte, allgemein bekannt. Diese Brochüre war mit großer Gewandtheit geschrieben, und bewies augenscheinlich, daß sich Güstine große Irrthümer und Unwahrheiten hatte zu Schulden kommen lassen, und war dabei in einem möglichst unpartheiischen Ton und ohne Leidenschaft gehalten. Natürlich hatte sich der Verfasser derselben, Güstine und seinen Anhang durch die Herausgabe derselben zu Feinden gemacht. Am Neujahrstag 1844 spielte ihm einer derselben einen argen Streich, indem er in fast allen großen Häusern und Hôtels Visitenkarten herumgeben ließ, auf welchen man die Worte: M. Gretsch, promier espion de la Russie las. — Der Verdacht, diese Bosheit begangen zu haben, fiel sogleich auf Hrn. v. Güstine, von dem man ohnehin, aber fälschlich verbreitet hatte, er habe Gretsch herausgefordert. Als der Marquis dieß erfuhr, begab er sich sogleich auf die Polizeipräfektur, und bat, daß man, um seine Unschuld an diesem boshaften Streich klar herauszustellen, die strengste Untersuchung anstellen möchte. Man willfahrte ihm auch, und ließ deßhalb alle Lithographen, Stahl- und Kupferstecher und Visitenkartenfabrikanten verhören, aber der Urheber war trotz aller polizeilichen Mühe nicht zu entdecken. Wahrscheinlich war es ein dem Staatsrath Gretsch feindlich gesinnter Pole, oder selbst ein Landsmann, der ihm den fatalen Streich gespielt, der

übrigens das Gute für ihn hatte, daß sich nun bald Jedermann überzeugte, daß er nichts weniger als ein Spion, sondern ein harmloser Gast war, der höchstens Pariser Tagesneuigkeiten in die nordische Biene abdrucken ließ. Was hätte auch die russische Regierung unter Ludwig Philipp ausspioniren laßen können, das sie nicht in den ersten 24 Stunden durch ihre Gesandtschaft erfahren konnte. Die französischen Staatsgeheimnisse waren unter diesem König und seinen Ministern und den Kammern öffentliche Geheimnisse. Gretsch's Broschüre, die nach und nach in russischer, französischer, deutscher und englischer Sprache erschienen war, fuhr fort großes Aufsehen, namentlich bei der haute volée zu machen, und schadete dem Hrn. v. Cüstine, der wegen gewissen unnatürlichen Liebhabereien ohnehin nicht im besten Ruf stand, außerordentlich. Es entspann sich nun zur Ergötzung des Publikums ein gewaltiger Federkrieg in den Journalen und in Brochüren wider und für Cüstine, Gretsch und den Kaiser Nikolaus, an dem sogar die belgische Presse zu Brüssel, wenn auch nur durch Nachdrücke, Theil nahm, indem sie zuerst die Broschüre des Herrn Gretsch nachdruckte.

Unter den vielen Artikeln, die in den Pariser Journalen gegen Rußland und gegen Gretsch erschienen, und die er, wie er sehr wahr sagte, meistens für sich und seine Regierung hätte günstig stimmen können, wenn er ihren hungrigen Hunden ein Stück Brod hingeworfen, d. h. ein Jahrabonnement auf ihre Journale genommen hätte, war einer in dem Journal des debats, von dem Deputirten St. Marc-Girardin, gegen den es Gretsch der Mühe werth fand, eine Antwort in einer zweiten Brochüre zu schleudern, in welcher er mit einem Schlag siegreich die Albernheit und craß-lächerliche Unwissenheit seiner Gegner über russische Zustände auf das Glänzendste an den Pranger stellte, und sie dem Hohn und Spott des Publikums Preis gab. Er bewies bis zur Evidenz, daß jene Herren und Journale auch nicht die entfernteste Kenntniß von dem, was jeder Schüler in Deutschland von dem russischen Reich und seinem Herrscher weiß, besaßen.

— Noch schlimmer aber spielte eine Brochüre, die unter dem Titel: „Mr. Jules Janin, honoré et desideré par M...", anonym herauskam, dem armen Marquis und seinem Anhang mit. Der Verfaßer wurde nicht bekannt, doch war es allem Anschein nach ein Russe. — In derselben sagte er unter anderm:

„Man weiß, daß Herr von Cüstine im Jahr 1839 nach

Rußland reiſte, wo er mit viel Herzlichkeit aufgenommen wurde, denn die Ruſſen, dieſe Barbaren, bieten ihre Gaſtfreundſchaft mit eben ſo viel Großmuth als Freigebigkeit an. Als Hr. v. Güſtine dieſe Reiſe unternahm, hatte er einen beſondern Zweck; er wollte die Gnade des Kaiſers für einen jungen Polen, der ein ſehr angenehmes Aeußeres und ein intereſſantes Geſicht hatte, in Anſpruch nehmen. Der Hr. Marquis iſt kein Freund von Damen; er hat 5—6 enorme Pamphlete gegen ſie vom Stapel gelaſſen. Sie ſelbſt Hr. J. Janin haben es es eines Tages geſagt. Dagegen gefällt es dem Hrn. v. Güſtine, ſeine Menſchenfreundlichkeit gegen junge Männer auszuüben. Er fand ſich grauſam getäuſcht, als er inne ward, daß es ihm unmöglich, die geſuchte Gnade für ſeinen Schützling zu erhalten."

„Aus Rußland zurück, arbeitete er vier Jahre lang daran, um unter treuloſen Lobeserhebungen gewaltige Schmähungen gegen ſeine Majeſtät den Kaiſer aller Reußen, in vier Bänden niederzuſchreiben."

„Sobald das Buch erſchienen war, wurde es vom Journal des Debats, das nicht aufhört, auf den ruſſiſchen Kaiſer zu ſchimpfen, außerordentlich gelobt. Hr. v. Güſtine hatte auf das unwürdigſte Rußland angeſchwärzt und verleumdet; er hatte ſeinen Landsleuten, die man bis jetzt mit Vorliebe daſelbſt empfangen hatte, den Dienſt erwieſen, die ruſſiſche Regierung in Zukunft mißtrauiſch gegen ſie zu machen, die es übrigens nur wenig bekümmern wird, von Fremden beleidigt zu werden, die ſie mit Güte und Zuvorkommenheit überhäuft hat. — Widerlegungen der falſchen Behauptungen ließen nicht lange auf ſich warten, und ſtellten bald klar heraus, daß Hr. Güſtine urtheilte, ohne unterrichtet zu ſein, und daß er die Träume eines gallſüchtigen Gemüths, für wirkliche Thatſachen ausgegeben hat. Die Franzoſen, welche früher und ſeitdem nach Rußland gereist waren, fühlten ſich von Unwillen erfüllt, daß er ſo die Wahrheit entſtellt und den Kaiſer verleumdet habe, ein Fürſt der mit großer Aufklärung einen ſehr feſten und erhabenen Charakter verbindet, der die Künſte beſchützt und kennt, ſehr thätig, unermüdlich, energiſch, und dabei gerecht und würdig iſt, das größte Reich der Erde zu beherrſchen."

„Ein ausgezeichneter Publiciſt, Hr. Gretſch, hat ſelbſt auch die befangenſten Gemüther durch ſeine Schrift zu überzeugen gewußt.

Dieſe mit Ruhe, Mäßigkeit und Aufrichtigkeit verfaßte Schrift widerlegt auf das Schlagendſte die willkürlichen und unwillkürlichen Irrthümer Güſtine's und vernichtet Stück für Stück deſſen falſche Behauptungen, ſtellt die Thatſachen in ihr wahres Licht, indem ſie zugleich die Mittel angiebt, wie man die Genauigkeit derſelben feſtſtellen kann, ſie genügt dem Recht und ſcheint eine Huldigung der Wahrheit."

„Nachdem man das Werk des Hrn. Gretſch geleſen, fragt man ſich, wodurch Hr. v. Güſtine ſich bewogen gefunden hat, ein Buch zu ſchreiben, über das er vier Jahre lang nachdachte. — Die durch eine abſchlägige Antwort erzeugte Bitterkeit kann keine ſo hartnäckige Bosheit hervorbringen. — Man erinnert ſich nun, daß der Großvater des Hrn. v. Güſtine, der ein Revolutionär aus Berechnung war, den 31. Mai die Partei der Girondiſten im Stich ließ, um ſich dem ſiegenden Berg in die Arme zu werfen, und nur ein General der Clubbs, aber ein ſehr mittelmäßiger Kriegsmann und faſt immer betrunken war, und indem er ſich ſelbſt unaufhörlich rühmte und die andern Generale anklagte, nachdem er zufälligerweiſe einen Erfolg (Mainz) gehabt, dann Fehler auf Fehler häufte (beſonders da er Frankfurt im Stich ließ), ſich ſchlagen ließ, und weinte, als er ſeine Unerfahrenheit mit ſeinem Kopf bezahlen mußte. Im Grund war er nur ein Gevattersmann der Faktion Orleans."

„Gleich Biron und Eſtaing mußte er es bereuen, daß er als Adliger dem Jacobinismus geſchmeichelt, der ihn noch in dem Augenblick beſchimpfte, als er das Schaffot beſtieg. Der unwürdige Hebert berichtete im Père Duchêne, den er redigirte, mit den Worten: „Ich ſah das Scheermeſſer der Nation, das kahle Haupt Güſtines von ſeinem runden Rücken trennen" deſſen Tod.

„Sein Enkel iſt dem Beiſpiel der bekehrten Jacobiner gefolgt, die weder Republikaner noch Legitimiſten ſind, und da es viele unter ihnen gibt, welche die Verachtung des Kaiſers Nikolaus nicht verzeihen können, ſo hat er ihren Inſinuationen nachgegeben, indem er dieſen Monarchen verleumdete. Nun darf man ſich nicht mehr über ſeine empörende Partheilichkeit, über die Bosheit ſeiner Urtheile, und die Unwahrheit ſeiner Behauptungen wundern."

„Hätte Hr. v. Güſtine vielleicht Luſt, mir einen Injurienproceß anzuhängen, wenn ich erkläre, daß, da er die Gewohnheit

hat, die Gegenstände nur von hinten zu betrachten, ich glaube, daß er Rußland auch nur von hinten gesehen hat."

Jetzt war es um den armen Marquis geschehen, man muß die Pariser Salons kennen, um sich eine Vorstellung von der furchtbaren Wirkung zu machen, welche diese letzte Phrase in denselben und auch beim übrigen Publikum hervorbrachte. Der arme Marquis war niedergeschmettert, und unsichtbar geworden. Die Wucht des Lächerlichen und des Abscheus lag gleich schwer auf ihm, und wer in Paris einmal dem Lächerlichen anheimfällt, um den ist es geschehen! Auch die Debats, seine Vertheidiger und Beschützer, litten nicht wenig darunter.

Gretsch hatte auf den Artikel des St. Marc-Girardin, unter andern auf die mancherlei Vorwürfe, die ihm derselbe wegen der russischen Regierung, ihrem Kaiser, dessen Despotismus und Tyrannei, der Censur, unter der er selbst seufze ꝛc. ꝛc., gemacht, geantwortet:

„Die russische Censur begnügt sich, dasjenige zu verbieten, was die Religion verwunden, die Achtung gegen die Regierung aus den Augen setzen, die guten Sitten und die persönliche Ehre angreifen könnte. Diese Censur hatte ich doch wohl nicht zu fürchten, indem ich einem Mann antwortete, der diese vier Hauptstützen der gesellschaftlichen Ordnung rücksichtslos mit Füßen tritt."

„Ich kann den Herrn Marquis und alle seine Leser versichern, daß unser Kaiser, der die göttlichen Vorschriften und die Stimme seines Gewissens befolgt, von seinem Volk geliebt und angebetet ist, daß er nichts auf der Welt fürchtet, und am wenigsten die Lügen und Verleumdungen, diese unvermeidlichen Kletten, die sich an jede Größe und jede Macht hängen. Die Censur besteht in Rußland nicht zu Gunsten des Kaisers, sondern zu Gunsten seiner Unterthanen, denn es ist hochwichtig, sie vor dem Gift zu bewahren, das den Ruin so manchen andern europäischen Staates herbeiführte."

„Hr. St. Marc-Girardin behauptet jedoch das Gegentheil: er sagt, daß die Censur das Lesen jedes wahrhaftigen und strengen Buchs nicht in dem Interesse des Volks sondern in dem der Regierung verbiete. Aber es handelt sich hier ja gar nicht von wahrhaftigen und strengen Büchern, denn diese circuliren in ganz Rußland mit der möglichsten Freiheit, sondern von jenen Libellen, welche die Grundsätze der Moral und der Religion unter-

graben, und das, was Volk und Regierung gleich heilig iſt, verſpotten."

„Um dem Hrn. St. Marc-Girardin den ſchlagendſten Beweis der Wahrheit meiner Behauptung zu geben, und um ihm zu beweiſen, daß der Kaiſer von Rußland keineswegs die Schimpfereien und Verleumdungen fürchtet, mit welchen man ihn überhäufen wollte, will ich ihm nur ſeine eigenen Artikel, die er in demſelben Journal des Debats, im Monat November 1835, bei Gelegenheit der Rede, die der Kaiſer in Warſchau hielt, abdrucken ließ, und welche im höchſten Grad beleidigend, ſchimpfend und inſultirend waren, in Erinnerung bringen. Wohlan, dieſe Artikel wurden auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majeſtät Wort für Wort im Journal von St. Petersburg wieder abgedruckt!!!" Hr. St. Marc-Girardin hatte in den Debats beſonders hervorgehoben, wie wenig in Rußland die perſönliche Freiheit geſichert ſei, da man auf den mindeſten Verdacht hin die Menſchen einkerkere, mißhandle, ja nach Sibirien ſpedire ꝛc., was ihm Hr. Greiſch beſtritt, indem er ſagt, „daß in Rußland, gerade ſo wie in Frankreich, man die gefährlichen Schriften und ihre Autoren erſt dann verfolge, wenn die erſtern in Circulation geſetzt worden ſind." Er fuhr ſodann fort und ſagte: „Ich bin kein Freund von Gegenbeſchuldigungen; ich billige die Kritiken nicht, welche ſuchen, ihre ſchwachen Seiten durch die der Gegner zu entſchuldigen. Die Fehler unſerer Gegner können keineswegs die unſrigen entſchuldigen, dies iſt gewiß, dennoch bin ich in dieſer Angelegenheit gezwungen, dieſes Mittel zu ergreifen, denn Hr. St. Marc-Girardin zwingt mich ſelbſt dazu." — Nachdem er entſchieden hat, daß unſere Gerechtigkeitspflege nichts taugt, ſagt er: „In den freien Ländern muß man andere Dinge aufſuchen, als ein Pamphlet bis unter dem Bett eines Schriftſtellers, um den Bürger ſeiner Freiheit und ſeiner Güter zu berauben; hierzu iſt eine Unterſuchung und ein Proceß vor unabhängigen Richtern nöthig."

„Ich ergreife dieſe Gelegenheit, um meinem gelehrten Gegner einige Bemerkungen hinſichtlich der halbwilden Weiſe, in der man in Frankreich die Gerechtigkeit übt, und die er mit ſo viel Eifer rühmt, zu machen. Ich werde nicht von den politiſchen Proceſſen ſprechen, wo ſo häufig die Verſchwörer von geſtern durch die von vorgeſtern angeklagt, gerichtet und verurtheilt werden, noch von den Verbrechen, wo die Angeklagten, beſonders wenn

der Proceß kein großes dramatisches Interesse verspricht, während einer langen Untersuchungshaft, alle Zeit haben, die sechsundvierzig Gesetzbücher des Königreichs zu studiren. Ich werde nicht von der Art sprechen, wie man in Frankreich die Fremden behandelt, die doch den Handel und die Industrie daselbst leben machen, und die dazu beitragen, den schrecklichen Augenblick hinauszuschieben, wo die klaffende Wunde des Pauperismus alles zermalmen wird. Laßt es euch gesagt sein, ihr Herren Engländer, Deutsche oder Russen, die ihr in Paris wohnt, und benehmt euch so, daß ihr euerm Schneider, euerm Schuhmacher, noch irgend einem eurer Lieferanten nicht mißfallt, denn jeder von ihnen hat das Recht, euch ohne alles Recht ins Gefängniß legen zu lassen. Hier einige Beispiele, daß das, was ich soeben sagte, wahr ist:"

„Im Januar 1844 bestellte ein reicher Fremder bei einem Fabrikanten eine Reise-Necessaire für den übereingekommenen Preis von zweitausend Franken. Zwei Tage vor der Abreise des Bestellers bringt der Arbeiter das Necessaire, fordert aber das Doppelte des übereingekommenen Preises. Der Fremde erklärt, daß er dies nicht annehmen werde. — Der Fabrikant verläßt ihn, kehrt aber bald in Begleitung von zwei Gardes de Commerce zurück, welche dem Fremden ankündigen, daß er entweder die geforderte Summe zahlen, oder ins Gefängniß gehen müsse. Alle Einwendungen und Rechtfertigungen blieben unbeachtet. Der Fremde mußte nun, da er so viel Geld nicht bei sich hatte, um die Erlaubniß bitten, zu seinem Bankier gehen zu dürfen, das Geld zu holen. Es wird ihm gestattet, doch nur in Begleitung der Wächter. Man kommt in der Straße Lafitte Nr. 15 an, aber es hat schon drei Uhr geschlagen und die Kassen sind geschlossen. Der unschuldige Schuldner sucht nun, immer in Begleitung der Häschergesichter, einen Landsmann auf, dann noch einen, findet aber keinen zu Haus. Endlich geht er zu einem Kaufmann in das Palais-Royal, der ihn gut kennt, und der ihm die Summe vorstreckt, seinen Preller zu bezahlen. Hätte er Niemand gefunden, so hätte er die Nacht im Gefängniß zubringen müssen!"

„Das Nämliche ist einem meiner Landsleute widerfahren. Dieser hatte Möbel für 8000 Franken bei einem Tapezirer bestellt, der Mensch bringt sie, und verlangt nun 12,000 Fr., und

würde den Russen ins Gefängniß haben setzen lassen, wenn er ihm nicht die verlangte Summe bezahlt hätte. Er ließ hierauf die Möbel durch Sachverständige schätzen, und es fand sich, daß sie höchstens 3700 Franken werth waren!" (Die Pariser Tapezirer sind wegen ihren unverschämten Prellereien bekannt, die sie besonders gegen Fremde üben.)

„Will man noch mehr Beispiele von der Art, wie die Justiz hier gehandhabt wird? Wohlan, man verfüge sich in das Schuldgefängniß von Clichy und besuche die Zelle Nr. 69; hier wird man einen jungen fremden Mann, einen Familienvater finden, sehr wohl erzogen und in jeder Hinsicht achtungswürdig. Seit vier Jahren seufzt er hier, seiner Freiheit auf das Begehren eines Mannes beraubt, dem er keinen Pfennig schuldet, den aber ein Wucherer des Auslandes dafür bezahlt, um seine Rache an diesem Unglücklichen zu befriedigen!! — So ist eure Freiheit, eure Gerechtigkeit beschaffen! so sind eure unabhängigen Richter! würde ein anderer als ich ausrufen; aber ich sage: dies ist die Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen, selbst in dem Land, das sich vorzugsweise das civilisirteste nennt!"

„Der Verleger des Werkes des Hrn. v. Güstine hatte mir vorgeschlagen, ein Buch zu schreiben: Frankreich im Jahre 1844 betitelt, ich widerstand jedoch der Versuchung, denn ich liebe Frankreich, die Franzosen und die Französinnen zu viel, um Uebles von ihnen zu sagen."

Dieser Federkrieg hatte Paris mehrere Monate lang Unterhaltung gewährt und seinen Salons Stoff zu beißenden und witzigen bon mots gegeben. Hr. Grevich war eine Zeitlang der Löwe des Tages, wenn gleich ein russischer Löwe, und der arme Maranis und seine Vertheidiger hatten viel von den bösen Jungen zu leiden, und selbst St. Marc-Girardin, der erklärt hatte, daß er für den Kaiser von Rußland noch viel weniger Sympathie empfinde, als Hr. v. Güstine, mußte sich von Hrn. Grevich gedruckt sagen lassen:

„Das Schicksal des Kaisers ist wahrlich zu beklagen, da es ihm nicht gelang, sich des Wohlwollens des Hrn. S. Marc — zu erfreuen, dieser zeigt hingegen einen großen Hang für Hrn. v. Güstine, und ich wünsche ihm Glück dazu, wenn diese Neigung gegenseitig ist!"

Nikolai Iwanowitsch Grevich wurde im Jahr 1787 in Peters-

burg geboren, und stammt aus einer alten böhmischen Familie, die später nach Preußen und zuletzt nach Rußland übersiedelte. Gretsch's Vater starb als Obersecretär des russischen Senats, eine Stelle, die für diejenigen, welche dies benützen wollten, eine unerschöpfliche Goldquelle war, nicht so für diesen, der bei ungeheurer Arbeit äußerst spärlich lebte, und dessen ganze Habe nach seinem 1803 erfolgten Tod für 41 Rubeln öffentlich versteigert wurde. — Die Petersburger Zeitung schrieb damals:

„Die Bibel, einige mathematische Instrumente und der ehrliche Name des Vaters war das ganze Erbtheil der Kinder."

Gretsch erhielt später Unterricht in der adeligen Rechtsschule, wo man die Rechtsconsulente ausbildet, und hatte in seiner Jugend oft mit Mangel zu kämpfen. Er versuchte sich nun in der Literatur, lieferte Aufsätze für Journale und machte Uebersetzungen, und wurde für eine derselben vom Kaiser Alexander mit einer Uhr beschenkt. — 1807 nahm er Theil an der Herausgabe eines Journals, „der Zeitgeist" betitelt, und übersetzte ein Jahr später den Kotzebue'schen Roman: „Leontina" 1809 wurde er als Oberlehrer der russischen Sprache in der Hauptschule zu St. Petersburg angestellt. Er widmete sich nun immer mehr der Literatur, nahm an der Herausgabe mehrerer Journale Antheil, und als man 1812 beschloß, in Petersburg ein neues Journal zu gründen, welches Mittheilungen über das Militärwesen geben, und die nachtheiligen Gerüchte in Bezug der Begebenheiten berichtigen und den patriotischen Gesinnungen zum Centralpunkt dienen sollte, wählten die Behörden Gretsch zu dessen Redacteur. — Noch war man nicht einig, was man dem Journal für einen Namen geben sollte, als Gretsch gerade einen Brief von seinem Bruder, der in der Armee diente, erhielt, der ihm schrieb: „Ich werde wie ein ächter Sohn des Vaterlandes sterben", und er taufte das Journal: „Der Sohn des Vaterlandes." — Bis zur Einnahme von Paris war der Inhalt dieses Journals nur politisch, nachher aber füllte die Literatur die meisten seiner Spalten.

Gretsch gab 1822 auch ein sehr interessantes Lehrbuch der russischen Literatur heraus, aus dem alle spätern Autoren schöpften, da er der einzige systematische Führer in dieser Literatur war. 1825 gründete Gretsch im Verein mit Bulgarin die bekannte und einflußreiche „Nordische Biene", das Organ der russischen Regierung. Außerdem erstreckte sich seine literarische Thätigkeit

noch nach vielen Seiten hin. Er redigirte noch zwei Lexikon, nämlich ein encyklopädisches und ein militärisches, sowie andere Schriften, und als man die „Leihbibliothek“ in Petersburg herausgab, die im Namen aller russischen Literatoren erschien, wurde Gretsch von diesen einstimmig zu deren Redacteur erwählt.

Während dem Güstine'schen Federkrieg begab sich Gretsch, dem die Sache zuwider zu werden anfing, nach Heidelberg, und wartete dort dessen Beendigung und Verblutung ab. Die Einweihung einer neuen Kirche, die Enthüllung von Molieres Denkmal und einige andere Tagesbegebenheiten machten auch bald, daß die Pariser ihre Aufmerksamkeit andern Dingen schenkten, und den Scandal, den Güstine veranlaßt hatte, vergaßen.

# XIII.

Versailles, seine historische Bildergallerie und Kunstschätze.

Wer auch nur einen Sommer in Paris zugebracht, der weiß, wie äußerst unangenehm der Aufenthalt in dieser Jahreszeit daselbst ist, und wer es nur immer möglich machen kann, verläßt Ende Mai, spätestens Juni, die staubige Stadt, um auf dem Land oder in irgend einem Bad den Pariser Unausstehlichkeiten zu entgehen. Dahin gehören hauptsächlich die schwüle, dumpfe Luft, die in allen Straßen und selbst auf den Boulevards das Athmen erschwert, der ungeheure Staub, wenn es auch nur einen Tag nicht regnet, die schrecklich drückende Hitze und vor allem der abscheuliche Gestank, der fast in jeder Gasse eine Geruchsvarietät verbreitet, und von den vielen Urinoirs und anderer Unsätherei und Schmutz herrührt. — Um einmal ein freies Feld, Wiesen oder Saaten zu sehen, muß man Stunden zurücklegen, bevor man nur an eine Barrière kommt, und die Spaziergänge und Gärten in der Stadt geben weder Erfrischung noch gesunde Luft. Die Tuilerien, der Garten des Luxemburg, der Pflanzengarten ꝛc. gewähren sammt den ewig bestaubten elysäischen Feldern, keine rechte Erholung und frische Luft, da die mephytischen Ausdünstungen der Stadt und ihr Staub sich auch über diese erstrecken. Auch ich suchte daher, soviel ich es möglich machen konnte, den Sommer außerhalb Paris zuzubringen, und begab mich bald nach St. Germain, bald nach Compiegne oder Chantilly, meistens aber nach Versailles, da ich mich wegen meinen Geschäften nicht zu weit von der Hauptstadt entfernen konnte, und auch für diesen Aufenthalt, der mir aus frühern Zeiten so manche Erinnerungen bot, eine gewisse Vorliebe hatte.

Eine große Veränderung war indessen seit jener Zeit, wo ich es zum Letztenmal sah, mit der Stadt und besonders mit dem prächtigen Schloß vorgegangen, dessen Park und endlose Gärten nicht mehr jenes wüste und verwünschte Ansehen, wie zur Kaiserzeit, hatten, sondern auf das Sorgfältigste unterhalten wurden,

und an den Tagen, an welchen die herrlichen Gallerieen und Prachtgemächer dem Publikum offen ſtanden, nämlich Sonntags, Montags, Dienſtags und Sonnabends, von Menſchen aus faſt allen Ständen wimmelte.

Verſailles war lange Zeit eigentlich nur noch eine prächtige, durch hiſtoriſche, furchtbar-wichtige Begebenheiten, denkwürdige Ruine. Vergeblich hatten Napoleon und Ludwig XVIII. Pläne entworfen, dem königlichen Schloß, das ſeines Gleichen nicht hat, ſeinen alten Glanz wieder zu geben; es wollte ihnen nicht gelingen. Was das Kaiſerreich und die Reſtauration nicht hatten bewerkſtelligen können, führte Ludwig Philipp, der noch ſo manche andere Monumente vor ihrem Ruin bewahrt oder vollendet hatte, aus. Er machte aus dem Schloß von Verſailles einen Tempel des Ruhms für Frankreich, und ließ alles mit erneuertem Glanz herſtellen. Alle die herrlichen Deckengemälde, die reich vergoldeten, koſtbaren Lamberien, die alten, prächtigen Wappen- und Sinnbilder, die Prachtgemächer, Säle und große Gallerieen, wo während dem Jahrhundert Ludwig XIV. ſich die damaligen, nun längſt modernden, verfaulten und vergeſſenen Hofcelebritäten in burlesker Grandezza bewegten, ließ Ludwig Philipp nun in ihrer alten Pracht erſtehen.

Steigt man die mit Statuen und Büſten berühmter Künſtler und Schriftſteller geſchmückte, große Marmortreppe des Mittelgebäudes hinauf, unter denen die des Baumeiſters des Schloſſes, Manſard, und Lenotre, der die ungeheuern Gärten angelegt, Racine, Molière, Laffontaine, Boileau, Delille und endlich Ludwig XIV. als Erbauer und Ludwig Philipp als Wiederherſteller des Schloſſes, ſo kommt man in die erſte Etage deſſelben. — In dieſe, vor Kurzem noch ſo öden und verlaſſenen Mauern, iſt nun wieder volles Leben gedrungen, und ſie haben ſich mit den Königen und berühmten Männern Frankreichs aus allen Zeiten bevölkert. — Aus den Gräbern von St. Denis, aus den Gewölben alter königlicher Schlöſſer, aus Klöſtern und Kirchen in Ruinen, haben ſich in dieſen langen Gallerieen, für die Marmor- und ſteinernen Bildſäulen beſtimmt, die alten Könige mit Kronen und Scepter eingefunden und Platz genommen. Unter ihnen iſt [illegible] der Große, Chlodwig, Karl Martel, Carloman, Hugo [illegible], der heilige Ludwig, Philipp der Kühne ꝛc., und unter den [illegible]onen jener Zeiten findet ſich Johanna von Savoien, Bian[illegible]a von Ca-

ſilien, Margarethe von Flandern u. ſ. w. Theils ſind ſie mit Hermelinmänteln, theils mit Harniſchen bedeckt, einige gekrönt, andere im Mönchsgewand, und ſcheinen die Erzählungen und Legenden der altfranzöſiſchen Geſchichte zu beſtätigen. Die einen ſtarben auf dem Thron, die andern in der Verbannung. Die Frauen beten, die Männer ſcheinen aus dem Kampf zu kommen. Die Sinnbilder des Muthes und der Treue, ein Löwe und ein Hund liegen zu den Füßen beider. Dem Mittelalter folgt die Renaiſſance. Marmor und Stein müſſen den Gemälden, Eiſen und Stahl dem Sammt und der Seide weichen, und die Liebe, Geſang und Poeſie fangen an, die wilde Rohheit zu verdrängen. Doch ich will das Wichtigſte dieſer einzigen Schöpfung, ſo viel wie möglich, in gehöriger Reihenfolge anführen. Welche Begebenheiten haben ſich nicht ſeit dem Augenblick der Entſtehung dieſes Schloſſes bis zu unſerer Zeit in demſelben ſelbſt zugetragen!

Vor Ludwig XIII. ſtand hier nur ein ärmliches Dörfchen, mit einer Windmühle auf einem Hügel. Ludwig XIII. kaufte das Terrain, auf dem jetzt das Schloß und ein Theil der Gärten ſtehen, und das ſeitdem Milliarden verſchlungen hat, für die geringe Summe von 20,000 Thaler. Er baute nun ein kleines Jagdſchloß, und legte einen Garten um daſſelbe an, nebſt einer Menagerie.

Ludwig XIV. machte aus dem Dörfchen eine Stadt, aus dem Jagdſchlößchen ein ungeheures Schloß, das ſeines Gleichen ſucht, und aus dem Garten einen Park, der dem Schloß angemeſſen. — 1661 wurde der Bau begonnen; drei talentvolle Männer leiteten das Ganze. Manſard die Architektur, Lebrün die Malerei und Lenotre die Gartenanlagen, und 1684, alſo in 23 Jahren war das Rieſenwerk vollendet. — Der eitle König, deſſen Wille das ſtaunenswerthe Werk geſchaffen, nahm nun Beſitz davon; es wurde mit ungeheurem Aufwand eingeweiht, Condé, Colbert, Henriette von England, die Herzogin de la Valliére, Frau v. Montaspan, Anna von Oeſtreich, ein Heer von Höflingen und Hofgeſinde, feiler Poeten und niedriger Schmeichler füllten ſeine Mauern, die Zeuge von des Königs verliebten Schwachheiten, ſeinen politiſchen Thorheiten, ſeinem traurigen und kläglichen Ende waren. Sein ehemaliges Schlafzimmer iſt ſo gut wie möglich in ſeiner alten Pracht wieder hergeſtellt. Das Bett,

in dem er den 31. August 1715 starb, und in dem er schon dem Tode nahe, und von Reue und Gewissensbissen zerknirscht, seinen erst fünfjährigen Nachfolger beschwor, seine Verschwendung, besonders die seiner Bauwuth und seiner unglückseligen Kriegslust, nicht nachzuahmen, steht hinter vergoldeten Schranken, die es vom andern Theil des Gemachs trennen. Bauten und Kriege haben die ungeheure Summe von mehr als sechs Tausend Millionen verschlungen, eine Summe, die nach dem jetzigen Geldwerth wohl das Doppelte betragen dürfte, und das Königreich in die schrecklichsten Finanznöthen stürzte, und den Grund zur Revolution von 1789 legte; auch suchte Ludwig, soviel als möglich zu verheimlichen, was ihn oder vielmehr dem Volk, Versailles gekostet. In diesem Zimmer brachte der alte König die letzten Jahre seines Lebens in Gesellschaft der überfrommen Betschwester Maintenon zu, die ihn zu vielem Unheil und Albernheiten verleitete, namentlich auch zum Widerruf des Edikts von Nantes. — Dieses ränkevolle Weib hatte seltsame Schicksale gehabt. In einem Gefängniß 1635 zu Niort geboren, in welchem ihre Eltern als Protestanten eingesperrt waren, wurde sie frühzeitig eine Waise, und hintereinander bald Katholikin und Protestantin, endlich wurde und blieb sie katholisch, und heuchelte eine große Frömmigkeit. Als sie in der größten Dürftigkeit lebte, heirathete sie der Dichter Scarron aus Mitleid, obgleich er schon alt und krank war. Als 1660 Scarron starb, war sie wieder im Elend, aus dem sie jedoch eine Pension von 2000 Franken zog, die ihr der König, als Wittwe des geistreichen Dichters, bewilligte. Bald darauf machte er sie zur Erzieherin der Bastarde, die er mit seiner Mätresse, Montespan, gezeugt hatte; dieses Amt wußte sie so gut zu benutzen, daß sie endlich deren Stelle einnahm. Der König schenkte ihr nun das Gut Maintenon, das er zu einem Marquisat machte. Nach dem Tod der Königin wußte sie den schwachen Ludwig XIV., den viele Franzosen den Großen nennen, so mit religiösem Comödienspiel zu ängstigen, daß er sie 1684, als sie beinahe 50 Jahre zählte, heimlich heirathete. Jetzt gründete die alte Betschwester ein religiöses Erziehungshaus in St. Cyr für junge Mädchen aus alten adelichen Familien, die aber keine Mittel hatten, ihre Kinder standesmäßig erziehen zu lassen. Racine mußte auf ihren Befehl zwei heilige Dramas für dieses Institut schreiben, Esther und Athalie, die in demselben aufgeführt wurden. Nach

dem Tod des alten, schwachsinnig gewordenen Königs, zog sie sich selbst nach St. Cyr zurück, wo sie die armen Mädchen durch strenge und harte Bußübungen, die sie ihnen auflegte, zur Verzweiflung brachte, und selbst die reuige Büßerin spielte, bis sie 1719, 84 Jahr alt, starb. Sie hatte den ganzen Hof zu Scheinheiligen umgeschaffen, und oft die nichtswürdigsten Subjekte zu hohen Stellen befördert.

Die bunte, eben nicht sehr geschmackvolle Decke des großen Bettes des Königs hat die Maintenon selbst gestickt, sie war nach der Revolution in zwei Theile verschnitten, um einen Spottpreis an Juden verkauft worden; Ludwig Philipp ließ die Rarität, die sich in Italien befand, wieder kaufen, um das Bett von neuem damit zu bedecken. Das übrige, so wie die Balustrade, welche das Bett umgibt, hatte man im königlichen Garde-Meubel aufgefunden. — An der Decke dieses Zimmers befindet sich das berühmte Gemälde von Paul Veronese, Jupiter darstellend, wie er die Titanen niederschmettert. Dasselbe war früher im Saal der Zehen zu Venedig. Sodann sind noch einige heilige Bilder und Darstellungen hier, namentlich Raphaels heilige Familie, die, obgleich von dem großen Maler gemalt, kein Interesse für mich hatte, wie ich denn überhaupt bei Gemälden einen ganz eigenen Geschmack habe. Zuerst nehme ich Kenntniß von dem Sujet, und hat dieses kein Interesse für mich, so mag das Gemälde von den Engeln selbst verfertigt sein, wie das am Altar der heiligen Scala zu Rom, so beachte ich es nicht, und am allerwenigsten die heiligen und Wunder verkündenden Bilder, sie machen mich wahrhaft schaudern, und zwar ärger als der Anblick höllischer Gegenstände und Teufel, die haben wenigstens noch etwas pikantes. — Gar viele Menschenkinder sind ja mit Idiosynkrasien behaftet, wofür sie eben so wenig können, als der Bucklige für seinen Höcker. Während die einen vor Katzen, die andern vor einer Kröte Convulsionen bekommen, schaudert's mir vor Wundern und Reliquien. Ich habe mich ja nicht selbst geschaffen.

Auf einem rothen Sammetkissen, das man auf einem Tisch in diesem Zimmer liegen sieht, ließ sich Ludwig XIV. jeden Abend in einem grünseidenen Sack einen langen Dolch, ein Taschentuch und ein weißes Hemd bringen. In dem Zimmer, in welchem der König dem Ministerrathe präsidirte, befindet sich eine sehr künstliche Uhr mit krähenden Hähnen, die ihre Flügel bewegen, so

oft die Stunden ſchlagen und noch einige andern Figuren, unter denen die burleskeſte, Ludwig XIV. ſelbſt, und zwar in altrömiſchem Coſtüme, dargeſtellt iſt. — Se. Majeſtät tritt oder gleitet viel mehr aus der Mitte hervor, und in demſelben Augenblick erſcheint eine Viktoria auf einer Wolke, die einen Kranz über deſſen Haupt hält. Ein Glockenſpiel macht die Muſik dazu; ſobald aber die Uhr die Stunde ſchlägt, verſchwindet auch die poſſierliche Erſcheinung wieder, ſo wie der König ſelbſt verſchwand, als ſeine Stunde geſchlagen hatte. In einem andern Gemach befindet ſich noch eine ſehr künſtliche aſtronomiſche Uhr, welche den Lauf der Planeten, die Lichtwechſelungen des Mondes, die Jahre, Monate und Tage genau angibt. Auch das Sterbezimmer Ludwig XV., wo er den Blattern unterlag, zeigt man, aber ohne ſein Bett, das man als vergiftet und anſteckend, verbrannte. Dagegen ſieht man ein großes Gemälde, die Krönung dieſes Königs zu Rheims vorſtellend, in demſelben, ſo wie die Porträts ſeiner vier Töchter.

Ein anderes Zimmer, in welchem Ludwig XIV. in der Regel das Frühſtück einzunehmen pflegte, um ſich für die vorhabende Jagd zu ſtärken, hat einen Beichtſtuhl und eine Niſche, in welcher ſich ein Spiegel befindet, hinter dem, ſo lange S. M. beichtete, ein Offizier von ſeiner Leibwache mit gezogenem Degen, ſtand, der kein Auge vom König wenden durfte, um ſogleich bei der Hand zu ſein, wenn Jemand irgend eine verdächtige Bewegung machte, um denſelben, und wäre es auch der Beichtvater, ſogleich niederzuſtoßen! Armer König. — Ja wohl arm, denn die Finanzzuſtände erdrückten ihn in ſeinen letzten Jahren, und keine Speiſen wollten ihm mehr munden.

„Dans son coffres pas un doublon,
Il est si pauvre dans son ménage
Qu'on dit que la veuve Scarron
A fait un mauvais mariage."

Der Spott dieſer Verſe war ſo treffend als beißend und bitter! —

Ich will nun noch die merkwürdigſten Gemälde der verſchiedenen Gallerieen und Gemächer erwähnen. Die Gallerie der franzöſiſchen Geſchichte beginnt mit Chlodwig und geht bis auf Ludwig XVI. Hier ſieht man unter andern Chlodwigs Taufe; deſſen Einzug in Tours; Dagoberts Leichenbegängniß zu St. Denis;

Pepins Salbung; Karl des Großen Uebergang über die Alpen, dessen Krönung in Italien; Otto II. Niederlage durch Lothar an den Ufern der Aisne; Ludwig der Dicke, wie er die Oriflamme zu St. Denis erfaßt; wie der heilige Ludwig die Abgesandten des Alten vom Berge zu Ptolemais empfängt; wie derselbe unter der Eiche von Vincennes Gericht hält; wie er den Vermittler zwischen dem König von England und seinen Baronen macht; den Tod des heiligen Ludwigs; das Gefecht der 30 Bretagner mit den 30 Engländern an der Eiche von Mi-Voye; die Gründung einer königlichen Bibliothek zu Paris; den Tod des Dügueselin; die Jungfrau von Orleans Karl VII. vorgestellt. — Die Krönung Karl VII. zu Rheims; der Einzug Karl VII. zu Rouen; die Vermählung Karl VIII. mit Anna von Bretagne; Bayard auf der Brücke von Garigliano; die Einnahme von Brescia; die Schlachten von Ravenna, Fornoue, Agnadel, Seminara u. s. w. Franz I. schlägt Bayard zum Ritter; Zusammenkunft Franz I. mit dem Pabst Clemens VII. zu Marseille; Franz I. und Karl V. besuchen die Gräber zu St. Denis; Franz I., den Abend vor der Schlacht von Marigny; die Geburt Heinrich IV.; Heinrich IV. vor Paris; Heinrich IV. empfängt die Ritter vom heiligen Geist; die Schlacht von Ivry; die Einnahme von Pignerolle, von Saverne, von Landrecis, von Perpignan, von Lerida, von Gravelines, von Thionville, von Sierk, von Rottweil, von Durlach, von Baden, von Lichtenau; die Schlachten von Recrey, von Lorens; die Belagerung und Einnahme von Montmedy; Einzug Ludwig XIV. und Maria Theresens zu Arras; die Einnahmen von Gent, von Worms, von Oppenheim, von Bingen, von Bacharach, von Kreuznach, von Landau, von Neustadt; die Uebergabe von Speyer, von Worms, von Dinkelsbühl; die Schlacht von Nördlingen u. s. w., sämmtlich zur Zeit des vierzehnten Ludwigs und seiner Raubzüge in der Pfalz; Türennes Tod; die Einnahme von Mannheim; Ludwig XV. besucht Peter den Großen im Hôtel Lesdignires; Peter der Große und der Regent bei der Musterung der königl. Garden; Krönung Ludwig XV.; die Einnahme von Philippsburg; Einnahme von Prag; die Schlacht von Fontenay; die Belagerungen von Ostende und Brüssel; Einzug Ludwig XV. in Brüssel; die Schlacht bei Bergen; Ludwig XVI. Reise nach Cherbourg u. s. w., u. s. w. Diese Gallerie der Geschichte Frankreichs bis zum Jahr 1789

iſt in eilf Sälen enthalten und dazu gemacht, das Studium der franzöſiſchen Geſchichte zu vervollkommnen; über den Thüren dieſer Säle ſind die Bildniſſe der Könige, Feldherrn und anderer berühmten Männer angebracht. Am Ende dieſes Schloßflügels, der dieſelben enthält, kommt man in die Schloßkirche, die ſich noch ganz in dem Zuſtande befindet, wie ſie erbaut wurde, und durch Ludwig Philipp die nöthigen Reparaturen erhielt.

In den Sälen der Feldzüge von 1792 bis 1796 ſieht man unter vielen andern Gemälden das, welches den Abmarſch der Nationalgarde an die Grenze darſtellt; ferner die Schlachten bei Valmy und Jemappes; die Einnahme von Speier; die Wiedereinnahme von Verdün; den Einzug der franzöſiſchen Armee zu Mainz; die Wiedereinnahme von Longwy; die Einnahme von Frankfurt am Main; die Einnahme der Feſtung Königſtein; das Gefecht und die Einnahme von Coblenz; die Schlacht von Fleurus; die Einnahme von Antwerpen; den Rheinübergang bei Düſſeldorf 1795; den Rheinübergang bei Kehl nebſt vielen Schlachten und Gefechten.

Die Säle der zweiten hiſtoriſchen Gallerie enthalten die wichtigſten Begebenheiten von 1796 bis 1836, darunter die Schlachten von Rivoli, den Piramiden, vom Berg Tabor, von Abukir; den Aufruhr zu Cairo; Bonaparte am Moſesbrunnen bei dem Berg Sinai; Bonaparte im Peſtlazareth zu Jaffa; der Uebergang der franzöſiſchen Armee über den großen St. Bernhard; die Schlacht bei Marengo; Napoleon im Lager zu Boulogne; Zuſammenkunft Napoleons mit Pius VII; die Uebergabe von Ulm; das Bivouak der franzöſiſchen Armee vor der Schlacht von Auſterlitz; die Uebergabe der im Feldzug den Oeſterreichern abgenommenen Fahnen an den Senat; die Schlacht von Auſterlitz (Allegorie); die Vermählung des Prinzen Eugen von Beauharnais mit der Prinzeſſin Auguſte Amalia von Baiern; wie die franzöſiſche Armee die Denkſäule von Roßbach umſtürzt; Napoleon am Grabe Friedrichs des Großen; Zuſammenkunft Napoleons mit dem ruſſiſchen Kaiſer auf dem Niemen; Napoleon empfängt die Königin von Preußen zu Tilſit; Alexander ſtellt dem Napoleon ſeine Coſaken, Baſkiren und Kalmuken vor; Zuſammenkunft Napoleons und Alexanders zu Erfurt; die Einnahme von Regensburg; das Bombardement Wiens; Napoleon bivouakirt auf dem Schlachtfeld vom Wagram; die Schlacht bei Raab; Ver-

mählung Napoleons mit Marie Louise; die Schlacht bei Wagram; die Schlacht bei Almeida; die Ergebung von Tortosa; die Schlachten bei Smolensk, der Moskowa, bei Lützen und Bautzen; die Einnahme von Hamburg und Tarragona: die Schlachten bei Hanau, Montmirail, Montereau und Toulouse; Napoleons Abdankung zu Fontainebleau; Ludwig XVIII. Ankunft zu Calais und in den Tuilerieen; Napoleons Einschiffung zu Porto Ferrajo; Ludwig XVIII. verläßt die Tuilerieen; Einzug der Franzosen zu Madrid; Krönung Karls X.; die Schlacht von Navarin; die Einnahme von Algier; die Deputirtenkammer übergibt dem Herzog von Orleans den Act, welcher ihn ermächtigt, den Thron von Frankreich zu besteigen; König Ludwig Philipp übergibt den Nationalgarden von Paris die Fahnen; der junge Herzog von Orleans in den Laufgräben vor der Citadelle von Antwerpen ꝛc.

Ich habe hier nur die interessantesten Gemälde dieser historischen Gallerie erwähnt, wie kein anderes Land eine aufzuweisen hat. Doch sind zwei große Lücken in derselben fühlbar; man vermißt nämlich die Darstellungen aller Begebenheiten der Revolution von 1789—1793 zu Paris und im Innern von Frankreich, sowie die aller von den Franzosen verlorenen Schlachten; von denen an der Katzbach, bei Großbeeren, Leipzig ꝛc. ist auch keine Spur aufzufinden, und sie gehören doch gewiß auch zur französischen Geschichte, freilich nicht zu deren Glorie.

Im Marssaal befindet sich die Krönung Ludwigs XIV. und seine Heirath mit Maria Therese von Oestereich ꝛc. Im Merkurssaal sieht man unter andern die Gründung des Observatoriums, und im Apollosaal die Einnahme von Charleroi. Im Saal du grand convert sieht man den Dogen von Genua den König um Verzeihung bitten, und Philipp von Frankreich, Herzog von Anjou, zum König von Spanien (Philipp V.) erklärt. Im Salle du Sacre de l'Empereur befindet sich das berühmte Krönungsgemälde von David und die Austheilung der Adler an die große Armee. Noch ist eine besondere Schlachtengallerie da, in welcher sich natürlich nur wieder die Darstellungen von den von Franzosen gewonnenen Schlachten, wie die von Austerlitz, Wagram, Hohenlinden ꝛc. befinden. Die Unterwerfung Wittekinds unter Carl den Großen ist hier ebenfalls dargestellt. Andere Gallerieen sind mit den Bildnissen der Könige und anderer berühmten und noch mehr unbedeutender Personen angefüllt. Unter den erstern

befinden ſich Louis Philipp I., der Kaiſer Alexander, der König von Preußen Friedrich Wilhelm III., Murat, Marie Louiſe, Bernadotte, die ganze Familie Bonaparte, Franz I. von Oeſterreich, Moreau, der General Foi, Ludwig XVIII., Selim III., Pius VII., Washington, Philipp II. von Spanien, Karl V. deutſcher Kaiſer, Philipp der Schöne ꝛc. ꝛc. In der Gallerie von 1830 ſind die Hauptbegebniſſe der Revolution von 1830 dargeſtellt. Im Saal von Marengo befinden ſich außer den Schlachten von Marengo und Montebello noch der Uebergang über den St. Bernhard: der erſte Conſul auf den Alpen: Deſaix Tod ꝛc.

In den Sälen der Großadmirale, der Connetables, der Marſchälle von Frankreich, der berühmten Feldherrn und Krieger ſieht man unter andern die Portraits aller dieſer Helden und Nichthelden, ſoweit man ſie hat auffinden können. Admirale ſind einige ſechzig vorhanden (von 1270 bis 1814) und ſogar ein weiblicher Großadmiral, Anna von Oeſterreich, Ludwigs XIII. Gattin, unter ihnen. Der Saal der Connetables von Frankreich enthält 39 Portraits, ſie beginnen mit einem Montmorency aus dem eilften Jahrhundert und endigen mit dem Herzog von Lesdiguieres, dem letzten Connetable, der 1626 ſtarb.

In den Marſchallsſälen, deren nicht weniger als fünfzehn ſind, ſind alle Bruſtbilder der Perſonen, welche dieſen Rang hatten, an 300, aufgehängt, und die, von denen man ſich kein Bild verſchaffen konnte, müſſen ſich mit einem Schild begnügen, auf dem ihr Name und das Datum, wann ſie zum Marſchall ernannt wurden, ſowie ihr Todestag mit goldenen Buchſtaben aufgezeichnet iſt. Der erſte Marſchall war ein gewiſſer Peter, der im 12ten Jahrhundert gelebt, er gehört zu denen, die ſich mit einem Schild begnügen müſſen. In den Sälen, wo ſich die Feldherrn und berühmten Krieger ohne den Marſchallstitel befinden, ſieht man unter andern die Portraits von Dunois, Bayard, Conde, Dumouriez und das der Johanna d'Arc. In dem Saal der Könige von Frankreich ſind deren ſämmtliche Portraits, 72 an der Zahl, in chronologiſcher Ordnung aufgehängt. Ludwig XIII. hat außerdem einen eigenen Saal, in welchem Begebenheiten, die unter ſeiner Regierung ſtattfanden, abgebildet ſind, ſowie ſeine Vermählung mit Anna von Oeſterreich.

Mehrere Säle enthalten die Abbildungen der königlichen Reſidenzen und Schlöſſer, wie Meudon, Vincennes, Verſailles,

Cligny, St. Cloud, Madrid, St. Hubert, Marly, Fontainebleau ꝛc.; ebenso sieht man die schönsten Gärten- und Parkpartieen, namentlich von Versailles, den beiden Trianons, die Bassins, Springbrunnen, Wasserkünste, Orangerieen ꝛc. in denselben abgebildet. Andere Säle sind mit den Plänen der berühmtesten Städte, Festungen, Schlachten, Belagerungen ꝛc. verziert.

Im Saal der Marine sind die bedeutendsten Seegefechte abgebildet, sowie die Beschießungen von Seestädten, wie Messina, Algier, Genua ꝛc. In dem Saal der Kreuzzüge findet man die merkwürdigsten Begebenheiten jener Zeiten, die besonders auf die französischen Kreuzfahrer Bezug haben, wie die Schlacht bei Nicäa; die Einnahmen von Antiochien und Jerusalem; Godefroia von Bouillon zum König von Jerusalem erwählt; Philipp August ergreift die Oriflamme zu St. Denis; die Einnahme von Constantinopel durch die Kreuzfahrer; Balduin, Graf von Flandern wird als Kaiser von Constantinopel gekrönt; Landung des heiligen Ludwigs in Egypten ꝛc. Im Saal der Generalstaaten befinden sich außer vielen Gemälden, welche auf die Versammlungen und Begebenheiten derselben Bezug haben, auch die Eröffnung derselben von 1789.

Außer diesen Gemälden befinden sich in den Vestibules, Vorhallen, Gängen, unzählige Statuen, Büsten, Portraits ꝛc.

Im Ganzen sind es weit mehr als viertausend Gemälde und Kunstwerke, die hier in beinahe zweihundert Sälen, Gemächern, Gallerien und Corridors vertheilt sind und fast alle Frankreichs Geschichte angehören, und die Ludwig Philipp mit großen Opfern zum Eigenthum der Nation machte.

Wochen und Monate lang kann man hier verweilen, und wird sich nie langweilen, wohl aber ermüden, dann aber bieten die ebenfalls wieder in ihrer ganzen Frische hergestellten Parks und Gärten Gelegenheit genug zu einer erquickenden Erholung.

# XIV.

Ueberſicht der Pariſer Theater, ihrer Geſchichte und ihrer Leiſtungen. — Die große Oper. — Die italiäniſche Oper. — Die komiſche Oper. — Das franzöſiſche Theater. — Das Odeon. — Das Vaudevilletheater. — Das Gymnase dramatique. — Das Theater des Variétés. — Das Theater im Palais-Royal. — Das Theater an der Porte Saint-Martin. — Das Theater der Gaité. — Das Ambigue comique. — Der olympiſche Circus. — Die Folies dramatiques. — Die Délassements comiques. — Das Theater Beaumarchais. — Das Theater de Luxembourg. — Die Funambules. — Das Theater Lazari. — Das Kindertheater Le Comte. — Das Theater Pantheon. — Die Liebhabertheater.

In keiner Stadt der Welt ſind die Theaterfreuden ſo mannichfaltig und ſo anziehend wie zu Paris. Mehr als ein Viertelhundert Bühnen jeder Gattung, von der großen Oper bis auf die Theater vor den Barrièren, Batignolles, Montmartre ꝛc., bieten eine große Auswahl für jeden Geſchmack. — Meiner alten Theaterliebhaberei getreu beſuchte ich ſie alle nach einander mehrmal, die große Oper, die italiäniſche Oper und die komiſche Oper jedoch vorzugsweiſe. Aux français aber ging ich nur, wenn ich mich erheitern, üble Laune loswerden und einmal recht lachen wollte, denn nichts erregt meine Lachluſt mehr als die Darſtellung eines franzöſiſchen ſogenannten klaſſiſchen Trauerſpiels, das ſich wohl ganz gut leſen läßt, aber deſſen Aufführung, ſo wie ſie von den franzöſiſchen Schauſpielern ausgeführt wird, ich nehme jedoch den einzigen Talma aus, nur wahren mehr als burlesken Carrikatur wird, in welcher die Unnatur die Hauptrolle ſpielt. Dieſes Abſpringen vom Pianiſſimo zum heulenden Fortiſſimo und umgekehrt, dieſes ewige Stöhnen, Schluchzen, Seufzen und tiefes Athemholen mit ſchmählig lang gezogenen Geſichtern, ſtarren Augen und nichts durchbohrenden Blicken, und ſeltſam genug ſpiegeln ſich dieſe Phyſiognomieen auf den Geſichtern der meiſten Zuſchauer, zu denen noch die halboffenen Mäuler kommen, wieder ab, macht, daß man ſich eher in einem Tollhaus, als in einem Tempel Melpomenens wähnt, und ſelbſt die Rachel, obgleich ſie

Momente hat, in denen sie wahrhaft sublim ist, macht mit ihrer hohltönenden Stimme, ihrer spindel-schlanken Figur, ihren oft grasshaften Augen, ihren meist wilden, verstörten Blicken, gerade keinen angenehmen Eindruck; ja ich habe viele Personen gekannt, die mir sagten, daß ihnen die große Künstlerin, nachdem sie sie öfter gesehen, wahrhaft zuwider geworden. Auch mir war die Duchenois eine weit angenehmere Erscheinung. — Vielen meiner Leser mag dies alles paradox und wie ein Schwimmen gegen den Strom vorkommen, aber wer kann für seine Ansichten, seien sie auch noch so verkehrt. Dagegen kommt in der Darstellung des Lustspiels keine andere Nation den Franzosen gleich, hier sind die französischen Schauspieler wahrhafte Meister und klassisch-natürlich. Die Leichtigkeit, mit der sie sich in alle mögliche Situationen zu finden wissen, die Abrundung aller ihrer Bewegungen, von der auch nicht eine eckig oder abstoßend ist, dieser gefällige Conversationston, dieß Alles macht ihnen Niemand nach und ist ihnen gewissermaßen angeboren. Selten findet man selbst bei kleinen Provinzialtheatern einen Schauspieler, der seine Rolle im Lustspiel ganz verdürbe, und ebenso sind die französischen Schauspielerinnen im Lustspiel, besonders in naiven Rollen unübertrefflich, namentlich die Kammerkätzchen. Seltsam aber ist es, daß bei der großen Theaterliebhaberei der Franzosen, und ihrer hohen Verehrung für die dramatische Kunst, der Stand des Schauspielers noch immer in ganz Frankreich, in dem Land, wo Frivolität, Sittenlosigkeit und Chartalanismus mit Ostentation ihren Sitz aufgeschlagen haben, mit der verachtetste ist. Selbst die Koryphäen dieser Kunst erfreuen sich, sobald sie sich außerhalb der Bretterwelt befinden, keiner großen Achtung in Paris, und in den Provinzen ist es noch weit schlimmer, da flieht man den Schauspieler gleich der Pest, und: c'est un comedien, ist die schlechteste Empfehlung, und selbst der Arbeiter sagt: quelle resource y-a-t-il avec un comedien? Freilich sind es Frömmler, Betbrüder und Betschwestern, alte Spröde, d. h. Scheinheilige jeder Art und Gattung, die sich bemühen, die dramatischen Künstler gleich Verpesteten zu verschreien, und denen dann die Stupidität beistimmt. Ein Theater ist in ihren Augen ein kothiges, unreines, verpestetes Nest, der Sammelplatz aller Unfläthereien, in welchen die Sünde und die Schande, mit frech erhobenem Haupte, schamlos einherstolzieren, wo alle Laster gedeihen und ausgebrütet, alle

Herzen verdorben und alle Unſittlichkeiten offen getrieben werden. — Solche Raiſonnements kann man noch jeden Tag, beſonders in den Provinzialſtädten Frankreichs von ſcheinbar ſehr ehrbaren Damen hören, die über das Alter der fleiſchlichen Sünden hinaus ſind, oder deren Männer irgend ein niedliches Actrichen zu verführeriſch gefunden haben.

„Dieſe Comödianten, welches Volk!"

„So eben kommt eine Truppe Comödianten in die Stadt gefahren."

„Wie? Liſette verwahre das Silberzeug gut!"

„Wie viel Perſonen waren im Omnibus?"

„Sieben Menſchen und ein Comödiant."

Solche Aeußerungen kann man jeden Tag in Frankreich und ſelbſt in größern Städten hören, die doch alle von Comödianten wimmeln und zwar von der ſchlechteſten Sorte; obgleich ſie nie die Bretter beſteigen.

Beſonders iſt es aber die ſogenannte ſchöne Welt, die, unter uns geſagt, gar oft die häßlichſte und widerlichſte iſt, obgleich ſie in Parfüms und Blumenduft bald erſtickt, welche am verächtlichſten von dem „Comödiantenpack" ſpricht.

„Wie, ſie verlangen ein Jahrgehalt von 80,000 Franken? ſagte Napoleon zu einer erſten Sängerin, ſo viel haben ja meine Marſchälle nicht."

„Wohlan Sire, ſo laſſen Sie Ihre Marſchälle ſingen," lautet die Antwort der Prima Donna. — Und ſie hatte Recht; denn während die Marſchälle das Verdienſt hatten, Länder und Leute zu berauben und unglücklich zu machen, entzückte die Sängerin die Ohren der Leute mit ihrer herrlichen Stimme!

Wer hat hier mehr Verdienſt?

Und dann: man findet hundertmal mehr ſchöne Gedanken, Großmuth, edle Gefühle, mitleidsvolle Theilnahme und oft wahre Großmuth bei den ſo verſchrieenen Comödianten, als bei der Ariſtokratie des Adels, oder gar der der Geldſäcke.

Seltſam iſt es immer, daß gerade in Frankreich, wo alles Comödie ſpielt, und man die größten Tragödien im öffentlichen Leben aufführt, der Stand des Comödianten ſo verpönt iſt.

Was thut nicht der Brodneid!

Doch ich will nun die verſchiedenen Theater in Paris und ihre vorzüglichſten Künſtler die Muſterung paſſieren laſſen, ſoweit

ich vermuthen kann, daß es den Leser interessiren wird, und beginne mit der großen Oper, die königliche Akademie der Musik genannt.

Bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts wußte man in Frankreich noch nicht, was eine Oper war. Der Kardinal Mazarin ließ zuerst italiänische Sänger kommen, um die Königin Anna von Oesterreich zu unterhalten. — Diese gaben einige Vorstellungen im kleinen Palast Bourbon, nahe beim Louvre.

Im Jahr 1669 erhielt der Abbé Perrin vom König, Ludwig XIV., durch Patente die Erlaubniß, eine musikalische Akademie in Paris und andern Städten Frankreichs zu errichten. Er verband sich mit noch zwei andern Personen, dem Marquis von Sourdeau, der das Maschinenwesen und Hr. Lambert, der die Direktion der Musik übernahm. Aber schon nach drei Jahren, 1772, bemächtigte sich der bekannte Lully des Ganzen, und eröffnete seine Bühne in der Straße Vaugirard. Nach Molieres Tod ließ ihm der König den Saal im Palais Royal einräumen, wo seine Oper im Juli 1673 debutirte. — Ludwig XIV. begünstigte besonders das Ballet, und mehr als ein großer Herr seines Hofs wagte es, die Fertigkeit seiner Beine auf der Bühne Lullys vor Sr. Majestät zu zeigen. Aber noch war kein weibliches Wesen hier aufgetreten, und erst im Jahr 1681 erschienen in dem Ballet: „Der Triumph der Liebe" zum Erstenmal Tänzerinnen.

Nach Lullys Tod, der 1687 erfolgte, erhielt sein Eidam die Direktion dieser Anstalt, dem sodann mehrere Direktoren folgten.

Den 2. Januar 1716 fand auf Befehl des Regenten der erste Opernball statt. — Bis 1719 war das Haus noch mit Talglichtern erleuchtet. Der berüchtigte Law führte nun die Beleuchtung mit Wachskerzen ein.

Im Jahr 1724 schien es mit der Oper zu Ende gehen zu wollen; die Administration war über 300,000 Franken schuldig und Niemand wollte ihr mehr creditiren. Da übernahm der König die Verwaltung, machte Destouches zum Direktor und eine Madame Berthelin zum Kassierer. 1730 erhielt jedoch ein gewisser Grüer das Privilegium, das ihm aber im folgenden Jahr schon wieder abgenommen wurde, weil bei einem Gastmahl, das er mehreren Sängerinnen und Tänzerinnen gab, allerlei Unsittlichkeiten vorfielen! — Seinem Nachfolger, Lecomte, ging

es nicht beſſer, weil er einer hübſchen Tänzerin, Namens Mariette, die ſich einer hohen Protektion (des Prinzen Carignan) zu erfreuen hatte, eine doppelte Gratifikation abſchlug!

Das Jahr 1733 brachte aber große Veränderungen bei der Oper hervor. Die von Voltaire gefeierten Tänzerinnen, Sallé und Lamargo, traten faſt zu gleicher Zeit mit dem berühmten Veſtris auf, und Rouſſeaus Dorfprophet wurde in Scene geſetzt.

Den 6. April 1763 brannte das Theater im Palais Royal ab, und der Oper wurde nun das Maſchinentheater in den Tuilerien eingeräumt, welches ſie den 24. Januar 1764 mit Caſtor und Pollux eröffnete.

Als das Theater im Palais Royal wieder hergeſtellt war, wurde die Oper 1770 wieder dahin verlegt, und Gluck und Piccini wetteiferten nun, ſie mit Meiſterwerken der Tonkunſt zu verſehen. Damals glänzten die Talente der Sophie Arnold, der Roſalie Levaſſeur, des Legros u. ſ. w. auf dieſer Bühne.

Den 8. April 1781 legte ſie das Feuer abermals in Aſche, und in drithalb Monaten wurde ein ganz neues, prächtig decorirtes Theater, ganz nahe an der Porte St. Martin erbaut, und ſchon den 27. Oktober deſſelben Jahres mit der Oper eröffnet. Hier wurden nun mit großem Erfolg die Tonſchöpfungen Gretrys, Piccinis, Saliſtnis, Sallieris und Mozarts aufgeführt. Lays, Chardini, Mademoiſelle S. Huberti, verherrlichten ſie durch ihren Geſang und ihre wundervollen Stimmen, während Gardel das Ballet dirigirte, in welchem Veſtris II. und die dreifach berühmte Güimard tanzten.

Im Jahr 1790 kam die Opernverwaltung an die Pariſer Municipalität, und 1793 ging ſie an das Perſonal ſelbſt über, das eine Societät bildete. Während der Revolution erhielt das Inſtitut den Titel: National-Oper oder: Theater der Republik und der Künſte.

Als Mademoiſelle Montanſier in der Straße Richelieu, der Nationalbibliothek gegenüber, ein neues Haus gebaut hatte, wurde die Oper 1795 dahin verlegt.

Napoleon legte ihr ſpäter den Titel einer: kaiſerlichen muſikaliſchen Akademie bei, und machte Picard zu ihrem Direktor. Jetzt wurden Gretrys, Haydns, Mozarts, Leſüeurs, Spontinis, Kreuzers Tonſchöpfungen hier gehört.

Als den 13. Februar 1820 der Thronerbe Frankreichs, Herzog

von Berry, in diesem Haus ermordet worden war, wurde die Oper in den Saal Farart verlegt, und das unschuldige Haus niedergerissen. Unterdessen baute man auf der Stelle, wo das Hotel Choiseuil und sein Garten gestanden, schnell ein neues, provisorisches Haus in der Straße Lepelletier, in welchem noch jetzt die große Oper und Ballette gegeben werden; und obgleich schon viele Pläne und Projekte zu einem definitiven Opernhaus gemacht und eingereicht wurden, wurde noch kein einziger ausgeführt. 1830 erhielt Dr. Véron die Direktion der großen Oper, und während er derselben vorstand, hatte er das Glück, daß Meyerbeer, Halevy, Auber ihre zum Theil meisterhaften Tonschöpfungen lieferten; nach ihm kam ein gewisser Düponchel an die Direktion, dem nicht gar lange nachher Leon Pillet, durch die Protektion des Hrn. Thiers gehoben, folgte. — Ließ schon Veron, zu dem, was man das Recht hat, von einem solchen Direktor zu verlangen, gar manches zu wünschen übrig, so waren seine beiden genannten Nachfolger unter aller Kritik und die unfähigsten Subjekte, die man als Vorstände eines solchen Instituts, dessen Direktion so unendlich viele Kenntniße als Charakterfestigkeit und Energie erfordert, hatte auftreiben können. Es war in der That nicht besser, wie an manchen deutschen Höfen, wo es seit undenklichen Zeiten gebräuchlich ist, irgend einen protegirten adelichen Hohlschädel, für den man gerade keine andere Unterkunft hat, zum Theater-Intendanten zu machen. Besonders war es der letztere, Leon Pillet, der durch seine totale Unfähigkeit und große Unwissenheit brillirte, und außerdem der Spielball einer schon ziemlich abgesungenen Sängerin, Madame Stolz, war. Dank diesem Pärchen wurden die Opernbälle wahre Bordellbälle, die kein honettes Frauenzimmer, nicht einmal zum Zusehen in einer Loge, mehr besuchen konnte. „Aber so bringen sie weit mehr Geld ein", meinten Pillet und die Stolz. Auf ein Herrn-Billet, die in allen Straßen der Umgegend der Oper und bei den Friseurs und Caffetiers mit großem Rabatt feil geboten wurden, konnten 4—6 Damen frei mit eingehen. Nun legten solche Dirnchen, von welcher Gattung kann man sich leicht denken, das Geld für ein solches Billet, gewöhnlich 6 Franken, zusammen, und suchten sich einen ihrer würdigen Cavalier, dem sie es unter der Bedingung schenkten, sie mit auf den Ball zu nehmen. Da nun der Saal erst um Mitternacht geöffnet wurde, so brachte all' dieses

Volk bis zu dieſer Stunde in den in der Umgegend der Oper ſich befindlichen Kneipen, Eſtaminets, Weinſchenken, Schnapsbuden zu, und kam mit der Glocke Mitternacht meiſt ſchon in einem überſeligen Zuſtand in den Saal, oder lagerte ſich in den verſchiedenartigſten Stellungen in den Corridors und auf den Treppen des Hauſes, in deſſen Logen die handgreiflichſten Unverſchämtheiten aufgeführt wurden! Dieſe Bälle waren zugleich ein Rendez-Vous der gewandteſten Taſchendiebe, die daſelbſt ihr Handwerk mit dem beſten Erfolg ins Große trieben.

In faſt jeder Nummer des Charivari las man damals: Hr. Leon Pillet hat heute wieder der Madame Stolz eine Privat-Audienz ertheilt.

Die große Oper zählte damals nicht weniger als einige dreißig Solo-Sänger und Sängerinnen, unter denen Dupré, Lewaſſeur und die Damen Stolz, Falcon, Rau, Dobry und Dameron die bedeutendſten, jedoch faſt alle ſchon auf dem Rückweg waren. Das Ballet zählte ebenfalls an dreißig Solo-Tänzer und Tänzerinnen aller Art, ohne die Balletmeiſter, unter denen die Damen Fitzjames, Dumitatre und Griſi die leichtfüßigſten und fußfertigſten waren.

Das Orcheſter, von Habeneck dirigirt, hatte nicht weniger als einige neunzig Mitglieder, unter denen 12 erſte und 12 zweite Violinen, 8 Violoncelliſten und 8 Contrabaßiſten, 8 Bratſchen und anderthalb Dutzend Hörner, Trompeten und Poſaunen waren. Die Chöre der Oper waren an 100 Perſonen ſtark, und die Figuranten und Chortänzer bei dem Ballet waren ungefähr eine gleiche Zahl. Hiezu kamen denn oft noch einige hundert Statiſten. Sodann die Maſchiniſten, Decorationsmaler, Coſtümiers, Theaterſchneider und Schneiderinnen (einige fünfzig), und das ſämmtliche dienende Perſonal des Theaters ꝛc. Dieß alles formirte faſt ein Regiment.

Der Foyer der großen Oper iſt der Ort, wo man während den Zwiſchenakten die reichen Toiletten der Logendamen und deren Schönheit oder Häßlichkeit ganz in der Nähe bewundern kann, doch wird er nur wenig von den Damen der hohen Ariſtokratie betreten, welche fürchten, ſich durch die Schönheit, die Eleganz, den Anzug ſo mancher zweideutigen Dame und unterhaltener Mätreſſen verdunkelt zu ſehen. Der Beobachter findet jedoch hier vielen Stoff und Unterhaltung.

Anders ist es in dem Foyer der Künstler, hier ist alles Muthwille, Quecksilber, Ausgelassenheit, Witz, Spott, Médisance ꝛc. ꝛc., und der Langweile sind dessen Thüren verschlossen. Wahr ist's, die etwas magere Königin der Oper, Madame Stolz, sah man fast nie hier, aber eben so wahr ist es, daß man sie auch nicht vermißte. Die hübsche Dobrée, die liebliche Rau, die reizende Julian, Madame Doris, Mademoiselle Falcon, die leider ihre herrliche Altstimme noch so jung einbüßte, machten, daß man wenig Zeit übrig hatte, an Madame Stolz zu denken. Und dann die Tänzerinnen. Wenn auch nicht immer eine Elsler und Taglioni hier glänzten, so waren doch wahrlich die Reize einer Dûmilatre, einer Albertine, einer Charlotte Grisi, einer Nathalie Fitzjames u. s. w. nicht zu verachten. Und dann die Ratten, unter denen mehr als eine die Solotänzerinnen an Schönheit und Anmuth übertraf. Es ist eine ganz eigene Welt so ein Theater-Foyer der großen Oper, in welchem gar manchem Neuling schwindelt. — Dieses Wimmeln all' dieser phantastischen Gestalten im buntesten Gewühl durcheinander, Genien, Amoretten, geflügelte Zephyre, Nymphen von allen Gattungen, niedliche Dämonen, tolle Grotesken ꝛc. — das sich in den großen Spiegeln vertausendfältigt. Dieses oft malicióse Necken und Schäckern dieses tollen Volkes unter einander, alles dieß ist hinreichend, das ungewohnte Auge schwindeln zu machen, und das Flüstern, Schreien, Rufen und laute Lachen, das Ohr zu betäuben. — Auf dem prächtigen Kaminsimse thront die Büste der berühmten Guimard, in deren Salons einst Prinzen von Geblüt sich glücklich schätzten, begünstigt zu werden. Vor ihr machen die Tänzerinnen ihre Beinübungen, denen die Büste nicht sehr liebreich zuzuschauen scheint. In der Nähe dieses Kamins plaudern, schreien, pirouettiren, springen, entrechattiren und gambadiren die Ratten, Figurantinnen und Choristinnen. Den Namen Ratten hat man den Chortänzerinnen gegeben, weil sie gleich diesem Ungeziefer, wo sie hinkommen, alles durchschnüffeln, verkratzen und durchstöbern, und sich in Massen ergötzen. Eine solche Ratte ist außerhalb des Theaters und seines Foyers nirgends mehr an ihrem Platz, hinter den Coulissen, in der Zauberwelt hinter den Lampen, die von der großen Welt so verabscheut wird, da allein fühlt sie sich wohl, in der freien Luft wird es ihr schwül, und es fällt ihr schwer, Athem zu schöpfen. Nur beim Licht und

Geruch der Lampen und des Gases, nur unter einem gemalten Leinwandshimmel, einem bretternen, mit Versenkungen und Rutscher versehenen Boden, auf dem sie wie eine Heuschrecke springt, sich an die Coulissenwagen hängt, befindet sie sich behaglich und ist ihr wohl wie 99 Säuen. Vor keinem Kater fürchtet sich diese Opernratte, er mag auch noch so grimmig sein, sie weiß ihn zahm zu machen und zu kirren, und was sie entzückt, ist der Anblick eines überfüllten Parterres und die geschmückten, von ungeheuern Lüstern erleuchteten Logen, in denen der Schmuck der reichsten Toiletten schimmert. Jede solche Ratte hat übrigens ihren Lieblingskater, doch begnügt sie sich nicht mit einem, sie muß zwei ja noch mehrere haben. — Wird einer hübschen Ratte ein Antrag gemacht, so verweist sie den Liebhaber an ihre Frau Mamma, oder irgend eine alte Verwandtin oder Frau, die deren Stelle vertritt, die den Handel abschließt, die nöthigen Möbel, das Bett indegriffen, so wie den Hochzeitsschmuck ꝛc. ausbedingt.

Die Figurantinnen sind oft die Nebenbuhlerinnen dieser Ratten, doch verständigen sie sich leicht mit einander, denn beide sind gutherzige Naturen. —

Außerdem ist noch eine andere Gattung von Frauenzimmer bei der Oper angestellt, die man Marcheuses (Fußgängerinnen) nennt. Diese müssen eine schöne, große und heroische Gestalt haben, einen üppigen Haarschmuck, große schwarze oder blaue Augen, ihr Wuchs muß untadelhaft, ihre Waden und Schenkel müssen stark und stramm sein. Man wendet sie beim Gefolge der Chortänzerinnen an, und wenn die Bühne große, öffentliche Festivitäten darstellt. Auch als Vestalinnen liebt man es, sie figuriren zu lassen, und sie stehen etwas höher im Rang als gewöhnliche Statisten. — Diese Mädchen sind von manchen Liebhabern der Opernschönheiten besonders gesucht, und sind in der Regel wohl dreimal länger dienstfähig als die Ratten und Figurantinnen, die oft schon nach ein paar Jahren völlig verblüht und abgenutzt sind.

Der Direktor und die Herrn Regisseurs gehen selbst auf die Jagd, um dieses heroische Wild für ihre Bühne aufzutreiben, und nicht selten machen sie es in den öffentlichen Häusern unter den neuen Ankömmlingen ausfindig, und gewinnen sie dann für ihr Institut, indem sie den Inhabern jener Häuser eine kleine Abfindungssumme bezahlen.

Der Künſtler-Foyer der großen Oper zeichnet ſich, außer ſeinem größern Glanz und ſeiner Mannigfaltigkeit, auch noch dadurch von dem Foyer der andern Pariſer Theater aus, daß man, Dank dem tanzenden Perſonale, hier faſt mehr mit den Füßen und Armen ſpricht, als mit dem Mund, und leicht in den Fall kommen kann, von irgend einem Zephyr einen ziemlich empfindlichen Beinſchlag zu erhalten. Außerdem iſt es Niemand zu rathen, der hier eingeführt iſt, die Börſe zu vergeſſen, oder gar den Filz ſpielen zu wollen, da faſt kein Abend vergeht, an welchem nicht irgend eine der Opern-Prinzeſſinnen oder Nymphen, trotz allem Verbot einer hohen Polizei, die hier gern ein Auge zudrückt und blinde Kuh ſpielt, den anweſenden Herrn ein Lotterieloos zu 1, 2, 3, 4, 5 und mehr Franken, auf irgend einen möglichſt zu gewinnenden Gegenſtand, wie einen Cacadou, einen ſchwätzenden Papagei, ein prächtiges, geſticktes Hundehalsband, einen Paradiesvogel, ein Armband und ähnlichen werthloſen Plunder, anbietet, und wer könnte knickerig genug ſein, ein ſolches Anerbieten von tanzenden, ſchelmiſchen Nymphen, oder gar einem Opernſtern erſter Größe zurückzuweiſen? Die Strafe für ein ſolches Vergehen würde dem Verbrecher auf dem Fuß folgen, denn er würde die Zielſcheibe des Spottes des ganzen Foyer-Perſonals werden, was einer Ausweiſung und Verbannung gleichkäme, denn es wäre ihm nicht zu rathen, dieſes Paradies der Frivolität ferner zu beſuchen, wo Hohn und Verachtung ſeiner warteten.

Iſt endlich die letzte Note auf der Bühne verklungen, der Vorhang zum letztenmal gefallen, dann wird ſchnell die erborgte Röthe und Weiße möglichſt abgewiſcht, und die Theaterfrauenwelt jedes Ranges greift emſig zu ihren Enveloppen, Mäntel oder weißen Bournous, und eilt in die Arme ihres ſie in flüchtigen Caroſſen entführenden Beſchützers, und die Ratten, wie ſich das von ſelbſt verſteht, in die Klauen ihres für heute erwählten Katers davon, und eine wilde Nacht wird den meiſten zu Theil.

Noch muß ich eines Vorfalls erwähnen, der ſich eines Abends im Opern-Foyer zutrug, und daſelbſt allgemeine Heiterkeit hervorbrachte, und lange Stoff zur Unterhaltung gab.

Man hatte eben erſt die neue Oper Ermelinde, von Philidor in Muſik geſetzt, gegeben, die großen Erfolg hatte, aber von der das Libretto ein höchſt mittelmäßiges Machwerk war. Ein Herr Marquis v. Senneterre, der, obgleich blind, doch ein ſehr guter

Muſiker war und viel Geſchmack hatte, und auf deſſen Urtheil man ein großes Gewicht legte, wollte gern dem Komponiſten Philidor ſein Compliment wegen der vortrefflichen Tonſchöpfung machen, und bat daher ſeinen Begleiter, ihn zu dem Autor der Oper zu führen, ſobald er ihn erblicken würde. Dieſer glaubte, der Marquis wollte den Verfaſſer des Libretto's, einen Herrn Poinſinet, ſprechen, und führte ihn vor Dieſen. — „Ach, mein theurer Meiſter", redete Hr. v. Senneterre denſelben an, „welchen herrlichen Genuß haben Sie mir nicht durch Ihre Oper verſchafft, die ein wahres Meiſterwerk iſt, und Ihr Verdienſt iſt um ſo größer, da ſie eine ſo himmliſche Muſik zu einem ſo unter aller Kritik ſchlechten Buch machten." Man kann ſich nun die Wuth des Librettodichters und die Verlegenheit des Marquis denken, als ſeine umſtehenden Bekannten ihm ſeinen Irrthum benahmen, der übrigens den ganzen Foyer in die heiterſte Laune verſetzte.

In der italiäniſchen Oper, die eigentlich nur ein Zugvogel iſt, der in Paris überwintert, iſt das Treiben nicht ganz dasſelbe. Das Sing-Perſonal iſt nur klein, und wechſelt meiſt jedes Jahr; nur wenige dieſer Zugvögel wehen die Herbſtwinde wieder herbei; zu dieſen gehörten damals Lablache, Mario, die Griſi, die Perſiani, Tamburini und Rubini.

Die italiäniſche Oper hat ſelbſt in Paris den Rang der Anciennetät vor der franzöſiſchen, denn man kannte ſie ſchon, bevor man noch an die letztere dachte. Mazarin hatte ſie, wie ich ſchon erwähnt, hier eingeführt, und man nannte ihre Vorſtellungen damals: Feste theatrale. Zu jener Zeit kamen jedoch die Italiäner nicht regelmäßig alljährig zurück, ſondern fanden ſich nur nach vieljährigen Zwiſchenräumen von Zeit zu Zeit wieder ein. Erſt in dem verhängnißvollen Jahr 1789 hatte ihnen der Graf Artois, ſpäter Karl X., einen Saal in den Tuilerien einräumen laſſen, den man das Theater de Monsieur nannte, und hier wurden Sartis, Paiſtillos, Cimaroſas ꝛc. Meiſterwerke gegeben.

Die furchtbaren politiſchen Ereigniſſe der Jahre 1792 und 1793 jagten auch die italiäniſchen Nachtigallen über die Alpen zurück, die erſt im Jahr 1802 wieder erſchienen, und in dem olympiſchen Saal, unter der Direktion der Mademoiſelle Montanſier, ſangen. Da ſich das Unternehmen aber nicht rentirte,

indem die Liebhaber der italiäniſchen Muſik noch zu wenig zahlreich waren, ſo wurde das Theater, das zuletzt im Saal Favart ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte, geſchloſſen. Im Jahr 1804 verſuchte es eine Geſellſchaft von Liebhabern, die Opern Buffa der Italiäner, wieder in Paris einzuführen, aber auch ſie war nicht glücklicher bei ihrem Unternehmen, und ſchon bereiteten ſich die Sänger zur Rückkehr über die Alpen vor, als ihnen Napoleon befahl, zu bleiben, und ihnen das Theater Louvois einräumte, und Picard zu ihrem Direktor ernannte. 1808 wurde die Oper in das Theater der Kaiſerin Joſephine, das Odeon verlegt, wo damals die ſchöne Stimme der Barilli das Publikum anzog, die aber ſchon 1813 ſtarb. Picard hatte bis dahin die Direktion behalten, ging aber nun zu der großen Oper über. Die Zeitumſtände, die Kriegsereigniſſe, das Abtreten Napoleons von der großen Schaubühne, drohte den Italiänern noch einmal den Untergang. Da nahm ſich die berühmteſte aller Sängerinnen, die Catalani, ihrer Landsleute an, und übernahm das Inſtitut auf ihre eigene Gefahr. Das außerordentliche Talent der Direktrice zog zwar das Publikum, trotz den hohen Preiſen, in Maſſe an, allein Signora Catalani war keine gute Rechenmeiſterin, wurde vielfältig betrogen und hintergangen, und mußte das Unternehmen, mit ungeheurem Verluſt, wieder aufgeben. Von 1815 — 1818 hatte die italiäniſche Oper wieder im Saal Favart ihren Sitz aufgeſchlagen, mußte aber dann wieder nach Louvois auswandern, und wurde unter dieſelbe Verwaltung der großen Oper geſtellt.

Um dieſe Zeit fingen Roſſinis Opern an Aufſehen zu machen, und gelangten durch eine Mainville-Fodor, Madam Paſta, Madam Malibran, Mademoiſelle Sonntag geſungen, zur höchſten Stufe des Ruhms. Die Vorſtellungen fanden wieder im Saal Favart ſtatt, und wurden, nachdem dieſer 1838 abbrannte, in's Odeum und von da in den Saal Ventadour, an der Paſſage Choiſeuil verlegt, wo ſie noch gegeben werden, und wo ſie ihren höchſten Glanzpunkt erreichten.

Schon nach 3 Uhr Nachmittags beginnen die Queus, ſich auf dem Platz Vantadour zu formiren; doch ſind es meiſtens Perſonen von andern dahin geſchickt, um ihnen einen ſichern Platz zu reſerviren, wofür ſie bezahlt werden; bei vielen iſt es auch Spekulation, ſie verkaufen dann, wenn das Haus geöffnet, die errungenen Plätze mit Vortheil an Perſonen, deren Geſchäfte es

nicht gestatteten, früher zu kommen, oder die nicht stundenlang Queue machen wollten, um einen convenablen Platz zu erhalten. Von Minute zu Minute verlängert sich der Schweif, der nur drei Mann hoch eingepfärcht stehen darf, um das Haus herum, und Niemand kann und darf es wagen, sich vordrängen zu wollen. Während dieser 3 bis 4 Stunden des Wartens, vertreiben sich die Harrenden mit allerlei Scherzen, Witzspielen, Foppereien und politischen Raisonnements, unter denen manche kräftige Wahrheit ausgestoßen wird, die Zeit. — Bei einbrechender Dämmerung entzünden sich die rings um das Haus herum angebrachten Gaslaternen, wie durch einen Zauberschlag, und mit der Glocke sechs sprengt eine Abtheilung der schön uniformirten, und mit vergoldeten römischen Helmen bedeckten, Municipalgarden heran, und stellt ein Dutzend Vedetten, in denen zu dem Platz Ventadour führenden Straßen aus, um die Ordnung des an- und abfahrenden Fuhrwerks zu erhalten. Auch die Municipalgarde zu Fuß ist angekommen, und placirt ihre zahlreichen Schildwachen an den Eingängen und im Innern des Hauses. — Jetzt drängen sich die Leute in den Queus an die geöffneten Kassen, aber zwei Drittheile derselben erhalten weder Billette noch Plätze mehr, und haben vergeblich drei Stunden gewartet, denn seit zwei Tagen wurden die meisten Plätze schon auf dem Lokationsbüreau vergeben, obgleich man daselbst die ohnehin schon so hohen Eintritts-Preise noch um ein Drittheil höher als an der Kasse, bezahlen muß. Außerdem haben auf beiden Seiten des Theaters Billethändler förmliche Büreaus etablirt, und treiben daselbst, trotz allem Widerspruch und Bekanntmachungen der Direktion, einen lucrativen Handel mit den Einlaßkarten, die sie schon früher auf dem Lokationsbüreau oder auch von Abonnenten erstanden haben. Diejenigen, die nun an den Kassen keine Billets mehr bekommen konnten, fallen diesen Händlern in die Klauen und müssen oft das Doppelte oder Dreifache des angesetzten Preises dafür bezahlen; ja, es kommt wohl vor, daß 40 und 50 Franken für ein Billet des ersten Ranges bezahlt wird, das bei der Lokation 13 und an der Kasse 10 Franken kostet. — Ein Viertel nach sieben fangen schon die Wagen an zu kommen, zuerst bescheidene Fiackers, dann Cabriolets, Remisewagen, und endlich die glänzendsten herrschaftlichen Equipagen; dieses dauert über anderthalb Stunden ununterbrochen fort, und die Vedetten haben die un-

ſäglichſte Mühe, die gehörige Ordnung zu erhalten, und dennoch geht es faſt nie ohne einige Conflikte ab. Kein Kutſcher darf ſeinen Sitz verlaſſen, um ſeiner Herrſchaft den Schlag zu öffnen, diejenigen Wagen, die ohne Bediente ankommen, werden durch hiezu eigends angeſtellte, reich galonirte Theaterdiener geöffnet. — Dieſe entladen nun weibliche Geſtalten, von denen manche junonisch zu nennen ſind, in den prachtvollſten Toiletten, freilich gehen auf eine ſolche Geſtalt in der Regel einige Dutzend mit Blonden, Diamanten, Blumen, Federn ꝛc. überladene Carikaturen. Doch gleiten alle mit leichtem Tritt die mit hochſchwellenden Teppichen belegten Treppen hinan. In dem Saal ſelbſt wird man von der Geſammtpracht dieſer reichen Toiletten bei einer glänzenden Beleuchtung faſt geblendet, und wähnt ſich in einem amphitheatraliſch angelegten Blumen-, ja Feengarten, denn keine einzige dieſer Damen erſcheint ohne einen prächtigen Blumenſtrauß à 10 bis 20 Fcs., den ſie während der ganzen Vorſtellung ſteif und unbeweglich mit ausgeſtrecktem Arm vor ſich hinhält, ſo will es einmal Ton und Mode; hinter dieſen Blumenteraſſen ſehen freilich nicht lauter liebliche junge Engels- oder Geniengeſichterchen, ſondern weit mehr alte ſich geſchminkte verzerrte Fratzen hervor, was eher etwas dämoniſches als feenartiges hat. Außer den eleganten Pariſerinnen ſind die Ruſſinnen, Engländerinnen und Spanierinnen am zahlreichſten, weniger ſieht man Deutſche und Italiänerinnen. Selbſt den Frauen der deutſchen Geſandten, der Mittel- und Kleinſtaaten, von denen überdieß kein Menſch in Paris Notiz nimmt, iſt dies Theater zu koſtbar, obgleich es zum Pariſer guten Ton gehört, ſich wenigſtens einmal in der Woche bei den Italiänern zur Schau zu ſtellen. — Auch iſt der höchſte Wunſch, das größte Glück einer Löwin ein Platz im erſten oder zweiten Logenrang der Italiäner, der dritte iſt ſchon weniger beneidet.

Beklagenswerth ſind oft die armen Ehemänner oder Väter, die ihren Frauen und Töchtern dieſen Wunſch verſagen müſſen, denn Verdruß und wochenlanges Maulen ſind die unausbleiblichen Folgen.

Oft kann einem Vater oder Gatten auch keine größere Calamität begegnen, als wenn man ſeinen Töchtern oder der Frau das fatale Geſchenk mit einem Logenbillet der italiäniſchen Oper macht. — Da kömmt das Töchterchen hocherfreut herangeſprungen, fällt dem Papa um den Hals, und ſpricht: „Herzensväterchen,

denken Sie ſich nur, die Marquiſe von A. hat mir ſo eben ein Billet zu den Italiänern geſchickt, welches Vergnügen werde ich nicht haben, und es koſtet Sie keinen Pfennig!«

Der arme Vater oder Gatte! — Das Entree koſtet ihn freilich nichts, aber die Toilette, was koſtet die nicht, ſelbſt wenn es keines neuen Schmucks, Shawls, Cardinals ꝛc. bedarf. Aber die unausbleiblichen koſtbaren Bagatells de rigueur? Zuerſt une voiture de remise, 10 Franken, der Friſeur mit ebenſoviel, die Handſchuhe von Jouvin 4 Franken, das Bouquet 5—20 Franken, denn wir ſind im Januar, und glücklich, wenn nicht ſonſt einige Kleinigkeiten, wie Schuhe, Flacons ꝛc. fehlen, ſo daß ein ſo geſchenktes Billet dem Vater oder Herrn Gemahl wenigſtens auf 30—50 Franken zu ſtehen kömmt. Muß aber noch gar ein neues geſtickes Taſchentuch herbei, dann iſt es nicht zum aushalten, denn man kann ein ſolches nicht wohl unter 50 Franken nehmen, und iſt dann noch ſehr beſcheiden, da man deren zu 500 Frcs. hat, — und an ein Refüſiren des Billets iſt nicht zu denken, denn das würde ja die großmüthige Geberin verdrießen, mit der man es um keinen Preis verderben darf, und wie kann man ſich in Soireen blicken laſſen, wenn man nicht wenigſtens einigemal bei den Italiänern geglänzt hat!

O vanitas vanitatum einer ſo eingebildeten Glückſeligkeit, die dazu noch durch den Neid, den die reicheren Toiletten hervorbringen, oft gewaltig verbittert wird. In wie wenig Zeit iſt von einer ſolchen Vorſtellung, allen ihren Herrlichkeiten, und allen denen, die ihr beiwohnten, auch keine Spur mehr vorhanden, all dieſer Flitter iſt Lumpen oder Staub geworden, und die prächtigen Dämchen modern auf dem père Lachaise, dem Montmartre, oder Gott weiß welchem Todesacker, — während der Chiffonier mit ſeinem kleinen düſtern Laternchen in den Straßen des ungeheuern Paris die Nächte durchwandernd, mit ſeinem Hakenſtöckchen, den Reſt dieſes Tandes in ſeinen Lumpenkorb ſchleudert.

Auch die ſchönſte und berühmteſte Löwin bleibt ſelten mehr als einen Winter an der Tagesordnung, den zweiten iſt ſie ſchon nicht mehr in der Mode, und den dritten wird ſie Anticaglia.

Während den Zwiſchenakten beſtaunt, bewundert, muſtert, beneidet oder belacht man ſich in dem Foyer, deſſen Rieſenſpiegel dieſe bunten Geſtalten tauſendmal vervielfältigen.

Iſt das Stück endlich aus, und die Comödie auf der Bühne

und im Saal zu Ende, dann hüllt man ſich in prächtige weiße Mäntel, drängt ſich nach dem Ausgang, wartet oft halbe Stunden lang auf den Wagen, denn die Reihen derſelben verlieren ſich der ganzen Straße Monſigni, der Straße Choiſeuil und noch eine anſehnliche Strecke der Boulevards entlang. — Hat ſich endlich der Wiederhall des zuletzt abrollenden Wagens verloren, ſo iſt die Mitternachtsſtunde vorüber, die Gaslaternen am Theater ſind gelöſcht, und mit der tiefſten Stille tritt auch tiefe Finſterniß ein. Die ganze Erſcheinung iſt gleich einem Traum verſchwunden, und der Platz ſo öde und einſam, wie eine Wüſte. — Aber viele der Zuſchauer treiben ſich noch einige Stunden in Soireen, Kaffeehäuſern, heimlichen Spielhäuſern ꝛc. herum, oder machen noch Beſuche, wobei ſie mit einem Thee regalirt werden, und erſt der Morgen bringt die Leute zu Bette, von denen viele, namentlich die Damen, erſt lange nach Mittag daſſelbe wieder verlaſſen.

Der Künſtlerfoyer der italiäniſchen Oper bietet bei weitem nicht die Unterhaltung und den Reiz von dem der großen Oper. Es iſt ein nicht ſehr großer viereckiger Salon, mit einem kleinen Kamin und ein Paar Spiegeln verziert, der jedoch Raum genug für ſeine nicht ſehr zahlreichen Beſucher hat. Die hübſche Griſi mit ihrer intereſſanten Niobesfigur war unzertrennlich an den Sänger Mario gekettet. Die hübſche Schweſter der Albertazzi wurde von Herrn Perrot angebetet, die ſchöne Terza Donna Amigo war einer höhern Polizeilichkeit verfallen, und unter den wenig zahlreichen Choriſtinnen, war die Loiſeau die einzige hübſche. — Die andern Damen wurden nur wegen ihres Singens bewundert, aber wer ſollte es wohl glauben, die Chöre ſangen oft ohrenzerreißend falſch. Tänzerinnen ſind hier gänzlich unbekannte Waare, und dieſe ſind es, die doch den Künſtlerfoyers den größten Reiz verleihen.

Damals war ein gewiſſer Dormoi Director der italiäniſchen Oper, zu dem ſich ein Advokat Namens Batel geſellte, der das Inſtitut wie einen Proceß behandeln wollte. Durch ſeine Rabuliſtereien brachte er es auch bald ſo weit, daß der wirkliche Director disguſtirt und ganz entmuthigt wurde, und mit einem Selbſtmord endigte, wozu auch beigetragen haben mag, daß Caſſa und Bücher nicht in der gehörigen Ordnung waren, und Batel ihn des Unterſchleifs beſchuldigte.

Die komiſche Oper, ſo wie ſie jetzt beſtand, wurde 1806 durch ein kaiſerliches Decret gegründet, aber ihr Urſprung ſchreibt ſich von den Jahrmarktsbühnen her, und zwar von denen zu St. Laurent und St. Germain. — Erſt 1712 gab man die erſten ordentlichen komiſchen Opern, und 1714 wurde einer ſolchen Bühne auf neun Jahre ein Privilegium ertheilt, aber ſchon nach vier Jahren mußte ſie aus Mangel an hinlänglicher Einnahme wieder geſchloſſen werden. 1721 wurde ein neues Unternehmen der Art gegründet, welches auch unter verſchiedenen Directoren bis 1752 ziemlich prosperirte. Im Jahr 1783 eröffnete endlich die komiſche Oper ihre Vorſtellungen im Saal Favart. Sechs Jahre ſpäter 1789, hatte ſie eine gefährliche Concurrenz an dem Theater de Monsieur, das in den Tuilerien ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Dieſes letztere mußte 1791 wegen den revolutionären Ereigniſſen in den Saal Feydeau verlegt werden, wo es 1798 Banquerout machte, aber unter der Direction Regincourts bald wieder erſtand. Die beiden Theater ſchadeten ſich gegenſeitig, und mußten 1801 beide ſchließen, worauf 1806 die oben erwähnte komiſche Oper auf kaiſerlichen Befehl im Saal Feydeau erſtand. 1829 wurde ſie in den Saal Ventadour verlegt, dann in das Theater an der Börſe, und 1840 endlich in den nach ſeiner Einäſcherung wieder neu erbauten Saal Favart, wo ſie ſich noch befindet. Unter ihren Mitgliedern waren jetzt beſonders Roger, Madame Damoreau und Anna Thillon, letztere ſehr hübſch, durch ihre ungewöhnlichen Talente und Virtuoſität ausgezeichnet.

Der Artiſtenfoyer dieſer Oper war ebenfalls unterhaltend und amuſant genug, doch kein Vergleich mit dem der großen Oper, auch war er bei weitem nicht ſo von der Ariſtokratie jeder Art heimgeſucht. Die ſchönſte Perle deſſelben, Anna Thillon, machte ſich dabei rar, ſie war die Favoritin des ſchon ziemlich alternden Auber, wie die böſe Welt ſagte, hatte aber dabei noch ihre eignen Liebhabereien.

Ich komme jetzt zu dem franzöſiſchen Theater, vorzugsweiſe „aux français" genannt, welches in Frankreich als das höchſte und beſte, was dramatiſche Kunſt leiſten kann, geprieſen und vergöttert wird.

Die Franzoſen führen den Urſprung ihrer dramatiſchen Kunſt bis zur erſten Race ihrer Könige zurück, und führen als Beweis dafür an, daß ſchon Carl der Große eine Ordonnanz erließ, durch

welche er die Spiele der Histrionen, wegen ihrer Unschicklichkeit verbot. — Etwas später gaben die Feste der Heiligen Veranlassung zu solchen Darstellungen, die sogar in den Kirchen statt fanden. 1198 verbot jedoch der Bischof von Paris, Eudes von Sully, dergleichen Profanationen, oder modificirte sie wenigstens. — Während zwei Jahrhunderte kamen die Trouveres, Minnesänger des nordischen Frankreichs, die Troubadours und Taschenspieler und wurden bald von den Königen begünstigt und bald verfolgt. Die unter der Regierung des heiligen Ludwig von Palästina zurückgekommenen Pilger, gaben ebenfalls religiöse Comödien, die ihnen aber 1398 untersagt wurden, doch machten sie vier Jahre später schon wieder ihre Farcen unter dem Titel der „Passionsbrüderschaft". 1492 erhielten sie ausschließlich das Privilegium, Mysterien und Moralitäten darzustellen, und sie errichteten ihre erste Schaubühne in dem Hospital zur heiligen Dreieinigkeit in der Straße St. Denis. Hundert und vierzig Jahre später brachte diese Brüderschaft das alte Hotel der Herzoge von Burgund in der Straße Mauconseil an sich, und 1588 überließen sie dasselbe an Comödianten von Profession.

Im Jahr 1600 wurden endlich die ersten regelmäßigen dramatischen Vorstellungen gegeben, zu denen die Dichter Hardig, Theophile, Mairoet ꝛc. die Stücke lieferten.

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gab es schon mehrere Schauspielergesellschaften, die concourirten. Endlich aber erhielt 1658 Moliere die Erlaubniß, sich mit seiner Truppe im Louvre und im Palais-Royal zu etabliren. Noch eine andere Gesellschaft spielte im Hotel d'Argent in der Straße Poterie. Molieres Gesellschaft erhielt jedoch den Titel „Königliche Truppe". Nach Molieres 1673 erfolgten Tod, erließ die Polizei eine Ordonanz, durch welche die Eröffnung eines neuen Theaters in der Straße Mazarin, die damals noch Straße des Jossés de Nesle genannt wurde, und zugleich die Schließung der Bühne im Marais verordnete. Die meisten Schauspieler der letztern, wurden bei der neuen Bühne angestellt, welche mit der Darstellung des „Tartüffe" eröffnet wurde.

Im August 1680 verordnete der König, daß sich die Truppe im Hotel de Bourgogne mit der in der Straße Mazarin zu vereinigen habe, und aus dieser Vereinigung ging nun das französische Theater hervor, das noch jetzt besteht. Ein Jahrhundert

von 1689 bis 1770 ſpielte man in der Straße St. Germain des Prés. Aber die Geſellſchaft mußte endlich das alte Comödienhotel, welches ſie bedrohte, ſie eines Abends unter ſeinen Trümmern zu begraben, da es im höchſten Grad baufällig geworden, verlaſſen, und man geſtattete ihr in einem Saal der Tuilerien, der vor einem Jahrhundert für das Ballet Pſyche eingerichtet war, einſtweilen zu ſpielen.

Zwölf Jahre ſpäter etablirte ſich die Geſellſchaft im Faubourg St. Germain, in einem Saal, wo jetzt das Odeon ſteht, aus dem ſie durch die Ereigniſſe der Revolution vertrieben wurde. — Sie ſetzte ſich zur Zeit des Directoriums in der Straße Richelieu feſt, und man nannte dieſe Bühne das Theater der Republik.

Den 15. October 1812 decretirte Napoleon von Moskau aus (er liebte es, allerlei Decrete aus den fremden Hauptſtädten zu datiren, um ſeine Anweſenheit in denſelben zu verherrlichen) die Art, wie fortan das franzöſiſche Theater organiſirt ſein müſſe, und dieſe Organiſation wurde mit einer kurzen Unterbrechung von 1833—1840, bis jetzt beibehalten.

Ein Commiſſär der Regierung repräſentirt dieſelbe bei der Geſellſchaft. Die Einnahme wird nach Abzug der Koſten unter die Künſtler, welche Societair dieſer Anſtalt ſind, vertheilt, die Intereſſen dieſer Geſellſchaft vertritt ein Ausſchuß von ſechs Mitgliedern, welche der Miniſter des Innern ernennt, und den der Regierungscommiſſair präſidirt.

Auf dieſem Theater werden nun die Trauerſpiele, Schauſpiele und Luſtſpiele in Verſen oder Proſa gegeben, welche die Geſellſchaft für würdig hält, durch ſie aufgeführt zu werden, außerdem hat ſie mit dem Odeon das Monopol, das alte Repertoir der ſogenannten klaſſiſchen Stücke ausſchließlich benutzen zu dürfen, jedoch nur für Paris, denn in den Provinzen darf jedes Theater Racines, Corneilles, Crebillons, Voltairs, Molieres Stücke aufführen. Indeſſen war, bevor die Rachel erſchien, dieſes Repertoir ziemlich vernachläſſigt und bei Seite geworfen worden, da es das Publikum nicht mehr anzog, und die wenigen Zuſchauer alle Zeichen einer tödtlichen Langeweile von ſich gaben. Nur die Comödie wurde noch hauptſächlich wegen den unvergleichlichen Leiſtungen der Mars beſucht. Erſt nach dem Erſcheinen der Rachel kam wieder Leben in das Trauerſpiel, und Dank ihrem

Talent, wurde der Zudrang bald so stark, daß sich das Haus wieder überfüllte.

Niemals hat sich jedoch die Judelei unersättlicher gezeigt, als in der Person des Papa Felix, Vater der gepriesenen Künstlerin. Dieser, früher mit alten Lumpen handelnde Schacherjude, dessen Töchterchen als Leiermädchen in Schenken und Kneipen für einige Sous auf der Guitarre klimperte und dazu krähte, um das dürftige Einkommen der Familie zu vermehren, machte gleich nach dem ersten Erfolg seiner Tochter aux français eine Forderung von einem Jahrgehalt von 40,000 Franken; sie wurden ihm bewilligt, dann 50,000, auch die, 60,000, gut, 80,000 ꝛc. Die Habgier und der Geiz des alten Hebräers kannte keine Grenzen mehr; erreicht Tantalus einmal das Wasser, dann will er den ganzen Strom verschlingen, kömmt ein Ausgehungerter an eine wohlbesetzte Tafel, so steht er nicht auf, bis auch der letzte Bissen verschlungen ist. — Bald mußten alle Journale verkünden, daß die ungeheuren Anstrengungen der Tochter Israels ihre Gesundheit untergraben, daß sie nicht lange mehr würde auftreten können ꝛc., und so steigerten sich die Prätentionen des alten Mosesjohn ins Unendliche.

Die unbescheidenen Ansprüche, die Intriguen, die ungemessenen Forderungen der Familie Rachel gaben dem Künstler-Foyer du français täglichen Stoff zur Unterhaltung und zu sehr bittern Bemerkungen. — Alles, was man für sie gethan, hieß es da, hat nur die Unersättlichkeit dieser Hebräer vermehrt. Nur der Untergang der Welt vermag es, einen reißenden Strom, der alles mit sich fortnimmt, aufzuhalten — „Sie werden nicht ruhen, bis das Institut durch Finanznöthen zusammenstürzt. — Ich sage, man verwöhnt sie — Ich behaupte das Gegentheil — Wie so? — Weil es längst geschehen ist. Auch das Publikum ist unserer Meinung", hieß es da.

Sehr selten ließ sich die Rachel im Foyer sehen, sie fühlte, daß sie da nicht triumphiren würde, wo die Liebenswürdigkeit in einer Duplessis personificirt erschien, und Mademoiselle Doze thronte. — Dieser Foyer wurde übrigens mehr von Liebhabern der Kunst als der Künstlerinnen besucht, und oft war die Unterhaltung in demselben sehr ernst.

Das zweite französische Theater, das Odeon wurde 1781

erbaut und bis 1799, wo es in wenig Stunden abbrannte, ſpielten die franzöſiſchen Schauſpieler in demſelben.

Napoleon ließ es 1807 neu aufbauen, und beſtimmte, daß abwechſelnd die Italiäner und die franzöſiſchen Künſtler Vorſtellungen in demſelben geben ſollten. — 1814 bildeten die franzöſiſchen Schauſpieler eine Geſellſchaft nach dem Vorbild des erſten Theaters, konnten aber nicht beſtehen, da die Einnahmen nicht hinreichten und die Verwaltung ſchlecht war. Ein gewiſſer Picard erhielt nun die Direction deſſelben nebſt einem Zuſchuß von der Regierung im Betrag von 27,000 Fr. 1818 brannte das Haus zum zweitenmal ab. — Wieder neu erbaut, wechſelte es häufig ſeine Directoren, die Subventionen von 60,000, 100,000 bis 160,000 Franken erhielten. Es war indeſſen nie im Stande, es ſeiner Rivalin jenſeits der Seine gleich zu thun, und hatte keine Künſtler von großer Auszeichnung aufzuweiſen.

Das Vaudevilletheater wurde zuerſt 1792 in der Straße Chartres erbaut, und zwar auf der Stelle, wo früher das Winter-Vaurhall geſtanden hatte, und machte lange Zeit treffliche Geſchäfte durch die geiſtreichen, oft giftig-witzigen Vaudevilles, welche die Tagesbegebenheiten und ihre Urheber blutig geißelten. — 1816 ließ Scribe hier ſeine erſten Stücke aufführen, denen eine ſehr hübſche und talentvolle Actrice beſondere Reize verlieh. 1820 verſetzte jedoch das Privilegium, welches das Gymnaſe erhielt, dem Vaudevilletheater einen tödtlichen Schlag. Nach der Revolution von 1830, wo Etienne Arago ſein Direktor war, nahm es den Titel eines Nationaltheaters an, und trat aus ſeiner bisherigen Sphäre, indem es große Dramen aufführte, welche durch das ungewöhnliche tragiſche Talent der Madame Volnys viel Anziehungskraft für die Pariſer hatten. Den 18ten Juli legte eine Feuersbrunſt auch dieſes Theater in Aſche und E. Arago verlegte proviſoriſch deſſen Sitz auf das Boulevard Bonne-Nouvelle, in das Lokal eines Café spectacle. — 1841 nahm es endlich Beſitz in dem Lokal auf dem Börſenplatz, wo Hr. Ancelot und deſſen Gattin dem Inſtitut vorſtanden. Bouffé und die zu berühmte Dejazet waren eine Zeitlang deſſen gewaltige Magnete.

Das Gymnase dramatique wurde 1819 auf der Stelle erbaut, wo ſich der ehemalige Kirchhof Bonne-Nouvelle befand, und ſchon im December des darauf folgenden Jahrs eröffnet. — Es

sollte eigentlich nur eine Art Nebentheater des français und der komischen Oper sein, auf welchem die Zöglinge des Conservatoriums sich einüben sollten, bevor sie die größern Theater beträten. Deswegen hatte man ihm auch das Recht ertheilt, die alten Stücke des französischen Theaters und des Theaters Feydau geben zu dürfen, jedoch dabei zur Bedingung gemacht, daß sie in einem einzigen Act aufgeführt werden müßten. Sein Direktor Poirion wußte aber durch unermüdliches Bemühen und Intriguen die ihm durch das Privilegium gesetzten Schranken bald zu sprengen, und nun erlangte das Vaudeville fast ausschließlich das Bürgerrecht auf dieser Bühne. Scribe arbeitete für dieselbe, und einige Künstler, die in diesem Fach excellirten, machten, daß die Direktion vortreffliche Geschäfte machte.

Die Herzogin von Berry erklärte sich als Beschützerin dieses Theaters, das nun das Théâtre de Madame genannt wurde, und mit jedem Tag größern Erfolg hatte, indem es die Delaze, Jenny Vertpré, Herville, Legrand u. zu gewinnen wußte.

Nach der Revolution von 1830 nahm es seinen alten Titel wieder an und es gelang ihm auch, Bouffé zu acquiriren, der seiner Kasse Hunderttausende eintrug. 1841 gab Poirion die Direktion ab, nachdem auch Bouffé eine andere Anstellung im Theater des Variétés vorgezogen hatte.

Dieses letztere hatte folgenden Ursprung:

Im Jahr 1789 befand sich an der Stelle des Theater des Palais-Royal, eine kleine Bühne Beaujolais genannt, auf welcher nur hölzerne Schauspieler figurirten. Mademoiselle Montansier brachte dieselbe käuflich an sich, und ließ sie so sehr vergrößern, daß man Comödien, Tragödien und Opern auf derselben geben konnte.

1793 wurde diese Bühne Theater des Bergs genannt, nannte sich aber schon ein Jahr darauf Théâtre des Variétés. Bald kam sie nun in die Mode, wozu einer ihrer Künstler, Namens Brünet, der außerordentlich gefiel, das meiste beitrug, und nun begegnete man die elegantesten Damen von Paris in seinem Foyer, der das Rendez-vous aller Löwen jener Zeit wurde, welche die gute für die Jocrysse und Cadet Roussel war.

Gegen das Ende der Restauration begann das Theater der Variétés in Verfall zu gerathen, und obgleich der damalige Direktor Tarteis den beliebten Schauspieler Friedrich Lemaitre für

seine Anstalt zu gewinnen wußte, und mit ihm das moderne Drama in all seiner Furchtbarkeit in Scene setzte, so wollte dies Alles nichts helfen. Die Direction wurde nun öfters gewechselt, und erst im Jahr 1843 unter Roqueplan, dem es gelang, den Bouffé und die Déjazet zu engagiren, kehrten die schönen Tage des alten Theater Montansier auf dem Boulevard Montmartre zurück.

Das Theater im Palais Royal wurde, so wie es jetzt besteht, und nachdem man einige Veränderungen mit dem Bau desselben vorgenommen, erst 1831 eröffnet, und hatte seitdem fortwährend großen Zuspruch, da seine Truppe meist aus sehr gewandten Künstlern bestand, wie Samson, Lepeintre, Bayard u., und außer den Damen Dupuis, Lemonnier, Nathalie, war auch hier Mademoiselle Déjazet eine Zeitlang die Königin der Bühne, deren Künstlerfever eben deshalb sehr besucht und gesucht wurde. Wie bei all diesen kleinern Bühnen, machte auch hier das Vaudeville, komische Lustspiele und die Comödie den Hauptbestand des Repertoirs aus.

Das Theater der Porte-Saint-Martin wurde, wie ich schon gesagt, im Jahr 1782 erbaut, um der abgebrannten Oper provisorisch zu dienen. Später erhielt es das Privilegium, große Spektakelstücke, Ballete und Comödien aufführen zu dürfen. — 1807 wurde dieses Theater auf kaiserlichen Befehl geschlossen, da es Napoleon für gut fand, die Zahl der Pariser Schaubühnen zu vermindern; erst nach dessen Sturz, 1814, begann es seine Vorstellungen in der frühern Weise fortzusetzen, und zwar mit dem besten Erfolg, wozu besonders die Pie voleuse und das Debût der Mademoiselle Jenny-Vertpré das meiste beitrugen. Später war sein Glück unter verschiedenen Directionen sehr dem Wechsel unterworfen, aber seine Ballete wurden immer sehr besucht, und als Mazurier den Affen Jako mit so großer Virtuosität gab, war der Zulauf aller Pariser Affen ein so ungeheurer, daß man sich um die Einlaßkarten schlug. Auch der Vampir und die kleinen Tanzaffen machten lange volle Gassen. Als endlich 1830 Harel die Direction des Odeons mit der der Porte St. Martin vertauschte, und die aus der Kaiserzeit noch so berühmte, aber jetzt übermaßen arrondirte Mademoiselle Georges, Madame Dorval, Frédérick Lemaitre und Bocage für diese Bühne gewann, der zuerst Casimir Delavigne, seinen Kalliere zur Aufführung gab, und

dann Victor Hugo und Alexander Dumas, diesem Beispiel folgend, ihre Dramas, wie Antony, Richard von Arlington, der Thurm de Nesle, Lucrezia Borgia, Maria Tudor ꝛc. hier aufführen ließen, schien das Glück dieses Theaters gemacht, doch schien es nur so, denn Harel mußte nach einer zehnjährigen Direction 1840, das Privilegium an den Minister des Innern zurückgeben, welcher es nun den Gebrüdern Cogniard übergab.

Harel hatte wirklich bei den brillantesten Einnahmen unverantwortlich gewirthschaftet und lag dabei beständig mit seiner Gesellschaft in den Haaren, da deren Mitglieder fortwährend in bedeutendem Rückstand waren. Dies gab oft Veranlassung zu manchen tragikomischen Scenen im Künstlerfoyer, die nicht minder interessant, ja oft noch interessanter waren, als die, welche unterdessen vor dem Publikum aufgeführt wurden.

Eines Abends während der Vorstellung von Bianca Contarini von Paul Foucher, ein Stück, das einen so großen Succes hatte, entstand ein so lauter Wortwechsel im Foyer, der sich hinter der Bühne befand, daß selbst ein dumpfer Nachhall desselben bis ins Publikum drang: die Ursache war folgende: Madame Melingue, eine ziemlich mittelmäßige Künstlerin, hatte eine nicht unbedeutende Forderung an den Direktor zu machen, und verlangte mit einer Lebhaftigkeit, wie sie deren nie eine in ihren Rollen blicken ließ, bezahlt zu werden. — Harel hatte keinen Sous, der Wortwechsel artete in ein förmliches Gezänk und in Drohungen von Seiten der Actrice aus, welche der Direktor in der Klemme mit Spott und Quoklibets beantwortete, wodurch der hier sehr beliebte und auch glänzende Foyer in Aufruhr kam, und die Ruhe konnte endlich nur mit Mühe wieder hergestellt werden. Den folgenden Tag las man in dem Foyer einen Anschlag der Direction, welcher besagte:

„Der Director Hr. Harel hat Madame Melingue wegen Verleumdung und Lästerungen verklagt, da dieselbe überall ausgesprengt hat, er schulde ihr 965 Franken; dieß ist eine unverschämte Lüge, gegen welche Herr Harel protestiren muß."

In der That fand es sich bei genauer Untersuchung, daß es nur 980 Franken und 15 Centimes waren, die Madame Melingue zu gut hatte!

Ein paar Tage später hatten sich sämmtliche Artisten, mit Ausnahme einiger von der Direction besonders begünstigten Da-

men, verabredet, ihr rückständiges Guthaben von Harel rücksichtslos zu fordern. Während sie darüber discutirten, trat dieser jedoch ganz unerwartet mitten unter sie, und sagte mit erhabener Stimme:

»Meine Herren und Damen, wenn Sie Geld haben wollen, so lassen Sie mir erst welches münzen.«

Man lachte und trennte sich, ohne etwas abgemacht zu haben.

Den andern Morgen bei der Probe, geht der Schauspieler Raucourt, der eine ziemlich runde Summe zu fordern hatte, zu dem Director und sagte ihm: »Mein theuerster Freund, ich habe noch nicht gefrühstückt!«

— Wohlan, so werden Sie heute besser zu Mittag essen — erwiederte Harel.

— Dazu gehört Geld.

— Wie, Sie haben keins?

— Nein!

— Das ist Ihre Schuld. Gehen Sie an die Casse, ich habe Befehl gegeben, daß man Ihnen welches gebe.

— Ich danke Ihnen, Sie erzeigen mir damit einen großen Dienst.

Raucourt läuft zum Cassirer und sagt ihm: »Sie haben Ordre vom Direktor mir Geld zu geben?«

— Ja mein Herr.

— Hier ist mein Vordereau, ich muß 530 Franken haben.

— Und hier ist, was ich Ihnen geben kann.

— Wie, 20 Franken?

— Keinen Centime mehr.

— Das ist ein schlechter Spaß.

— Nein, es ist völliger Ernst.

Raucourt läuft zornentbrannt auf die Bühne zurück, entschlossen, diesmal dem Herrn Director derb die Wahrheit zu sagen, aber dieser war verschwunden.

Den andern Morgen findet er ihn am Kamin des Foyers sitzend, wo er sich die Füße bei einem dürftig brennenden Stückchen Holz wärmt.

— Sie haben mich zum Besten gehabt, Hr. Direktor, sagte er ihm voll Eifer; auf ihr Geheiß ging ich an die Kasse und —

— Und man wird Ihnen Geld gegeben haben? unterbrach ihn Harel.

— Man hat mir 20 Franken angeboten!

— Und Sie haben ſie nicht genommen?

— Zum Teufel, nein!

— Sie hatten groſses Unrecht, beſter Freund, denn heute kann ich Ihnen nicht mehr ſo viel anbieten.

Ein anderesmal waren es die Verfaſſer von verſchiedenen Theaterſtücken, die im Foyer lärmten, weil ſie ihre Tantièmen nicht erhalten konnten, und ſich dabei bitter beſchwerten, daſs Alexander Dümas die Bühne der Porte-Saint-Martin ſo gut wie in Pacht genommen habe, und man dem Publikum nur immer ſeine nach haut goat ſchmeckende Waare auftiſche.

— Harel trat eben ein, und fragte den erſten, den er zu Geſicht bekam, was der Lärmen bedeute.

Als man ihm die Urſache angegeben, ſo wie die Kritik, die ſich jene Herrn erlaubten, mitgetheilt hatte, rief er aus:

Die Schlingel ſind noch nicht einmal im Stand, einen Zwiſchenakt des Alexander Dümas zu machen!

Allgemeines Gelächter verſcheuchte die üble Laune. — Damals gab es täglich ſolche Auftritte im Foyer, bei den Proben und hinter den Couliſſen, und von jeder Vorſtellung der Porte St. Martin ſagte man, daſs es die letzte ſein würde. Aber Dank der unermüdlichen Thätigkeit dieſes unvergleichlichen Directors, folgten die Darſtellungen dennoch ununterbrochen, und trotz der allgemeinen Verwirrung fuhr die Maſchine fort, zu funktioniren.

Dieſs hatte man beſonders der Demoiſelle Georges zu verdanken, die früher noch mehr durch ihre Schönheit als durch ihr Talent und ihre Diamanten glänzte, ſie bewahrte trotz ihrer jetzigen Ausgeſtalt und ihrer zur Neige gehenden Reize, dieſe bretterne Welt vor dem Zuſammenſtürzen. Sie beherrſchte den Harel, dieſen Potentaten unter den Pariſer Theater-Directoren, wie ſie ehedem wirkliche Potentaten beherrſcht hatte, und im Foyer repräſentirte ſie noch immer eine Art Majeſtät. Dabei war die Anziehungskraft Friedrichs Lemaitre, der mit einer Donnerſtimme ſeine Anatheme und ſeinen hölliſchen Scherz gegen die Verdammten ausſtieſs, noch immer ſehr groſs, und Alexander Dümas und Victor Hugo's Parodien Shakſpear'ſcher und Schiller'ſcher Stücke machten, daſs der Pöbel aller Stände das Haus ſtürmte.

Eines Tages gab die Dejazet hier eine Gastrolle zu Gunsten der Benefiz-Vorstellung eines Künstlers. Während sie nun in einem Zwischenakt durch das unvermeidliche Verhangsloch das Publikum ununterbrochen anstarrte, schlich sich ein Schauspieler, der gerne auch einmal durch dieses Loch gucken wollte, ganz leise heran und kneipte sie — der Leser kann sich schon denken wo.

Rasch dreht sich die Dejazet um, und sagt mit großer Ruhe: »Mein Herr, ich gehöre nicht zu diesem Haus!«

Der Künstlerfoyer des Porte-Saint-Martin ist nach dem der großen Oper sicher der amusanteste.

Als endlich Harel, der es gar zu bunt gemacht, und die Geduld des Ministers lange genug auf die Probe gestellt hatte, abzutreten gezwungen war, und die beiden Goignards die Direction erhielten, prosperirte dieses Theater zusehends; nach vier oder fünf Jahren dirigirte es jedoch Theodor Goignard allein, da sein Bruder die Direction des Variétés übernahm.

Das Theater der Gaité (Fröhlichkeit, Lustigkeit) ist das älteste der Boulevardstheater, es entstand 1760. Ein gewisser Nestier hatte damals auf derselben Stelle, wo es jetzt noch steht, ein hölzernes Schauspielhaus oder vielmehr eine große Bude erbaut, an deren Eingang man die Worte: »Saal der großen Tänzer« las. Nachdem dieses Gebäude ein Raub der Flammen geworden war, ließ es 1770 ein gewisser Nicolet, der Sohn des Harlequins der Truppe wieder aufbauen, und erhielt die Erlaubniß, es: »das Theater der großen Tänzer des Königs« zu taufen. Unter seinen Acteurs war ein Affe, der ganz Paris dahin strömen machte.

Das Repertoir dieser Bühne bestand in Spektakelstücken und Harlequinaden, die mit großem Luxus aufgeführt wurden. Während den Zwischenakten zeigten Gaukler ihre Künste.

Nach Nicolets Tod 1789, nannte sich das Theater la Gaité, während einer kurzen Zeit hatte man ihm den Titel: „théatre de l'Emulation" zugetheilt, der sich aber nicht lange erhielt. Ein Stück von Montalivillé: »der Hammelsfuß« machte eine zeitlang sein Glück (1805). 1808 wurde der wieder neu hergestellte Saal eingeweiht, und die neue Direktion hatte eine zeitlang viel Glück. 1835 brannte das neue Haus auch ab, erhob sich aber wie durch Zauberei schnell wieder aus seiner Asche. Ein Baron Ces-Caupenne wurde nun Director desselben, obgleich er auch das Ambigü

ſchon dirigirte, aber das frühere Glück war gewichen, und er ſah ſich genöthigt ſein Privilegium an die Herren Montigny und Meyer abzugeben, denen zwei Stücke: »der Glöckner von St. Paul« und »die Gnade Gottes« wieder auf die Beine half. Meyer blieb ſpäter der alleinige Director, da Montigny das Gymnaſe an ſich brachte.

Das Ambigu comique (komiſche Allerlei) wurde 1769 durch einen Acteur der italiäniſchen Comödie auf dem Boulevard du Temple gegründet. Es begann zuerſt mit Marionetten zu agiren, dieſen folgten Kinder von 7—14 Jahren, dieſen junge Leute von 15—18 Jahren, und endlich waren ſeine Schauſpieler von jedem Alter wie die der andern Theater. Man gab hiſtoriſche und romantiſche Pantomimen und dann Melodramas, damals eine neue Erfindung.

Dieſe Bühne wechſelte ſehr oft ihre Directoren und machte immer ſchlechtere Geſchäfte, als endlich 1798 ein gewiſſer Gorſe die Zügel der Verwaltung gemeinſchaftlich mit einem reichen Capitaliſten ergriff, und es unternahm, ſie wieder zu regeneriren. Der Erfolg entſprach dem ziemlich gewagten Verſuch, und Paris eilte herbei, um die ſchöne Madame Angot im »Serail zu Conſtantinopel« zu bewundern, und die neuen Melodramen zogen fünfzehn Jahre lang die Menge an.

1827 brannte auch dieſes Theater ab, das ſeinen Director mehrmals gewechſelt hatte. Madame Audinot und Herr Sennepart erhielten nun ein Privilegium für das von ihnen auf dem Boulevard Saint-Martin neu erbaute Haus, das in Gegenwart der Herzogin von Berry den 7. Juni 1829 eröffnet wurde. Aber die ſchönen Zeiten dieſes Schauſpiels waren vorüber, und bald waren die neuen Unternehmer gezwungen, zurückzutreten. Eine Reihe von Directoren folgten ihnen und endigten mit dem Bankerout.

Den 4. Mai 1841, nachdem es eine kurze Zeit gänzlich geſchloſſen war, übernahm Berand die Direction mit mehr Glück als ſeine Vorgänger.

Ich komme nun zum olympiſchen Cirkus, der anfänglich nur eine engliſche Reiterbude war, die ein Engländer Namens Aſtley kurz vor der Zeit des republikaniſchen Directoriums gegründet hatte und ſie nachher Franconi I. überließ.

Nachdem dieſer Cirkus vom Faubourg du temple in den

Garten der Capuziner verlegt worden, übergab der alte Franconi denſelben ſeinen beiden Söhnen Laurent und Minette, die 1807 ein wirkliches Theater in der Straße Tabor erbauten, und gaben auf demſelben Mimodramen oder dialogiſirte Pantomimen, in welchen die Pferde noch immer eine große, ja nicht ſelten die Hauptrolle ſpielten. 1809 kehrten die Gebrüder Franconi zum Faubourg du temple zurück, wo man den Cirkus ſehr vergrößert hatte und nun große Mimodramen aufführte, bei denen die ganze Familie Franconi mitwirkte, nebſt vielen andern Schauſpielern und Reiterkünſtlern, unter denen Madame Minette Franconi beſonders anzog, und die ſich eines außerordentlichen Zulaufs zu erfreuen hatten.

Nach einer Vorſtellung des Brandes von Salins, brannte dieſes Theater 1826 völlig ab, wurde aber noch vergrößert, ſchnell wieder aufgebaut und ſchon den 31. März 1827 wieder eröffnet.

Nach der Revolution von 1830 wurden hier faſt nur noch große Nationalſpektakelſtücke aufgeführt, zu denen der Zulauf ſo ungeheuer war, daß man nicht ſelten erſt nach einem Warten von vierzehn Tagen eine Einlaßkarte erhalten konnte. So wurde das ganze Leben Napoleons, von der Schule von Brienne bis zu ſeinem Begräbniß zu St. Helena in zehn Vorſtellungen aufgeführt, wobei die herrlichſten Decorationen, die reichen und ganz getreuen Coſtümes, das Schlachtengewühl ꝛc. die Hauptrolle ſpielten; literariſchen Werth hatten dieſe Werke keinen, ſondern ſie waren von verſchiedenen Perſonen der Truppe aus Napoleons Lebensbeſchreibungen zuſammengeſtoppelt. Dagegen war die Scenirung derſelben ſo vortrefflich, daß ſie allgemeine Bewunderung erregte, und Horaz Vernet beſuchte ſie, um ſeine Schlachtgemälde möglichſt lebendig darſtellen zu können, denn wer nie einer Schlacht beigewohnt, konnte ſich hier mitten in einer denken; dabei waren die Pferde dieſer Cavallerie ſo trefflich dreſſirt, daß ſie die erſtaunendſte Dinge, wie das Erklimmen ſteiler Felsberge ꝛc. mit der größten Geſchicklichkeit verrichteten. Ebenſo wurden auch die Darſtellungen aus den frühern Revolutionskriegen, das Leben Murats von A—Z ꝛc. auf dieſe Bühne gebracht.

1835 erhielt die Direktion dieſes Theaters die Erlaubniß, in den elyſäiſchen Feldern Vorſtellungen von Reiterkünſten und Cavallerieманövern geben zu dürfen, und zwei Jahre darauf brachte ein ehemaliger, einige Millionen reicher Fleiſcher, Herr Dejean

das Ganze an sich. Dieser Mann hatte in sehr kurzer Zeit sein Glück gemacht, und sein großes Vermögen zur Zeit, als die fremden Heere Frankreich und Paris besetzt hatten, erworben, indem er damals die Erlaubniß erhielt, täglich eine gewisse Zahl Ochsen, Kälber und Hämmel, ohne das Octroi zu bezahlen, in Paris einführen zu dürfen, da aber dieses Vieh zu allen Barrieren hereingebracht wurde, so war dessen Zahl nicht wohl zu controliren, und mag manchen Tag das Zehnfache der festgesetzten betragen haben.

Herr Dejean, der das Privilegium erhalten hatte, beide Etablissements, das Theater und den Cirkus in den elysäischen Feldern zu exploitiren, zeigte sich eben nicht dankbar gegen die fremden Truppen, welche ihm zu seinem großen Vermögen verholfen hatten, denn auch unter seiner Direction mußten diese, es waren freilich immer Feinde, die Zeche in den Schlachten und Gefechten bezahlen, aber vorzugsweise waren es die Oesterreicher, denen arg mitgespielt wurde, nicht nur, daß man sie meistens den schimpflichsten Reißaus nehmen ließ, wurden sie auch noch mit Spott und Hohn überhäuft und als das stupideste und verthierteste Volk hingestellt, so daß die Pariser kein ärgeres Schimpfwort als: c'est un autrichien kannten, wobei sie den ganzen Accent auf das chien legten.

Was man hier auch noch zu bewundern Gelegenheit hatte, waren drei oder vier in der That wunderschöne Reiterinnen, wahre Amazonen mit Venusgesichtern und junonischen Körpern. — Uebrigens war Herr Dejean ein äußerst liebenswürdiger und liberaler Director, und gefällig wo er konnte, nur gegen seine eigenen Kinder verfuhr er manchmal streng. — So präsentirte sich einst sein Sohn, als die famosen »Teufelspillen« gegeben wurden, an der Kasse, wo der Vater grade anwesend war, und verlangte freies Entrée. »Gebe ich dir nicht Taschengeld zu deinen Vergnügungen« — gab ihm Dejean zur Antwort — »der Eintritt in's Parterre kostet nur dreißig Sous, löse dir ein Billet.“ — Und der Sohn mußte bezahlen.

Den prächtigen Circus, den man jetzt in den elysäischen Feldern sieht, ließ Herr Dejean erbauen, und die ungeheuere Gewandtheit Auriols und Pauls, sowie die bezaubernde Anmuth, Schönheit und Kunst der Damen Caroline und Lejars, und die

Grazie, mit der ſogar die Pferde daſelbſt tanzen, füllte ihn immer, trotz ſeiner ungewöhnlichen Größe.

Das Theater des folies-dramatiques beſteht erſt ſeit 1831. Friedrich Lemaitre, faſt an ſeinem Beruf zum Schauſpieler verzweifelnd, machte hier zuerſt Glück in der Rolle des „Robert Macaire", und ganz Paris lief ihm zu, um ihn als ſolchen zu bewundern. Von dieſem Augenblick an datirt ſich der Erfolg dieſer Folies, der auch dann noch fortwährte, als Friedrich Lemaitre dieſe Bühne längſt verlaſſen hatte. Sie iſt das Palais Royal der Boulevardstheater.

Die délassements-comiques werden in einem kleinen aber hübſchen Saal auf dem Boulevard du temple zwiſchen den Fünambüles und den Lazari gegeben, der erſt 1841 auf der Stelle erbaut wurde, wo das Theater der Madame Saqui geſtanden hatte, welches die Seiltänzer durch das Drama und das Vaudeville verdrängte.

Das Theater Beaumarchais wurde 1835 auf dem Boulevard Beaumarchais unter dem Namen eines Theaters der Porte Sainte-Antoine eröffnet, ſeinen jetzigen Titel gab ihm 1842 ſein neuer Direktor Maurice Alboi. Luſtſpiele, Dramas und Vaudeville werden hier abwechſelnd aufgeführt.

Das kleine Theater du Luxembourg, vom Volk und den Studenten das Theater Gobino genannt, war erſt blos für Seiltänzerei beſtimmt, dann gab man Pantomimen, dann endlich gegen das Ende der Regierung Carl X. wurden ihm auch Vaudevilles geſtattet, jedoch unter der Bedingung, daß während der Aufführung derſelben immer das Seil der Acrobaten quer über die Bühne laufen müſſe. Nach der Revolution von 1830 wurde es jedoch von dieſer Servitude befreit, und nahm ſeinen Rang unter den andern Bühnen ein.

Die Fünambüles wurden 1816 ebenfalls mit acrobatiſchen Künſten eröffnet, 1830 befreite auch dieſe Bühne von dem Seil, aber die Direktion war ſo klug, die pantomimiſchen Harlekinaden beizubehalten, in denen beſonders der Mime Debüreau excellirte und die Menge anzog.

In der Nähe, wo das frühere, 1798 abgebrannte Theater Lazari geſtanden, hatte ſeit 1815 ein Herr Provoſt eine neue Bühne unter demſelben Namen errichtet, die unter Carl X. ein ehemaliger Schauſpieler des Ambigü, Arénoy, an ſich brachte und

Marionetten auf derſelben agiren ließ, deren Rollen ein Mann und eine Frau hinter den Couliſſen deklamirend ablaſen. — Nach 1830 engagirte Frenoy jedoch lebendige Acteure, und führte nun Dramen und Vaudevilles auf. Anfänglich wollte man ihm dieſes Recht ſtreitig machen, aber man wagte nicht gewaltthätig gegen ihn einzuſchreiten, und ſo wurde aus der Anmaßung endlich ein Recht, und man nahm das fait accompli gleich andern hin.

Das berühmte Kindertheater des Herrn Comté hatte 1809 ſeinen urſprünglich ſehr beſcheidenen Wirkungskreis begonnen, und mußte ſich damals mit zwei Acteurs begnügen, die in einem Saal der Straße Thionville ſpielten.

Später, 1817 wurde ihm ein Privilegium im Saal Monthabor bewilligt, aber es durfte ſeine Vorſtellungen nur hinter einem Vorhang von Flor geben. Nachdem es das Lokal noch einigemal gewechſelt, und ſeine Leiſtungen bedeutender geworden, wurde in der Paſſage Choiſeuil ein ziemlich geräumiges Theater mit einem hübſchen Saal erbaut, von dem Herr Comté mit ſeinen kleinen Acteurs Beſitz nahm. Es erhielt nun den Titel „Theater der jungen Zöglinge Comté's" Seitdem proſperirte dieſes Inſtitut zuſehends, da indeſſen einige galante Abentheuer unter dieſen zum Theil ziemlich erwachſenen Kindern vorgefallen waren, ſo wurde ſeinem Direktor verboten, fortan keine ältere Knaben als 15, und keine ältere Mädchen als 14 Jahre auf demſelben agiren zu laſſen, aber ſelbſt dieſes Alter iſt, namentlich in Paris, ſchon gefährlich genug. Indeſſen ſind aus dieſem Inſtitut ſchon viele gute und brauchbare Künſtler hervorgegangen, die auf verſchiedenen Bühnen der Hauptſtadt und Frankreichs Glück machten und nicht ohne Verdienſt waren.

Noch ein anderes Kindertheater beſtand unter dem Titel: „Gymnase des enfants" in der Paſſage der Oper, ging aber, nachdem ein Brand in demſelben ſtattgefunden, wieder ein.

Das Théatre Panthéon in der Straße St. Jaques war beſonders von den Studenten beſucht, die in demſelben ihr burſchikoſes Weſen oft über die Gebühr trieben, und wurde namentlich wegen einer Actrice, Mdlle. Caroline, die man die Studentenkönigin nannte, berühmt. Sie war die, wenn auch nicht ganz reine, Perle dieſes Theaters, und jeder Student wußte ihre Wohnung auch mit verbundenen Augen zu finden. Beſonders toll ging es in dem Künſtlerfoyer dieſer Bühne zu, der immer mit den Her-

ren Studenten angefüllt war, mit denen ſich die hübſche Caroline unaufhörlich neckte, zwickte und kneipte, bisweilen theilte ſie auch rechts und links Tappen mit ihrer niedlichen Hand aus, duzte dabei Jedermann ohne Unterſchied, und war furchtlos unter hundert Männern, dagegen ſchüchtern unter drei Frauen, und nicht ohne Talent.

Der Director dieſer Theaterbude, ein gewiſſer Georges, war wegen dem Styl und der Ortographie, deren er ſich bei ſeinen Anzeigen bediente, berühmt.

So kündigte er einſt die Benefizvorſtellung einer Choriſtin mit den Worten:

„Au bénéfice d'une dame de coeur“ (Herzdame) an. Ein andermal ſchrieb er: „aujourd'hui par extra hordinaire, Marius à mainte arne etc.“ (Minturnae) Tragédie par Arnold.

Uebrigens war er nicht der einzige franzöſiſche Theaterdirektor von ſo großer Unwiſſenheit, und es iſt unglaublich, welche burleske und oft ſtupide Individuen man unter der Legion derſelben zu Dutzenden fand und noch findet.

Die Theater vor den Barrieren, wie in Batignolles, Belleville, Montmartres, vom Mont-Parnaſſe ꝛc. fühlte ich mich, trotz meiner großen Theaterliebhaberei, nicht in Verſuchung, zu beſuchen, ich hatte an denen auf den Boulevards genug, und wenn mich ein Trauerſpiel aux français oder im Odeum erheiterte, ſo machten mich nicht ſelten ſolche Poſſen und die Degradation derer, die ſie darſtellten, wehmüthig geſtimmt.

Wer übrigens alle Notabilitäten, Schönheiten und Häßlichkeiten der Sängerinnen, Schauſpielerinnen und Tänzerinnen von gutem und ſchlechten Ruf, mit und ohne Talent, genug alle Künſtler der Pariſer Theaterwelt, mit geringen und unbedeutenden Ausnahmen, an ein und demſelben Ort vereinigt und ſo ziemlich in ihrem natürlichen Zuſtand, Affectation, Coquetterie und Ziererei abgerechnet, ſehen will, den gereue ein Zwanzig-Frankenſtück nicht, um den ſogenannten Artiſtenball zu beſuchen, deſſen Zuſammenſetzung dem Beobachter das ſeltenſte Schauſpiel gewährt, und ihm hinlänglich Stoff zu den pikanteſten Bemerkungen giebt. Eine genauere Beſchreibung eines ſolchen Balles findet ſich in den bei Oſiander in Tübingen erſchienenen „dämoniſchen Reiſen“.

Noch hat Paris eine große Menge von Geſellſchafts- oder Liebhabertheatern, deren man bisweilen oft mehr als zweihundert

zählte, wie zur Zeit des Direktoriums. Napoleon hatte sie durch ein Decret vom Jahr 1807 ohne Ausnahme über Bausch und Bogen verboten, das Verbot erreichte indessen seinen Zweck nicht, da man in vielen Salons fortfuhr, kleine Gelegenheitsstücke aufzuführen, in denen man sich nicht selten über das Verbot und seinen Urheber lustig machte, was die Polizei für angemessen fand, zu ignoriren. Nach 1814 vermehrten sich diese Bühnen wieder ungestört, und lieferten dem öffentlichen Theater oft sehr brauchbare Künstler. — Das berühmteste dieser Theater war das Théatre du Doyen in der Straße Transmonain. Aus diesen gingen mit die bedeutendsten Künstler hervor, unter andern der berühmte Bouffé ꝛc. Die schrecklichen Ereignisse des 13. und 14. April 1834 machten dieser Bühne ein Ende. Auch die Rachel hat ihre ersten Versuche auf einer solchen Bühne (Théatre Moliere) gemacht, ebenso Mademoiselle Plessis.

In dem hübschen Theater in der Straße Latour d'Auvergne, gab man vorzüglich Opern, welche von den Dilettanten oft trefflich executirt wurden, während der Saal Chanterrain für das Lustspiel, das Drama und Vaudevilles bestimmt. Diese beiden Theater können Liebhabergesellschaften um einen bestimmten Preis für eine oder mehrere Vorstellungen miethen. — Auf Verlangen werden ihnen auch Costüme, Waffen, Perrücken ꝛc. vermiethet.

Doch genug von der Pariser Theaterwelt, mit der ich mich für manchen meiner Leser vielleicht schon viel zu viel beschäftigt habe.

# XV.

## Die elyſäiſchen Felder am St. Philippstag. (Erſten Mai.)

Erſt zwei Jahre nach dem unglücklichen Tod des Herzogs von Orleans wurden wieder öffentliche Feſte, namentlich das Ludwig Philippsfeſt und die Julifeſte, gefeiert. Da ſich beide in der Ausführung ſo ziemlich ähnlich waren, wie überhaupt all dergleichen Feſte in Paris ſeit undenklichen Zeiten denſelben Anſtrich haben, und nur in der Decorirung und den Darſtellungen der öffentlichen Schauſpiele etwas von einander abweichen, ſo wird es hinreichend ſein, wenn ich hier eine Beſchreibung der elyſäiſchen Felder am St. Philippstag gebe, wodurch ſich der Leſer eine Vorſtellung von all dergleichen Feierlichkeiten in Paris machen kann. — Einen ungeheuern Jahrmarkt, ganz im Verhältniß der Größe von Paris, bildeten die elyſäiſchen Felder am Tag des Königsfeſtes. Eine faſt endloſe Reihe von Hütten, Theatern und Buden, ſind ſeit mehrern Tagen längs dem Cours de la Reine aufgeſchlagen, alle der Schau- und Hörluſt gewidmet, und in keiner derſelben werden Eß-, Spiel- oder andere Waaren feil geboten. Die ſeltſamſten abentheuerlichſten Bilder, Carrikaturen und Fratzen ſind auf den anlockenden Aushängeſchildern abgemalt. — Hier mörderiſche Schlachten, wo abgehauene Köpfe, meiſtens von Ruſſen und Oeſtreichern ſchockweis auf dem Boden liegen, dort himmelhohe Rieſen und daumengroße Zwerge, Eiſen freſſende und Nüſſe knackende Wilde in ſchrecklicher Währwolfsgeſtalt, Zauberer und Hexenmeiſter, Köpfe, Arme und Beine abſchneidend und wieder anherend, furchtbare Städtebrände, Erdbeben, feuerſpeiende Berge, Ueberſchwemmungen, welche nur noch die Spitzen des Chimboraſſo und Himelaya im Trocknen

lassen, auf denen sich ein liebendes Pärchen ganz im Naturzustand fest umschlungen hält; Mißgeburten der scheußlichsten Gattung, Marionetten- und Affencomödien ꝛc. sind die reizende Bildergallerie, welche die Arbeiter, Gammins, Handwerksburschen anziehen, mit und ohne Liebchen eines oder mehrere dieser erstaunlichen Spektakels zu besuchen. — Aber die Bilder allein sind bei weitem nicht hinreichend, die sich schrecklich drängende Menge in die Buden zu locken, sondern die tollste Musik, wenn man ein Bruhaha von etwa 100 großen- und Rührtrommeln, eben soviel Pfeifen, Trompeten, Waldpfeifen, Becken, Triangeln, Tamtams, Schalmeien, Schellenstöcke ꝛc. so nennen kann, muß gleich einem Zaubermagnet alles, was sich den elysäischen Feldern nähert, in diese Gegend locken, wo das höllische Getöse wohl im Stand ist, bei seinem Gehör und empfindlichen Nerven hirn- und sinnverrückende Wirkung hervorzubringen. Hiezu kommt nun noch das Geschrei und Gebrüll der auf den Tribunen, die vor jeder Bude errichtet sind, stehenden Charlatans in den seltsamsten, oft auch sehr indecenten Costumes, in fleischfarbenen Tricots mit einer schmalen Binde um den Unterleib; einen keulenschwingenden Herkules mit einem Bauch, der dem berühmten badischen Schultheis und dem Bürger'schen Abt »drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht« noch Ehre gemacht haben würde, und die wilden Tuleineas, die in nicht minder reizenden und in allen möglichen Farben spiegelnden, mit rothen, grünen, gelben und blauen Federn reich geschmückten Anzügen neben den schreienden Helden prangen und ihre hangenden und verlangenden Blicke auf das schweißmachende Publikum werfen. Eine jede derselben ladet auf das unzweideutigste ein, in ihre Bude, die beste, einzukehren, während die Männer mit Stentorstimme ihr „Entrez Messieurs et Madames«, hier sehen sie das Niegesehene, das Unerhörte, das Unglaublichste, das Wunderbarste, hier zahlt man nichts beim Eintritt, nur wenn man herausgeht und mit dem Gesehenen zufrieden war ꝛc.« hören lassen. Die Eintrittsgelder sind von 2—5, wenns sehr hoch kommt 10 Sous auf die ersten Plätze, alle viertel oder halbe Stunden wird das Publikum gewechselt und hinausgetrieben und hereingelockt. — Wehe dem, der nicht gegen Gerüche aller Art und gegen pestilenzianischen Qualm gepanzert, sich in eine solche Bude wagt, in denen man fast nur Blousen und Hallhauben sieht. — Feinere

Dämchen wagen ſich an dieſem Tag gar nicht in dieſe Gegend der elyſäiſchen Felder, und ſelbſt Griſetten, meiſtens nur bis auf eine gewiſſe noch anſtändige Diſtance. — Am tollſten geht es aber erſt her, wenn die Lichter brennen und die Mitternacht herannaht.

Längs den beiden Seiten der Avenües der elyſäiſchen Felder (der große Mittelweg) ſind die unzähligen Buden der Eß- und Spielwaaren aufgepflanzt, eben ſo die der kleinen Galanteriewaaren, Bilder und dgl., ſodann die unzähligen Etabliſſements der Makaronen-Hazardſpiele unter allen möglichen Geſtalten à 1 Sous der Mupi, Schuß, Kugelſchieb ꝛc. Hier muß einem Rieſen, einem Beduinen, wilden Araber oder Marokaner in Lebensgröße, das Herz getroffen werden, daß er einen Purzelbaum um und um macht; dort muß Jagd auf das in einem Gebirg oder Wald vorübereilende Wild gemacht, und ein Hirſch, Reh, Haſe, wildes Schwein, ein Elephant, ein Löwe, Tiger, Giraffe d. h. mit Pfeil oder Erbſen getroffen werden, oder die Kugel eines Roulette in roth und ſchwarz numerirte Gaſen laufen, um 6, 12, 18, 24 und mehr auf ſchönem, weißen Papier aufgeklebte, etwas windige und ſtark nach Syrup ſchmeckende Makaronen zu gewinnen, die dann lachend von den ſelten gewandten Schützen und ihren Liebchen verſpeiſt werden. Dieſe Makaronen ſpielen eine große Rolle bei allen hieſigen Volksfeſten und ſind die Leckerbiſſen der Gamins und Griſetten. Dieſe Spiele ſind allenthalben unter den Bäumen vertheilt, ſo wie ein halbes Hundert Carouſelle von ſehr verſchiedenen Formen, unter denen ſich beſonders die pavoiſirten und beſegelten Schiffe, welche hoch in der Luft dieſelbe Bewegung, wie ein Schiff auf ſtürmiſchem Meer, das bald auf der Spitze einer Rieſenwelle, bald in dem Abgrund derſelben ſchaukelt, verurſachen, indem ſie bald der Erde, bald den Spitzen der Bäume nahe ſind. Ein jedes dieſer Schiffe kann eine Embarcation von 10—15 Perſonen aufnehmen. — Auf allen Buden, Theatern, Spielen, Schiffen, Carouſelles ꝛc. wehet die dreifarbige Fahne in viel tauſend Exemplaren.

Der Haupttummelplatz in den elyſäiſchen Feldern iſt jedoch an dieſem Tag auf dem großen Quarée in der Mitte derſelben, an deſſen beiden Enden zwei ſehr große Theater errichtet ſind, welche abwechſelnd unaufhörlich bis tief in die Nacht hinein Vorſtellungen gratis geben, und zwar ſo, daß wenn der Vorhang des

einen fällt, der des andern sogleich aufgezogen wird, was denn verursacht, daß das ganze Publikum jedesmal ein rasches Rechtsumkehrt macht, und in voller Carriere nach dem andern Ende des ungeheuern Oblonges rennt, um dort die besten Plätze zu besetzen, die es jedoch meistens schon von neuen Ankömmlingen occupirt findet. Die Theater sind sehr schön dekorirt und die Dekorationen trefflich gemalt, so daß der Himmel der Soffitten am Tag von der wirklichen Sonne beleuchtet, dem wirklichen Himmel, da man im Freien stehend, beide gut vergleichen kann, recht ähnlich ist. Die Darstellungen bestehen gewöhnlich aus Kriegsscenen aus der napoleonischen Zeit, wo es dann wieder auf das unbarmherzigste über Oestreicher, Russen, Preußen, Engländer, Spanier, Italiäner ꝛc. hergeht, und die Franzosen unter dem Hallo der ungeheuern Menge der Zuschauer, manchmal 20—30,000, natürlich immer obsiegen. Besonders schön und natürlich werden die Verfolgungen der calabresischen Briganden und spanischen Insurgenten dargestellt, und die Costüme der italienischen und spanischen Pilanellen, sowie ihre Pantomimen und Anzüge sind oft reizend. In gehöriger Distance, mitten zwischen den beiden Theatern ist der große Klettermast, der durch ansehnliche Preise zum Erklettern anlockt und reizt, und durch das vergebliche Hinauf- und Herabrutschen tausendfache, oft höllisch tönende Gelächter verursacht. Ungefähr dasselbe Schauspiel wiederholt sich an diesem Tag und zu gleicher Zeit an dem entgegengesetzten Ende der ungeheuern Stadt an der Barriere du Trône in einer Entfernung von etwa 2 Meilen oder Lieus. — Allein das interessanteste und seltsamste Schauspiel beginnt erst mit dem Untergang des Gestirns des Tages, wenn die tausend und abermal tausend Lampen die elysäischen Felder nach allen Richtungen, den Concordienplatz und den Garten der Tuilerien erleuchten, dies gewährt in der That einen magischen, wirklich zauberartigen Anblick. Das Perspectiv dieser endlosen, brillanten, feurigen Wandalleen, die chinesischen, in allen Farben schimmernden Pavillons, die hunderttausend Lichter und Lampen der Buden, Theater, Spieltische, Carousellen in der Luft ꝛc., unter den herrlich grünen, uralten Ulmen und Castanien, verbunden mit dem Treiben und Leben unter diesen Bäumen, gewähren einen Anblick, und bringen einen Eindruck hervor, die keine Beschreibung wiederzugeben vermag, und welcher geeignet wäre, die Leute glauben machen, daß sie sich in eine andere Welt

verſetzt fänden, wenn nicht gar zu irdiſch-franzöſiſche Dinge und Anblicke dieſe Täuſchung auf länger als einige Augenblicke unmöglich machten.

Iſt endlich der letzte Schimmer des Tageslichts verſchwunden, dann wird das Signal zum Abbrennen der Feuerwerke, längs den Quais und auf den Brücken gegeben. Die Teraſſen des Tuilleriengartens und der ungeheure Concordienplatz ſind zum Erdrücken und Erſticken voll, die Raqueten ſteigen und werfen tauſende von Sternen aller Farben, die, ſo ephemär ſie auch ſind', doch den Glanz der wirklichen augenblicklich erbleichen machen. Ueber dem Pallaſt der Ehrenlegion glänzt das feurig coloſſale Ehrenkreuz. Brillantpalläſte erheben ſich wie aus den Fluthen des blaugrünen Seineſtroms, Feuerſäulen und Pyramiden ſcheinen aus den Wellen emporzuſteigen, und ſich ins Unendliche verlierende Brillantbogen verherrlichen das magiſche Schauſpiel, deſſen Schattenſeite jedoch das entſetzliche Drücken und Drängen iſt, welches das Niederfallen einiger Feuerſtöcke auf dem Concordienplatz verurſacht. Die Maſſen hufen nun zurück, nicht achtend, was ſich hinter ihnen befindet. Stühle, Bänke, Fäſſer ꝛc., auf welche man ſich, um beſſer zu ſehen, geſtellt, werden niedergeworfen, und wehe denen, die dann ſelbſt niederfallen, die augenſcheinlichſte Lebensgefahr iſt für ſie vorhanden, und ohne gefährliche Quetſchungen, Arm- und Beinbrüche und ſonſtigen böſen Schäden geht es faſt nie ab. Doch jetzt entzündet ſich das große Feuerbouquet, und wie mit einem Zauberſtab berührt, machen die dichten Maſſen Halt, die Feuerſtröme entladen ſich, und es iſt, als hätten der Aetna, Veſuv und Hekla ihre Schlünde zumal geöffnet und ſpeiten hundert Feuerſäulen, 160,000 Raketen von allen Farben entladet dieſer Vulkan, ohne die zahlloſen Sterne und was er ſonſt ſpeit. — Nur wenig Minuten währt dieſer letzte grandioſe Spektakel, nach deſſen Beendigung ſich Alles den elyſäiſchen Feldern zudrängt, und nun wird die Gefahr des Erſtickens und Erdrückens wieder ſehr groß, denn Jeder will der Erſte an dem verhältnißmäßig ſchmalen Zugang zu jenen Feldern ſein, und nicht ohne Schaudern erinnert man ſich in einem ſolchen Augenblick unwillkührlich an das öftere und große Unglück, von dem dieſer Platz ſchon Zeuge geweſen, an das Feſt, welches die Stadt Paris der unglücklichen Königin Maria Antoinette zu Ehren gab, und bei dem hier Tauſende ihr Leben einbüßten,

und wo Discordia ihre Fackel auf der Concordia schwang, und wie leicht kann hier nicht der Neugierige, statt in die pariser, noch denselben Abend in die elysäischen Felder des Tartarus wandern müssen, wenn er anders darnach gelebt hat. Doch der große Haufen hegt schwerlich solche Gedanken, sondern taumelt fort, drängt sich durch, jubelt, tanzt, spielt, zecht und liebt, bis die ersten Sonnenstrahlen die Lichter der Lampen wieder verdunkeln. Der anbrechende Tag findet unter fast jedem Baum ermattete Schläfer ruhen, und die Felder gleichen einem Lager, welches die Schwelgerei aufgeschlagen zu haben scheint.

# XVI.

Die Seine-Reiſe von Paris bis Rouen. — Le-Pecq. — St. Germain. — Menil le Roi. — Maiſons-Laffitte. — Sartrouville. — Lafrette. — Herblay. — Conflans St. Honorine. — Andreſy. — Poiſſy. — Triel. — Vaux. — Meulan. — Mantes. — Limay. — Rosny. — Rolleboiſe. — La-Roche-Guyon. — Vernon. — Preſſagny. — Portmort. — Gaillon. — Andelys. — Schloß Gaillard. — Amfreville. — Pont-de-l'Arche. — Criquebeuf. — Elbeuf. — Cleon. — Oiſſel. — Belbeuf. — Bloßeville. — Rouen. — Johanna d'Arc, ihr Prozeß und ihre Hinrichtung.

Noch hatte ich die Normandie nicht geſehen, unſtreitig eine der ſchönſten und auch in geſchichtlicher Hinſicht eine der merkwürdigſten Provinzen Frankreichs. Auch hatte man mir viel von einer Reiſe auf der Seine bis zu ihrem Ausfluß in das Meer bei Havre erzählt. Viele Pariſer meinten, dieſe Reiſe auf der Seine wiege wohl eine Rheinreiſe auf, da die Ufer der erſtern die pittoreskeſten, romantiſchſten und mannichfaltigſten Anſichten gewährten. Ich lächelte bei ſolchen Aeußerungen, und man weiß, was dergleichen im Mund eines Franzoſen und beſonders eines Pariſer heißen will, deren Vorurtheile für alles, was franzöſiſch iſt, an's Abſurde gränzen; doch fand ich es der Mühe werth, mich durch eigene Anſchauung von der Wahrheit oder Unwahrheit ſolcher Behauptungen zu überzeugen, um ſo mehr, da ich außer den Ufern des Rheins, noch die der Rhone, des Ebro, der Brenta und einen Theil der Donau kannte, und die auf jeden Fall ſagenreichen der Seine, ſo wie das Land, welches dieſer Fluß durchſtrömt, kennen zu lernen wünſchte, um ſo mehr, da, ſoviel mir bekannt, dieſelben noch in keinem deutſchen Werk beſchrieben worden waren, und überhaupt vor der Dampfſchiffahrt mit wenig Ausnahmen nur von Frachtſchiffen befahren wurden.

An einem heitern Sommertag ſchiffte ich mich in fröhlicher Geſellſchaft einiger Bekannten und Bekanntinnen, in dem Dorf Le Pecq ein, da man, der ungeheuern Krümmungen wegen, welche

die Seine von Paris bis hieher macht, ſich lieber der Eiſenbahn als der Dampfſchiffe bedient, und wir zudem die Ufer des Fluſſes bis hier, ſo wie die Orte, die auf dieſer Strecke an denſelben liegen, wie Sevres mit der berühmten Porzellainfabrik, St. Cloud, Neuily ꝛc. alle genau kannten.

Le Pecq iſt ein nicht unbedeutendes Dorf, das an dem ziemlich ſteilen Abhang eines Hügels liegt und ſchon im achten Jahrhundert bekannt war. Gildebert III. gab daſſelbe 704 dem Abt von St. Wandrille, und dieſe Schenkung wurde 845 durch Karl den Kahlen beſtätigt. 1596 befreite Heinrich IV. dieſe Beſitzung von allen Steuern und Abgaben, aber 1688 wurde ihr dieſes Privilegium wieder genommen.

Le Pecq kann man gewiſſermaßen als eine Vorſtadt von St. Germain betrachten, indem ſeine Häuſer bis beinahe an dieſe Stadt reichen. Der Ort iſt noch für Deutſche merkwürdig, weil 1815 Blücher und Wellington hier mit ihren Truppen über die Seine gingen.

St. Germain ſelbſt liegt auf einem erhabenen Hügel, an deſſen Fuß die Seine ſtrömt, und ganz nahe bei dem Wald von St. Germain. Die Stadt iſt ziemlich gut gebaut und hat ein altes königliches Schloß. Sie iſt die Vaterſtadt der Tochter Franz I., Margarethe von Valois, Heinrich II., Karl IX. und Ludwig XIV. — Zur Zeit Karl des Großen war der Platz, auf dem ſie ſteht, ein faſt undurchdringlicher Wald, den man Ledia silva nannte. Aus Ledia wurde Loia, dann Laja und endlich Laye, ein Beiname, den Stadt und Schloß noch führen: St. Germain en Laye. Vor dem eilften Jahrhundert war in dieſem Wald eine Kapelle, Saint Wadrilla genannt, die der Abtei Fortenelle gehörte und von der man ſich allerlei ſeltſame Wunder und Sagen erzählte; unter andern, daß, als ſich eine von Räubern verfolgte Jungfrau, welche dieſelbe zu entehren beabſichtigten, in die Kapelle flüchtete, und dort zum Heiligen um Schutz flehte, ſie derſelbe plötzlich in einen alten Mann mit einem langen ſchneeweißen Bart verwandelte, wodurch ſie den Nachſtellungen ihrer Verfolger entging, die den ehrwürdigen Alten im Eremitengewand ehrerbietig grüßend, ziehen ließen, und dann vergeblich nach der verſchwundenen Jungfrau ſuchend, in der Kapelle ſelbſt vom Blitz aus heiterm Himmel erſchlagen wurden.

Der König Robert ließ auf der Spitze des waldigen Hügels

von Lebia ein Monasterium erbauen, und weihte es dem heiligen Germain. Mehrere andere französische Könige beschenkten das Kloster mit großen Gütern, und hundert Jahre nach dessen Gründung erhob sich hier ein Schloß, das man St. Germain nannte, aus dem Ludwig der Dicke eine Veste machte, die er bisweilen bewohnte. Auch mehrere seiner Nachfolger bewohnten dasselbe öfters, unter ihnen Philipp August, Philipp der Schöne ꝛc.

Hatte das Kloster die Bauern angezogen, so zog das Schloß den hohen Adel herbei, und so entstand nach und nach die Stadt St. Germain en Laye, die eine der jüngern Städte in der Nähe von Paris ist. 1346 war sie schon bedeutend, als sie von den Engländern sammt dem Schloß genommen, geplündert und in Asche gelegt wurde. Karl V. ließ den Herrschaftssitz 1370 wieder aufbauen, aber 1419, unter Karl VI., kamen die Engländer abermals, und zerstörten Stadt und Schloß von Grund aus. 1435 bemächtigten sich die Armagnacs wieder des Schlosses, aber schon drei Jahre darauf fällt es durch den Verrath eines Pfaffen, des Probstes von Nanterre, wieder in die Hände der Engländer.

Franz I. liebte außerordentlich den Aufenthalt zu St. Germain, dessen Schloß er völlig restauriren ließ, und durch den Ankauf eines Gebäudes, das dem Arzt Ludwig XI. gehörte, vergrößerte. Später wurden über 400 Morgen Wald, mit einer hohen Mauer umgeben, und alle Arten von Wild, das man von Fontainebleau hieher brachte, in demselben gehegt.

Während dem Aufenthalt Heinrichs II. fand der berühmte Zweikampf zwischen Jarnac und de la Chateigneraie zu St. Germain statt. Der König hatte die Erlaubniß zu demselben gegeben, und er ging in einem geschlossenen Raum vor sich. Schon war Jarnac nahe daran zu unterliegen, als er seinem Gegner einen verrätherischen Hieb in die Kniekehle versetzte, und sich so rettete. Seitdem nennt man jeden hinterlistigen oder verrätherischen Streich einen Coup de Jarnac. — Heinrich II. legte auch den Grund zu dem neuen Schloß von St. Germain, in welches sich Karl IX. zur Zeit der Ligue, 1574, mit seinem ganzen Hof zurückzog, da er sich in Paris nicht mehr sicher glaubte. Als aber ein Wahrsager der abergläubischen Catharina von Medicis prophezeiht hatte, daß sie bei St. Germain sterben würde, floh sie eilig davon, und glaubte sich auch im Louvre nicht sicher, da in dessen Nähe die Kirche St. Germain Aurerrois liegt. Indessen war der Aufent-

halt Karls IX. der Stadt von Nutzen, die ihm die Errichtung der ersten Spiegelfabrik, nach dem Muster der venetianischen, verdankte. Den Gründer derselben, Theseo Matio, erhob er in Adelstand.

Heinrich III. berief die Versammlung der Notabeln 1583 nach St. Germain, um die bestehenden Mißbräuche zu reformiren; statt dessen ging ein Bürgerkrieg aus dieser Maßregel hervor.

Auch Heinrich IV. und Maria von Medicis verweilten gerne zu St. Germain, und ersterer, um den Einwohnern der Stadt sein Wohlwollen erkennen zu geben, sprach sie von allen Abgaben und Steuern frei, ein Privilegium, das sie bis zur Revolution von 1789 behielten, wo alle Privilegien abgeschafft wurden. — Für seine geliebte Gabrielle ließ derselbe König einen großen Theil des alten Schlosses wieder herstellen. — Die berühmte Terasse, die schon unter Heinrich IV. angefangen war, wurde erst unter Ludwig XIV. durch Le Notre vollendet, sie läuft links dem Park, und von ihr aus sieht man das herrliche Panorama der Ile de France mit ihren Städten, Dörfern, gothischen Thurmspitzen, Schlössern, Flüssen, mit Weinreben bepflanzten Flächen, Wiesen, Villas, und einen Hintergrund von blauen, waldigten Hügeln.

Ludwig XIV. ließ das Schloß von St. Germain außerordentlich vergrößern, was weit über 6 Millionen kostete. Er hatte sogar einmal im Sinne, für dasselbe zu thun, was er für Versailles that, das noch eine Wüste war; aber da man von der prächtigen Terasse aus die Thürme von St. Denis, das Grabmahl der Könige von Frankreich erblickte, und der große Ludwig nicht gerne an den Tod, vor dem er eine gewaltig kleinliche Furcht hatte, erinnert sein wollte, so unterblieb es.

Mit Ludwig XIV. verschwand der Hof von St. Germain, worauf sich die betrübte Vallière hier über die Untreue ihres königlichen Liebhabers zu trösten suchte, und ihre Sünden durch Almosenspenden gut zu machen glaubte. — Nachdem sie diesen Aufenthalt mit dem in dem Kloster der Karmeliterinnen zu Paris vertauscht hatte, wurde das Schloß zu St. Germain die Residenz Jakob II. von England, der, nachdem er zweimal vom Thron gestürzt worden war, sich hier nur noch in Gesellschaft stupider Mönche gefiel, mit denen er dummfromm ward. — Er starb 1718,

und ein Theil ſeiner körperlichen Ueberbleibſel wurde in der hieſigen Schloßkirche beigeſetzt.

Jakob II. war die letzte hiſtoriſche Perſon, welche das Schloß von St. Germain bewohnte, deſſen Grabesruhe bis 1789 währte, wo die Gleichheit der Abgaben proklamirt wurde, und dadurch die Steuerfreiheit der Einwohner, die ihnen Heinrich IV. bewilligt hatte, aufhörte. — Daher die feindliche Geſinnung dieſer Stadt gegen die Revolution, zu Gunſten welcher ſich Verſailles, das den Bourbons doch ſo viel verdankte, lebhaft ausſprach. St. Germain wurde wegen ſeiner Anhänglichkeit an das Königthum mehr als einmal in Aufruhrzuſtand erklärt. — Ein franzöſiſcher Schriftſteller, Mercier, ſagt von den Einwohnern St. Germains der damaligen Zeit: „Es ſind hohlköpfige, langweilige, ſchwerfällige Maſchinen, mit Cylinderbeinen; Pflanzen, welche Strümpfe, kurze Hoſen, eine Weſte, einen Rock tragen, wahrhafte wandelnde Vegetabilien, deren Gipfel mit einer runden, halbgepuderten Perücke verſehen iſt.“ — Die jetzige Bevölkerung gleicht indeſſen dieſer Beſchreibung nicht mehr, die Nähe von Paris und die Eiſenbahn haben die Leute umgewandelt, und man findet jetzt in dieſer hübſchen Stadt eine recht angenehme Geſellſchaft und Unterhaltung. Auch macht ſie ihre reizende Umgebungen und ihre reine Luft zu einem ſehr geſuchten Aufenthalt der Pariſer Elite, die nicht gerade mit übermäßigen Glücksgütern verſehen iſt. — Ich habe mehrmals einige Wochen in der heißen Jahreszeit, daſelbſt ſehr vergnügt zugebracht.

Den 3. Juli 1815 bemächtigten ſich die tapfern Preußen dieſer Stadt, in welcher ſie bis gegen das Ende Oktobers verweilten, und man rühmt noch jetzt deren Artigkeit und feines Benehmen, ſo wie, daß ſie auch nicht die mindeſten Exzeſſe begingen. Nicht das Gleiche ſagt man den Engländern nach, welche, wie man behauptet, große Luſt hatten, dieſe Stadt wieder, wie in den Jahren 1346 und 1410 zu behandeln, und erzählt ſich, daß Wellingtons Soldaten ſogar die Frechheit gehabt, den Frauen ihre Hauben zu nehmen, um ſich Jabots für ihre Hemden davon zu machen. Dieß iſt jedoch nur in ſofern wahr, wie ich aus ſicherer Quelle erfahren, daß einige Damen, denen die blonden, blühenden Söhne Albions ſo ſehr gefielen, daß ſie in ſehr intimen Verhältniſſen mit ihnen ſtanden (was mag Alexander Dümas dazu ſagen, da er Schiller nie verzeihen kann, die Johanna d'Arc

in einen Engländer verliebt gemacht zu haben), ſelbſt ihre Spitzenhauben verſchnitten, um den gefährlichen Feinden zum ewigen Andenken Jakobs davon zu machen.

Jetzt iſt das alte Schloß, nachdem es lange Zeit zu verſchiedenen Wohnungen eingerichtet, an viele Familien vermiethet war, ein Militärgefängniß. Noch zeigt man den Saal Franz I., die Gemächer der Maitreſſe Vallière und das Zimmer, in welchem Jakob II. ſtarb. Die zum Theil herrlichen Gemälde, die es früher enthielt, wurden ſchon 1802 nach Paris gebracht. Seine breiten Gräben, ſeine Mauern und ſeine ganze Bauart gaben ihm das Anſehen einer alten Veſte.

Das neue Schloß hatte mehrere ſchöne Gärten, die teraſſenartig angelegt, bis an die Ufer der Seine reichten. Die Teraſſe, welche drei Viertelſtunden lang, längs dem Baſſin der Seine hinläuft, iſt einer der ſchönſten Spaziergänge, die man ſich denken kann, hauptſächlich der herrlichen Ausſicht wegen, die man hier hat. Von dieſem Schloß iſt nur noch der Thurm übrig, in dem Ludwig XIV. geboren wurde. Jetzt befindet ſich eine Reſtauration in demſelben, und in dem Gemach, in welchem die Wiege Sr. Majeſtät ſtand, werden vortreffliche Schweinsrippen à la sauce piquante, Coteletes à la soubise, Boefſteks ꝛc. zu ziemlich hohen Preißen verabreicht.

Der ſchöne Wald von St. Germain, der jetzt beinahe 6000 Morgen groß iſt, iſt mit Mauern umgeben, und einer der ſchönſten Wälder Frankreichs; er iſt von vielen breiten Wegen durchſchnitten, die zuſammen an 400 Stunden Länge haben; in demſelben befinden ſich mehrere Schlöſſer, von Franz I., Ludwig XV. ꝛc. erbaut. Das Haus des Loges war ehemals ein Auguſtiner-Kloſter, welches Anna von Oeſtreich gründete; in dieſes wurde die berüchtigte Maitreſſe Dubarry während der Krankheit Ludwig XV. verbannt. Jetzt iſt es ein Filial des königlichen Hauſes zu St. Denis.

Von Le Pecq kamen wir am Ende der ſchönen Teraſſe von St. Germain am Weiler der Carrières-sous-Bois vorüber, welcher zu dem hübſchen Dorf Ménil-le-Roi gehört, das eine Viertelſtunde davon liegt. Bald darauf erblickten wir das auf einem Hügel erbaute Dorf Maiſons-Laſitte, welches eine herrliche Lage und ein ſchönes Schloß hat. Dieſes Gut gehörte im 14ten Jahrhundert der Familie Aunay, welche auch die Herrſchaft Poiſſy beſaß.

Im 17ten Jahrhundert ließ René de Longueil, damals Herr von Maiſons und Oberintendant der Finanzen, eines der ſchönſten Schlöſſer Frankreichs hier erbauen. Voltaire gefiel ſich außerordentlich zu Maiſons. Eines Tages ſollte ſich, was Hof und Stadt Ausgezeichnetes aufzuweiſen hatte, hier verſammeln, um eine Vorleſung des großen Dichters, ſeines Trauerſpiels Marianne, zu hören. Plötzlich fühlte ſich jedoch derſelbe ſehr unwohl, und ein heftiges Fieber überfiel ihn in dem Augenblick, als er ſich in die glänzende Verſammlung begeben wollte, und das Feſt war unterbrochen. Es waren die Blattern, welche den großen Poeten heimſuchten, und an denen er gefährlich darniederlag. Nachdem er einen Monat das Bett hatte hüten müſſen, wollte er nach Paris zurückkehren. In dem Augenblick, als er in den Wagen ſtieg, brach das Feuer in den Gemächern aus, die er ſo eben verlaſſen hatte, und legte einen ganzen Flügel des Schloſſes in Aſche. — Später gehörte daſſelbe zu den Domainen des Grafen von Artois (Carls X.), der prächtige Gemächer für Ludwig XVI. und Marie Antoinette einrichten ließ. Während der Revolution wurde dieſe ſchöne Beſitzung zum Eigenthum der Nation erklärt, dann kaufte ſie der Marſchall Lannes und endlich kam ſie durch Kauf an Jaque Lafitte.

Kaum iſt man an Maiſons vorüber, ſo erblickt man ſchon auf dem rechten Seineufer das Dorf Sartrouville, welches von Weingärtnern gegründet wurde. Als die Könige von Frankreich den Abteien zu St. Denis und zu Argenteuil die noch unangebauten Ländereien in ihrer Nähe geſchenkt hatten, verſuchten ſie Weinberge in denſelben anzulegen, und die Reben gediehen vortrefflich auf dem von der Mittagsſonne beſchienenen Erdreich, ſo daß man eine vorzügliche Weinernte machte. — Im 17ten Jahrhundert, als ein Theil von Sartrouville zu der Abtei von St. Denis gehörte, wurden vor 1660 die Reben von einer Traubenkrankheit heimgeſucht, welche eine beſondere Gattung von Raupen veranlaßte. Man trug nun eine Monſtranz mit dem in eine Oblate verwandelten Leib Chriſti in Proceſſion in den Weinbergen herum, bis dies endlich der Biſchof verbot, worauf man ſich begnügte, die böſen Raupen in Bann zu thun und zu beſchwören, und ſodann die Meſſe de necessitatibus in der Kirche zu ſingen, während welcher die geweihte Hoſtie ausgeſtellt wurde, und ſiehe da, die vom Teufel beſeſſenen Raupen verſchwanden

wirklich — mit der Zeit, und die Pfaffen konnten ihren faſt unerſättlichen Durſt wieder zur Genüge mit dem trefflichen Wein löſchen. Gleich hinter Sartrouville liegt ebenfalls auf dem rechten Ufer das jetzt ärmliche Dörfchen Lafrette, das aber früher einen bedeutenden Seinehafen, Freta genannt, hatte, von dem aus man die Weine, die in der Gegend von Paris wachſen, in die ganze Normandie verſandte. Damals befand ſich auch eine, dem heiligen Nikolaus als dem Patron der Schiffer geweihte, Kapelle hier.

Jetzt kommt man an das Dorf Herblay, das an demſelben Ufer liegt, und das ein uraltes Schloß mit einem ſchönen Park hat, und ehedem drei Herren, das Kapitel zu Paris, die Abtei zu St. Denis und einen weltlichen Edelmann, hatte, und deſſen Wein man früher dem Burgunder gleichſtellte, der ſich aber ſeitdem gewaltig verſchlechtert hat. Nun fährt man an drei wohl angebauten Inſeln vorüber, auf einer derſelben befinden ſich zwei ſchöne Mühlen. Am Ende der letzten liegt an dem rechten Ufer Conflans St. Honorine, ein ſchönes großes Dorf, in deſſen Nähe ſich die Oiſe in die Seine ergießt. Schon im neunten Jahrhundert war Conflans durch zwei Burgen berühmt, welche den Biſchöfen von Paris gehörten und unter deren Mauern die von adeligem Raubgeſindel verfolgten Leibeigenen und Landleute Schutz fanden. — Hier befand ſich auch eine berühmte Probſtei, in welcher man die Ueberreſte der hl. Honorine aufbewahrte. Als unter Carl dem Einfältigen die Normänner an der Seine heraufuhren, um nach Paris zu gehen, nahmen die Pfaffen der Probſtei die Flucht und entführten die alten Knochen der Heiligen, welche ſie den Einwohnern von Graville bei Harfleur aufzubewahren gaben. Es dauerte auch nicht lange, ſo verrichteten dieſe Knochen große Wunder, und alles Volk der Umgegend lief ihnen zu, und wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht mit leeren Händen. Dieß erregte die Eiferſucht und die Habgier der Diöceſe von Paris, welche, ſobald die Furcht vor den Normännern vorüber war, die koſtbaren Reliquien reklamirte, die jedoch die Pfaffen zu Graville herauszugeben beanſtandeten, da ſie ihnen einen ſo reichlichen Unterhalt verſchafften; ſie mußten indeſſen der Forderung der Pariſer endlich nachgeben, und die Knochen wurden mit großer Feierlichkeit und Aufwand wieder nach Conflans zurückgebracht, aber das Volk fuhr dennoch fort, ſich zu dem zurückgebliebenen Sarcophag zu begeben, da man ihm unter der Hand

eingegeben hatte, daß die wahren Knochen nicht ausgeliefert worden seien, sondern man die Pariser mit andern Gebeinen, vielleicht von Ochsen oder Eseln, abgefunden habe.

Die beiden Burgen, von denen ich sprach, eigentlich große dicke Thürme, von denen der eine die Baronie, und der andere la Tour genannt wurden, gehörten anfänglich den Grafen von Beaumont sur oise, welche sie den Bischöfen von Paris übergaben, welche die Grafen am Tage ihrer feierlichen Einsetzung sogar auf ihren Schultern trugen. Später kam diese Besitzung an das Haus Montmorency, und jede Burg hatte ihren eigenen Herrn, die jedoch von den Bischöfen abhängig waren. 1551 kam die Herrschaft an die Familie de la Trimouille, aber 1656 fiel die Baronie oder alte Burg dem Grafen la Grange, und la Tour oder das neue Schloß dem Haus Tillières zu, und eine Tochter desselben brachte sie dem Grafen von Tavannes als Malschatz mit.

Lange Zeit herrschte hier der sonderbare Gebrauch, daß der Probst von dem Kloster St. Honorine jedes Jahr während 48 Stunden unumschränkter Herr dieser Besitzungen war, nämlich von der Mittagsstunde des Tages vor dem Himmelfahrtsfest, bis zum Mittag des Tages nach demselben. Während des Festes wurde der Reliquienkasten im ganzen Sprengel herumgetragen, hielt vor jeder Weinschenke still, und die Besitzer derselben mußten ihm eine Maas guten Wein verehren. — Noch jetzt wird der Kasten an diesem Tag herumgetragen, aber die Wirthe geben keinen Wein mehr her.

Jetzt sieht man nur noch die Trümmer der beiden Burgen, und auf der Stelle des alten Klosters steht ein Schloß mit einem Park, der sich bis an den Ort, wo sich die Oise mit der Seine vereinigt, ausdehnt.

Kaum hat man diese Zusammenströmung im Rücken, so erblickt man auch schon das freundliche Andresy, ein großer Ort, der einen heitern Anblick gewährt und auf der Stelle des alten Andertianum erbaut ist, welches unter der römischen Herrschaft eine wichtige militärische Position war, die der große Cäsar sehr berücksichtigte, und wo die Römer eine Flotte unterhielten, um das Volk im Zaum zu halten; ein römischer Marinepräfekt residirte hier. Der Handel dieses Orts war im 4ten Jahrhundert bedeutend, und die Normänner und Engländer bemächtigten sich desselben, wodurch sie Herren der Zufuhren wurden, welche die

Diſe herunter in die Seine geſchifft wurden. Hier war es auch, wo die Conferenzen wegen der Bekehrung Heinrichs IV. von einer kleinen zu einer größern Albernheit ſtattfanden. An den Ueberbleibſeln der Thore und der Thürme, die noch vorhanden, ſieht man, daß die Befeſtigungen dieſes Orts ſehr bedeutend geweſen ſein müſſen. Die wegen ihrer Bauart merkwürdige Kirche ſtammt aus dem 13ten Jahrhundert. — In der Umgegend von Andreſy wächst der beſte Wein des Cantons, welcher der Hauptnahrungszweig des Ortes iſt.

Man kommt nun an einigen unbedeutenden Dörfern vorüber zur Stadt Poiſſy, dem alten Piſiacum, in welcher 860 Karl der Kahle ſchon eine Nationalverſammlung durch die Großen und die Prälaten halten ließ. Der König Robert, ein Sohn Hugo Capets, hatte hier ein Landhaus, und ſeine Gemahlin Conſtanze, durch ihren grauſamen und herrſchſüchtigen Charakter berüchtigt, hatte ein anderes daneben. — Eines Tages hatte ein Armer den Fürſten um ein Almoſen angeſprochen, dieſer, gerade nicht bei Geld, nimmt eine prächtige ſilberne Verzierung, ein Geſchenk der Königin, von ſeiner Lanze, und gibt ſie dem Bettler, dem er dringend empfiehlt, ſich nicht vor ſeiner Gemahlin blicken zu laſſen, denn ſonſt könnte es ihm ſchlimm ergehen.

Nach Roberts Tod empörte ſich ſeine Frau gegen deſſen rechtmäßigen Nachfolger und Sohn Heinrich, und mehrere Städte, unter ihnen Poiſſy, revoltirten zu ihren Gunſten. Aber der Herzog der Normandie, der bekannte Robert der Teufel, erklärte ſich zu Gunſten Heinrichs, brach mit noch andern Vaſallen gegen die Rebellen auf, und eroberte das damals wohl befeſtigte Poiſſy.

Im 13ten Jahrhundert nahm ein Robert von Poiſſy das Kreuz, um die Albigenſer auszurotten. Kurz vorher war der heilige Ludwig hier getauft, und wahrſcheinlich auch hier geboren worden. Dieſer König hatte immer eine gewiſſe Vorliebe für Poiſſy und unterſchrieb ſich gerne Heinrich von Poiſſy. Er ließ die ſteinerne Brücke erbauen, die noch ſteht. Philipp der Schöne ließ 1304 hier eine ſchöne Kirche erbauen und gründete ein Kloſter für Urſuliner-Nonnen, das keinen andern Richter über ſich hatte als den König, oder deſſen Parlament. Es wurde auf der Stelle erbaut, auf welcher das alte Schloß ſtand, und der Hauptaltar der Kirche ſoll auf demſelben Platze ſtehen, wo das Bett geſtanden, in welchem die Königin Blanche mit dem heiligen Ludwig nieder-

kam, weßhalb dieſer Altar nicht nach dem gewöhnlichen Gebrauch angelegt iſt. — Philipp verordnete, daß nach ſeinem Tod ſein Herz hier aufbewahrt werden ſollte. Unter Philipp von Valois, 1346, nahmen die Engländer Poiſſy, das durch ein Wunder den Flammern entging, deren Raub dazumal St. Germain, Nanterre und viele andere Städte und Orte wurden. Unter dem folgenden König Jean wurde die Stadt durch Vertrag mit der franzöſiſchen Krone wieder vereinigt, aber 1419, unter Carl VI., eroberten ſie die Engländer abermals, ſowie St. Germain und mehrere andere Städte.

Was Poiſſy beſonders in der Geſchichte Frankreichs berühmt machte, iſt, daß hier jene berüchtigte Berathung ſtattfand, welche 1561 die Generalſtaaten verlangten, um den Zwiſtigkeiten der Proteſtanten mit den Katholiken ein Ende zu machen. — Die Verſammlung hielt ihre Sitzung in dem Refectorium der Urſulinerinnen. — Sechs Cardinäle, ſechsunddreißig Biſchöfe, eine Unzahl anderer Pfaffen und Schriftgelehrten wohnten ihr bei. Unter den Proteſtanten bemerkte man Theodor von Béze, den Freund Calvins und Peter Martyr Vermiglio von Florenz. Carl IX., in Begleitung ſeiner Mutter, der Megäre Catharina von Medicis, des Herzogs von Orleans, des Königs und der Königin von Navarra, und der Großofficiere der Krone, wohnte den erſten Berathungen bei, aber auf den Rath des Cardinals Hyppolyt von Eſte und des päpſtlichen Legats, welche auch Catharina leiteten, blieb er von den folgenden weg. Bald arteten die Berathungen in die gemeinſten Schimpfereien aus. Theodor von Béze ſprach ſich ſehr ſcharf gegen die katholiſche Lehre vom Abendmahl aus. Der ſpaniſche Jeſuit Lainé ſchimpfte die Proteſtanten Wölfe, Affen und Schlangen, und bald war jede Hoffnung eines gütlichen Uebereinkommens der beiden Partheien verſchwunden, nachdem auch die Sorbonne das reformirte Glaubensbekenntniß verdammt hatte.

Die Hauptkirche Poiſſy's ſoll der König Robert erbaut haben, ſie iſt von reicher gothiſcher Bauart, die eher das zwölfte Jahrhundert andeutet. In einer Kapelle zeigt man den Taufſtein, in welchem der heilige Ludwig getauft wurde. Lange behauptete der Dummglauben, daß, wenn man ein wenig Schabſel von dieſem Stein in ein Glas Waſſer ſchütte, dieſes jedes Fieber vertreibe, ſobald man es getrunken, und eine pomphafte latei-

niſche Inſchrift, auf einer Marmortafel eingegraben, verſichert die wundervolle Wirkung dieſes Trunks, deſſen ſich in der neuern Zeit jedoch nur ſehr wenig Dummgläubige mehr bedienen. — Die Glasfenſter derſelben Kapelle ſtellen die Niederkunft der Königin Blanche vor; aber ſie wurden erſt lange Zeit nach dieſer Begebenheit gemalt. — In der Mitte des Chors befindet ſich ein metallenes Grab, in welchem Philipp und Johann von Frankreich, Söhne Ludwigs VIII. und der Blanche von Caſtilien, ruhen.

Poiſſy hat eigentlich nur eine große lange Hauptſtraße, mit einem ſehr ſchönen regulären Marktplatz. Die Stadt iſt mit fetten Wieſen und ſehr fruchtbaren Ackerfeldern umgeben.

Man fährt nun an mehreren unbedeutenden Dörfern vorüber, bis man an den Flecken Triel kommt, der an den Abhang eines reizenden Hügels, mitten zwiſchen Weinbergen und Gebüſchen liegt, und mit ſeinen zahlreichen weißen Häuſern und ſeiner niedlichen Kirche einen anmuthigen Anblick gewährt. — Vor der Revolution ſtand hier ein ſchönes Schloß, das der Fürſtin Conti gehörte und 1792 zerſtört wurde. Triel verſieht Paris mit den köſtlichſten Früchten, beſonders ſind ſeine Aprikoſen berühmt, und ſchmücken die Tafeln der reichen Gutſchmecker. Von hier kommt man nach Vaur, wo das alte Schloß der Herzoge von Praslin liegt, das einer derſelben, Miniſter Ludwig XV., mit der größten Pracht neu ausſchmückte.

Wir bekamen nun bald das Städtchen Meulan zu Geſicht, das gleichfalls von Wieſen und Weinbergen umgeben iſt und eine ſehr hübſche amphitheatraliſche Lage am rechten Seineufer hat. Dieſer Ort war ehedem bedeutend und hielt ſchon 842 eine Belagerung unter Carl dem Kahlen und 878 eine andere unter Ludwig dem Stammler aus. Sie war damals die Hauptſtadt des Landes Vincerais, welches zwiſchen Mantes und Poiſſy lag, und hatte viel von den Einfällen der Normänner zu leiden, welche, nachdem ſie dieſelbe genommen, die ganze Garniſon ſammt den Grafen und Herrn des Landes über die Klinge ſpringen ließen. Unter Ludwig dem Dicken (1110) und unter Philipp Auguſt (1203) mußte die arme Stadt abermals zwei Belagerungen aushalten und 1346 nahmen ſie die Engländer durch Waffengewalt. 1359 machte ſich der König Carl der Böſe, von Navarra, nach einer hartnäckigen Belagerung zu ihrem Herrn, und 1363 wurde

ſie, während der Gefangenſchaft des Königs Johann und der Regentſchaft Carls V., von Bertrand Düguesclin belagert. — Schon hatte ſich die Stadt ergeben, aber die Veſte derſelben verkündete, daß ſie nimmer dieſem Beiſpiel folgen würde, und ihr Commandant wies jede Aufforderung zurück.

„Ich bedeute und befehle Euch," ſagte hierauf Düguesclin, „im Namen unſers Regenten von Frankreich, die Burg zu übergeben, oder bei dem Glauben an Gott, ich werde nicht von hier abziehen bis ich ſie genommen." — Der Commandant erwiderte ihm: „Herr, ich glaube, daß ehe Ihr in dieſe Veſte einzieht, Ihr fliegen lernen müßt." — Man war im Begriff, die Belagerung aufzuheben, aber Düguesclin, durch dieſe Hartnäckigkeit auf's Aeußerſte gebracht, ließ die Veſte untergraben, bis ein großer Theil und ein dicker Thurm zuſammenſtürzte. Jetzt mußte ſich die Beſatzung ergeben, und wurde gefangen nach Paris abgeführt.

1417 wurde Meulan wieder durch den Herzog von Burgund belagert, und 1473 bemächtigten ſich die Engländer abermals dieſer Stadt nach einer harten Belagerung von vierthalb Monaten. Endlich wurde ſie unter Carl VII. mit dem übrigen Theil von Frankreich ſeiner Krone unterworfen, und ſpäter mit Mantes von Heinrich II. der Catharina von Medicis als Apanage übergeben. Auch in den Kriegen der Ligues ſpielte Meulan eine wichtige Rolle. Sie war Heinrich IV. ſehr ergeben und treu, und hatte ihn, ſo ſehr es ihre Kräfte erlaubten, unterſtützt, er belohnte ſie ſpäter dafür und gab ihr zur Deviſe die Worte: „Très fidèle au roi et à la nation," welche ſeitdem immer auf ihren Bannern zu leſen waren.

Die alten Grafen von Meulan waren zu gleicher Zeit die Herren von Mantes, welche letztere Stadt von der erſtern abhing.

Die Fahrt geht nun wieder an mehreren unbedeutenden Orten und einigen hübſchen Inſeln vorüber, und bald hat man Mantes im Angeſicht. Man glaubt, daß die Entſtehung dieſer Stadt noch in die Zeiten der Druiden fällt, auch führt ſie eine Eichenmiſtel in ihrem Wappen. In dem Itinerarium des Antonin iſt ſie unter dem Namen Petrum mausolum bezeichnet. Im eilften Jahrhundert ſtand hier ein feſtes Schloß, Castrum Meduntae genannt. Als ſich der Graf Galleran von Mantes und Meulan gegen Heinrich I. empört hatte, zog dieſer gegen denſelben aus und nahm ihm die Grafſchaft.

Als im Jahr 1087 Philipp I. Wilhelm den Eroberer, Herzog der Normandie, wegen seiner Beleibtheit verspottete, indem er sagte, daß er bald in die Wochen kommen würde, und man alsdann einen schönen Kirchgang der Wöchnerin sehen werde, schwur der beleidigte Herzog, daß er bei dem Glanz Gottes seinen Kirchgang zu Notre-Dame in Paris, in Begleitung von zehntausend Lanzen, die als Kerzen dienen sollten, halten würde, und auf Abschlag dieses Versprechens ließ er einstweilen die Ernte und die Weinberge der Einwohner von Mantes zerstören, und als diese den andern Tag die Stadt verließen, um ihren Verlust zu schätzen, überfiel er sie so plötzlich mit seinen Reisigen, daß Letztere zugleich mit den Bürgern durch die Thore drangen, überall Feuer einlegten, und das Schloß, die Kirchen und Häuser niederbrannten, und viele der Einwohner kamen in den Flammen um. Eine junge Nonne ließ sich vom Feuer verzehren, indem sie einen Lobgesang zu Ehren der Jungfrau Mutter ertönen ließ.

Während aber der Herzog, vom Rachegeist beseelt, durch Feuer, Schutt und Trümmer reitet, stürzt sein Roß, und er wird durch den Sattelknopf, gegen den er mit der Brust stieß, so gefährlich verwundet, daß, anstatt den versprochenen Kirchengang in Notre-Dame zu Paris zu halten, er sein wildthätiges Leben in der Probstei St. Gervais zu Rouen beschließt. Auf seinem Sterbebett machten ihm die Pfaffen die Hölle so heiß, daß er viele Legate aussetzt, und besonders eine sehr beträchtliche Summe zum Wiederaufbau der zu Mantes verbrannten Kirchen bestimmt, und dadurch von den Pfaffen die Versicherung erhält, daß er trotz aller seiner Sünden nun schnurstracks in Himmel eingehen werde.

Gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts nahmen die Engländer auch Mantes, 1363 eroberte es aber der tapfere Düguesclin wieder, 1418 fiel es abermal in die Hände der Engländer, die es bis zum Jahr 1449 behielten, nachdem, Dank der Jungfrau von Orleans, die Franzosen wieder siegten.

König Philipp August nannte Mantes nur seine vielgeliebte Stadt und verlieh ihr einen großen Glanz. Während den Kriegen Philipps mit Heinrich und Richard war sie dem Erstern von außerordentlichem Nutzen, und gewissermaßen das Zeughaus, aus dem er seine besten Waffen bezog.

Während den Kriegen der Ligue hielt Heinrich IV. seinen Hof zu Mantes, er war aber so arm, daß seine Diener seine

Stiefel und seinen Wamms selbst sticken mußten. Auf die Bitte der Einwohner ließ er die Citadelle der Stadt demoliren. Ehedem war auch ein königliches Schloß hier, in welchem Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig IV. nebst Mazarin abwechselnd gewohnt hatten, die letzten Spuren desselben verschwanden 1721 auf Befehl des Regenten, Herzogs von Orleans.

Von all seinen Kirchen hat Mantes nur noch Notre-Dame erhalten, die man schon in einer Entfernung von zehn Stunden erblickt. Sie ist ein altes, gothisches Gebäude, welches Johanna von Frankreich gründete, und Blanche von Castilien und der heilige Ludwig sehr verschönerten. Die Schönheit und Kühnheit dieses Baues verdienen bewundert zu werden. Im Innern sind die Gallericen und die Pfeiler dieser Kirche merkwürdig und das Zimmerwerk ist prächtig. Philipp August war Abt derselben.

Die Seine nimmt hier das kleine Flüßchen Vaucouleurs auf. Mantes gegenüber, am jenseitigen Ufer der Seine liegt der große Flecken Limay, der durch zwei Brücken mit der Stadt verbunden ist, die über eine Insel führen, welche den Einwohnern der beiden Orte reizende Spaziergänge bietet. Carl V. gründete ein Cölestinerkloster zu Limay, das mitten zwischen den Felsen und Steinbrüchen von St. Aubin lag, und weihte es der hl. Dreieinigkeit. — Hier wuchs auch ein vorzüglicher Wein, den sich die Pfaffen gleich denen am Rhein zu Gemüth führten, und möglichst geheim hielten. Ganz in der Nähe dieses Fleckens befand sich ein Capuzinerkloster, das mit den andern Klöstern in der Revolution zerstört wurde. — Noch ist aber eine sehr malerische, in einen Felsen gehauene Eremitage übrig, wohin den 6. August jedes Jahrs eine zahlreiche Wallfahrt stattfindet, die jedoch nur sehr wenig Fromme zählt, aber desto mehr liederliches Gesindel. Auch am zweiten Fastensonntag wird hieher gepilgert, dann sind es aber meist alte Betschwestern, die ihre alten Sünden dadurch abzubüßen vermeinen.

Hat man Mantes im Rücken, so erblickt man bald das zwei Stunden davon gelegene Rosny. Diese alte, sehr beträchtliche Herrschaft brachte Anna, eine Tochter des Grafen Hugo von Meulan, 1529 dem Jean von Betsüne zum Brautschatz mit. Dieser war der Großvater Sullys, welcher den 15. December 1559 hier zur Welt kam. — Hieher kam Heinrich IV. zu seinem Freund und Minister, um von seinen schweren Kriegsstrapatzen

auszuruhen, und die gefährliche Wunde zu heilen, die er in der Schlacht von Ivry erhalten hatte. Sully ließ die herrlichen Waldungen seiner Besitzungen großmüthig umhauen, um zu den Kosten beizutragen, welche die Kriege seines Königs verursachten, wogegen Letzterer die Herrschaft Rosny zu einem Marquisat erhob. Sully legte hier auch eine Baumschule von Maulbeerbäumen an, um zu versuchen, die Seidenzucht heimisch zu machen. — Das Schloß, das er wiederherstellen ließ, steht noch, aber unvollendet, da der seltene Minister 1610, als er den Tod seines Königs erfuhr, ausrief: „Dieser Bau darf nicht fertig werden, er muß über den Verlust, den Frankreich erlitten, mit diesem und mir über einen so großen König und so guten Herrn trauern." Das Gebäude ist denen sehr ähnlich, die zu Paris den Platz Royal umgeben.

Nach Sullys Tod kam diese Herrschaft durch Kauf und Verkauf an verschiedene Eigenthümer und 1818 endlich an die Herzogin von Berry, die gerne hier verweilte. 1820 ließ sie hier eine Kapelle erbauen, wo das Herz ihres von Louvel ermordeten Gemahls in einem Cenotaph von weißem Marmor aufbewahrt wird. Zugleich stiftete sie ein Versorgungshaus für 12 Arme von Rosny. Nach ihrer Verjagung aus Frankreich kam das Gut an einen reichen Engländer und endlich an Pariser Capitalisten, die es auf Spekulation kauften und stückweis verkauften.

Das Dorf Rolleboise, an welchem man nun vorüber kommt, ist nur durch geschichtliche Ereignisse merkwürdig. Noch sieht man einige Ruinen der alten Veste, die auf einem Felsen in der Nähe der Kirche stand, und einen großen Umfang hatte. 3000 Engländer vertheidigten sie gegen 10,000 Bürger von Rouen, die sie sehr lange belagerten, bis ihnen endlich Düguesclin mit seinem Heer zu Hilfe kam, Minen graben ließ, und bald darauf als Sieger einzog. In der Nähe dieses Orts fiel auch die berühmte Schlacht (1364) von Cocherel vor, in welcher Düguesclin das Heer Karls des Bösen aufs Haupt schlug. Rolleboise, mit seiner auf einer Anhöhe gelegenen Kirche, hat eine der malerischsten Lagen an dem Seineufer zwischen Paris und Rouen.

Nun kommt man wieder an mehreren Ortschaften vorüber, nach La Roche-Guyon, das seinen Namen von dem Felsen hat, auf welchem das Schloß liegt, welches einer seiner ersten Herrn Namens Guy oder Guyon unter Ludwig dem Dicken erbaute.

In dem Felſen, an welchen ſich das Schloß und der Flecken anlehnen, iſt in einer bedeutenden Höhe eine Kapelle eingehauen, deren Urſprung ſich in das graue Alterthum verliert, und in welcher mehrere hiſtoriſche Perſonen begraben ſind. Lange Zeit war hier Tag und Nacht eine Monſtranz mit dem in eine Oblate verwandelten Gott ausgeſtellt, aber die Revolution nahm der Kapelle das Privilegium und warf den oblatenen Gott ſammt der Monſtranz den Felſen hinab. Unfern dieſer Kapelle ſollen der heil. Nicaiſe und der heil. Pience den Märtyrertod erlitten haben.

Dieſer Felſen war in den erſten Zeiten der Aufenthalt eines jener kleinen Despoten, die ſich damals in Frankreich theilten. Der alte dicke Thurm von einer doppelten Mauer umgeben, der den Felſen krönt, wird den Römern zugeſchrieben. Lange wohnten die Herren von Guyon in demſelben, und die Einwohner des Orts flüchteten ſich dahin, ſo oft ihnen Gefahr drohte. Dieſe Edelleute behaupteten den erſten Rang in der Gegend, unterhielten zahlreiche Mannen in der alten Veſte, die man als den Schlüſſel des Verin betrachtete, und die von dieſer Seite Paris gegen die im 11ten Jahrhundert ſo häufigen Ueberfälle der Normänner und der Engländer ſchützte.

Um das Jahr 1200 wurde ein Herr von Guyon de la Roche, von ſeinem Schwiegervater in dem Schloß ermordet, „aber," erzählt ein altes Manuſcript mit großer Naivität, „die Vaſallen wollten den Mörder nicht anerkennen, und liefen zu den Baronen der Nachbarſchaft, ſie zur Rache aufzufordern. Man belagerte nun die Veſte, und fragte Ludwig den Dicken um Rath, der ſagte: er ſoll eines häßlichen und garſtigen Todes ſterben. Und er und ſeine Anhänger wurden wirklich todtgehauen und ihre Körper geſchleift und dann in den Fluß geworfen."

Nach der Einnahme von Mantes, 1418, belagerte der König von England La Roche-Guyon, aber die Wittwe des Grafen Guy VI., Peretti de la Rivière, deren Mann in der Schlacht von Apincourt getödtet worden war, vertheidigte ſich zwei Monate lang. „Leiſtet mir den Huldigungseid," ließ ihr Heinrich ſagen, „und ich will Euch Eure Güter und Herrſchaft laſſen." „Nein," ließ ſie ihm erwiedern, „ich will lieber Alles verlieren, und mit meinen Kindern, wie ich ſtehe und gehe, abziehen, als uns den alten Feinden des Königreichs unterwerfen, und meinem Herrn und König untreu werden."

Carl VII. belohnte diese Treue, indem er die Frau zur ersten Ehrendame der Königin ernannte. Ihr Sohn Guy VII. erhielt auch später die Herrschaft wieder.

Im Jahr 1546 empfing Ludwig von Silly, an dessen Haus dieses Lehen durch Heirath übergegangen war, Franz I. und seinen Hof zu La Roche-Guyon. Bei dieser Gelegenheit war es, wo der junge Graf von Enghien, Bruder des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé, durch eine schwere Kiste getödtet ward, die man von einem Fenster des Schlosses hinabwarf, und die ihm den Schädel zerschmetterte. Man behauptete, daß dies absichtlich geschehen sei, um den jungen Grafen zu tödten, aber Franz I. schlug die Sache nieder, weil hohe Personen durch eine Untersuchung compromittirt werden wären.

Während den Kriegen der Ligue kam Heinrich IV. äußerst ermüdet bei diesem Schloß an, in welchem damals die junge, sehr schöne Wittwe Heinrich Sillys, Antoinette von Pons wohnte. Der König ließ sie um ein einziges Nachtlager bitten, das ihm auch gewährt wurde, und verliebte sich sterblich in die schöne Schloßdame, aber alle seine Bemühungen, sie zu verführen, waren vergeblich — „Nein, Sire," sagte sie zu ihm, „ich bin nicht von so gutem Haus, um Ihre Gemahlin sein zu können, aber ich bin von zu gutem Haus, um Ihre Mätresse zu sein." Der König ernannte sie später zur Ehrendame seiner Gemahlin! — Durch Heirath kam die Herrschaft im 17ten Jahrhundert an das Haus Rochefoucault. — Ein Glied desselben wurde von Ludwig XV. hieher verbannt, weil er ihm in seiner Krankheit gerathen hatte, seine Mätresse zu entlassen. Diese Verbannung währte zehen Jahre, während welchen der Verbannte viel für das Beste des kleinen Landes that, das noch jetzt dieser Familie gehört. — Noch zeigt man das Zimmer, in welchem Heinrich IV. schlief, und zwar mit demselben Bett, in dem er ruhte, so oft er nach La Roche-Guyon kam.

Der erste bedeutende Ort, an den man jetzt kommt, nachdem man an manchem hübsch gelegenen Dorf und Landsitz vorübergefahren ist, ist die Stadt Vernon, die eine äußerst schöne Lage am linken Ufer des Flusses hat. In einem Wald, der an eine Vorstadt Vernons grenzt, hat man die Spuren eines der altrömischen Lager aufgefunden, die man in ganz Frankreich unter dem Namen Camp de César kennt. Ja nach vorhandenen histe-

rischen Dokumenten aus dem eilften Jahrhundert wird der Ort Vernonium castrum genannt. Im Mittelalter war die Stadt allen Raubkriegen jener Zeit um so mehr ausgesetzt, da sie an der Grenze zweier Staaten lag. — Heinrich I., König von England und Herzog von der Normandie, befestigte 1123 Vernon und erbaute auch den noch vorhandenen Thurm. — Bis zum Jahr 1195 blieb Vernon den Normännern; in diesem Jahr überließ sie der Herzog Richard, König von England, dem Sohn Philipp-Augusts, als sich dieser mit seiner Nichte, Blanche, vermählte. Drei Jahre später brach aber wieder der Krieg aus, und Philipp August, von Richard Löwenherz in einer Schlacht zwischen Gamaches und Vernon besiegt, konnte sich nur mit großer Mühe in die Veste Vernon retten. — Noch jetzt findet man auf dem erwähnten Schlachtfeld häufig alte Waffenstücke, meist vom Rost verzehrt.

Unter Philipp von Valois verbrannten die Engländer, welche Caen und die ganze Normandie erobert hatten, die Stadt, die erst unter Karl VII. wieder französisch wurde. Dieser König hatte den Commandanten der Festung, Orgement, aufgefordert, ihm die Schlüssel der Stadt zu überliefern; letzterer ließ alle alten, verrosteten Schlüssel bei den Schlossern zusammensuchen, und überschickte sie dem Monarchen. Als aber die Franzosen mit großer Uebermacht heranzogen, mußte er dennoch kapituliren. — Eines der schönsten Schlösser der Normandie, das alte Schloß Bizy, welches der Marschall Belle-Isle erbaut hatte, befand sich am Ende der Vorstadt dieses Namens, wurde aber, mit Ausnahme der Stallgebäude, gänzlich niedergerissen. Ein modernes, hübsches Schloß steht jetzt an seiner Stelle, nebst einem schönen Park. Ludwig Philipp, dem es gehörte, hielt sich vor seiner Thronbesteigung hier oft auf. Die innere Stadt hat fast nur krumme, enge Straßen mit häßlichen, alten Häusern, ist aber von schönen Promenaden umgeben. Der Lustspiel-Dichter Picard hat Vernon durch seine artige Comödie: »Die kleine Stadt«, die hier spielt, berühmt gemacht; doch kann sie keinen Vergleich mit Kotzebu's Kleinstädter, denen sie weit nachsteht, aushalten.

Unter den Orten, zu denen man jetzt kommt, ist Pressagny zu bemerken, weil hier der schöne Landsitz Casimir Delavignes, ehemals eine Probstei der heiligen Magdalene, zwischen herrlichen Wiesen und dichtem Gebüsch liegt, so wie das Dorf Portmort, in dessen Kirche Ludwig VIII., Vater des heiligen Ludwigs, sich

den 25. Mai 1200 mit Blanche von Castilien trauen ließ, da er in den Staaten seines Vaters, Philipp Augusts, die mit dem Interdikt belegt waren, keinen Ort zur Heiligung dieser Verbindung, die eine der Friedensbedingungen zwischen Philipp August und Johann ohne Land war, finden konnte. In der Nähe von Portmont, zwischen den Andelys und dem Schloß Gaillon, hatten die beiden Könige 1219 auch eine Zusammenkunft, welche den definitiven Frieden herbeiführte, und endlich die Normandie mit der Krone Frankreich vereinigte, nachdem sie 300 Jahre den Engländern gehört hatte.

In einiger Entfernung vom linken Ufer erblickt man den großen Flecken und das alte Schloß Gaillon, welches Richard Löwenherz 1195 Philipp August mit noch andern Herrschaften überließ, und kommt sodann zu den beiden, dem großen und dem kleinen Andelys, die auf dem rechten Ufer liegen. Das erstere liegt in einem angenehmen Thal, an einem Bach und ist eine Stadt, die ungefähr 8000 Einwohner zählt. In alten Dokumenten wird sie Andilegum, Andelis, auch rupes Andeli genannt, und man führt ihren Ursprung bis auf die Zeiten der Gallier zurück. Die heilige Clothilde soll hier schon ein Nonnenkloster gegründet, und bei dieser Gelegenheit das Wunder verrichtet haben, das Wasser der Arbeiter in Wein zu verwandeln. Ein Wunder, das heut zu Tage Bosco und jeder Taschenspieler, ja jeder, der Geld hat, zu vollbringen vermag. Um dieses Kloster herum baute man sich an, und so entstand nach und nach die Stadt. — Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts war hier ein festes Schloß verhanden, in welches sich Ludwig VII. flüchtete, als er 1119 bei Brenneville durch die Engländer aufs Haupt geschlagen wurde. 1160 wurde Andelys diesen überlassen, und mußte alle Unfälle der Kriege wie die andern Städte der Normandie ertragen. Raub, Mord und Brand waren an der Tagesordnung, und auch die Franzosen verbrannten und verheerten die Stadt, als sie den Bischöfen von Rouen gehörte, wurden aber dafür arg gezüchtigt, besonders weil sie auch die Abtei in Schutt und Asche verwandelt hatten.

Unter der Regierung Philipp Augusts war die Herrschaft von Andelys lange ein Gegenstand des Streites zwischen den Franzosen, den Engländern und dem Erzbischof Gauthier von Rouen. Dieser übergab sie 1196 dem König von Frankreich, aber Richard

Löwenherz nahm die Insel weg, die Andelys gegenüber liegt, und erbaute eine starke Veste auf derselben. Die Stadt selbst umgab er mit dicken Thürmen, und baute auf dem Gipfel der Hügel am Ufer eine von hohen Mauern und tiefen, in Felsen eingehauenen Gräben, gewaltige Citadelle, die mit drei Vertheidigungslinien umgeben war, die ebenfalls Mauern und Thürme hatten. — Diese Festung nannte er das Schloß Gaillard, und man sieht es schon aus sehr weiter Ferne. — Dieses Schloß gab bald zu neuen Streitigkeiten Veranlassung, bis ein Vertrag zwischen Philipp August und Johann ohne Land dem letztern diesen Besitz versicherte. — Als er aber seinen Neffen, Arthur, in dem Thurm zu Rouen ermordet hatte, ließ ihn der König von Frankreich, als seinen Vasallen, vor seinen Gerichtshof laden, sich zu rechtfertigen, und da er nicht erschien, erklärte er ihn seines Herzogthums verlustig, rückte in die Normandie ein und belagerte während fünf Monate Andelys und seine Veste, das er endlich durch Hunger bezwang und dann mit Frankreich vereinigte.

Die Kapelle der heiligen Clothilde ist jetzt ein Privateigenthum, und der Brunnen, der noch ihren Namen führt, ist eine der Merkwürdigkeiten dieser Stadt, und soll ehemals die Kraft gehabt haben, unheilbare Krankheiten zu kuriren und unfruchtbaren Weibern Kinder zu machen; ja noch jetzt glauben viele Personen an seine wunderbaren Eigenschaften. Jedes Jahr, den 2. Juni, begab sich der Clerus der Collegial-Kirche, in Prozession an der Spitze der Geistlichkeit, zu dem Brunnen, und goß, zum Andenken an das Wunder der Heiligen, Wein in denselben, worauf sich die von allen herbeigeströmten Pilger nackend zu dem eiskalten Wasser drängten, die Weiber von einer und die Männer von der andern Seite, jedoch durch eine kleine Mauer geschieden, — — ein Fußbad in demselben Genesung und Kinder zu erhalten. Viele genaßen auch durch den — Tod.

Die verschiedenen Gebäude des alten Ursulinerklosters dienen jetzt als Gerichtssaal, als Schauspielhaus und als Gefängniß.

Klein Andelys liegt dicht am Ufer der Seine. Hugo III., Graf von Gournay, hatte es im Jahr 1200 der Abtei du Bec, vom Schloß Gaillard, die auch von Richard Löwenherz erbaut worden war, geschenkt. Während der Belagerung Philipp Augusts wurden mehr als 400 Einwohner, Weiber, Kinder und Greise, als unnütze Mäuler, ausgewiesen, und fanden sich so

zwischen den Belagerern und den Belagerten, und waren allen Gräueln einer Hungersnoth ausgesetzt, da ihnen von keiner Seite ein Bissen Brod gereicht wurde. Einer Frau, die hier niederkam, wurde sogleich das neugeborne Kind entrissen, und von den Hungerleidenden aufgefressen, erzählt die Chronik.

Die Königin Margaretha von Burgund, Gattin Ludwigs le Jütin, wurde 1315 in dieser Veste eingesperrt, und auf Befehl ihres Mannes mit ihren eigenen Haaren erdrosselt. Sie hatte mit ihren Schwägerinnen Blanche und Johanna von Burgund eine Hauptrolle bei den bekannten scheußlichen Mysterien im Thurm von Nesle gespielt.

Das Schloß Gaillard wurde 1418 abermals belagert, und als Rouen und alle andern Plätze der Normandie schon in die Hände der Engländer gefallen waren, hielt es sich noch über 13 Monate, und ergab sich erst, als gänzlicher Wassermangel eingetreten war. 1449, als die Engländer gezwungen waren, Frankreich zu verlassen, ergab es sich fast ohne Widerstand an den König. — Mit dem 17ten Jahrhundert begann es in Trümmern zu verfallen, und Heinrich IV. und Ludwig XIII. gestatteten, daß man Häuser aus denselben baute, dennoch sind seine sehr romantisch gelegenen Ruinen bedeutend, und gewähren einen pittoresken Anblick. — Die beiden Andelys sind jetzt wohlhabende Orte, und haben Fabriken von feinen Tüchern, Casimir u. s. w.

Man kommt nun wieder an einer großen Zahl unbedeutender Ortschaften vorüber, von denen jedoch manche eine herrliche Lage haben, und nachdem die Seine wieder eine große Krümmung gemacht, erreicht man das Dorf Amfreville, wo sich das Flüßchen Andelle in die Seine ergießt, nachdem es ein reizendes Thal bewässert hat. Hier erheben sich zwei fast ganz gleiche Berge, die eine der schönsten Aussichten in der Normandie gewähren, und von denen folgende romantische Sage im Mund des Volkes ist. Auf dem Hügel, ohnweit des Zusammenflusses der beiden Ströme, stand vor alten Zeiten ein mächtiges, mit Mauern umgebenes Schloß, dessen Spuren längst verschwunden sind. Hier hauste ein Tyrann, der eine wunderschöne Tochter hatte, in welche sich ein Ritter aus der Nachbarschaft sterblich verliebte. Aber der Vater des reizenden Fräuleins sah diese Liebe mit ungünstigen Augen, und machte deßhalb eine so harte als schwer zu erfüllende Bedingung, wenn er die Wünsche der Liebenden erhören sollte.

Der Ritter ſollte nur dann das Fräulein zur Ehe erhalten, wenn er, ohne auszuruhen, die geliebte Bürde auf ſeinen Schultern vom Fuß des Berges auf dem langen, ſteilen Pfad, der zu deſſen Gipfel führt, tragen würde.

Nichts vermag den Liebenden zurückzuſchrecken; er macht ſich zur Erfüllung der Bedingung verbindlich, betritt mit der theuern aber ſchweren Bürde den Felſenſteig, und iſt ſchon nahe an dem Gipfel angekommen, auf welchem ihn die Richter erwarten, die ſeine übermenſchliche Bemühung krönen ſollen. Da ſinkt er plötzlich nieder; das junge Mädchen will ihn aufrichten, aber der Geliebte iſt nur noch eine Leiche, die ſie nun in den Arm nimmt, und mit der ſie ſich den Felſen hinabſtürzt. Der alte Tyrann von Reue und Schmerz ergriffen, läßt an dieſer Stelle eine Kapelle erbauen, in welcher er die Leichen der Liebenden beiſetzt, und aus der bald ein vielbeſuchtes Kloſter wird, das man die Probſtei der beiden Liebenden nannte.

Wir kommen nun zu der uralten Stadt Pont-de-l'Arche, wo die Seine eine Menge Inſeln bildet, und eine alte, 22 Bogen lange Brücke über drei Arme dieſes Stroms führt. Hier ſpürt man zuerſt einen Einfluß der Ebbe und Fluth des Meeres.

Karl der Kahle ließ dieſen Ort 854 ſehr vergrößern, und machte ihn zu einer Stadt, die bald eine wichtige, mit Mauern, Thürmen und Gräben umgebene Feſtung wurde, und auf einer kleinen Inſel ein feſtes Schloß hatte. 862 und 869 wurden zwei Concilien hier gehalten — Pont-de-l'Arche war die erſte Stadt, die ſich Heinrich dem IV., nicht erſt nachdem er geſiegt hatte, ſondern unmittelbar nach dem Tod Heinrich III. unterwarf.

In der Nähe des Dorfes Criquebeuf, zu dem man nun kommt, liegt ein Park, einem kleinen Archipel grüner Inſeln gegenüber, und dazwiſchen erhebt ſich die alte Abtei Bon-Port, deren Mauern die Welle der Seine benetzen. Dieſe Abtei gründete Richard Löwenherz, um ein Gelübde zu erfüllen, welches er gethan, als er in Gefahr war, in der Seine zu ertrinken. Hieher wurde auch der Cardinal Polignac verwieſen, und ſchrieb daſelbſt ſeine Anti-Lucretia.

Nun kommt man zu der gewerbfleißigen Stadt Elbeuf, die beſonders wegen ihren Tuchfabriken berühmt, und eine der beträchtlichſten Städte des Departements iſt. Ihre Manufakturen ſind ſehr alt, doch verdankt ſie dem Miniſter Colbert ihren außer-

ordentlichen Aufschwung. Nach dem unsinnigen Widerruf des Ediktes von Nantes, das der kleinliche und schon schwachsinnige Ludwig XIV. erließ, waren alle protestantischen Fabrikanten und Arbeiter gezwungen, auszuwandern, und brachten ihre Industrie und ihr bewegliches Vermögen in die Fremde nach Leyden, London, Leycester u. s. w., wodurch Elbeuf ganz zurückkam; doch erholte es sich wieder ein wenig beim Beginn der Revolution von 1789, und nach der Trennung Belgiens von Frankreich (1814) erreichte sie ihren alten Flor wieder, und ihre Fabriken konnten kaum genug Waare liefern. Zwei Drittheile ihrer Einwohner (an 20,000) sind durch die Tuchfabrikation beschäftigt, und außerdem arbeiten noch mehrere Tausend Menschen aus der Umgegend in der Stadt. Jede Woche werden hier vier Märkte gehalten, so wie zwei Messen jährlich. Außer den Fabriken, die äußerst feine Tücher liefern, sind auch noch bedeutende Spinnereien, Färbereien, Gerbereien ꝛc. hier. Die Stadt hat eine sehr schöne Lage, ist aber schlecht gebaut, doch hat sie einen hübschen Platz.

Im Anfang des zwölften Jahrhunderts wurde die Herrschaft Elbeuf zu einer Grafschaft erhoben, dann zu einem Marquisat und endlich 1581 zu einem Herzogthum, zu Gunsten des Hauses Lothringen. Der Fürst Lambye hatte ein prächtiges Schloß hier, das während der Revolution sehr beschädigt und hierauf zu großen Werkstätten eingerichtet wurde.

Am Ende der kleinen Ebene, in welcher Elbeuf liegt, sieht man eine lange Reihe sehr steiler Felsen, zwischen deren immergrüne Bäume hervorragen; diese Ansicht hat man einige Zeit längs dem Ufer, und dahinter liegen die Wälder de la Londe und von Rouvray. Bald bilden diese Felsen mehrere Stockwerke, in welche sich viele Familien Wohnungen eingehauen haben, bald sind es überhängende Felsstücke, die man jeden Augenblick glaubt, herabstürzen zu sehen. In die untern Theile derselben hat man große Gewölbe eingehauen, die zum Aufbewahren der Weine und des Branntweins dienen. — Diese ärmlichen, gräulich düsteren Wohnungen bringen einen melancholischen Eindruck hervor, und in einer Länge von anderthalb Stunden bilden sie ein halbes Dutzend Dörfer und Weiler. Eine bescheidene Kapelle ist theilweis in die Seiten eines Felsen gehauen, und steht auf einer schmalen Platte. — Auf dem jenseitigen, dem rechten Ufer, ist jedoch der Anblick weit erfreulicher und erheiternder. Hier steht

man das Dorf Gleon, deſſen freundliche Häuſer eine wunderliche Bauart und Farbe haben. Jetzt kommt man nach Oiſel; von hier bis nach Rouen iſt die Seine fortwährend mit ſchönen Inſeln beſäet, die mit Pappeln, Weiden und andern Bäumen bedeckt ſind, und jetzt eilt dem Reiſenden das Dampfſchiff viel zu ſehr, denn die beiderſeitigen Ufer ſind bezaubernd. Eine dieſer reizenden Inſeln wurde im neunten Jahrhundert durch die Normänner befeſtigt und ſie hielten im Jahr 858 eine Belagerung der Franken auf derſelben aus.

Das große, freundlich gelegene Dorf Belbeuf, das ſich nun bald auf dem rechten Ufer zeigt, und von vier Weilern, die von ihm abhängen, umgeben iſt, liegt nur noch zwei Stunden von Rouen, und iſt wegen jener Nina berühmt, welche 40 Jahre lang in den pittoresken Felſen, die ſich hinter demſelben erheben, in ihrer Narrheit und im Elend herumirrte, es mochte Eis und Schnee die Wege und Stege bedecken, oder die drückendſte Hitze die ſteilen Felſenpfade und Steine glühend machen, oder die fürchterlichſten Unwetter toben. Jeden, dem ſie begegnete, bat ſie um Nachricht von ihrem Geliebten, den ihr der Tod längſt in fernen Landen geraubt hatte. Von dem Gipfel der Felſen erblickt man das alte Rouen mitten in einem wundervollen Panorama. Hier iſt auch das Schloß von Belbeuf, das einem Marquis dieſes Namens angehört, und einen großen prächtigen Park, mit langen Alleen, Waſſerkünſten, einem Labyrinth u. ſ. w. hat. Von ſeinen Teraſſen hat man eine herrliche Ausſicht.

Nachdem man noch an mehreren, meiſt ſehr ſchön gelegenen Ortſchaften, von denen die letzte der große Flecken Bleſſeville-Bon-secours (zur guten Hilfe), ſo genannt, weil eine alte gothiſche Kapelle, im 13ten Jahrhundert erbaut, Notre Dame de bon secours dabei, auf dem Gipfel eines 300 Fuß hohen Hügels liegt, von dem man eine unermeßliche und ſchöne Ausſicht hat, zu der jeden Oſterſonntag noch immer eine große Zahl normänniſcher Pilgrime wallfahren, und deren innere Wände ganz mit ex voto jeder Art, als kleine Schiffe, Schwerter, Bilder, Brücken, Bouquets, ſilberne und goldene Herzen ꝛc., bedeckt ſind, vorübergekommen iſt, zeigt ſich dem erſtaunten Auge die alte große und reiche Hauptſtadt der Normandie, Rouen, ganz in der Nähe, mit ihren herrlichen Kirchen, Domen und Thürmen.

Lange vor der Römerzeit war Rouen der Hauptaufenthalt

der Druiden und die Hauptstadt der Velocasses, und schon vor der Eroberung der Gallier beträchtlich. Unter den Römern führte sie den Namen Rotomagus, den sie bis in das zehnte Jahrhundert beibehielt, bis sie nach der Eroberung der Normänner von diesen Rouen genannt wurde. Unter den römischen Kaisern ward sie die Metropole der zweiten Lyonaise. 841 kamen die Normänner von der Mündung der Seine heraufgefahren, nahmen Rouen, das sie plünderten und dann verheerten. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts bemächtigte sich Rollon, das Haupt der Normänner, der Stadt, befestigte sie, und wurde bald der Schrecken der ganzen Umgegend. Karl III. schloß endlich einen Vertrag mit ihm, durch welchen die Normandie zu einem Herzogthum erhoben, dessen Herr Rollon wurde, und von dem Rouen die Hauptstadt war. Sie blieb nun die Residenz der Herzoge der Normandie, bis Wilhelm, der Eroberer, sich des Throns von England bemächtigte. Eine furchtbare Feuersbrunst zerstörte beinahe die ganze Stadt im Jahr 1126, und sie hatte lange zu thun, bis sie sich wieder aus ihrer Asche erhob.

Nachdem der junge Arthur, Herzog der Bretagne, durch Johann ohne Land ermordet worden war, belagerte Philipp August Rouen, und nachdem er sie genommen, vereinigte er sie so wie die ganze Normandie mit der Krone von Frankreich. Unter Karl VI. nahm sie König Heinrich V. von England nach einer sechsmonatlichen Belagerung, und nachdem mehr als 30,000 ihrer Einwohner durch Hunger umgekommen waren, ein. — Während 30 Jahre lang blieb sie in der Gewalt der Engländer, die hier das Heldenmädchen, Johanna d'Arc, dem Tod in den Flammen überlieferten.

Mehrere meiner Bekannten beschloßen mit mir, daß wir einige Tage in dieser, in so vieler Hinsicht äußerst merkwürdigen Stadt verweilen wollten, bevor wir unsere Reise bis an das Meer fortsetzten. — Wir stiegen in dem am Quai de Havre gelegenen Hotel Albion ab, wo man zwar ziemlich bequem logirt, das jedoch mit den Hotels am Rhein zu Köln, Koblenz und Mainz nicht verglichen werden kann, wie überhaupt die großen Gasthöfe Frankreichs noch gar manches zu wünschen übrig laßen, und dabei unmäßig theuer sind.

Nachdem ich mich von der Reise ein wenig erholt und restaurirt hatte, war die erße von Rouens Merkwürdigkeiten, die ich

mit meinen Gefährten aufſuchte, der Platz, auf dem Johanna d'Arc verbrannt wurde, La place de la Pucelle genannt. Auf der Stelle ſelbſt, wo der Scheiterhaufen ſtand, iſt eine Statue der Jungfrau von Domrémi errichtet, deren Kunſtwerth nicht groß iſt, und deren Darſtellung durch nichts an die abſcheuliche Begebenheit erinnert, die hier ſtatt fand. Auf ihrem Scheiterhaufen, wie ſie mit eben ſo viel Muth als Ruhe dem ſo ſcheußlichen als unverdienten Martertod trotzte, wie ſie mitten in der Schlacht dem Tod getrotzt, mußte man das Mädchen von Orleans darſtellen. Aus dem unproportionirten Piedeſtal der Statue quillt ein Brunnen hervor. Das Ganze iſt von einem gewiſſen Stodts. — Ein Cannova oder Thorwaldſen, ein Rauch oder Schwanthaler wären dazu gemacht, dieſem Gegenſtand ein würdiges Denkmal zu widmen.

Die Anklage gegen dieſes Heldenmädchen wurde den 21. Februar 1431 eingereicht, und durch einen franzöſiſchen Prälaten, Namens Pierre Cauchon, mit wahrhaft teufliſcher Bosheit verfolgt. Prieſter, Pfaffen und Mönche hörten nicht auf, das Mädchen mit den lächerlichſten und abgeſchmackteſten Fragen zu beſtürmen. Oft ſchrieen ſie alle auf einmal wie beſeſſen, und Johanna ſelbſt ſagte ihnen eines Tags mit Sanftmuth: «Liebe Brüder, einer nach dem andern, wenn ich bitten darf", und in den Verhören, wo man ſie eben ſo teufliſch mit Abſurditäten quälte, wiederholte ſie jedesmal: «Daß ſie lieber zehnmal ſterben wolle, als die Thaten widerrufen, die ſie auf das Geheiß Gottes für den Dienſt des Königs von Frankreich verrichtet habe»; und dann ſetzte ſie noch mit feierlicher Stimme hinzu: «Daß, was auch die Engländer thun mögen, ſo würden ſie dennoch das Königreich verlaſſen müſſen.»

Ein Hauptverbrechen machte ihr das Gericht daraus, daß ſie Männerkleider in der Schlacht getragen und noch fortfahre, ſie im Gefängniß zu tragen. — Hierauf erwiederte ſie, daß ſchon fünf Engländer ihrer Ehre und Unſchuld nachgeſtellt hätten, und um ſich vor ferneren Angriffen zu ſchützen, ſie ſich auch nur ſo angekleidet, ſchlafen lege.

Der vom Gericht beſtellte Ankläger trug darauf an: «Daß Johanna als Hexe, Wahrſagerin, falſche Prophetin, Teufelsbeſchwörerin, der Zauberei ergeben, Verläugnerin des katholiſchen Glaubens, Gotteslaſterin, Götzendienerin, Abtrünnige, welche den

Namen Gottes und ſeiner Heiligen verhöhne, ſcandalöſe Verführerin, Friedensſtörerin, zum Krieg aufreizend, grauſam, blutdürſtig und aller weiblichen Scham und Ehrbarkeit ledig, die Kleidung bewaffneter Männer angelegt, die Geſetze Gottes und der Natur verachtet und verlaſſen habe, aller geiſtlichen Disciplin vor Gott und den Menſchen entſage, Fürſten und Völker verführt und geduldet habe, daß man ſie anbete, ihr die Hände und die Kleider küſſe, zur großen Verachtung der Ehre und der Verehrung Gottes ꝛc. ꝛc. Daß ſie folglich als eine abſcheuliche Ketzerin, oder doch der Ketzerei höchſt verdächtig, geſetzlich nach den göttlichen und kanoniſchen Inſtitutionen erbarmungslos beſtraft werden müſſe.

Nicht weniger als 70 der abgeſchmackteſten Anklagen, von denen auch nicht eine einzige zu beweiſen möglich war, eben ſo wenig wie das mindeſte Verbrechen, wurden gegen Johanna vorgebracht. Das erſte Urtheil, das gegen ſie gefällt wurde, lautete auf ewiges Gefängniß. — Man ſchickte ſie nun, an den Füßen gefeſſelt in den Kerker, wo ſie weibliche Kleidung anlegte, doch legte man Männerkleidung neben ſie, um ſie zu prüfen. Nun legte ſie, als ſie allein war, dieſe wieder an, indem ſie wegen der Entſagung ihres Vertrauens ſich Buße auflegte. Als man ſie den andern Morgen beſuchte, und in dieſer Kleidung fand, inquirirte man ſie deßhalb; ſie antwortete: „Ich habe es auf die Befehle Gottes gethan, die ich mehr ehren muß als die der Menſchen.“ — Sie wurde nun für eine rückfällige Ketzerin erklärt, ſofort den weltlichen Gerichten überliefert, die ſie verurtheilten, lebendig verbrannt zu werden.

Von dem undankbaren, gefühlloſen und ſtumpfſinnigen König, Karl VII., den ſie wieder auf den Thron geſetzt hatte, im Stich gelaſſen, wurde ſie auf den alten Marktplatz, wo man den Scheiterhaufen errichtet hatte, in Feſſeln geführt. Man hatte ihr eine Biſchofskappe aufgeſetzt, auf welcher man die Worte: Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige und Götzendienerin las. Vor ihr her wurde eine große Tafel getragen, auf welcher die gemeinſten Schimpfereien gegen das unglückliche Mädchen geſchrieben waren. — Mit feſtem Muth, der ſie auch keinen Augenblick verließ, ſchritt ſie einher und beſtieg den ſchon brennenden Scheiterhaufen, und mitten aus den Flammen ſah man ſie mit gen Himmel gewandten Augen, und hörte ſie beſtändig Chriſtus anrufen, bis ihre Seele

entflohen war. Ein franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, Langlet, berichtet, daß der Henker ſelbſt höchſt erſtaunt geweſen, weil er es nie hatte dazu bringen können, daß auch ihr Herz verbrannte. Es wurde mit dem Reſt ihrer Gebeine und ihrer Aſche in die Seine geworfen.

Trotzdem, daß dieſe Verbrennung öffentlich geſchah, und die vollgültigſten Akten und Dokumente darüber noch vorhanden ſind, gab es doch Leute in Frankreich und ſogar Gelehrte, welche behaupten, daß Johanna d'Arc nicht verbrannt wurde, ſondern daß ſie ſich, nachdem ſie den Waffen entſagt, verheirathete und Kinder bekam, deren Nachkommenſchaft ſich ihrer Abkunft rühmte. — Dieß wurde namentlich in einer Zeitſchrift, der Merkur betitelt, im Jahr 1683 behauptet, und zugleich das Auffinden einer alten Handſchrift angezeigt, welche die Wahrheit dieſer Behauptung unumſtößlich darthue.

Von dieſem Platz gingen wir durch eine große Zahl alter, krummer und zum Theil ſo enger Gaſſen, daß kaum zwei Menſchen neben einander Platz hatten, um andere Sehenswürdigkeiten aufzuſuchen. — In der That iſt mir keine Stadt bekannt, welche ein ſo gräulich, alterthümliches Anſehen hat wie Rouen, und namentlich Häuſer, welche man faſt für vorſündfluthig halten möchte, und an denen es ſchwer wird, die Farbe zu unterſcheiden. Selbſt das alte Köln am Rhein, das doch gewiß an engen, finſtern Gaſſen und alten Baracken keinen Mangel hat, kann ſich in dieſer Hinſicht nicht mit Rouen meſſen, wo jeder Schritt, den man im Innern der Stadt thut, wenigſtens an die erſten Zeiten des Mittelalters erinnert; wie mag es hier erſt ausgeſehen, als die ganze Stadt noch mit hohen Mauern, hundert Thürmen und tiefen, ſumpfigen Gräben umgeben war. Dagegen iſt ihre Lage in dem prächtigen, von reizenden hohen Hügeln umgebenen Thal herrlich. Doch ſind die neu gebauten Quartiere ziemlich freundlich, und die Quais an der Seine ſchön, und der mit Schiffen bedeckte Fluß gewährt einen erfreulichen Anblick. Die Meeresfluth, die hier ſchon bedeutend wird, bringt Schiffe von 2—300 Tonnen Gehalt mit. Der Anblick der Stadt von dieſer Seite iſt wahrhaft maleriſch ſchön, die ſie amphitheatraliſch umgebenden Berge, die Inſeln auf dem Fluß mit blumigen Wieſen bedeckt, die Spaziergänge am Ufer, des mit Kauffartheiſchiffen von allen Nationen bedeckten Stroms beleben das ſchöne Gemälde außerordentlich, und

wo ehedem die Mauern und Wälle ſtanden, ſind nun hübſche Boulevards und lange Baumalleen, die bei ſchönem Wetter von Spaziergängern wimmeln.

Wir ſuchten nun die berühmte Kirche St. Ouen auf, die auf der Stelle ſteht, wo Clothar I. die Abtei St. Peter gegründet hatte. Hier ließ die berüchtigte Fredegonde den Biſchof Pretertat den Oſterſonntag 586 an dem Hochaltar ermorden, weil er die Ehe Merovées und Brunhildens eingeſegnet hatte. Unter den folgenden Biſchöfen dieſer Kirche iſt St. Normain durch ſeinen Muth, die heidniſchen Tempel zu zerſtören, und das berüchtigte Wunder von Gargouille und St. Ouen, der der Abtei ſeinen Namen ſtatt dem des heiligen Petrus verlieh, zu bemerken. — Sie iſt die älteſte in der Normandie, und wurde mehrmals niedergebrannt und zerſtört, aber immer wieder prächtiger aufgebaut. Zu der ſchönen Kirche, wie ſie jetzt noch ſteht, wurde den 25. Mai 1518 der erſte Grundſtein gelegt. Sie hat die Form eines lateiniſchen Kreuzes, und iſt einer von jenen Tempeln, in welchen die größte Symetrie in allen Theilen herrſcht. Von ihrem weſtlichen Portal überſieht man das ganze Chor, welches ein ovales Rund bildet, das von hohen Pfeilern, die aus einem Fascés von verbundenen Säulen beſtehen, umgeben iſt, und durch keine Art von Scheidewand maskirt wird. Man kann ſich nichts Schöneres, nichts Luftigeres, nichts Anmuthigeres denken; dieſe feinen, ſchlanken Pfeiler ſind in der That bewundernswürdig. Ich kenne keine Kirche in dieſem Geſchmack erbaut, die ſo vollkommen proportionirt in allen ihren Theilen iſt; auch gilt ſie allgemein für ein Meiſterſtück der gothiſchen Baukunſt. Eilf Kapellen umgeben das Chor, deſſen Länge 416 Fuß hat, 25 Fenſter in drei Reihen geben nebſt drei großen Einſatzroſen Licht. — An dem erſten Pfeiler rechts, wenn man durch das weſtliche Portal eintritt, befindet ſich ein großes marmornes Taufbecken, auf deſſen Grund ſich durch eine ſonderbare optiſche Wirkung das Gewölbe der ganzen Kirche ſpiegelt. — In der Mitte dieſes Gebäudes erhebt ſich ein herrlicher Thurm, deſſen oberer Theil achteckig und von vier Thürmchen flankirt iſt. Die Höhe dieſes Thurmes iſt 240 Fuß. Das ganze Gebäude iſt von einer Seite mit ſehr ſchönen und geſchmackvollen Gartenanlagen umgeben, die für Jedermann offen ſtehen, und in denen man die Mauern und Dächer der Kirche hinter den Bäumen und Gebüſchen hervorragen ſieht, und wo man in klöſterlicher Einſamkeit

auf hie und da angebrachten Sitzen recht erbauliche Betrachtungen anstellen kann, welche freilich durch das Vorübergehen mancher normännischen Schönen gestört werden können.

Die Metropolitankirche, zu der wir uns nun begaben, ist ebenfalls durch ihre Bauart und ihr Alter sehr merkwürdig. Sie steht an der Stelle einer Kapelle, die dem heiligen Mallon geweiht war, und wurde im Jahr 1200 gänzlich durch das Feuer vernichtet. — Johann ohne Land ließ sie wieder aufbauen und wies die dazu nöthigen Gelder an, aber mehrere Jahrhunderte gingen bis zu ihrer Vollendung, sowie sie jetzt steht, hin. Die Hauptfaçade dieser Cathedrale ist majestätisch und sehr reich bis in die kleinsten Details. In der Mitte der Kirche ist die Laterne, die sich 160 Fuß über dem Gewölbe des Doms erhebt und vier dicke Pfeiler dienen einem viereckigen Thurm als Stützen, auf welchen sich noch bis zur Höhe von 396 Fuß ein pyramidalischer, mit Blei bedeckter Glockenthurm erhob, in welchen den 15. Sept. 1822 der Blitz einschlug und ihn vernichtete. Man hat sich aber bald mit der Wiedererbauung desselben beschäftigt, und seine Höhe auf 436 Fuß bestimmt. — Ich fragte einen in der Kirche anwesenden Geistlichen, der uns diese Thatsache erzählte, wie es wohl komme, daß Gottes Blitze selbst die Gebäude nicht verschonten, die ihm zu Ehren und zu seiner Verehrung errichtet seien. „Das macht, daß die Menschen so böse sind," erwiederte mir der fromme Mann. Ich fand es aber sonderbar, daß Gott die Bosheit der Menschen gerade an den Kirchen bestrafe. — Der mittägliche Thurm dieses schönen Gotteshauses, ebenfalls ein schönes Baudenkmal, ist mit mehreren Bildsäulen verziert, unter denen auch Adam und Eva, die, wie derselbe Geistliche auch versicherte, täuschend ähnlich sein sollen! Als ich ihn fragte, woher er dies wisse, gab er mir zur Antwort: „Ich habe sie eben so auf uralten Bildern abgemalt gesehen." — Diesen Thurm nannte man früher den Butterthurm, weil er von dem Geld erbaut wurde, welches die Pfaffen dem dummgläubigen Volk für die Erlaubniß, während der Fastenzeit Butter essen zu dürfen, abnahmen. Jetzt heißt er George Amboise, nach der großen Glocke, die bis zum Jahr 1793 in demselben hing, dann aber herabgenommen wurde, um Kanonen aus ihrem Metall zu gießen. — Auch eine Anzahl Medaillen wurden aus einigen übrig gebliebenen Stücken dieser Glocke geprägt, auf deren einen Seite man die Worte:

Monument de vanité
Détruit pour l'utilité
L'an deux de l'égalité.

las. — Das Innere dieſer Kirche iſt ebenfalls imponirend, und der Tag bringt durch 130 Fenſter in daſſelbe, von denen die meiſten bemalt ſind.

Rouen hat außerdem noch ein halbes Dutzend andere ſehenswürdige Kirchen, ſowie einen proteſtantiſchen Tempel. Das Stadthaus, in dem ſich auch ein Muſeum befindet, liegt dicht an der St. Ouenskirche, und machte ehedem einen Theil der Abtei aus, ſeine neue Façade iſt aber erſt vor wenigen Jahren erbaut worden.

Der Juſtizpalaſt, ein äußerſt merkwürdiges Gebäude, wurde 1499 unter Ludwig XII. erbaut. Der prächtige Prokuratorenſaal in demſelben, der früher zur Verſammlung der Kaufleute, wie heutiges Tages die Börſen, diente, hat eine Länge von 160 Fuß, und iſt 50 Fuß breit. Er wird noch jetzt, ſelbſt von den ausgezeichnetſten Baumeiſtern bewundert. — Die Façade dieſes Palaſtes iſt auf das Reichſte und Eleganteſte mit gothiſchen Schnörkeleien verziert, und hat eine Länge von mehr als 200 Fuß, ein ſchöner achteckiger Thurm theilt ſie in der Mitte. Der große Saal, in dem jetzt die Aſſiſen gehalten werden, iſt einer der ſchönſten, ja, wie die Einwohner von Rouen behaupten, der ſchönſte in ganz Frankreich.

Rouen hat zwei Theater, mehrere große Caſernen, einige ſehr gute Spitäler, Hoſpizien, Gefängniſſe ꝛc. Von der alten Veſte, die Philipp Auguſt hatte erbauen laſſen, ſteht noch ein Thurm, den man das alte Schloß nennt. Der Thurm, in welchem Johanna d'Arc gefangen ſaß, wurde ſammt den andern Gebäuden und Mauern dieſes Schloſſes ſchon im 16ten Jahrhundert abgeriſſen. Auch der Stadtuhrthurm, ein viereckiges einfaches gothiſches Gebäude, ſchon 1389 erbaut, iſt eines Beſuchs werth. In demſelben befindet ſich die große Stadtuhr nebſt der Sturmglocke (Beffroi). Dieſe Uhr wurde 1447 hier angebracht, und man nannte ſie damals die Sturmglockenuhr ꝛc.

Ein Monument, das die Alterthumsforſcher zuerſt aufſuchen und bewundern, iſt das Hôtel Bourgtherode, das an dem Platz der Pucelle liegt. Es ſtammt aus dem 15ten Jahrhundert und hat ſehr koſtbare Basreliefs, die ſowohl wegen ihrem Kunſtwerth

als geschichtlich merkwürdig sind. Besonders berühmt sind die, welche die Zusammenkunft Franz I. mit Heinrich VIII. darstellen, es sind deren fünf, jede enthält eine andere Scene dieser Zusammenkunft.

Unter den Plätzen ist besonders der, Rougemare genannt, historisch merkwürdig; er hat seinen Namen von dem Blutbad erhalten, das während der Belagerung von 949 hier stattfand, als Kaiser Otto, Ludwig VI. von Frankreich und der Graf Arnold von Flandern Rouen belagerten, aus dessen Mauern der Herzog Richard I., mit dem Beinamen ohne Furcht, die Feinde überfiel, und eine so furchtbare Niederlage unter ihnen anrichtete, daß der ganze Platz mit Blut überschwemmt war.

Rouen ist der Geburtsort des Vaters der französischen Tragödie, Corneilles, sowie der des lieblichen Tonsetzers, des Califen von Bagdad, der weißen Frau ꝛc., Boieldieu's, und noch einiger andern französischen Celebritäten.

Drei Tage hatten wir recht vergnügt in der uralten Hauptstadt der Normandie zugebracht, und schifften uns nun auf dem Dampfboot, die Seine genannt, nach Havre ein.

# XVII.

Die Seine-Reiſe von Rouen bis an das Meer. — Die beiden Quevilly. — Val de la Haye. — Das Schloß Robert des Teufels. — La Bouille. — Bardouville. — St. Martin de Boscherille. — Duclair. — Jumiége: De la Meilleray. — St. Wandrille. Caudebec. — Villequier. — Aizier. — Lillebonne. — Quilleboeuf. — Tancarville. — La Roque. — Oreſtin. — Honfleur. — Harfleur. — L'Eure. — Havre. — Reiſe nach Deutſchland. — Die Verſammlung der Guſtav-Adolphsſtiftung in Stuttgart. — Ein Abend in Frankfurt. — Ich verliere 100,000 Fr., ohne ſie gehabt zu haben. — Der Père La Chaiſe.

Der erſte Ort, den man, nachdem man Rouen verlaſſen und zwiſchen den reizenden und gebüſchreichen Inſeln durchgefahren iſt, zu Geſicht bekommt, iſt das in einer großen Ebene gelegene Dorf Petit-Quevilly, das faſt an den Wald von Rouvray grenzt, in welchem die Druiden in der grauen Vorzeit ihre blutigen Myſterien feierten. — Zu Grand-Quevilly, das nahe dabei liegt, hatte Heinrich II. von England, als Herzog der Normandie, 1160 ein königliches Schloß und einen Park anlegen laſſen, den er 33 Jahre ſpäter der Gemeinde, den Ausſätzigen ſchenkte, und der 1667 in Beſitz der Karthäuſer Mönche kam. Beide Quevilly liegen an dem linken Ufer der Seine, auf dem rechten ſieht man die Höhen von Canteleu, unſtreitig einer der ſchönſten Punkte auf der ganzen Fahrt von Rouen nach Havre. Hier liegt das romantiſche Thal Déville, und die vielen Arme des kleinen Fluſſes Cailly vereinigen ſich hier, und Wald und Wieſen durchſchlängelnd ergießt ſich derſelbe endlich in die Seine, die hier den Wald von Roumard, der ſich bis nach Maromme ausdehnt, in einer großen Krümmung umſtrömt. Die unermeßlichen Wieſen, die herrlichen Pflanzungen, die vielen grünen Inſeln, der die Höhen krönende Wald von Rouvray, zu deren Füßen mehrere hübſche Dörfer liegen, und von wo aus man die Vorſtadt der alten Stadt Rollon erblickt, bilden eine Landſchaft, wie man deren nur ſelten zu ſehen bekommt.

Bei Val-de-la-Haye, am rechten Ufer, wohin man nun kommt, fängt jene Bergkette an, die ſich bis hinter das Thal von Déville zieht. Der Ort liegt am Fuß dieſer Berge, am Ende des ſchönen Waldes von Roumare. In dieſem war es, wo Rollon nach einer großen Jagd ein goldenes Halsband an einer Eiche aufhing, welches man drei Jahre ſpäter noch an derſelben Stelle unberührt fand, ſo groß war die Furcht, welche dieſer Eroberer den Normännern einflößte, die bis jetzt doch nur an Plünderung und Raub gewöhnt waren. Bald ſieht man nun auf dem linken Ufer, nachdem man an mehreren unbedeutenden Dörfern und dem ehedem wegen ſeiner Raub- und Mordgeſchichten ſo berüchtigten Wald de Landes vorübergefahren, von dem Gipfel der ſteilen Höhen, auf dem Weg von Rouen nach Tours die Trümmer eines alten Schloſſes, welches die Herzoge der Normandie hier erbauten, um den Uebergang der Seine zu vertheidigen. — Dieſes war die Wohnung Robert des Teufels, deſſen Namen es auch noch führt, und von dem noch jetzt ſo viele ſonderbare Sagen im Mund der umwohnenden Landleute und Schäfer ſind, welche die Fremden gerne mit Erzählungen von dieſem Robert unterhalten, wohl auch eine Romanze, die von dieſem handelt, ſingen.

Annalen des Mittelalters bezeichnen dieſen Robert als den Sohn eines alten Statthalters von Neuſtrien, erſten Herzog der Normandie, den ſeine wunderlichen Abentheuer und Liebesgeſchichten weit und breit berühmt gemacht haben. Noch faſt Knabe, ſchlug er alle ſeine Schulkameraden und tödtete ſogar ſeinen Lehrer mit einem Meſſer. Später begab er ſich wohl bewaffnet nach einem Nonnenkloſter, das zwei Stunden von Rouen lag, drang in daſſelbe ein, ließ ſämmtliche Nonnen vor ſich kommen, und wählte ſich diejenigen unter ihnen aus, die ihm am beſten gefielen, nahm ſie mit Gewalt mit ſich in den Wald, wo er ſie nothzüchtigte und ihnen dann die Brüſte abſchnitt. So berichtet wenigſtens eine alte Chronik. Dieſe Thatſachen ſollen ſich zur Zeit Pepins gegen die Mitte des achten Jahrhunderts zugetragen haben. — Drei Jahrhunderte ſpäter gab man Robert dem Prächtigen, Vater des Eroberers, ebenfalls den Beinamen des Teufels, obgleich er gutmüthig und ſanft gegen ſeine Freunde war.

Die einzige ſichere Kunde, welche man von dem Schloß Robert des Teufels hat, iſt, daß es Johann ohne Land, zur Zeit

als die Normandie unter Philipp August mit Frankreich vereinigt wurde, niederreißen ließ. Von den mit Gesträuchen, Epheu und Moos bewachsenen Ruinen desselben hat man eine vortreffliche Aussicht. Die unterirdischen Gewölbe und Gänge der Burg sollen sich bis zu den Ufern der Seine erstreckt haben, sind aber jetzt ganz verschüttet. Das Volk erzählt, daß sie vor mehreren Jahren ein reicher Herr aus Paris habe ausgraben lassen wollen, man sei aber dabei auf so furchtbare Hindernisse gestoßen, daß die Arbeiter sämmtlich plötzlich Reißaus genommen hätten, und um keinen Preis zu bewegen waren, das begonnene Werk fortzusetzen. — Nur drei Viertelstunden davon liegt der große Flecken La Bouille, dicht am Fluß. Zwischen diesem und dem Wald von Maury, in welchem gar oft die Zelte der Nachfolger Clovis aufgeschlagen waren, liegen auf steilen Bergen die berühmten Steinbrüche von Aumont, aus denen man die besten Baumaterialien längs der Seine gewinnt. Der merkwürdigste dieser Brüche ist die Grotte Jaqueline, durch ihre Schönheit und die Varietäten ihrer Tropfsteine berühmt. Ein Wasserstrom bildet einen Teich in einem Behälter derselben, und unterhält eine kühlende Frische in diesen unterirdischen Labyrinthen, die man ohne Führer nicht besuchen kann.

Man kommt nun bald an das pittoreske, an dem Fuße eines Hügels, wo der Wald von Maury endet, gelegene Dorf Bardouville. Auf dem Gipfel der Anhöhe liegt ein altes Schloß, von dem man sich eine sehr tragische Geschichte erzählt. — Die Burgfrau desselben unterhielt ein Liebesverständniß mit dem Probst der Abtei St. George. — Dieser, ein zweiter Leander, durchschwamm häufig die Seine, um eine Zusammenkunft mit der Dame seines Herzens in Bardouville zu haben, deren Bräutigam er gewesen, bevor er sich in der Miliz des Herrn anwerben ließ. — Eines Tages wurde er von dem Gatten der Dame überrascht und von demselben sogleich niedergestochen. Lange Zeit nach seinem Tode sah man ihn noch als Geist um Mitternacht die Seine durchschwimmen und bis zur Revolution von 1789 hielt man alljährlich Bußübungen in der Abtei, um für die arme Seele des Probstes, die ohne Beicht und Sakrament dem Leib entfloh, Verzeihung vom Himmel zu erflehen.

Nicht weit von Bardouville liegt auf dem rechten Ufer St. Martin-de-Boscherville, am Wald von Roumare. Dieses Dorf

hieß im zehnten Jahrhundert Balcherivilla. Es hatte früher eine berühmte Abtei, in welcher unter andern ein Reliquienkäſtchen aufbewahrt wurde, welches Richard Löwenherz derſelben geſchenkt hatte, und das wirklich nur durch ein Wunder in der Revolution verſchont wurde. — Noch iſt die ſchöne Kirche und der Kapitelſaal von dieſer Abtei übrig. — Der Flecken Duclair, den man nun bald erreicht, iſt durch ſeine Fiſchereien bekannt, welche die vorzüglichſten Stinte und Maifiſche für die Tafeln der Pariſer Gutſchmecker liefern. Dieſe Fiſche ſind um ſo beſſer, je entfernter man ſie vom Meer fängt. Zu Mesnil-Sous-Jümiéges, jetzt ein kleines Dörfchen, wohnte die ſchöne Agnes Sorel, während ſich Karl VII. in der Abtei Jümiéges aufhielt. Sie ſtarb auch daſelbſt 1449, und die Pfaffen dieſes Ortes ſagten von ihr: „Dieſes edle Fräulein, Dame der Schönheit, mitleidsvoll, gab reichlich von ihren Gütern der Kirche und den Armen.“ Sie ſtarb an den Folgen einer Niederkunft, aber man klagte den Silberbewahrer des Königs, Jaques an, ſie vergiftet zu haben. Das Haus, welches die hübſche Maitreſſe bewohnte, gehört jetzt einem Bauer, und ſeine Mauern ſind mit den Chiffern Agneſens bedeckt, noch ſind die gothiſchen Fenſter deſſelben, ſo wie ſie zu jener Zeit waren, vorhanden, und unter dem Gehölz, welches das kleine Gebäude umgibt, iſt noch ein alter Kaſtanienbaum, ein Zeitgenoſſe Karl VII.

Der Flecken Jümiéges iſt durch ſeine alte Abtei berühmt geworden, die auf einer Halbinſel, welche hier die Seine bildet, zwiſchen Düclair und dem Dorf Trail liegt. Dieſes Monaſterium wurde ſchon im ſiebenten Jahrhundert gegründet, und 841, zehn Jahre nach der Eroberung von Neuſtrien durch die Normänner, von Grund aus zerſtört. Wilhelm, der lange Degen, erbaute ſie wieder.

Es war in der Abtei von Jümiéges, in welcher Karl der Große den Herzog Taſſillon von Bayern einſperren ließ, nachdem er ihm, da er gegen ihn rebellirt hatte, ſein Land genommen.

Von dem Grabmahl der ſchönen Agnes, deren Herz in der Kirche dieſes Monaſteriums begraben wurde, iſt keine Spur mehr zu finden, und der Stein, der es bedeckte, iſt in einem Haus zu Rouen eingemauert, auf dem man noch die oben erwähnte Lobeserhebung der Pfaffen leſen kann.

Die Ruinen dieſes Gebäudes ſind noch jetzt ſehr bedeutend,

und können einen Begriff von der ehemaligen Größe und dem früheren Glanz deſſelben geben. Sie liegen maleriſch ſchön in geringer Entfernung vom rechten Ufer der Seine.

Iſt man an dem Flecken Guerbauville vorübergeſchifft, ſo erblickt man bald die hohen Terraſſen des Schloſſes de la Meillerave, und deſſen prächtigen Park. Von hier an beginnt die Seine immer breiter zu werden, und die Schifffahrt derſelben iſt nicht mehr ohne Gefahr, da ſich links und rechts große Sandbänke befinden, die beinahe bis an die Oberfläche des Stroms reichen.

Das uralte Dorf St. Wandrille verdankt ſeinen Urſprung der Abtei dieſes Namens, von der die normänniſchen Chroniken ſo viel zu erzählen wiſſen. Es liegt in einer kleinen Entfernung von der Seine und zwei Stunden von der Hauptſtadt des alten Reichs »Yvetot« entfernt. Das Kloſter vom Orden des heiligen Benoit war nach dem von St. Ouen in Rouen das älteſte in der Normandie. Es wurde im eilften Jahr der Regierung Chlodwig II. vom heiligen Wandrille, einem Anverwandten Pepins, im Jahr 684 gegründet, und hieß zuerſt Fontenelle; erſt im eilften Jahrhundert ertheilte man ihm den Namen ſeines Stifters, und die Kirche deſſelben hatte ſich einer großen Verehrung von Seiten des Volkes zu erfreuen. Sie wurde indeſſen mehrmals durch die Normänner in Aſche gelegt, und nachdem ſie immer wieder aufgebaut worden war, erlag ſie 1250 abermals dem Feuer. — Nun ſtellte man ſie erſt gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts wieder her, aber ſie wurde nie mehr ganz vollendet. — In dieſem Kloſter, das zu Zeiten bis 300 Mönche zählte, ſtarb Theodorich, der Sohn des letzten Königs, aus dem Haus der Merowinger. 1641 ſtürzte plötzlich der von vier ſtarken Pfeilern getragene Thurm zuſammen, und ein Theil des Chors und des Schiffes wurden durch dieſen Sturz gleichfalls in Ruinen verwandelt. Die Kirche der alten Abtei iſt jetzt auch eine Ruine, aber impoſant und majeſtätiſch. Noch ſteht der Kreuzgang und das Refektorium des Kloſters, und erſterer iſt eines der ſchönſten Monumente, welche der Vandalismus der neueſten Zeit verſchont hat. Jetzt ſind große Baumwollſpinnereien in demſelben eingerichtet. Noch iſt eine ſehr alte Kapelle, die der heiligen Saturnin, in der Nähe dieſes Kloſters, bei der man römiſche Architektur wahrnimmt, ſie krönt den nördlichen Hügel des Thales von St. Wandrille.

Caudebec, das man nun erreicht, iſt das alte Chaldebec. Dieſe Stadt liegt am rechten Ufer der Seine, und hat eine ſehr romantiſche Lage am Fuß eines mit Waldung gekrönten Berges, an dem ſich ein reizendes, von dem Flüßchen St. Gertrude, das ſich unweit davon in die Seine ergießt, bewäſſertes Thal hinzieht. Caudebec iſt gut gebaut, und ſeine Quais, von denen man eine ſchöne Ausſicht hat, bieten ſchattige Promenaden. Der, aus zwei Theilen beſtehende Hafen, beſtand ſchon im neunten Jahrhundert. Fiſcher gründeten dieſen Ort, und noch jetzt iſt die Fiſcherei hier im Schwung.

In der Geſchichte iſt Caudebec als Kriegsplatz berühmt. Wilhelm, der Eroberer, ging hier über die Seine, um ſich nach Argues zu begeben. Nach der Einnahme von Rouen durch Heinrich V., König von England, 1419, weigerte ſich die Stadt, ſich dem Sieger zu übergeben. Der berühmte Talbot und Graf Warnſik belagerten ſie nun, wurden aber erſt nach 6 Monaten Herr derſelben. Talbot wurde, während ſie im Beſitz der Engländer blieb, Gouverneur dieſer Stadt. Erſt 1450, alſo 31 Jahre ſpäter, räumten ſie die Engländer wieder, als die Normandie unter Karl VII. mit der Krone Frankreich vereinigt wurde. Während den Kriegen der Ligue, 1582, bemächtigten ſich die Proteſtanten derſelben. Der Herzog von Parma, von Heinrich IV. verfolgt, ging unter ihren Mauern über die Seine, um einer Schlacht zu entgehen. Jetzt findet man an der Stelle der ehemaligen Feſtungswerke, die ſchon zu Anfang des 18ten Jahrhunderts demolirt wurden, ſchöne amphitheatraliſch angelegte Gärten.

Caudebec gegenüber lag ehemals eine ſchöne Inſel mitten im Strom, die Belcinac genannt wurde, und ſammt dem auf ihr erbauten Kloſter den Mönchen von St. Wandrille gehörte. Eines Tages ging die Inſel mit dem Kloſter in den Fluthen der Seine unter. 1641 kam ſie wieder zum Vorſchein, um jedoch nach einigen Jahren abermals verſchlungen zu werden. Seitdem hat ſich keine Spur mehr von ihr gezeigt.

Das ſchöne Dorf Villequier, an das man nun kommt, beſteht aus einer einzigen großen Straße, die parallel mit der Seine läuft. Seine herrliche Lage an dem Fuß zweier waldigen Hügel, zwiſchen denen das der Familie Villequier gehörende Schloß liegt, macht, daß in der ſchönen Jahreszeit der Ort ſehr beſucht

wird. Hier halten sich auch die Piloten, 39 an der Zahl, auf, welche die Schiffe auf der Seine leiten.

Man läßt nun wieder an beiden Ufern eine ziemliche Zahl von Dörfern und Weilern liegen, von denen ich nur Aizier erwähne, weil man hier eine alt-römische Straße entdeckt hat, und hier schon die Mündung der Seine beginnt, und kommt nun in die Gegend von Lillebonne, das man, obgleich es eine Stunde vom rechten Ufer der Seine entfernt liegt, doch im Grund eines reizenden Thales wahrnimmt, durch welches das Flüßchen Commerce in vielen Krümmungen strömt, und sich Quilleboeuf gegenüber in die Seine ergießt. Lillebonne liegt an der Stelle des alten Julia-Bona, zu Ehren der Julia, Cäsars Tochter, so genannt. — Im Mittelalter wurde Julia-Bona die Hauptstadt des Landes der Caletes, und erhielt den Namen Caletus. Unter den Römern war die Stadt sehr bedeutend, kam aber nach der Herrschaft derselben in Verfall. — In neuerer Zeit hat man (1826) hier Nachgrabungen angestellt, und die Mauern des Theaters gefunden, welches Kaiser Augustus hatte erbauen lassen, eben so die Ueberreste der Akropolis, ein römisches Bad, die Bildsäule der Gemahlin des Antonius Pius, Faustine, einen Herkules, viele altrömische Münzen, unter denen 500 silberne Medaillen, welche die ganze Reihenfolge der römischen Kaiser von Otto bis zum Probus enthalten; Gräber, große Schwerdter, Urnen, Theatermasken, und auch viele Gegenstände aus dem Mittelalter. Jetzt ist Lillebonne eigentlich nur noch ein großer und wenig bevölkerter Flecken.

Auf dem linken Ufer, Lillebonne gegenüber, liegt das Städtchen Quilleboeuf. Hier schiffte sich eine böhmische Musikbande, von ungefähr 12 Personen, auf unserem Dampfboot ein, und brachte durch ihre straußischen Walzer, Polkas, Mazurkas ꝛc. einiges Leben unter die Passagiere. Ich erfuhr von ihnen, daß sie die beiden Dampfboote, die Seine und die Normandie getauft, welche täglich die Fahrt von Rouen nach Havre und vice versa machen, schon seit längerer Zeit durch ihre musikalischen Leistungen beleben, dießmal aber 24 Stunden in Quilleboeuf verweilt hatten, um eine normännische Hochzeit zu verherrlichen. — Diese ehemalige Hauptstadt von Roumais verdankt ihr Emporkommen hauptsächlich Heinrich IV., der sie vergrößern und befestigen ließ; er verlieh ihr auch seinen Namen, den sie aber nicht

lange behielt. — Kaum waren jedoch die Feſtungswerke, die man ſo wichtig für die Vertheidigung der Seine hielt, vollendet, als ſie Margarethe von Medicis wieder demoliren ließ. Der Marſchall d'Ancre, der ſeinen Sturz vorausſah, wollte ſich in ſeiner Statthalterſchaft unabhängig machen, und begann die Fortifikationen 1616 auf's Neue herzuſtellen, wurde aber auf der Louvrebrücke, und zwar auf Antrieb des Parlaments, ermordet, und man zerſtörte abermals, was wieder gebaut worden war. Die Spuren, die noch davon übrig ſind, nennt man heute noch den Laufgraben des Marſchalls d'Ancre.

Quilleboeuf liegt auf der nördlichen Spitze einer Halbinſel, iſt ſchlecht gebaut, und hat einen Hafen, in welchen ſich bei gefährlichen Stürmen die See- und Seineſchiffe flüchten. Die Seine iſt jetzt ſchon ſehr breit und die Gefahren, welche ihre Beſchiffung bieten, machen, daß man ſich dem Strom nicht mehr ohne Pilot anvertrauen kann. Da wir außerordentlich ſtürmiſches Wetter hatten, ſo waren bald die meiſten Paſſagiere, und namentlich ſämmtliche Damen ſeekrank, und auch die Muſik verſtummte. Dieſe Unannehmlichkeit iſt um ſo fühlbarer, da die beiden, auf der Seine fahrenden Dampfboote bei weitem nicht die Bequemlichkeiten der Rheindampfboote haben, mit denen ſie ſich weder in der Größe, noch Schönheit, noch Eleganz meſſen können, eben ſo wenig ſind die Speiſen und Erfriſchungen, die man auf jenen erhält, mit denen auf den Rheinſchiffen zu vergleichen, und auch die Reinlichkeit iſt nicht beſonders zu rühmen. Wir kamen indeſſen doch glücklich durch die Sandbänke und Felſenriffe nach Tancarville, ein Dorf auf dem rechten Ufer, hinter dem ſich noch die alte Burg der Herren von Tancarville erhebt, welche geborne Kämmerer der Herzoge der Normandie waren, und keine unbedeutende Rolle in der Geſchichte dieſes Landes ſpielten, und von denen die Chroniken mancherlei wunderliche Thaten und ſeltſame Abentheuer erzählen. — Zur Zeit Philipp des Schönen hatten die Herren von Tancarville eine gewaltige Fehde mit denen von Harcourt. Der Gegenſtand des Streits war eine Mühle. — Der König ließ aber die beiden Herren vor ſich laden, und als ſie ſich bei Hof befanden, ſchlug der mißgeſtaltete Ritter Harcourt mit ſeiner eiſenbedeckten Hand dem von Tancarville das linke Auge aus. — Als Letzterer wieder geheilt war, kam es zu einem Kampf in geſchloſſenem Raum, wo man ſich wacker ſchlug. Die

Könige von England und von Navarra, die demſelben beiwohnten, baten endlich den ebenfalls gegenwärtigen König von Frankreich, er möchte doch Befehl zum Aufhören der Schlächterei geben, denn es ſei Schade, daß ſich ſo viel tapfere Männer tödteten. Jeder der Ritter hatte mehrere Hundert Reiſige und Mannen mitgebracht. — Der König ließ nun ein Ho! erſchallen, ſagt die Chronik, und die Streiter ſtellten den Kampf ein. Durch den König ward endlich 1300 der Friede hergeſtellt, aber der Herzog von Harcourt mußte 50 Livres Strafe zahlen. Noch ſteht die alte Mühle, welche dieſe Fehde veranlaßte, ſo wie auch ein alter Kaſtanienbaum, unter welchem der Oberlehnsherr geſeſſen.

An der Oſtſeite des alten Schloſſes Tancarville iſt der Adlerthurm, durch eine hier ſehr verbreitete Sage bekannt. — Hier lebte einſt ein junges, ſchönes und unſchuldiges Fräulein, deſſen Vormund, Alfred, ſie ſtreng unter Schloß und Riegel hielt, denn er wollte ſie zwingen, ihn zu lieben und zu heirathen. Aber die hübſche Mündel liebte längſt einen andern, ſie hatte ihr Herz dem Knappen Arthur geſchenkt. Luiſe, dies war ihr Name, hatte erſt fünfzehnmal das wilde Gelbveilchen auf den Mauern des Schloſſes erblühen ſehen, und Arthur war 18 Jahre alt. Als Menſtrel verkleidet hatte er ſich in die Burgwohnung eingeſchlichen, und der rauhe Alfred nahm ihn als ſolchen in ſeinen Sold. Unter dieſer Verkleidung konnte der hübſche Minneſänger jeden Tag die Geliebte ſehen, und ihre ſüßen Worte und Geſtändniſſe vernehmen. — Aber dieß Glück ſollte bald gleich einem Traum entfliehen. — Eine treuloſe Zoſe verrieth die beiden Liebenden. Alfred ſuchte den ſchönen Arthur auf, um ihn zu tödten; die Liebe nahm ihn jedoch in ihren Schutz. Das Leben blieb ihm, aber der Geliebten ward er verluſtig. Luiſe wurde in einen Donjon eingeſperrt, wo ſie die Augen unverwandt auf die vorüberfluthenden Wellen gerichtet, von dieſen ihren Geliebten verlangte. — In jedem weißbeſegelten Schiffchen glaubt ſie Arthur ankommen zu ſehen, aber vergeblich. Eines Abends endlich vernimmt ſie den Laut einer ſanften Stimme, die ihr Herz hochklopfen macht, es iſt die des beweinten Geliebten, den ſie durch die dicken Eiſenſtangen ihres Gefängniſſes erblickt; in einem kleinen Nachen kämpft er mit den Wellen am Ufer. — »Lebe wohl, hieß es. Liebe, flüſtert er ihr zu, da ich ohne dich nicht leben kann, ſo gehe ich in den Tod, und ſuche ihn im gelobten Land, Paläſtina

wird mein Grab ſein. Weihe ihm eine Thräne, aber bevor ich dieſen Ort verlaſſe, gib mir ein Pfand deiner Liebe.« Luiſe ſucht ihn weinend andern Sinnes zu machen, und bittet ihn zu bleiben und ſie zu befreien; aber die Winde verwehen ihr Flehen .... Sie wirft ihm ein mit ihren Thränen getränktes Tuch zu: Arthur küßt es, legt es an ſein Herz, ſagt der Geliebten ein ewiges Lebewohl, und das Schiffchen entflieht an das jenſeitige Ufer.

Seit Arthurs Abfahrt hatte die Sonne dreimal geleuchtet, als bei der Morgenröthe des vierten Tags Alfred ſeine untröſtliche Mündel vor ſich bringen ließ, und mit einer Donnerſtimme zu ihr ſagte: »Dieſen Abend werde ich dein Gatte ſein.« — »Arthur erhielt meine Schwüre, erwiederte die Unglückliche, und ich gehöre ihm an, ſo lange er lebt.« Jetzt hält der rohe Vormund der Unglücklichen ein in Blut gebadetes Tuch vor, und ſpricht bitter lächelnd. »Deine Bande ſind zerriſſen.« Luiſe will ſprechen; ſie ſtößt einen Schrei des Schmerzes aus, ein Seufzer folgt und ſie iſt nicht mehr!

Der alte Feudalſitz von Tancarville wurde 1332 durch den König Johann zu einer Freiherrſchaft erhoben. Nahe bei dieſem Ort fanden zur Zeit Karl VII. mehr als 1000 Einwohner von Caudebec den Tod, als ſie bewaffnet den Engländern widerſtehen wollten. — Von hier an iſt die Breite der Seine ſchon über zwei Stunden groß, und der jetzt wahrhaft majeſtätiſche Strom bildet eigentlich nur noch einen Meerbuſen bis zu ſeinem Ergießen in den Ocean. Die Ortſchaften, die an ſeinen beiden Ufern liegen, erblickt man nur in einer gewiſſen Entfernung, wenn man in der Mitte des Fluſſes fährt.

Bald hinter Quilleboeuf erblickt man die Gebirgsſpitze von la Roque, hier iſt die berühmte Grotte St. Gérence, die Beranger beſungen. Der Eremit dieſes Namens lebte als ſtiller Einſiedler in derſelben, als ihn der heilige Ouen, Biſchof von Rouen berief, um der Abtei von Pentalle vorzuſtehen, die am Ufer des Fluſſes Rille liegt, der ſich unfern davon in die Seine ergießt. Die Mönche dieſes Kloſters, welche der heilige Gérence zur Zucht und Ordnung zurückführen wollte, da ſie vorher ein ausſchweifendes und liederliches Leben geführt hatten, und dem Trunk ergeben waren, waren eiferſüchtig auf den frommen Abt, und haßten ihn tödtlich. Plötzlich wurde derſelbe vermißt, und vergeblich ſuchte man ihn aller Orten. Die Pfaffen aber ſprengten das

Gerücht aus, der fromme Mann sei lebendig gen Himmel gefahren. Das Volk glaubte die Lüge, aber bald darauf fanden Fischer in ihrem Netz das Haupt sammt dem grauen Bart des Vermißten.

Grestain, auf dem linken Ufer, ist noch jetzt durch seine alte Abtei berühmt, die wegen dem schwelgerischen Leben, das einst ihre Mönche führten, im ganzen Land bekannt war, und von der nur noch Ruinen übrig sind, in welchen ein Kaufmann von Honfleur eine hübsche Wohnung erbaut hat. Diese Abtei verdankt ihr Entstehen einer Warnung des Himmels, welche dem Grafen von Contevilla, der eine ehemalige Geliebte Robert des Teufels geheirathet hatte, kund that, daß er nur dann von seinem Aussatz genesen und seine Sünden vergeben würden, wenn er den Mönchen ein Kloster zu Grestain erbaute. — Er befolgte gewissenhaft den erhaltenen Wink, und Benediktiner von St. Wandrille wurden die Bewohner des reich dotirten Monasteriums, das jedoch 1363 von den Engländern zerstört und seiner Güter beraubt wurde, aber die es 50 Jahre später wieder herstellten, und reichlich beschenkten. Die Benediktiner führten nun ein wahrhaft lukullisches Leben, und ihre Speisekammern enthielten alles, was nur königliche Tafeln wünschen können. In einem von frischer Luft durchströmten Gewölbe hing das Wildpret und Geflügel jeder Gattung an eisernen Haken herab, während unter demselben in frischem Quellwasser, Süßwasserfische jeder Gattung gemästet wurden. Ein anderer Behälter enthielt Meerwasser, wo mit den Seefischen ebenso verfahren wurde, um sie den Wänsten dieser Bauchpfaffen würdig zu machen!

Beinahe am Ausfluß der Seine, in einer angenehmen Lage, sieht man Honfleur, wo Wilhelm, der Eroberer, die Zeit kurz vor seinem Tode zubrachte. Die Engländer räumten diese Stadt erst 1450, nach der Kapitulation von Cherbourg, unter Karl VII. Im Jahr 1562 fiel Honfleur in die Hände der Calvinisten, wurde aber später wieder von der Ligue genommen. Unter allen Städten war Honfleur die letzte, welche dem König von Navarra ihre Thore öffnete. Die Festungswerke wurden durch die Belagerung dieses Fürsten zerstört, und die Reste, die man noch jetzt davon sieht, beweisen, daß sie bedeutend gewesen sein müssen.

Jetzt ist der früher so wichtige Hafen fast versandet, und nichts deutet an, daß ehemals hier ein so ausgebreiteter Handel

blühte, der ſich nach allen Welttheilen verbreitete, und die Erzeugniſſe von Frankreichs Hauptſtadt in die Colonien verſendete. Kaiſer Joſeph und Ludwig XIV. beſuchten noch Honfleur, das, ohne ſich helfen zu können, zuſehen mußte, wie ſich ſeine Nebenbuhlerin, Havre, auf ſeine Koſten erhob, und nach und nach allen Handel an ſich zog, während der von Honfleur ganz verfiel. — Dieſe Stadt hat übrigens Frankreich mit ſehr tüchtigen Seeleuten verſehen.

Honfleur gegenüber, unfern vom rechten Seineufer, liegt das alte Harfleur, ehemals der Haupthafen der Normandie. Seine Lage an dem Flüßchen Lezard und an der Mündung der Seine begünſtigte außerordentlich ſeinen Handel und ſein Aufkommen, aber die Kriege zwiſchen Frankreich und England, die Religionskriege, der Widerruf des Edikts von Nantes, die Gründung Havres und endlich das Zurückweichen der Seine, die ſeine Baſſins nicht mehr füllt, dies Alles mußte den Handel von Harfleur nach und nach vernichten. Die erſten Dokumente, welche von dieſer Stadt Erwähnung machen, ſind aus der Zeit, wo die Dänen den Angelſachſen England ſtreitig machten, und gehen bis zum Jahr 1040 zurück.

Den 14. Auguſt 1415 landete Heinrich V. von England bei Harfleur, deſſen Beſatzung ſich nach einer 40tägigen Belagerung, als ihr die Lebensmittel gänzlich ausgegangen waren, auf Gnade und Ungnade ergab. Die unglücklichen Einwohner wurden nun ihres Beſitzthums beraubt; mehr als 1600 Familien wurden nach Calais abgeführt, und man erlaubte ihnen nur einen Theil ihrer Kleidungsſtücke mitzunehmen, nebſt fünf Sous per Kopf. Ihre Charte, ihre Privilegien, alle Dokumente, die ihr liegendes Eigenthum erwieſen ꝛc., wurden auf öffentlichem Platz verbrannt. Nur ſehr wenig Perſonen erhielten unter der Bedingung, weder durch Kauf noch durch Erbſchaft, Häuſer oder Güter erwerben zu können, die Erlaubniß, bleiben zu dürfen. Zwanzig Jahre währte dieſer Zuſtand, als 104 entſchloſſene Männer von Harfleur den Plan machten, die Stadt von dieſem unerträglichen Joch zu befreien. Sie verſtanden ſich heimlich mit mehreren Bewohnern der Umgegend, und näherten ſich, von der Nacht begünſtigt, den Mauern Harfleurs. Der Tagesanbruch gab das Signal zum Angriff, der von dem glücklichſten Erfolg gekrönt wurde. Die in Calais lebenden Einwohner Harfleurs, die ſich noch am Leben

befanden, eilten in ihre Vaterſtadt zurück, und nahmen wieder Beſitz von ihrem Eigenthum. Zum Andenken an dieſe glückliche Begebenheit wurden von nun an jeden Morgen, zur Stunde, in welcher der Angriff geſchehen, 104 Glockenſchläge gehört. — 1440 fiel aber Harfleur wieder in die Gewalt der Engländer, welche die Stadt mit ihren aus Guimbarden geworfenen Kugeln zertrümmerten. Noch ſieht man an mehreren Häuſern von dieſen ungeheuern Kugeln, die jetzt als Eckſteine dienen. — Nachdem Karl VII. die Stadt wieder erobert hatte, war alle Mühe vergeblich, ihren früheren Flor wieder herzuſtellen, hauptſächlich war es der ſchlechte Eiselsſtreich des kleinlichen Ludwig XIV., der Widerruf des Edikts von Nantes, der ſie vollends herabbrachte, und jetzt liegt das Meer eine halbe Stunde von ihr entfernt, und in einem Theil des frühern Hafens ſind Gärten, Wieſen und Pflanzungen angelegt, und da, wo ſonſt zahlreiche Schiffe vor Anker lagen, weiden jetzt Heerden von Kühen und Schafen. Von den ehemaligen Feſtungswerken ſind noch Ueberreſte vorhanden. Die Pfarrkirche, mit ihrem ſchönen ſteinernen Glockenthurm, wurde von den Engländern erbaut, und zwar zum Andenken an die Schlacht von Azincourt. Die Lage der Stadt iſt reizend, und von einer Anhöhe, die ſich an der Nordſeite derſelben erhebt, hat man eine herrliche Ausſicht in ein lachendes, ſehr fruchtbares und gut angebautes Thal, und auf die in einiger Entfernung vorüberſtrömende Seine und das jenſeitige, über zwei Stunden entferne Ufer, welches den Horizont durch waldige Höhen begrenzt.

Am Ausfluß des Flüßchens Lézarde liegt der ehemals bedeutende Hafen von l'Eure, das aber jetzt nur noch ein kleiner Weiler iſt, und die Mündung des Fluſſes iſt faſt ganz verſandet durch die Anſchwemmungen, welche von der Spitze von Hoc kommen. Auf einer nahen Anhöhe vor dem Ort, ſteht eine Pächterswohnung an der Stelle, wo vor Zeiten die Kapelle der Jungfrau vom Schnee geſtanden. Dieſe Höhe war ehedem eine kleine Inſel, auf welcher die Normänner die Schätze und die Beute bewahrten, die ſie den Königen von Frankreich abgenommen hatten. Der Urſprung der hier erbauten Kapelle, in der bis 1789 noch Gottesdienſt von einem Capuziner gehalten wurde, der den Seeleuten die Geſchenke für die Jungfrau und ihre ex voto wohlgefällig abnahm, war ein höchſt wunderbarer.

Während der Belagerung von Harfleur entſchlüpfte eine kleine, mit drei unerſchrockenen Männern aus der belagerten Stadt beladene Barke der Wachſamkeit der Engländer und fuhr gegen Rouen, um daſelbſt dem Gouverneur der Normandie Nachricht von der Stärke der Feinde und der Lage der belagerten Stadt zu geben. Die Dunkelheit beſchützte anfänglich ihre Fahrt, aber plötzlich bedeckte ſich der Himmel mit weißlichen Wolken und ein dichter Schnee fällt in dicken Flocken, ſo daß die Schiffenden nicht mehr wiſſen, welche Richtung ſie einzuhalten haben, und ſie rudern ungewiß dahin und auf die Gefahr, an Klippen zu ſcheitern oder den Feinden in die Hände zu fallen, und dann als Spione hingerichtet zu werden. Plötzlich erſcheint ihnen, nachdem ſie inbrünſtig zum Himmel gebetet, eine weiße Frauengeſtalt in ſilberglänzende Gewänder gehüllt, von einem Heiligenſchein umgeben, und ruft ihnen zu: „Beruhigt euch!“ Und, o Wunder! der Schnee hört ſogleich zu fallen auf, die Sternlein blinken und ein günſtiger Wind bringt ſie an das erwünſchte Ziel. — Nach der Befreiung Harfleurs wurde nun in der Gegend, wo das Wunder geſchah, die erwähnte Kapelle erbaut, die kein anderes Wunder vor der Revolution von 1789 ſchützte.

Jetzt endlich erreicht man Havre, welches, obgleich eine der jüngſten Städte der Normandie, ſie wurde erſt unter Franz I. gegründet, doch nächſt Rouen wohl die reichſte, und als Handelsſtadt und Hafen, nebſt Marſeille und Bordeaux, die erſte von Frankreich iſt. Aber ihre Lage für den Welthandel iſt auch die günſtigſte, die man ſich denken kann, ſowie ſie zugleich die reizendſte iſt. — Ehe man in den Hafen von Havre einfährt, erblickt man die herrlichen Höhen von Ingouville, an denen ſich amphitheatraliſch die prächtigſten Villas, Landhäuſer, Gärten, Parks bis zu ihrer Krone erheben, die ſämmtlich den reichſten Kaufleuten von Havre gehören, und ſowohl hinſichtlich der Bauart und der Einrichtung, als der Flora der Blumen und exotiſchen Gewächſe und Pflanzen, einen an Verſchwendung gränzenden Luxus verrathen. Mit Recht ruft in ſeiner Begeiſterung der berühmte Dichter Caſimir Delavigne, ein geborner Havrer, aus: „Après Constantinopel il n'est rien de plus beau!“ (nach Konſtantinopel gibt es nichts Schöneres), und ich möchte ihm beipflichten, wenn ich Neapel, Genua und Corfu ausnehme. — In der That läßt ſich nicht leicht eine herrlichere Aus- und Fern-

ſicht denken, als die, welche Havre und ſeine Baſſins, und die hier über eine Meile breite, majeſtätiſch dahin wogende, ſich in das Weltmeer ergießende Seine gewähren, wenn man ſie von der Anhöhe von Ingouville, zu deren Füßen ſich dieſe große, prächtige Landſchaft entfaltet, erblickt. — Aus jedem der hier mit ſo vielem Geſchmack angelegten Gärten hat man eine unbeſchreiblich ſchöne und mannigfaltige Anſicht und jeder hat ſeinen eigenen Reiz. Will man jedoch eines wahrhaft magiſchen Schauſpiels genießen, ſo muß man die Höhen von Ingouville in einer ſternhellen Sommernacht beſteigen, wo ſich der Mond in den Fluthen der Seine und den Wellen des Oceans ſpiegelt, und neben den Tauſend und abermal Tauſend Lichtern und Laternen Havres, den Baſſins und der Schiffe leuchtet. Auf dieſer Höhe ſcheint man gewiſſermaßen über der ſo magiſch beleuchteten Stadt und dem Hafen in den Lüften und einer Feenwelt zu ſchweben *). — Dieſes Ganze gefiel mir ſo, daß ich ſogleich beſchloß, künftig wenigſtens einen Theil des Jahres und zwar den Sommer hier zuzubringen, umſomehr, da man von hier aus jeden Tag die beſte und bequemſte Gelegenheit hat, in wenig Stunden nach England überzufahren und London zu erreichen. Beides hatte ich noch nicht geſehen, und der Wunſch, auch dieſes Land kennen zu lernen, ward mehr als je rege in mir.

Havre hat beſonders in der letzten Zeit auch eine große Bedeutſamkeit für Deutſchland erlangt, da ſich in ſeinem Hafen jährlich über 50,000 deutſche Auswanderer nach Amerika einſchiffen, wodurch ein ganzes Quartier der Stadt, das von St. François, völlig das Ausſehen einer deutſchen Stadt erhalten hat, und faſt an allen Läden und Magazinen ſind deutſche Aushängeſchilde angebracht, und in allen Straßen dieſes Quartiers hört man deutſch reden. Dagegen ſcheint die Vorſtadt Ingouville eine engliſche Stadt zu ſein, da ſich hier zahlreiche engliſche Familien das ganze Jahr durch aufhalten. Beide, die Deutſchen und die Engländer und ſogar die Amerikaner haben ihre eigenen Kirchen in Havre.

*) Die Leſer des Auslands könnten hier, ſowie bei der ganzen Beſchreibung der Seine-Reiſe ein Plagiat vermuthen und hätten Recht, aber der Verfaſſer jener Beſchreibungen in dem vielgeleſenen und allgemein beliebten Blatt: „das Ausland“ iſt ein und dieſelbe Perſon.

Der Herausgeber.

Nachdem ich mich mehrere Tage in Havre und der Umgegend aufgehalten, trat ich die Rückreiſe nach Paris mit Extrapoſt an, wobei ich auch eine Stunde in der berühmten Hauptſtadt des ehemaligen Königreichs Yvetot verweilte, wo man beſonders guten normänniſchen Cider trinkt. Von Rouen aus ſetzte ich mich auf die Eiſenbahn und kam nach einer Abweſenheit von ungefähr 14 Tagen wieder wohlbehalten in Frankreichs toller Hauptſtadt an.

Hier fand ich Alles wegen der bevorſtehenden Ausgabe der Actien der Nordbahn in Bewegung und Aufregung, von denen man ſich einen unermeßlichen Gewinn verſprach. Für gewiſſe Individuen wurden ſie auch ein ſolcher, während eine Unzahl von Menſchen ungeheuer verloren, ruinirt wurden und um ihre mühſam erworbene Sparpfennige kamen, da Domeſtiken, Concierges und Arbeiter von der Wuth, ſich ſolche Actien anzuſchaffen, befallen waren. — Der mir befreundete Bankier Ferrère erbot ſich, für mich eine nicht unbedeutende Zahl derſelben zu notiren, und mir ſie zum Nennwerth dann zu überlaſſen, ich willigte gerne ein, da auf dieſe Art wohl von keinem Verluſt die Rede ſein konnte.

Unterdeſſen erhielt ich Briefe aus Deutſchland und Frankfurt, welche mich beſtimmten, ſofort dahin abzureiſen, um meine Angelegenheiten und Proceſſe mit dem Dietrich Reus perſönlich zu betreiben, zugleich übertrug mir auch der Bankier Ferrère eine wichtige Geſchäftsangelegenheit in ſeinem Intereſſe für Deutſchland. Ich wollte meinen Paß bei dem Reſident der freien Städte, Herrn Rumpf, der auch für Frankfurt beſtellt war, viſiren laſſen, was mir jedoch derſelbe verweigerte, unter dem Vorwand, ich ſei jetzt darmſtädtiſcher Unterthan, da mein Paß ſo ausgeſtellt ſei. Der Darmſtädter Geſandte, Herr v. Drachenfels, war aber gerade abweſend und hatte dem badiſchen für die Dauer ſeiner Abweſenheit ſeine Obliegenheiten übergeben. Da ich glücklicherweiſe mit Herrn v. Schweizer perſönlich bekannt war, ſo erhielt ich ſogleich das nöthige Viſa. Diesmal nahm ich meinen Weg über Toul, Nancy und Straßburg und zwar aus dem Grund, weil ich mich gegen Jemand anheiſchig gemacht hatte, herauszukriegen, wer die ſehr gut geſchriebenen Artikel über Deutſchland dem Conſtitutionel zuſende, woran jenem Herrn, einem Diplomaten, viel gelegen war, und als er eines Abends in einer Geſellſchaft äußerte: er gäbe viel darum, den Verfaſſer zu kennen, und hätte ſich ſchon alle Mühe deshalb ohne Erfolg gegeben, antwortete ich ihm:

Wenn Ihnen ſo viel daran liegt, ſo hoffe ich im Stande zu ſein, auch ohne daß es Sie etwas koſtet, in Bälde den übrigens ganz unverfänglichen Autor mit Gewißheit nennen zu können. O dann würde ich Ihnen außerordentlich verbunden ſein, antwortete mir der Diplomat, ſchien aber zu glauben, daß ich es ſelbſt ſei. — Daß der Verfaſſer derſelben der Redacteur des Courrier du bas rhin wäre, vermuthete ich ſchon längſt, doch konnte ich in Paris keine Gewißheit deshalb erlangen, obſchon man mir bei der Redaction des Conſtitutionel nicht geradezu widerſprach, wenn ich darauf anſpielte. In Straßburg verfügte ich mich nun zu dem Redacteur des Courrier, bot ihm einige Beiträge für ſein Blatt an, die er dankend annahm, und ſagte ihm dabei, eine Nummer des Conſtitutionel, der einen ſolchen Artikel enthielt, aus der Taſche ziehend: „Sehen Sie, das iſt auch von mir.“ — Der Journaliſt ſah mich nun mit ſtarren Augen an, und ſagte: „wie, mein Herr, der Artikel iſt von Ihnen?

— Ja, ja, von mir.

— Sehen Sie doch recht, leſen Sie doch nur!

— Aber warum? er iſt von mir.

— Der Artikel kann unmöglich von Ihnen ſein.

— Wie ſo, wie können Sie das behaupten?

— Weil — weil —

— Jetzt ſtutzte der Mann.

— Weil er von Ihnen iſt, ſagte ich lachend, nun weiß ich, was ich wiſſen wollte, und danke Ihnen.

Ich ſagte ihm nun auch ohne Hehl den Grund meiner Wißbegierde, und bat ihn um Erlaubniß, dem Diplomaten ſeinen Namen nennen zu dürfen, was ihm durchaus nichts ſchaden könne, und jener Verdacht auf einen ſeiner Landsleute habe.

Die erbetene Erlaubniß wurde mir ertheilt, ich empfahl mich freundſchaftlichſt und berichtete die zur Gewißheit gewordene Vermuthung nach Paris.

Von Straßburg begab ich mich zuerſt nach Stuttgart, wo ich um Mitternacht ankam und nur mit Mühe eine Unterkunft in dem Hotel Marquard in der Königſtraße erhalten konnte, da hier gerade eine Hauptverſammlung der evangeliſchen Guſtav-Adolphſtiftung gehalten wurde, zu der weit über tauſend evangeliſche Geiſtliche bereits eingetroffen waren. — Unter den zu dieſem Zweck angekommenen Fremden war auch der bekannte

Eremit von Gauting (General v. Hallberg), der durch ſeinen ſonderbaren Anzug, ſeinen langen grauen Bart, ſeinen Michaelsorden am Halſe, allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. — Die Herren bewillkommten ſich auf der Silberburg, verſammelten ſich im Muſeum und erwählten in der Perſon des Superintendenten Großmann aus Leipzig einen Präſidenten. Von der Höhe des Thurms der Stiftskirche ertönten Choräle und in der Kirche ſelbſt führten Liederkränze das Halleluja von Händel aus. Man ſang: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott," und Herr Pfarrer Klemm hielt eine der Sache angemeſſene gute Predigt. Des Abends ruhten die Herren Geiſtlichen in Marquards Speiſeſaal hinter Schoppen von den Mühen des Tages aus, und unterhielten ſich mit theologiſchen, mitunter auch politiſchen Geſprächen. — So ſaß ich gottloſer Profaner eines Abends mitten unter der frommen Heerde und ergötzte mich nicht übel an den oft wunderlichen Geſprächen, die mir zu Ohren kamen. — Einer dieſer Herren, der in meiner Nachbarſchaft ſaß, redete beſonders den Miſſionen zur Bekehrung der Heiden und Götzendiener das Wort, und meinte namentlich biete China noch ein großes Feld der Bekehrung dar, das gehörig bearbeitet die köſtlichſten Früchte für das evangeliſche Chriſtenthum bringen müſſe.

Ich wagte es nun, mich in das Geſpräch zu miſchen, und ſagte zu dem hochwürdigen Herrn: „Aber alle dieſe Leute ſind ſo gut wie wir Chriſten in dem Wahn, den allein wahren Glauben zu beſitzen, warum ihnen dieſen Wahn nehmen wollen, in dem ſie ſich glücklich fühlen? — Und welches Recht haben wir, uns unbefugt in ihre religiöſen Anſichten miſchen zu wollen? — Was würden wir dazu ſagen, wenn es heute den Chineſen einfiele, einige Hundert chineſiſche Miſſionäre nach Europa und Deutſchland zu ſchicken, um uns zum Chineſenthum und ſeinen Religionen bekehren zu wollen? — Ich möchte wohl ſehen, wie wir und unſere Regierungen ſie aufnehmen würden, zum mindeſten würden wir ſie für verrückt erklären."

Bei meiner Rede wandten ſich alle Blicke der an meinem Tiſche ſitzenden Geiſtlichen auf mich, und man ſtierte mich mit großen Augen an. Endlich ſagte einer der Herren: „Aber wie kann man die Religionen der Chineſen nur mit dem Chriſtenthume vergleichen wollen! — Das allein ſchon iſt Sünde."

„Gerade ſo mögen auch die Chineſen im umgekehrten Fall

denken,« versetzte ich. — »Doch, meine Herrn, da ich ebensowenig von der Theologie verstehe, als von der chinesischen Sprache, so bescheide ich mich gerne, und überlasse, was hier zu thun und zu lassen ist, der bessern Einsicht Euer Hochwürden.« — Und somit beschwor ich den geistlichen Sturm, den ich schon von allen Seiten gegen mich anrücken sah, und fuhr nach Cannstatt ins Theater, wo Preciosa gegeben wurde, und ich mehrere alte Bekannte auf der Bühne sah, unter denen Gnauth noch immer mit seiner unerschöpflichen Laune als Schloßvogt Pedro das ganze Publikum und allerhöchste Personen zum Lachen brachte, aber Madame Maurer war aus einer Preciosa die Zigeunermutter geworden, ein wahres Bild der Vergänglichkeit alles Schönen, dem sie indessen alle Ehre machte. Den andern Tag, als ich an dem Schloßplatz vorüber durch die Königsstraße ging, sah ich vor einem Haus, das man niederzureißen im Begriff war, eine unzählige Menge Menschen stehen, welche mit neugierigen Blicken diesem Demoliren zusahen. — Es ist doch nichts so Seltenes hier, dachte ich bei mir, daß man ein Haus abträgt, um eine so große Masse Neugieriger anzuziehen, und erkundigte mich bei einem der Gaffer, was es denn Besonderes da gebe, um so viele Leute zu versammeln. »Ei, man reißt däs Haus ab, weil mer a Palais vor de Kronprinz hinbaua will.«

Und deßwegen das Gedränge?

»Na, sehet Se, mei Herr, vor viel Hundert Johr ischt do a Kloischter g'wesa, und do hent dia geischtliche Herra fort g'müßt, weil älles luthrisch g'worda ischt, und do hent se ihre Koschtbarkeita in däs Gebäu vergraba, das nu an weltliche Leut verkauft worda ischt. A mol, am a'n Abed, vor viel Johr ischt so a alter Kapaciner mit a ma lange lange Bart zu der Frau vom Haus komma, und hot er g'sagt: Sehet Se, in Ihrem Haus ischt a großer Schatz versteckt, und dabei ischt unterm Andere au a schöns goldes Kreuz mit Diamanta und Brillanta b'setzt. I will Er däs G'heimniß, wo der Schatz leit, offabara, wenn Se mer verspricht, daß Se mer däs Kreuz lassa will, älles Andre soll Ihra g'höra, und soll ischt no a Million werth. — Aber die Frau war so klug und hat dem Kapaciner zur Antwort geba: O gang Er mer mit so Zuigs, a so was glaub i halt net, und hab den Pfaffa fortg'schickt. — Aber da andera Tag hat se lassa Maurer und Zimmerleut komma, und hat no däs Gebäu vom

Dach bis in da Keller nunter durchſucha laſſa; ſe hänt aber älleweil nix finda könna. — I glaubs wohl, wann mer a Haus net abreißt, kann ma nix finda. — Seit dera Zeit iſcht allemol, wenn däs Haus verkauft wird, in Kaufbrief nei g'ſchrieba worda, daß wenn der Käufer den Schatz findt, er ihn dem Verkäufer ausliefra oder mit ihm theila müß, und ſell hot au Sein Königliche Hoheit der Kronprinz ſe müſſa g'falla laſſa, wenn er ſchon däs Haus recht honett zahlt hat. — Und jetzt ſind mer eba do und paſſet ſchon drei Tag auf de Schatz. — Sehet, mei Herr, ſell iſcht die G'ſchicht.«

Ich dankte lachend für die erhaltene Mittheilung und dachte: es ſind halt immer noch die alten Schwaben. — Von Stuttgart aus machte ich auch in Geſchäftsangelegenheiten einen Beſuch in Tübingen; auf der Rückfahrt war ich mit drei der geiſtlichen Herren, die zur Verſammlung der Guſtav-Adolphsſtiftung gekommen waren, in demſelben Wagen. Unter ihnen war der Pfarrer von Seckbach, ein churheſſiſches, nur eine halbe Stunde von Berkersheim und eine Stunde von Frankfurt gelegenes Dorf. Dieſer Herr war ſehr erſtaunt, als er von ſeiner Seckbacher Gemeinde ſprach, mich ſo unterrichtet von ſeinem Dorf Berkersheim und der ganzen Gegend zu finden, worüber ich ihm noch manchen Aufſchluß und hiſtoriſche Notizen gab und ihm endlich mittheilte, daß der Seckbächer Zehnte unſerer Familie gehört habe. — Bald darauf wurde die Unterhaltung politiſcher Art, und als ich bei dieſer Gelegenheit den Herren auch manche ihnen fremde Dinge von Paris und allerlei erſt kürzlich in den Tuilerien vorgefallene Thatſachen und von der Herzogin von Orleans, dem König, der Herzogin von Nemours ꝛc. erzählte, ſahen ſie ſich einander verwundert und verlegen an, und ich ſchloß aus ihren Mienen, daß ſie mich für eine Art Tauſendkünſtler halten müſſen, mit dem nicht gut Suppe zu eſſen ſei, da ich in Seckbach wie in Paris zu Hauſe war, und es ſchien als würde es ihnen wahrhaft unheimlich in meiner Geſellſchaft. — Vielleicht hielten ſie mich auch für einen Generalſpion.

Von Stuttgart reiste ich nach Darmſtadt, wo ich einige Tage bei meinen Verwandten weilte und das Glück hatte, Jenny Lind zu hören, die hier gaſtirte und mehrmals in Opern auftrat, und namentlich in der Nachtwandlerin excellirte. Doch fand ich die ſchwediſche Nachtigall kein ſo ungeheures Phänomen, als

man in den Journalen aus ihr machte — In Darmstadt warnte man mich nicht nach Frankfurt zu gehen, indem die Artikel, welche ich in französischen Zeitungen über Frankfurt und dessen Regierung habe abdrucken lassen, daselbst viel böses Blut gemacht hätten, und man sicher einen Gewaltstreich gegen mich begehen würde. — Ich ging nun nach Nödelheim, wo ich bei guten Freunden wohnte, und von da aus Zusammenkünfte mit einigen Juristen hatte, die aber zu nichts führten, da sie der Meinung waren, daß, wie die Justiz in Frankfurt beschaffen und man gegen mich gesinnt sei, sich auf diesem Wege nichts durchsetzen lasse, besonders auch bei dem Einfluß, den der General (Dietrich) Neuf immer noch durch seine Sippschaft und Verwandte habe — Dennoch konnte ich es nicht über mich bringen, wenigstens einer Vorstellung im Frankfurter Theater beizuwohnen, als gerade die Zauberflöte in demselben aufgeführt wurde. Wohl vergnügt begab ich mich dahin, und bemerkte bald, daß ich von vielen Seiten die Aufmerksamkeit, namentlich auch die [illegible] Senatoren auf mich gezogen hatte — Ich wartete indessen ruhig ab, was da kommen würde — und es kam nichts, man ließ mich wieder ungehindert nach Nödelheim abfahren. Ich bin fest überzeugt, daß sich die Herren in Frankfurt den folgenden Tag darüber berathen, was sie den vorhergehenden hinsichtlich meiner hätten thun sollen.

Auch nach Berkersheim machte ich einen Abstecher und blieb einen Tag bei dem jetzt dort angestellten gastfreien Pfarrer Münch, den ich schon früher kannte und besucht hatte, und der einen Bruder in Paris, als Kaufmann etablirt, hatte.

Während meines Aufenthalts in Nödelheim, wo sich indessen gar Manches verändert hatte, und mehrere meiner Bekannten gestorben waren, erhielt ich einen Brief vom Bankier Ferrère aus Paris, worin mir dieser meldete, daß ich an meinen Actien schon über 100,000 Franken gewänne und verfügen solle, ob er sie jetzt verkaufen oder noch länger aufbewahren solle, ich könnte im letztern Fall freilich die Chance haben, noch mehr zu gewinnen. — Ich antwortete ihm, daß ich in wenig Tagen wieder in Paris einzutreffen gedenke, und er möge die Actien noch bis zu meiner Ankunft bewahren — Einige Tage darauf reiste ich auch wirklich über Mainz, Köln, Aachen und Brüssel, wo ich ein Paar Tage ruhte, nach Paris zurück, und hörte bei meiner Ankunft sogleich, daß seit sechs Tagen die Actien der Nordbahn ungeheuer

gefallen seien, so daß sie fast wieder al pari stünden und die erkünstelte Steigerung allgemein als eine gewaltige Schwindelei erkannt werden sei.

Herrère bestätigte mir dies, und so waren meine 100,000 Fr. völlig zu Wasser geworden. — Ich konnte mich trösten, wenigstens nichts verloren zu haben, wie so mancher andere arme Teufel, der total durch diese Manoeuvre zu Grunde gerichtet worden war. Bei dieser Gelegenheit wurde mir abermals klar, wie sehr wir armen Menschenkinder, der Beherrscher des mächtigsten Reiches, Welteroberer wie Alexander und Cäsar, gleich dem Trompetenjammler und dem Bettelmann an der Brücke, nur die Spielbälle eines furchtbaren Schicksals sind, das die Alten schon mit Recht über ihre Götter, die selbst demselben unterworfen waren, setzten, und gegen das jede menschliche Berechnung zur Seifenblase wird. Eine ungeheure furchtbare Macht gängelt uns sammt und sonders gleich Marionetten an unsichtbaren Fäden. Das Warum wird uns hienieden nie klar werden. — Hätte ich an Herrère geschrieben, die Actien sogleich zu verkaufen, so hätte ich 100,000 Franken, und so mußte ich zufrieden sein, wenigstens nicht noch darauf zahlen zu müssen, ja es blieben mir noch ungefähr 800 Franken von dem Gewinn, welche die Kosten meiner Reise nach Deutschland deckten.

Ich bearbeitete nun ein Werk über die damaligen Zustände in Deutschland in französischer Sprache, unter dem Titel: „Mouvement politique, religieux, littéraire, industriel et social de l'Allemagne" und unter dem angenommenen Namen Brandenstein. — Ich fand auch sogleich einen Verleger für dasselbe, in der Person des Buchhändlers D..., ein junger Däne aus Kopenhagen, Sohn eines reichen Bankiers daselbst, der die Buchhandlung Heideloff käuflich an sich gebracht hatte, und reichlich mit Mitteln versehen war, um sein Geschäft in Schwung zu bringen. Aber der noch sehr junge Mensch hatte wenig Erfahrung, und Paris ist für solche Gänse ein schrecklicher Abgrund, in welchen sie bald hilflos versinken. Der junge D... liebte die Mädchen, hatte bald eine Bekanntschaft mit einer Actrice eines untergeordneten Theaters, und solche sind Tanzsäle, in denen auch Millionen verschwinden; eine sehr gefährliche Krankheit blieb auch nicht aus, und schnell war das schöne Geschäft, noch obendrein in einer der günstigsten Lagen auf dem Börsenplatz, so zerrüttet,

daß Alles ins Stocken kam, und auch mein Werk, von dem schon ein halbes Dutzend Lieferungen erschienen war, welche besonders Mengs damals großes Aufsehen machenden religiösen Charlatanismus besprachen, wurde nicht fortgesetzt. Der Papa wollte keine Gelder mehr schicken, und kam endlich selbst, um zu sehen, wie die Sachen stünden, fand aber Alles in einer trostlosen Verwirrung.

Damals machte ich häufige Besuche in der großen Todtenstadt, die östlich von Paris, am Ende der Straße la Roquette liegt, deren Haupteingang vor der Barrière d'Aunay, und die unter dem Namen Père Lachaise bekannt ist. — Es gibt viele Personen, die sich scheuen Kirchhöfe zu besuchen, und überhaupt nicht gerne etwas sehen, was sie an den Tod erinnern könnte. Bei mir war dies immer der entgegengesetzte Fall und namentlich suchte ich allenthalben gerne die Friedhöfe auf, aber besonders die großen zu Paris und den Père Lachaise. Es war im Herbst 1845, wo ich fast täglich einige Stunden in demselben zubrachte, und die Gräber der hier ruhenden Celebritäten jeder Art aufsuchte, was ein ganz besonderes Interesse für mich hatte und mir die Eitelkeit alles Irdischen so recht klar machte.

Der Ort, auf welchem dieser Friedhof liegt, hieß vor alten Zeiten der Ludwigsberg, und war eine mit schönen Landhäusern und Gärten geschmückte Anhöhe. Ein sehr reicher Kaufmann Namens Régnaut erbaute sich daselbst 1347 eine prächtige Wohnung, welche man Régnauts Thorheit nannte. — Später brachten die Jesuiten dieses Haus an sich, das ihre Hauptniederlassung wurde. Der Pater Lachaise, Beichtvater Ludwigs XIV., wohnte als Oberer des Ordens die letzten Jahre seines Lebens daselbst, und vergrößerte diese Besitzung außerordentlich. 1763 wurden die Jesuiten auch von da verjagt und 1804 verordnete Napoleon, daß dieser Ort zu einem großen Kirchhof für Paris dienen sollte. Man brachte sogleich die Gräber Molières, Lafontaines, Beaumarchais und vieler Anderer dahin, die sich auf den verschiedenen Kirchhöfen innerhalb Paris befanden, deren Zerstörung verordnet wurde.

Wenn man durch den Haupteingang der großen Todesstadt kommt, so erblickt man sogleich eine schöne Cypreßenallee, und ist bald darauf von zahllosen Gräbern und Monumenten umgeben. Hier schlummert unter einem einfachen, schweren Stein der un-

glückliche Nov: ein reich verziertes gothisches, kapellenartiges Monument, nahe an der Judenmauer, deckt die Ueberreste Abeilards und Heloisens; — hier liegt der liebliche Componist Bellini, dort Frankreichs erster Tragiker, Talma, begraben. Der reiche Bankier Aguado, der donnernde Redner Benjamin Constant, die schöne Madame Taillien, die Krieger und Marschälle Macdonald, Davoust, Viktor, Beurion S. Cyr ꝛc., Beaumarchais, Boieldieu, der so witzig geistreiche Börne, Barras, Bernardin de S. Pierre. Der englische Admiral Sidney Smith, Royer Collard, Roederer, die Gräfin Demidoff, die Fürstin Czartoriska, Garnier Pages, Orfila, Grouchy, Labedoyère. Der Marschall Kellermann, Lafitte, Lefebvre, die Hero Normand, Marschall Mortier, Mehül, Piozzo di Borgo, der Abbé de Prade schlummern oder faulen hier mit Millionen andern Berühmtheiten oder Unberühmtheiten, Schönheiten, die alle Köpfe verdrehten und Häßlichkeiten, die Jedermann floh; Köpfe voll sprudelndem Geist und Witz, und stupide Dumm- und Hohlköpfe, die Grauen erregten, alle unter mehr oder minder schweren, zum Theil geschmackvollen, zum Theil geschmacklosen Monumenten und Steinen — Uebrigens hat der Père Lachaise recht romantische Parthieen, und die vielen Cypressen, welche so manches Grabmahl umgeben, geben ihm ein orientalisches Ansehen.

Diese Spaziergänge brachten mich auf den Gedanken der Bearbeitung eines recht phantastischen Werkes, dessen Manuscript ich jedoch beschloß, vorerst in meinen Pult zu verschließen, und dessen Veröffentlichung auf eine spätere Zeit zu verschieben. — — Während des Winters, den ich wieder in Paris zubrachte, arbeitete ich nun an verschiedenen andern Werken, die ich schon länger projektirt hatte, und erwartete mit Ungeduld den kommenden Frühling, der mich nach Havre bringen sollte, um dort die paradiesischen Höhen von Ingouville in ihrer ganzen Pracht zu sehen und zu genießen, und dabei einen Abstecher nach England zu machen, um das riesige London kennen zu lernen.

---

Wir sind noch im Besitz einer bedeutenden Parthie Manuscripte vom todten Verfasser der »vierzig Jahre« ꝛc., zu deren Herausgabe wir uns vielleicht später entschließen, da uns der jetzige Moment nicht passend dafür scheint.

Der Herausgeber der 40 Jahre ꝛc.

Wir laſſen hier ein Fragment aus einem noch ungedruckten Werk, welches den Titel: „Der Fauſt des neunzehnten Jahrhunderts“ führt, und von dem uns das aus dem Engliſchen überſetzte Manuſcript mitgetheilt wurde, folgen.

Michel Fauſt und ſein gehorſamſter Diener, Fürſt Beelzebub, promenirten gemüthlich im Regents-Park in London, und politiſirten wie gewöhnlich. — Sie unterhielten ſich dießmal über die endloſen ruſſiſch-türkiſchen Angelegenheiten. Plötzlich ſagte Erſterer zu Ihrer hölliſchen Durchlaucht: Ich will auf der Stelle dem Earl of Aberdeen meine Aufwartung machen, und ihm meine Meinung hinſichtlich ſeiner heilloſen Politik in dieſer Angelegenheit rund herausſagen.

— Wird wenig helfen, hohnlächelte Beelzebub; das engliſche Krämerintereſſe avant tout.

— Es ſchadet aber nichts, wenn ihm einmal die Augen geöffnet werden.

— Se. Lordſchaft lieben es ſie zu ſchließen.

— Wohlan, die Ohren kann er doch nicht verſchließen! Laß uns gehen.

— In welcher Geſtalt willſt du dich ihm vorſtellen.

— Ich dächte in preußiſcher Generals-Uniform, dieſe wird doch noch allenthalben am meiſten reſpektirt, und macht den beſten Eindruck.

Gut, ich will dir das Ausſehen des General Radowitz verleihen, als ſolchen laſſen wir uns melden, und ich ſpiele die Rolle deines Adjutanten.

Wenig Augenblicke darauf wurde General v. Radowitz bei dem engliſchen Premier angemeldet, der ſich beeilte, den wegen ſeinem Geiſt und ſeinen Kenntniſſen ſo gerühmten Mann zu empfangen.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeits-Ceremonien nahm Michel Fauſt das Wort, und ſagte zu der engliſchen Herrlichkeit:

— Der Zweck meines Beſuchs iſt, Ihnen meine Anſichten hinſichtlich der ruſſiſch-türkiſchen Differenzen mitzutheilen.

— Ich bin höchſt erfreut, von einem ſo klugen und ſcharfſichtigen Mann zu hören, was er von dieſer ſchwierigen Sache hält.

— Die Türkei iſt ein durch und durch fauler Staat, ſagte Michel, der ſich in Europa nicht mehr lange wird halten können, ſo ſehr man ihn auch ſtützen mag. Selbſt einem Peter dem Großen und Friedrich dem Einzigen würde es ſchwer fallen, ihn zu regeneriren oder zu civiliſiren. — Aber ſolche Herrſcher zu erhalten, hat die Türkei auf Generationen hinaus keine Ausſicht. — Der jetzige noch junge Sultan iſt ein Schwächling, ein Spielball diplomatiſcher und Serail-Intriguen. — Wenn auch einige hochgeſtellte türkiſche Beamten ſich einer vorangeſchrittenen Civiliſation rühmen können, ſo hat dies wenig oder vielmehr keinen Einfluß auf das rohe Volk der Osmanli und ſeine Ulemas, und ſo lange dieſe der mahomedaniſchen Religion zugethan ſind, welche die Vertilgung aller anders Glaubenden befiehlt, ſo lange iſt an kein Beſſerwerden dieſes Volks zu denken. — Alle Mittel, die man anwendet, die Türkei vor dem ihr bevorſtehenden Fall zu bewahren, ſind nur eine Galgenfriſt gewährende Palliative. Gelingt es auch diesmal noch, die drohende Gefahr abzuwenden, ſo wird ſie ſich in kurzer Zeit furchtbarer erneuern; man wird immer dieſelbe Siſyphusarbeit haben und trotz aller Vermittelungen und Verträge wird Rußland den geeignetſten Moment abpaſſen, um ſich Conſtantinopels zu bemächtigen, worauf es dann nicht lange dauern dürfte, daß es auch ſeine Gelüſte nach dem Sund befriedigt. Herr deſſelben und der Dardanellen, hat es Europa völlig in ſeinen Krallen, die es nur zu ſchließen braucht, um es zu erſticken.

Der Lord machte große Augen bei dieſen Worten und meinte: wenn Verträge geſchloſſen würden, die —

— Was Verträge, fiel ihm Fauſt-Radowitz ins Wort. — Ew. Lordſchaft wiſſen ſo gut wie ich, daß wo Macht, Stärke und Gewalt ſprechen, ſolche Dokumente nur Wiſche ſind, höchſtens gut der Käſekrämerei zu dienen. — »Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht«, und die Akten dieſes Gerichts beweiſen die Wahrheit meiner Behauptung zur Genüge. — Selbſt wenn Kaiſer Nikolaus es aufrichtig meinte, wenn er verſpricht, keine Eroberung machen zu wollen, wer ſteht für ſeine Nachfolger?! — Aber ich gebe nicht mehr auf ſolche Verſprechungen als auf all das Geſchmier türkenfreundlicher Zeitungen. — Das einzige Mittel, ein für allemal den ruſſiſchen Gelüſten nach der Türkei ein Ende zu machen, und ihnen jeden Vorwand dafür zu benehmen, iſt, der tür-

lischen Herrschaft in Europa ein Ende zu machen, und an ihrer Stelle ein solides griechisch-christliches Reich zu gründen, welches vorerst mit der Unterstützung der andern europäischen Großmächte im Stande wäre, Rußland gehörigen Respect einzuflößen, und nach und nach so erstarken würde, daß es auch ohne fremde Hilfe dem Reich der Czaren die Spitze bieten könnte.

— Hierüber wäre sich um so leichter zu verständigen, als es in dem Interesse aller europäischen Staaten liegt, das weitere Umsichgreifen Rußlands um jeden Preis zu verhindern. Namentlich aber muß England Alles daran gelegen sein, die Russen von Constantinopel fern zu halten, denn einmal im Besitz desselben würden sie bald auch die erste Seemacht der Welt werden.

Carl Aberdeen konnte nicht umhin, dem, was der vermeintliche General Radowitz gesagt, in den meisten Dingen beizupflichten, und versprach demselben, die Sache mit seinem Collegen reiflich zu überlegen und auf Mittel zu denken, wie dem drohenden Uebel zu wehren sei. — Michel Faust empfahl sich dem Premier mit der Bemerkung: Er möge beim Ueberlegen ja das Fatale: zu spät vermeiden. Beelzebub aber murmelte höhnisch lächelnd: wenn es nicht schon eingetreten ist.

Bald darauf flog der höllisch-fürstliche Freund mit seinem Schützling über den Canal. Beide ließen sich in einem Gebüsch des Tuileriengartens nieder und machten hierauf ihre Aufwartung dem Kaiser der Franzosen. — Was bei diesem verhandelt wurde, muß vorerst noch ein Geheimniß bleiben.

Bayerische Staatsbibliothek München

4° 4
175 b
4 1
17181